



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Digitale Sammlungen

Bremisches Jahrbuch

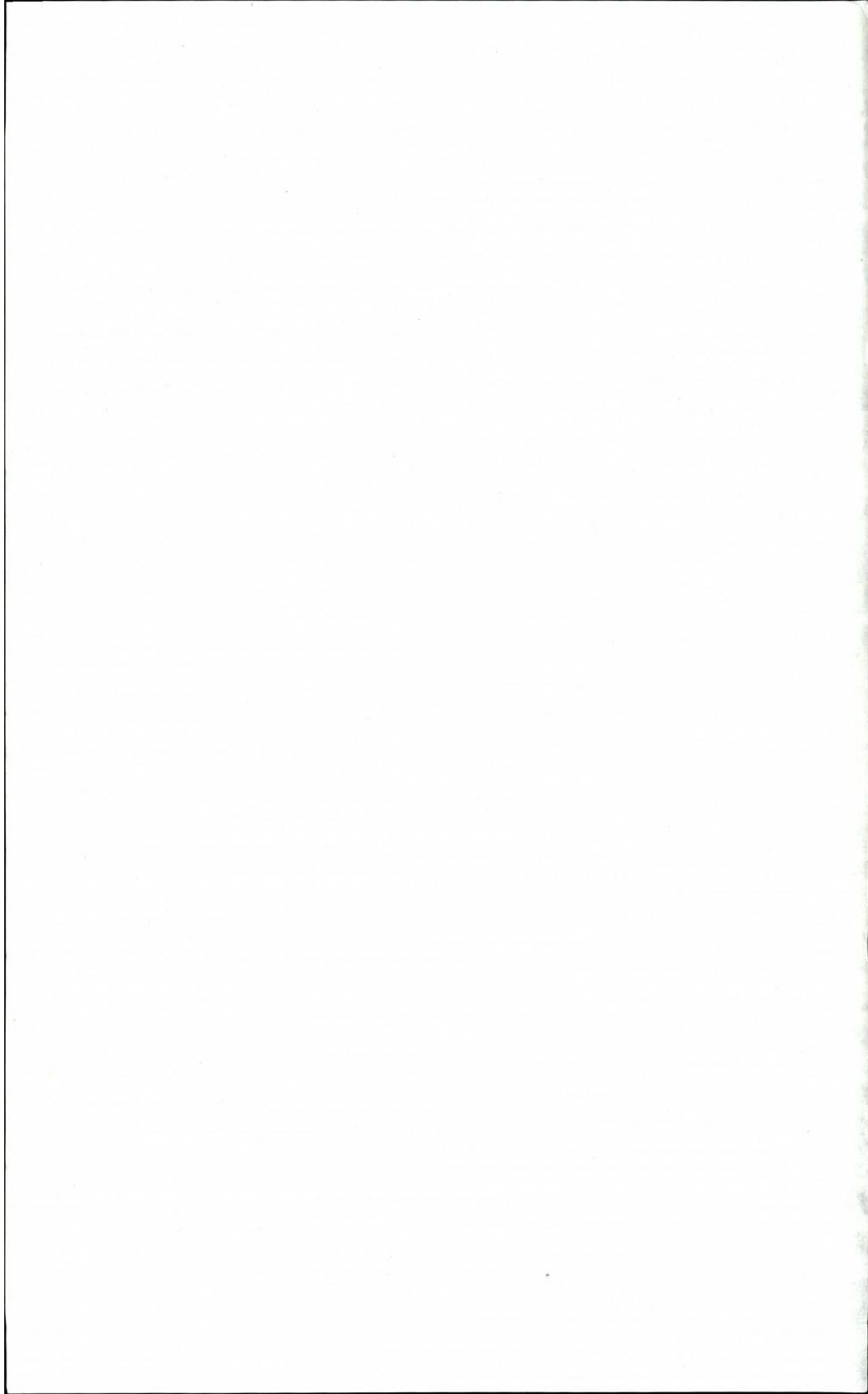
Historische Gesellschaft Bremen

Bremen, 1864-

Band 91 [2012]

urn:nbn:de:gbv:46:1-386

BREMISCHES JAHRBUCH · BAND 91 · 2012



BREMISCHES JAHRBUCH

In Verbindung mit der
Historischen Gesellschaft Bremen
herausgegeben vom
STAATSARCHIV BREMEN

FESTSCHRIFT
zum
150-jährigen Bestehen der
Historischen Gesellschaft Bremen

BAND 91 · 2012

Selbstverlag des Staatsarchivs Bremen

Das BREMISCHE JAHRBUCH erscheint seit 1863

REDAKTION:

Konrad Elmshäuser

REDAKTIONSAUSSCHUSS:

Jörn Brinkhus, Brigitta Nimz, Bettina Schleier

Die Redaktion bittet, Zuschriften, Manuskripte und Rezensionsexemplare
an das Staatsarchiv Bremen, Am Staatsarchiv 1, 28203 Bremen, zu richten.

Sie finden Band 1 – 90 des Bremischen Jahrbuchs vollständig im Internet unter:
<http://brema.suub.uni-bremen.de>

Anmeldungen zur Mitgliedschaft in der
Historischen Gesellschaft Bremen,
die zum freien Bezug des Jahrbuchs berechtigen, nimmt
die Geschäftsstelle unter der o. a. Adresse und über
info@historische-bremen.de gerne entgegen.
Der Jahresbeitrag für Einzelmitglieder beträgt 25,- Euro.

Die Historische Gesellschaft Bremen dankt der Sparkasse Bremen
für die Gewährung großzügiger finanzieller Unterstützung
zum Druck des Bremischen Jahrbuchs.

Satz: taips. Bremen
Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier von
Geffken & Köllner, Bremen

ISSN 0341-9622

Inhalt

Titelbild und Erläuterung

150 Jahre Historische Gesellschaft Bremen e.V. – Festakt am 19. März 2012 im Rathaus zu Bremen Von Konrad Elmshäuser	13
--	----

Aufsätze

Mehr Vergangenheit war nie – Vom Nutzen und Nachteil der Historie in der Mediengesellschaft Von Sven Felix Kellerhoff	21
Der Sinn für Bremens Geschichte. 150 Jahre Historische Gesellschaft Bremen – zur Entstehung einer kulturhistorischen Ausstellung Von Eva Determann	34
»Der Pflicht Genüge getan.« – Die Historische Gesellschaft Bremen, die Jubiläen der »Befreiungskriege« und das Bild von der »Franzosenzeit« Von Helmut Stubbe da Luz	43
150 Jahre Bremisches Urkundenbuch Von Adolf E. Hofmeister	56
Das St. Petri Witwenhaus von 1536 in Bremen – »Ein Zeichen christlicher Nächstenliebe« Von Lydia Niehoff	67
Zwei mittelalterliche Altargemälde im Bremer Dom-Museum – Werke aus dem Umkreis von Michael Wolgemut? Von Ingrid Weibezahn	86
»Verbrennen Sie gefälligst diesen Brief« – Zur Medizin und ihrer Bedeutung im Nachlass von Wilhelm Olbers Von Maria Hermes	100
Das Protokollbuch der Emma Holler: »Wegen ihrer Rechtschaffenheit besonders für eine Unterstützung vom Frauenverein geeignet« Von Bärbel Ehrmann-Köpke	109

Der Bremer Kunstmaler Heinrich Fette (1858 – 1903): »Jahrelang der erste Mitarbeiter Fitgers« Von <i>Peter Ulrich</i>	120
Hindenburg in Bremen – Februar 1921 und April 1924 Von <i>Klaus Auf dem Garten</i>	139
Bremens Polizeiobers Walter Caspari – ein Kriegsverbrecher? Von <i>Hans Wrobel</i>	164
Die Stadtzeitschrift »Der Schlüssel« und »Bremens deutsche Aufgabe«: Wirtschaftsjournalismus, NS-Propaganda und Geschichtskultur (1936 – 1943) Von <i>Jörn Brinkhus</i>	185
Der Koloss auf der Kaje. Chronik eines Irrtums: 50 Jahre Columbusbahnhof II in Bremerhaven Von <i>Harald Focke</i>	225
»Gastarbeiter« und »Migranten« in Bremen: Triebkräfte, Wirkungen und politische Herausforderungen der Zuwanderung aus dem Ausland am Beispiel der Bremer Stahlindustrie Von <i>Karl Marten Barfuß</i> und <i>Eike Hemmer</i>	244
Miszellen	
Bremer Schlüssel im Baltikum Von <i>Andreas Röpcke</i>	270
»Abstand«, ein mehrdeutiges Wort in Bremer Geschichtsquellen der frühen Neuzeit Von <i>Hans Hermann Meyer</i>	273
<i>O vita! ô flos! ô stella corusca scholae!</i> – Humanistische Lobpreisungen auf Bremen Von <i>Thomas Elsmann</i>	279
Johann Böses Tete-a-Tete. Ein kunst- und kulturhistorischer Nachtrag zur Geschichte der Bremer Zuckerfabrikanten-Dynastie Böse Von <i>Horst Rössler</i> und <i>Olaf Rennebeck</i>	287
Denkmalpflege am Staatsarchiv Bremen Von <i>Georg Skalecki</i>	294

Rezensionen und Hinweise

Bickelmann, Hartmut u. a. (Hrsg.): Fluss – Land – Stadt. Beiträge zur Regionalgeschichte der Weser (<i>Jörn Brinkhus</i>)	299
Brandhuber, Klaus: Borgward Automobil-Werke: Aufbau, Wirtschaftswunder und Konkurs: Hintergründe und Details (<i>Konrad Elmshäuser</i>)	301
Bullerdiek, Jörn und Tilgner, Daniel: Lloydmissionen. Robert Claessens' Fahrten um die Welt 1891 – 1955 (<i>Christian Ostersehlte</i>)	303
Cordes, Hermann u. a.: Borgfeld-Lexikon. Von Aalfang bis Zur Waldschänke (<i>Konrad Elmshäuser</i>)	305
Deggim, Christina (Bearb.): Archivalische Quellen zum Seeverkehr und den damit zusammenhängenden Waren- und Kulturströmen an der deutschen Nordseeküste vom 16. bis zum 19. Jahrhundert (<i>Jörn Brinkhus</i>)	306
Fischer, Norbert: Der wilde und der gezähmte Fluss. Zur Geschichte der Deiche an der Oste (<i>Adolf E. Hofmeister</i>)	308
Fuchs, Robert: »Und keiner hat sich gekümmert!« Dokumentation zur Geschichte der Bremer Heimerziehung 1945 – 1975 (<i>Bettina Schleier</i>)	309
Gräfin, Birte: Tradition Reform. Die Universität Bremen 1971 – 2011 (<i>Hans Kloft</i>)	310
Hägermann, Dieter und Weidinger, Ulrich: Bremische Kirchengeschichte im Mittelalter (<i>Adolf E. Hofmeister</i>)	315
Hanke, Birgid: Carl F. W. Borgward. Unternehmer und Autokonstrukteur (<i>Konrad Elmshäuser</i>)	301
Hannemann, Tilmann (Hrsg.): Bremer Religionsgeschichten. Kontinuitäten und Wandel zwischen Religion und Gesellschaft (<i>Konrad Elmshäuser</i>)	317
Kaack, Ulf: Borgward: Sprüche, Weisheiten und Anekdoten (Carl B. Auto-Geschichte(n) Band 2) (<i>Konrad Elmshäuser</i>)	322
Kiedel, Klaus-Peter: Schiffe, Helgen, Docks und Kajen. Mit dem Fotografen Karl Schemkes in den Bremerhavener Häfen 1950 – 1965 (<i>Christian Ostersehlte</i>)	318
Körner, Irmela: Sendesaal Bremen. Die Rettung eines Klangjuwels (<i>Bettina Schleier</i>)	320
Konukiewitz, Wolfgnag und Weiser, Dieter (Hrsg.): Die Findorff-Siedlungen im Teufelsmoor bei Wörpswede. Ein Heimatbuch (<i>Konrad Elmshäuser</i>)	321
Kurze, Peter: Auf Borgwards Spuren in Hastedt (Carl B. Auto-Geschichte(n) Band 1) (<i>Konrad Elmshäuser</i>)	322

Meyer-Braun, Renate: Frau Bürgermeister Annemarie Mevissen. Eine Biografie (<i>Hartmut Müller</i>)	323
Meyer-Hüsing, Peter: Universität Bremen. 40 Jahre Bewegung (<i>Hans Kloft</i>)	310
Mörchen, Stefan: Schwarzer Markt, Kriminalität, Ordnung und Moral in Bremen 1939–1949 (<i>Jörn Brinkhus</i>)	324
Reischauer, Peter-A.: Wer bringt den Bürgermeister ins Bett? Ein Protokollchef erinnert sich. (<i>Konrad Elmshäuser</i>)	326
Riemer, Dieter und Lissau, Uwe: Vom Leher Vogt zum Amtsgerichtspräsidenten. Gerichtsvorstände in Bremerhaven-Lehe vom Mittelalter bis heute (<i>Hans-Cord Sarnighausen</i>)	327
Schneider, Karl: »Auswärts eingesetzt.« Bremer Polizeibataillone und der Holocaust (<i>Jörn Brinkhus</i>)	329
Tiedemann, Kirsten: Bremens Kaisenhäuser. Mehr als nur ein Dach über dem Kopf (<i>Eva Determann</i>)	331
Wilhelm, Frauke: »Die Taschen waren voller Geld.« Hafen- und Rotlichtgeschichten von der Bremer »Küste« in den 50er und 60er Jahren (<i>Jörn Brinkhus</i>)	333
Denkmalpflege in Bremen. H. 9, 2012	335
Arbeiterbewegung und Sozialgeschichte. H. 26, 2012	336
Zeitschrift für Lübeckische Geschichte. Bd. 91, 2011	336
Jahrbuch der Männer vom Morgenstern. Bd. 89, 2010 und Bd. 90, 2011 ...	336
Stader Jahrbuch (Stader Archiv NF). Bd. 101, 2011	337
Oldenburger Jahrbuch. Bd. 111, 2011	337
Hansische Geschichtsblätter. Bd. 129, 2011	337
Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte. Bd. 82, 2010	338
Weitere Neuerscheinungen zur bremischen Geschichte und Landeskunde	339
Historische Gesellschaft Bremen Jahresbericht 2011	341
Rechnungsbericht 2011	344
Anschriften der Autoren und Rezensenten	346



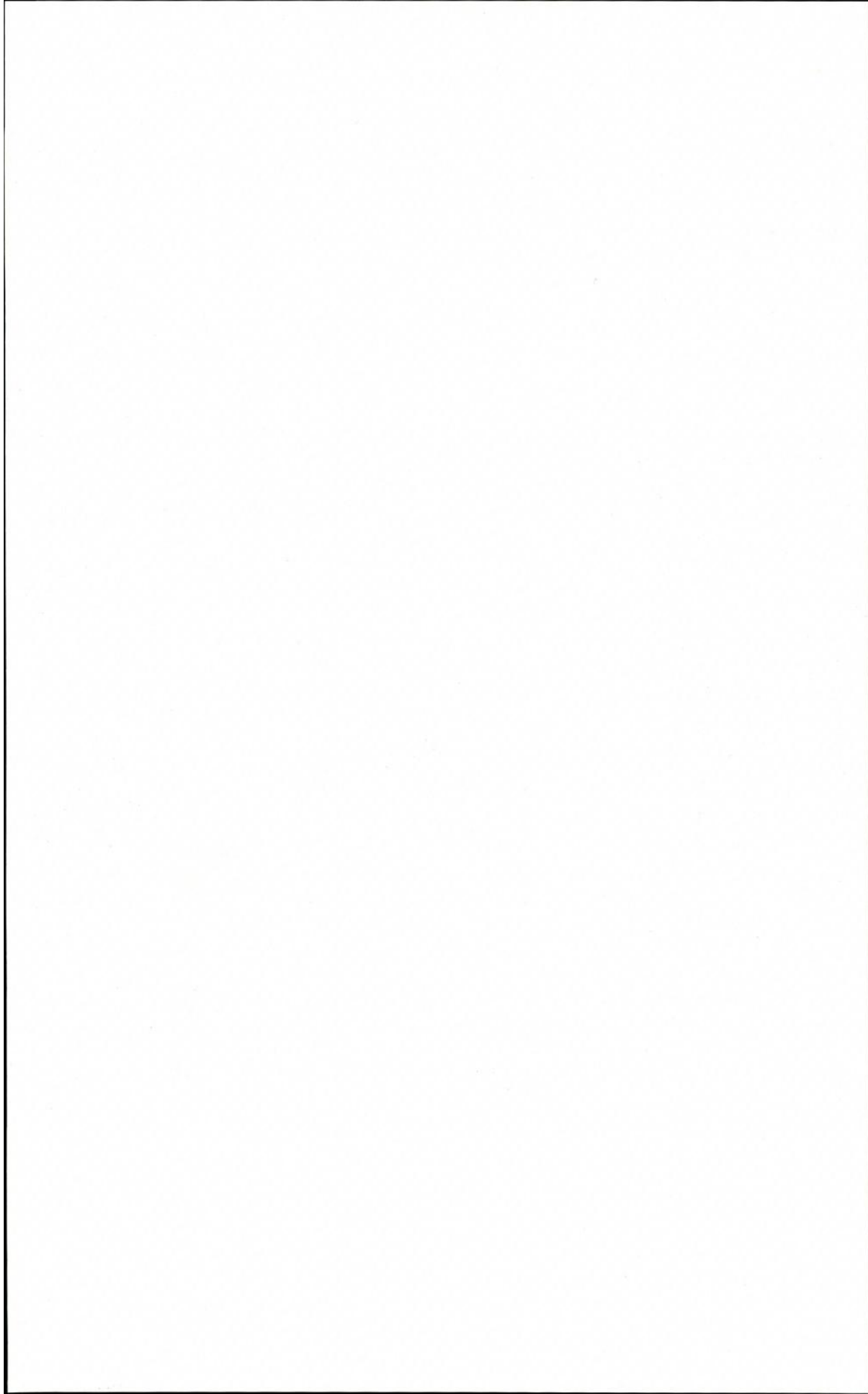




Abb. umseitig:

Festveranstaltung in der Oberen Halle des Bremer Rathauses zum 150-jährigen Bestehen der Historischen Gesellschaft am 19. 3. 2012.

150 Jahre Historische Gesellschaft Bremen e.V.

Festakt am 19. März 2012 im Rathaus zu Bremen

Von Konrad Elmshäuser

Sehr geehrter Herr Bürgermeister Böhrnsen, sehr geehrter Herr Prof. Tremml, lieber Herr Ehrenvorsitzer De Porre, liebe Mitglieder und Freunde der Historischen Gesellschaft Bremen, meine sehr geehrten Damen und Herren!¹

Seien Sie ganz herzlich begrüßt an diesem 19. März 2012 in der Oberen Halle des Rathauses zu Bremen. Vor genau 150 Jahren trafen sich in Bremen sehr viel weniger Herren in kleiner und überschaubarer Runde – nämlich 16 an der Zahl – und genehmigten die Statuten einer »Unterabteilung für bremische Geschichte und Altertümer« im Bremer Künstlerverein. Es war dies der Gründungsakt der Historischen Gesellschaft Bremen, der uns heute hier zusammenführt.

Wir sind, sehr geehrter Herr Bürgermeister, außerordentlich glücklich und geehrt, dass wir den 150. Geburtstag der Historischen Gesellschaft Bremen in der Oberen Halle des Rathauses begehen dürfen. Wir betrachten diese dem Verein entgegengebrachte Aufmerksamkeit als eine freundliche Anerkennung unserer Arbeit – ganz so, wie Sie dies ja auch in Ihrer Begrüßung zum Ausdruck gebracht haben und wie dies ja auch eine gute Tradition dieses Hauses ist, das dem Verein auch zum 100. und zum 125. Geburtstag seine Türen geöffnet hatte. Hierfür nochmals ganz herzlichen Dank.

Wenn wir anlässlich des Jubiläums dann auch noch aus dem Mund des Vorsitzenden des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine freundliche Glückwünsche entgegennehmen dürfen, dann ehrt einen historischen Verein auch dies ganz besonders. Hierfür auch ein herzlicher Dank an Herrn Professor Tremml!

Vor dem Gruß aus Bayern erklangen bereits musikalisch Wiener Weisen. Dies mag Einigen vielleicht schon als ein Zuviel an südlichem Flair erschienen sein. Doch ist auch die Musik im Rahmen einer klugen Choreographie dem Genius Loci und dem Anlass geschuldet. Verstehen wir uns doch als stolzer Geschichtsverein einer Freien Hansestadt, die ihre Reichsfreiheit 1646 im kaiserlichen Schloss zu Linz erlangte und bergen doch auch das Rathaus und die Obere Halle vielfältige Erinnerungen an das Alte Reich. Immerhin schauen von der Decke die Herrscher des Hauses Habsburg auf uns nieder, womit hier auch ein Wiener Marsch erklingen darf. Und wo seit 600 Jahren der König von Böhmen die Fassade ziert, gehört Dvoraks Musik dazu!

1 Für die Druckfassung geringfügig verändertes Manuskript der Festansprache des Vorsitzers der Historischen Gesellschaft Bremen am 19. März 2012.

Meine sehr geehrten Damen und Herren: 150 Jahre Historische Gesellschaft Bremen. Hierzu werden Sie nun gewiss erwarten, dass ich anlässlich der langen Vereinsgeschichte der Historischen Gesellschaft den Bogen schlage von den Anfängen um das Gründungsjahr 1862 über Höhen und Tiefen des 20. Jahrhunderts bis hin zu unseren heutigen Aktivitäten. Notorisch erwartet wird in einem solchen Zusammenhang die Verlesung von ehrwürdigen Namen früher Gründer und verdienter Vorsitzter sowie Erfolgsmeldungen aus den Jahrzehnten der Vereinsaktivität. Nicht zu vergessen, die statistischen Angaben zum Gedeihen des Vereins, ablesbar an den Mitgliederzahlen und den vielfältigen Aktivitäten und Arbeitsgebieten sowie einschlägigen Publikationen.

Ich muss an dieser Stelle allzu große Erwartungen in Hinsicht auf eine tour d'horizon durch 150 Jahre Historische Gesellschaft dämpfen, will aber zugleich gerne versuchen, berechnigte Erwartungen nicht ganz zu enttäuschen. Denn Sie sollen gerne und intensiv in die 150 Jahre Vereinsgeschichte der Historischen Gesellschaft eintauchen dürfen, aber nicht heute und nicht an dieser Stelle.²

Stärker als das flüchtig gesprochene Wort wirkt doch noch immer die eigene Anschauung. Und was ist anschaulicher, als eine Ausstellung, in der man zwanglos und gut unterhalten Ereignisse, Personen und Zusammenhänge zu einem Ganzen zusammenfügen kann? Der Verein hat also das Jubiläum zum Anlass genommen, 150 Jahre Vereinsgeschichte in einer Ausstellung zu thematisieren. Eva Determann, Historikerin und Ausstellungskuratorin aus Bremen, in deren Händen seit Jahren erfolgreich die Führung der Geschäftsstelle der Historischen Gesellschaft liegt, war die gegebene Person, ein solches Vorhaben umzusetzen. Und somit freuen wir uns, zum

2 Die frühe Geschichte des Vereins und die Entwicklung seiner Aktivitäten sind bis in die 80er Jahre des 20. Jahrhunderts in mehreren Beiträgen anlässlich verschiedener Vereinsjubiläen ausführlich dargestellt und jeweils im Bremischen Jahrbuch publiziert worden. Auf diese sei hier hingewiesen:

- Wilhelm von Bippen, Vortrag beim zehnjährigen Stiftungsfeste der Gesellschaft am 18. März 1872, in: Brem. Jb. 7, 1874, S. XXI-XXXII;
- ders., Feier des 25jährigen Bestehens der Gesellschaft, in: Brem. Jb. 14, 1888, S. Xf.;
- ders., Ansprache des Vorsitzenden, gehalten bei der Feier des fünfzigjährigen Bestehens der Historischen Gesellschaft, am 13. April 1912, in: Brem. Jb. 25, 1914, S. XIII-XVII;
- Hermann Entholt, Sechzig Jahre Historische Gesellschaft, in: Brem. Jb. 29, 1924, S. 1-26;
- Alwin Lonke, Die Historische Gesellschaft als Treuhänder Bremischer Altertümer, in: Brem. Jb. 37, 1937, Festschrift zum 75jährigen Bestehen der Historischen Gesellschaft in Bremen, S. 1-29;
- Friedrich Prüser, Vierzig Jahre Historische Gesellschaft 1922-1962, in: Brem. Jb. 48, 1962, Festschrift zum 100jährigen Bestehen der Historischen Gesellschaft zu Bremen, S. 1-24; ders., Die Hundertjahrfeier, in: Brem. Jb. 49, 1964, S. 1-30;
- Eugen De Porre, 125 Jahre Historische Gesellschaft 1862-1987, in: Brem. Jb. 65, 1987, S. 9-26.

Geburtstagstermin unseres historischen Vereins eine Ausstellung mit dem Titel »Der Sinn für Bremens Geschichte« im Staatsarchiv eröffnen zu können.³

Dennoch nötigt ein Jubiläum nicht nur zur aktuellen Positionsbestimmung, sondern auch zum kurzen Innehalten und zum geordneten Blick zurück.

Was macht also nach 150 Jahren die Quintessenz eines Geschichtsvereins aus? Worin verkörpern sich 150 Jahre Sinn für Bremens Geschichte, was wurde und wird als Staffelstab durch die Zeiten weitergereicht?

Natürlich bestimmen die Veränderungen zunächst die Wahrnehmung. Aus der männlichen Honoratiorenversammlung von 1862 ist in Vorstand und Mitgliederschaft ein lebendiger Verein geworden, mit Männern und Frauen aller Altersstufen. Manches hat sich in ihm in bewährten Bahnen erhalten, vieles hat sich aber auch dramatisch verändert.

Als 1862 unsere 16 eingangs erwähnten Gründer ihre Tätigkeit aufnahmen, waren sie – das muss man leider eingestehen – in Deutschland längst keine Männer der ersten Stunde mehr. Städte vergleichbarer Größe und historischer Bedeutung – die hanseatischen Schwesterstädte Hamburg und Lübeck zumal – hatten längst Geschichtsvereine oder gar schon Institute oder Kommissionen. Die älteren hanseatischen Schwestern sind heute in Person des Vorsitzenden des Hamburger Geschichtsvereins und in Form eines von den Lübecker Freunden übersandten Geburtstagsgrußes aus Marzipan anwesend und wissen, dass der vergleichende Blick auf die Verhältnisse in den Schwesterstädten unter den Hansestädten Tradition hat. So wurde es schon in den 1840er Jahren in Bremen als peinlicher Mangel empfunden, dass man erkennbar hinterher hinkte! Dennoch kam es erst 1861 zu einer Vorgründung, die sich im folgenden Jahr fest konstituierte – aber nur bedingt formales Eigenleben entwickeln konnte, weil man sofort unter die Fittiche des im bremischen Bürgertum übermächtigen Künstlervereins schlüpfte und in diesem zunächst nur als Abteilung tätig war. Dieser formal etwas nachgeordneten Funktion war ein langes – wohl zu langes – Leben beschieden: Tatsächlich löste sich die Verbindung erst im Jahr 1936 mit Untergang des Künstlervereins endgültig. Also ein allmählicher Emanzipationsprozess von einer Verbindung, die bereits 1912 beim 50-jährigen Jubiläum als »ungünstig« empfunden wurde.⁴

Auch war das frühe Wirken des Vereins keineswegs so zielgerichtet, wie man denken mag. Die Akteure waren echte Dilettanten, also Liebhaber im ursprünglichen Wortsinn, die ihr Augenmerk aber auf vieles gleichzeitig lenkten: Geschichte, Denkmalpflege und Archäologie, ergänzt um fleißiges museologisches, bibliothekarisches, volkskundliches und naturwissenschaftliches Sammeln – dies lief noch ganz ungeteilt im euphorischen Anfang zusammen.

Es gab eben viel nachzuholen in Bremen. Zudem gaben es noch kaum öffentliche Kultur- und Forschungseinrichtungen wie Akademien, Museen oder gar Universitäten, die den Akteuren hätten wissenschaftlich den Weg

3 Vgl. hierzu den Beitrag von Eva Determann in diesem Band in Anlehnung an einen Titel von Friedrich Prüser, in: Geistiges Bremen. Hrsg. von Alfred Faust, Bremen 1960, S. 264 - 286.

4 Von Bippen, Ansprache (wie Anm. 2), S. XVI.

weisen können. Alwin Lonkes treffende, zum 75-jährigen Jubiläum der Historischen gewählte Bezeichnung des Vereins als »Treuhänder Bremischer Altertümer« bezieht sich auf diese wichtige Funktion der Historischen in den ersten Jahrzehnten ihres Wirkens.⁵

In sie fallen wichtige Richtungsentscheidungen wie v.a. die Ausrichtung der Gründung als wissenschaftlich tätiger und publizierender Verein, so dass Hermann Entholt diese Zeit im Jahr 1924 zurückblickend zurecht als »Heldengjahre« des Vereins bezeichnen konnte, als »Zeit der reichen Erträge von jungfräulichem Boden«.⁶ Die Historische steht wegen ihrer Funktion als Vorbereiterin von Grundlagen zudem im Vorfeld mancher noch heute existierender Bremer Einrichtung: das Staatsarchiv, das Fockemuseum, das Landesamt für Denkmalpflege, die Landesarchäologie, um nur die wichtigsten zu nennen, sie alle sind nach ihr, teils aber mit oder gar aus ihr entstanden oder können doch zumindest Impulse aus ihrer Frühzeit auf sie zurückführen.

Für die weitere Geschichte des Vereins war die Institutionalisierung dieser wichtigen Bremer Kultur- und Wissenschaftseinrichtungen dennoch eine zweiseitige Sache. Vieles was man im Elan der ersten Jahre begonnen hatte, hat man später aufgegeben – aufgeben müssen: So vor allem die Sammlungen, die an Räumlichkeiten, Budgets und Expertise gebunden waren, die man nicht hatte und die man wohl auch nur schwer über die Verluste aus zwei Weltkriegen und zwei Währungsschnitten hätte hinüberretten können.

Überhaupt taten die Brüche des 20. Jahrhunderts auch im Verein ein Übriges. Die 150 Jahre Vereinsgeschichte teilen sich in drei fast gleich lange Epochenschnitte, markiert durch den raschen Aufbau bis 1914, dann vier unruhige Jahrzehnte bis zum Kriegsende 1945, gefolgt von kräftigem Wiederaufleben in den Jahrzehnten nach 1950. 1918 und 1945 erschütterten den Verein obwohl äußerlich unberührt, dennoch in seinem Selbstverständnis.⁷ Eigentlich ging schon 1918 vieles von dem unter, was das gesellschaftliche Selbstverständnis des Vereins bis dahin getragen hatte. 1945 rüttelte nochmals gründlich an allen scheinbar wieder aufgebauten Gewissheiten und beschäftigt uns noch immer.

Trotzdem sind erstaunliche Kontinuitäten feststellbar, dies vor allem im Tätigkeitskern, der Trias aus Publikationen, Vorträgen und Exkursionen.

Beeindruckend, ja geradezu stürmisch waren in den Anfängen der Historischen ihre Publikationsimpulse: Bremische Denkmäler, Urkundenbuch, Bremisches Jahrbuch, Weihnachtsblätter, Bremische Biographie, Bremische Werkmeister sind nur die wichtigsten Stichworte. Den roten Faden der Kontinuität im Bereich der Publikationen bildet bis heute das Bremische Jahrbuch, das mit Hunderten Beiträgen in mittlerweile 90 Bänden Geschichtsforschung in Bremen noch immer publiziert, verfügbar macht und dokumentiert – und

⁵ Lonke (wie Anm. 2).

⁶ Entholt (wie Anm. 2), S. 8.

⁷ Vgl. zur Geschichte des Vereins in der NS-Zeit Helmut Stubbe da Luz, Im Dienst an »Bremens Deutscher Sendung«? Die Historische Gesellschaft Bremen und ihr Umfeld in der NS-Zeit, in: Brem. Jb. 86, 2007, S. 270-318.

dies seit einem Jahr auch vollständig digital und online. Es ist die älteste Zeitschrift der Freien Hansestadt und es verbindet somit die Anfänge des wissenschaftlichen Publikationswesens in Bremen mit den neuesten Entwicklungen im digitalen Zugriff aus Wissen und Geschichte.⁸

Auch Vorträge, Kolloquien und Veranstaltungen sind noch immer und in den letzten Jahren wieder zunehmend Medien der Vermittlung, die unter dem Dach der Wittheit zu Bremen als Verbund der wissenschaftlichen Vereine zum Vereinsprofil gehören. So lässt sich glücklicherweise festhalten, dass auch in der Mediengesellschaft das unmittelbar gesprochene Wort nicht an Wert und Anziehungskraft verloren hat. Und dass Geschichte derzeit generell eine hohe Aufmerksamkeit genießt, ist ja auch Thema des Festvortrags des heutigen Abends.⁹

Exkursionen und Fahrten gehören ebenfalls zum lang gepflegten Traditionsbestand landesgeschichtlicher Aktivitäten, doch ist mit ihnen selbst das jüngste und mittlerweile auch unverzichtbare Element der Vereinsarbeit einem Wandel unterworfen. Was anfangs mit Stock und Schirm einfache Wanderungen in die Bremer Umgebung waren, sind heute Studienfahrten mit Flugreise und Komfortbus bis ins Baltikum und nach Spanien: Studiosus statt Naturfreunde.

Doch sind dies Tätigkeitsfelder, in denen sich Wirksamkeit äußert, es sind keine eigentlichen Antriebsfedern. Eine solche ist vielmehr die Leidenschaft für die Geschichte, die Freude an der Erkenntnis über Vergangenes, das Interesse am Werden und Wachsen unserer Gesellschaft, das sich im lokalen Bereich in der Stadt- und Landesgeschichte manifestiert.

Allen, die sich darin wiederfinden, muss ein historischer Verein ein Angebot machen. Dies kann ein Angebot zum aktiven Mitmachen, aber auch eines nur zum passiven Begleiten sein.

Im Kernanliegen des Vereins, im Zentrum seiner Tätigkeit müssen sich die Mitglieder wiederfinden, denn ohne sie hat er weder Ziel noch Resonanzboden. Dabei sind historische Vereine keine Mitmachvereine wie Sportvereine. Geschichtsvereine haben kein Vereinsheim, sondern meist kleine Geschäftsstellen im Archiv oder Museum, sie unterhalten keine Anlagen nur für die Mitglieder, sondern veranstalten öffentliche Vorträge für alle Interessierten. Gerade weil aber historische Vereine wenig »social life« bieten und ihr Angebot der Allgemeinheit und nicht nur dem Verein zu Gute kommt, sind sie auf die Treue ihrer Mitglieder ganz besonders angewiesen. Nur wenn diese in ausreichender Zahl über ihr Interesse, ihr Engagement und auch ihre Beiträge die Arbeit unterstützen, kann es für alle weitergehen.

Dass dies in Bremen von derzeit noch immer fast 600 Bremerinnen und Bremern sowie auswärtigen Mitgliedern genau so gesehen und gehandhabt wird, ist wohl das eigentlich schönste Kontinuum in 150 Jahren Vereinsgeschichte. Und es ist zugleich die stärkste Verpflichtung für die kommenden Jahre.

8 Das Bremische Jahrbuch online ist ein Bestandteil der »Digitalen Sammlungen« der Staats- und Universitätsbibliothek Bremen: <http://brema.suub.uni-bremen.de/>.

9 Vgl. den Beitrag von Sven Felix Kellerhoff in diesem Band.

Dies steht im Übrigen in einer Traditionslinie der Verbindung von individuellem Interesse und Gemein Sinn, wie sie schon Wilhelm von Bippin in seinem Bericht zum 10-jährigen Bestehen der Historischen Gesellschaft im März 1872 charakterisiert hat: »Es ist gewiss, dass ein thatkräftiger Patriotismus nicht bestehen kann, ohne lebhaftes Theilnahme an den Angelegenheiten der Gemeinde, der wir zunächst die Sicherheit unserer Existenz verdanken; und wiederum der echte Werth dieses Gemeinwesens kann nur dann begriffen, die nothwendige Richtung seiner Bestrebungen kann nur dann (...) erkannt werden, wenn zu der Vertrautheit mit der gegenwärtigen Lage desselben auch die mit seiner Vergangenheit kommt. Es ist unsere lohnende Aufgabe, diese Vertrautheit zu fördern, hoffen wir, dass uns nie die Mittel, nie die Kräfte fehlen, ihr zu genügen.«¹⁰

Auch heute noch tragen die Mitglieder die Arbeit des Vereins – ideell durch ihre Teilhabe, materiell durch die Mittel aus Beiträgen und Spenden, ergänzt durch Spenden Dritter. Dies ist die finanzielle Basis der Tätigkeit im Sinne der Vereinssatzung. Ein lang gehegter Wunsch war es in den letzten Jahren, diesem bewährten und bislang tragfähigen Fundament ein weiteres, belastbares Element in Gestalt einer Stiftung hinzuzufügen. Einer Stiftung im besten Bremer Bürgersinn, zugunsten von Forschungen zur bremischen Landesgeschichte, möglichst zustiftbar verfasst, damit sie wachsen und gedeihen kann. Denn auch in der Idee der Stiftung trifft sich Bürgersinn mit dem Ziel des Gemeinnutzes und der Verpflichtung zum verantwortlichen Wirtschaften. Ein bislang wohl gemerkt vergebens gehegter Wunsch.

Im 150. Jahr ihres Bestehens hat nun die Historische Gesellschaft die Freude, die Gründung einer solchen Stiftung bekannt geben zu dürfen. Dass sie dies kann, führt wieder zurück zu ihren Mitgliedern und ihrem »Sinn für Bremens Geschichte«. Durch die großzügige Spende eines Mitgliedes der Historischen Gesellschaft ist sie in die Lage versetzt worden, im Jahr ihres Jubiläums eine solche Stiftung zu gründen. Dies ist bei der Stiftungsbehörde mittlerweile geschehen, dort ist die Stiftung unter dem Namen »Stiftung Landesgeschichte der Historischen Gesellschaft Bremen e.V.« eingetragen worden, die Stiftungs-urkunde ist bereits ausgefertigt und zugestellt worden.

Dank der erwähnten Einzelspende konnte die Stiftung zunächst mit einem stattlichen Startkapital ausgestattet werden, doch soll und wird sie als zustiftungsfähige Einrichtung weiter wachsen können. Stiftungszweck ist lt. § 2 ihrer Satzung »die Förderung von Veröffentlichungen und Forschungen zur bremischen Geschichte, namentlich des Bremischen Jahrbuchs als landeshistorische Zeitschrift für alle Sparten der bremischen Geschichtsforschung, und die Bereitstellung eines Fonds, aus dem Zuschüsse für Arbeiten zur bremischen Geschichte (auch Nachwuchsarbeiten) geleistet werden können.«¹¹

Dafür, dass hiermit die an Bremer Geschichte Interessierten und die bremische Landesgeschichte reich beschenkt worden sind, gilt der Stifterin ein

10 Von Bippin, Vortrag (wie Anm. 2), S. XXXIf.

11 Satzung der »Stiftung Landesgeschichte der Historischen Gesellschaft Bremen« vom 28. Februar 2012, § 2.

ganz herzlicher Dank, der an dieser Stelle auch all jenen ausgesprochen werden soll, die der Stiftung noch zuspenden werden.

Mit Recht wird sich hieran die Frage anschließen: Und was schenkt die Historische Gesellschaft der Allgemeinheit anlässlich des Jubiläums? Eine berechnete Frage, denn traditionell sind zu Jubiläen der Historischen Gesellschaft wissenschaftliche Projekte ausgelobt und durchgeführt worden. Und diese waren nicht nur der Hansestadt, sondern den Bremerinnen und Bremern selbst gewidmet – als Adressaten und zugleich als Gegenstand dieser Projekte. 1912 gab die Historische Gesellschaft zu ihrem 50-jährigen die Bremische Biographie des 19. Jahrhunderts heraus, 1962 folgte zum 100. die Biographie des 20. Jahrhunderts.

2012 wird eine Publikation in dieser Traditionslinie, wenn auch mit anderem Schwerpunkt erfolgen. Bürgersinn und Bürgerschaft sind in Bremen seit dem Mittelalter gewachsene und gelebte Begriffe. Die Stadt hat sich schon früh als Zusammenschluss freier Bürger von geistlicher Herrschaft und ihrem fürstlichen Umland abgesetzt – ihr Freiheitsbegriff kann im Kern als die Freiheit des Bürgers vor fremder Herrschaft definiert werden – dies machte sie stets so anziehend für Fremde, seien sie frei oder unfrei. Wer Bürger sein und Bürgerrecht genießen durfte, leistete als Neubürger einen Eid vor dem Rat, abgesichert durch die Bürgerschaft eines Altbürgers. Dies war ein für die Bildung des Personenverbands Stadt konstituierender Akt, den man in Bremen wegen seiner Bedeutung für die Stadt schon früh verschriftlicht hat. Seit dem Jahr 1289 wurden die Neubürger und ihre Bürgen nach geleistetem Eid in eigens hierfür geführte Bürgerbücher eingetragen. Bremen verfügt damit über eine ungewöhnlich früh einsetzende separate Überlieferung zum Bürgereid, die seit dem 13. Jahrhundert im Original erhalten ist. Das erste Bürgerbuch reichte über mehr als zweihundert Jahre bis zum Jahr 1519, das zweite kaum ein Jahrhundert bis 1599, gefolgt von zahlreichen Folgebänden bis in das 20. Jahrhundert!

Allein die beiden ersten Bände nennen ca. 50.000 Namen früher Bremerinnen und Bremer und wurden daher schon früh in ihrem Wert für die traditionelle Familien- und Namensforschung, aber später auch für die moderne Geschlechter- und Migrationsforschung entdeckt. Dennoch wurden weder das älteste Bürgerbuch noch einer der nachmittelalterlichen Bände bisher publiziert. Schwierige paläographische Hürden, frühe fehlerhafte Abschriften, vor allem aber die Auslagerungen im Zweiten Weltkrieg, nachfolgende Verschleppungen in die ehemalige UdSSR und die erst spät erfolgte Restitution haben dies bis heute verhindert.¹² Um diese Geschichtsquelle in einer wissenschaftlichen Ansprüchen genügenden, modernen Edition der Allgemeinheit zur Verfügung zu stellen, finanziert die Historische Gesellschaft anlässlich ihres 150-jährigen Bestehens die wissenschaftliche Bearbeitung einer Edition – die Arbeiten daran laufen bereits. Damit anschließend auch eine angemessene

12 Unter den frühen Bremer Bürgerbüchern zählt der zweite Band (1519–1599) noch heute zu den auslagerungsbedingten Kriegsverlusten. Von ihm ist aber eine verlässliche Abschrift aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts erhalten geblieben.

Drucklegung sichergestellt ist, hat sich die Historische Gesellschaft mit der Bitte um Druckkostenzuschüsse an Bremer Stiftungen gewandt. Dank großzügiger Zusagen der Kulturstiftung der Sparkasse Bremen, der Karin und Uwe Hollweg Stiftung, der Bernd und Eva Hockemeyer Stiftung und der Waldemar Koch Stiftung ist auch die Finanzierung der Drucklegung gesichert, so dass nach Abschluss der Editionsarbeiten durch Herrn Dr. Ulrich Weidinger die Drucklegung beginnen kann. Somit begibt sich die Historische Gesellschaft an ihrem Jubeltag gerne in die Verpflichtung, den Bremerinnen und Bremern diesen wichtigen Quellentext demnächst zur Verfügung zu stellen und das Vorhaben mit einer soliden Publikation zu beenden.

Doch damit genug der Beschäftigung mit sich selbst und mit der Geschichte des Vereins. Dessen Kernanliegen, nämlich die Beschäftigung mit der Geschichte, ist gerade derzeit weniger ein Ausdruck der Retrospektive und Selbstbespiegelung als vielmehr ein Gegenstand des Interesse an aktuellen Fragen.

»Mehr Vergangenheit war nie.« Die ist eine Feststellung, die durchaus auch in das geschichtsbegeisterte 19. Jahrhundert und in die Kinderjahre der Historischen Gesellschaft verweisen könnte. Doch wissen wir, dass sie aktuell auch auf unsere Tage zutrifft. Geschichte, vor allem politische Geschichte und die uns auch in Bremen immer wieder bewegende Zeitgeschichte erleben derzeit eine gesteigerte öffentliche Wahrnehmung wie kaum jemals zuvor. Universitäten, Institute, Archive und Museen müssen dabei zugleich zur Kenntnis nehmen, dass sie längst nicht mehr die alleinige Deutungshoheit haben. Während Geschichtsdebatten früher meist in Fachzeitschriften, allenfalls Feuilletons geführt wurden, haben sie heute die geschlossenen Zirkel von Kultur und Wissenschaft längst verlassen.

Zugleich hat sich für das interessierte Publikum der Zugang zu Informationen enorm vereinfacht. Medien, Printmedien, aber zunehmend auch elektronische Medien in Funk und Fernsehen, neuerdings auch die neuen Medien und das Internet haben längst die Initiative ergriffen und setzen selbst Themen, Trends und auch Wertungen. Auch traditionelle Vermittler von Geschichte wie die Geschichtsvereine sehen dies Interesse an ihrem Gegenstand erstaunt, bestimmt auch freudig, aber meist doch als Zaungäste der großen bundesweiten Medienbühne.

Es ist also durchaus naheliegend, im 150. Jahr des Bestehens der Historischen Gesellschaft mit einem jener Medienprofis in ein Gespräch einzutreten, die der Geschichte – namentlich der des 20. Jahrhunderts – täglich einen prominenten Auftritt geben. Wir freuen uns, hierfür Sven Felix Kellerhoff gewonnen zu haben, einen Historiker, der heute zu den bekanntesten Wissenschaftsjournalisten in Deutschland zählt.

Wenn er heute von der Rolle und Rezeption der Geschichte in der modernen Mediengesellschaft spricht, dann schließt er damit dennoch unmittelbar an das an, was bereits vor 150 Jahren in Bremen unsere 16 Gründungsmitglieder zusammengeführt hat: Das Interesse an der Vergangenheit und die Freude an ihrer Erforschung.

Mehr Vergangenheit war nie – Von Nutzen und Nachteil der Historie in der Mediengesellschaft

Von Sven Felix Kellerhoff

»Mehr Vergangenheit war nie« – auf den ersten Blick scheint diese Feststellung entweder banal zu sein oder paradox. Entweder banal, denn natürlich ist die schiere Quantität von vergangener Realität in der Gegenwart größer als jemals zuvor. Das ist schlicht die logische Folge des linearen Fortschritts auf der Zeitachse, den wir alle als unseren Alltag, unser eigenes Leben kennen. Oder aber paradox, denn die Vergangenheit nimmt nur auf eben dieser Zeitschiene zu. Die vergangene Wirklichkeit einer bestimmten Epoche oder eines bestimmten Zeitabschnittes bleibt natürlich gleich umfangreich. Bremen war insgesamt 252 Jahren Mitglied der Hanse. Diese Vergangenheit vermehrt sich natürlich nicht mehr, es werden nicht plötzlich 260 oder 280 oder 350 Jahre daraus – es sei denn, Herr Prof. Elmshäuser findet noch bislang gänzlich unbekannte Urkunden in den Magazinen des Staatsarchivs... Gegenprobe: Die zwölf Jahre des Dritten Reiches bleiben zwölf Jahre, ob man nun im Jahr 1952 oder 1982 oder heute, also 2012 auf sie zurückschaut. Weshalb also »mehr Vergangenheit«?

Mein Vortrag hat vier Teile. Zunächst versuche ich meine These zu belegen, dass tatsächlich nie mehr Vergangenheit war (I.). Sodann setze ich mich mit einem gängigen Interpretationsmuster für dieses Phänomen auseinander, das mit dem Begriffspaar »Geschichtsvergessenheit versus Geschichtsversessenheit« gekennzeichnet werden kann (II.). Im Anschluss will ich zeigen, warum Vergangenheit und Geschichte sehr unterschiedliche Dinge sind und warum es wichtig ist, diese Unterschiede zu beachten (III.). Schließlich kehre ich zurück in die Gegenwart und betrachte, was uns der Umgang mit Vergangenheit in der heutigen Mediengesellschaft über uns sagt (IV.).

I. Konjunktur der Vergangenheit

Natürlich wissen Sie, meine Damen und Herren, dass der Titel dieses Vortrages sehr wohl eine oft zu spürende Realität beschreibt: Die Präsenz der Vergangenheit in unserem Leben hat in den vergangenen Jahren stark zugenommen. Während wir das 150. Jubiläum der Historischen Gesellschaft Bremen begehen, strahlt das ZDF den Fernsehfilm »München 72« aus, der sich mit dem Attentat palästinensischer Terroristen auf das Olympische Dorf vor 40 Jahren beschäftigt.¹ Im Anschluss folgt, wie es üblich geworden ist nach

1 »München 72«. ZDF, 19.3.2012. Regie: Dror Zahavi, Buch: Martin Rauhaus.

solchen Produktionen, eine zeitgeschichtliche Dokumentation. Das ist kein Einzelfall. In einigen Wochen sendet die ARD den im Vorfeld heftig umstrittenen² Film »Rommel«, selbstverständlich ebenfalls mit der entsprechenden Dokumentation nach dem Hauptfilm. In diesem Jahr kommt auch noch das dreiteilige Weltkriegsdrama »Unsere Mütter, unsere Väter«³ auf die Bildschirme. Bereits angekündigt ist für 2013 ein Spielfilm über den Reichstagsbrand⁴ 1933, und es gibt eine Reihe weiterer Projekte, die aktuell vorbereitet werden. Viele von Ihnen werden in den vergangenen Monaten aufwendige TV-Produktionen wie »Laconia«⁵, »Hindenburg«⁶ oder »Es ist nichts vorbei«⁷ (alle 2011) gesehen haben. Aus den vorangegangenen Jahren nenne ich nur eine Auswahl an zeitgeschichtlichen Spielfilmen mit hohen Einschaltquoten: »Dutschke«⁸ (2010), »Mogadischu«⁹ (2009), »Die Gustloff«¹⁰ (2008), »Die Flucht«¹¹ (2007) oder »Dresden«¹² (2006).

Das Genre »Fiktional erzählte Zeithistorie« ist inzwischen derartig verankert im deutschen TV-Geschäft, dass selbst so stark auf Gegenwart und Unterhaltung ausgerichtete Formate wie der »Tatort« nicht daran vorbei kommen. Das hat Ulrich Tukur's erster Auftritt als Kommissar in »Wie einst Lilly«¹³ (2010) gezeigt, zugleich die Jubiläumsfolge zum 40. Jahrestag der Reihe. Übrigens war das ein Film mit ziemlich krudem Plot über eine abgetauchte RAF-Terroristin. Viel besser war einige Jahre zuvor, nämlich 2002, eine Folge des Bremer »Tatorts«¹⁴, in der die Kommissarin »Inga Lürsen« (Sabine Postel) mit ihren eigenen Verstrickungen in die RAF-Unterstützerszene konfrontiert wurde.

Jeder, der sich gelegentlich durch einige der 30 oder 40 deutschsprachigen TV-Kanäle zapft, weiß: Zwei ganze Privatsender füllen große Teile ihrer abendlichen Sendezeiten mit zeithistorischen Dokumentationen, von manchmal überraschend guter, oft aber auch ergreifend schlechter Qualität – gemeint

- 2 »Rommel«. SWR, geplante Ausstrahlung 2012. Drehbuch und Regie: Niki Stein. Zum Streit vgl. Berthold Seewald: Erwin Rommel – Historikerstreit um braune Sauce. <http://www.welt.de/regionales/stuttgart/article13689833/Erwin-Rommel-Historikerstreit-um-braune-Sauce.html>.
- 3 »Unsere Väter, unsere Mütter«. ZDF, geplante Ausstrahlung 2012. Regie: Philip Kadelbach, Buch: Stefan Kolditz.
- 4 »Nacht über Berlin«. ARD, geplante Ausstrahlung 2013. Regie: Friedemann Fromm, Buch: Rainer Berg.
- 5 »Laconia«. ARD, 2./3. 11. 2011. Regie: Uwe Janson, Buch: Alan Bleasdale.
- 6 »Hindenburg«. RTL, 6./7. 2. 2011. Regie: Philipp Kadelbach, Buch: Johannes W. Betz, Philipp LaZebnik, Martin Prisl.
- 7 »Es ist nicht vorbei«. ARD, 9. 11. 2011. Regie: Franziska Meletzky, Buch: Kerstin Derfler, Clemens Murath.
- 8 »Dutschke«. ZDF, 27. 4. 2010. Regie: Stefan Krohmer, Buch: Daniel Nocke.
- 9 »Mogadischu«. ARD, 30. 11. 2008. Regie: Roland Suso Richter, Buch: Maurice Philip Remy.
- 10 »Die Gustloff«. ZDF, 2./3. 3. 2008. Regie: Joseph Vilsmaier, Buch: Rainer Berg.
- 11 »Die Flucht«. ARD, 4./5. 3. 2007. Regie: Kai Wessel, Buch: Gabriela Sperl.
- 12 »Dresden«. ZDF, 5./6. 3. 2006. Regie: Roland Suso Richter, Buch: Stefan Kolditz.
- 13 »Tatort: Wie einst Lilly«. ARD, 28. 11. 2010. Regie: Achim von Borries, Buch: Christian Jeltsch.
- 14 »Tatort: Schatten«. ARD, 28. 7. 2002. Regie und Buch: Thorsten Näter.

sind natürlich N-TV und N24. Ähnlich sieht das Programm auf ZDF-Info aus: eine History-Sendung nach der anderen. Auch auf ihren anderen Kanälen, zum Beispiel Phoenix, Arte, 3Sat oder den dritten Programmen zeigen die öffentlich-rechtlichen Anstalten viele zeithistorische Wiederholungen aus ihren Hauptprogrammen. Es gibt aber gelegentlich auch ausgesprochen teure Neuproduktionen wie »Lebt wohl, Genossen!«¹⁵, eine sechsteilige Serie über den Untergang des Kommunismus, die im Januar und Februar 2012 auf Arte gezeigt wurde. Die Einschaltquoten der meisten dieser Sendungen liegen über dem Durchschnitt der jeweiligen Kanäle. Für die Programmverantwortlichen ist es deshalb eine leichte Entscheidung, die medienpolitisch durchaus fragwürdige Vermehrung aus Gebühren finanzierter Spartensender immer weiter zu treiben und mit Zeithistorie zu füllen.

Die Feststellung, dass die Vergangenheit heute eine große Rolle spielt, beschränkt sich aber nicht auf das Fernsehen. Sie ist ebenso vor Ort zu spüren, in Berlin mit seinen gefühlt ständigen Neugründungen von Museen und Gedenkstätten ohnehin, aber auch hier in Bremen. Erst vor zehn Monaten hat die wohl jüngste Institution in Ihrer Stadt ihre Arbeit aufgenommen; bis 2015 soll die nie fertiggestellte Bunker-Werft »Valentin« zur Gedenkstätte umgebaut werden.¹⁶ Eine andere, gemessen an der Eröffnung 2005 relativ junge Errungenschaft ist das Deutsche Auswandererhaus in Bremerhaven, das am 21. April 2012¹⁷ seinen Erweiterungsbau einweiht. Dort wird dann die Einwanderung nach Deutschland thematisiert werden, von 1685 bis heute. Ebenfalls ein im Wesentlichen neu erschlossenes historisches Thema, zu dem es bisher sicher die eine oder andere kleinere Sonderausstellung gegeben hat, aber noch nie ein spezielles Museum. Man darf gespannt sein.

»Neu erschlossen« ist ein wichtiges Stichwort. Bei der seit Jahren zu spürenden Konjunktur der Vergangenheit in der Öffentlichkeit ist immer wieder festzustellen, dass die neu gegründeten Museen, Ausstellungen und Dokumentationen einander eben nicht die Besucher wegnehmen. Im Gegenteil generieren diese neuen Angebote neue Interessierte. An Bremer Beispielen kann ich das mangels regionaler Kenntnisse nicht belegen, wohl aber an Berliner Erfahrungen. Als etwa nach jahrzehntelangen, peinlichen Improvisationen und kleingeistigen Streitereien 2009 die Dokumentation »Topographie des Terrors« auf dem Gelände der früheren Gestapozentrale in Berlin-Kreuzberg endlich in würdiger Form eröffnet werden konnte, verdoppelten sich die Besucherzahlen gegenüber der vorherigen Interims-Open-Air-Ausstellung auf einen Schlag. Und dennoch registrierten weder die Gedenkstätte Deutscher Widerstand in der Stauffenbergstraße noch der Ort der Information unter dem Holocaust-Mahnmal nennenswerte Einbrüche bei den Besucherzahlen.

15 »Lebt wohl, Genossen!«. Arte, 24./31. 1./7.2.2012. Regie: Andrei Nekrasov, Buch: György Dalos, Jean-François Colosimo, Andrei Nekrasov.

16 Vgl. Bernd Neumann: Rede zur Auftaktveranstaltung des »Denkortes Bunker Valentin«, 8.5.2011, http://www.bundesregierung.de/nn_1264/Content/DE/Rede/2011/05/2011-05-08-neumann-bunker-valentin.html.

17 Vgl. Weser-Kurier, 19.3.2012.

Das gleiche Phänomen zeigte sich, als 2010/11 das Deutsche Historische Museum Unter den Linden die große Sonderausstellung »Hitler und die Deutschen« im Pei-Bau präsentierte.¹⁸ In nur viereinhalb Monaten kamen 265.000 Zuschauer; die durch die Ausstellungsarchitektur durchaus engen Räume waren zeitweise vollkommen überfüllt. Und dennoch gab es keinen Einbruch bei den Besucherzahlen der anderen Berliner NS-Gedenkstätten und Dokumentationen. Zur Verweildauer der Besucher in den jeweiligen Ausstellungen gibt es trotz zahlreicher Publikumsbefragungen meines Wissens keine soliden Zahlen. Meine eigene, wenn auch gewiss nicht repräsentative Anschauung jedenfalls zeigt, dass die Besucher trotz der zunehmenden Zahl von Angeboten heute nicht schneller durch die Ausstellungen gehen als früher.

Diese Erfahrungen betreffen nicht nur die Erinnerungsstätten zur NS-Historie. Das Gleiche gilt für die meisten Dokumentationen zur DDR- und Mauer-Vergangenheit. Jahrzehntlang gab es ja nur das privat betriebene Mauermuseum Haus am Checkpoint Charlie, das stetig erweitert und beim Eintrittspreis immer teurer wurde und dennoch stets an seinen Kapazitätsgrenzen kratzte – inzwischen mit mehr als 800.000 Besuchern im Jahr. Obwohl die 1999 gegründete staatliche Gedenkstätte Berliner Mauer an der Bernauer Straße Jahr für Jahr steil ansteigende Besucherzahlen meldet, für 2011 mehr als 650.000, hat das Interesse am Checkpoint Charlie nicht spürbar abgenommen. Und das, obwohl im September 2011 das Bonner Haus der Geschichte der Bundesrepublik mit der Ausstellung »GrenzErfahrungen. Alltag der deutschen Teilung« im früheren Tränenpalast am Bahnhof Friedrichstraße noch ein weiteres Grenzregime-Museum eingerichtet hat.¹⁹ In weniger als drei Monaten hat diese Schau ebenfalls bereits 100.000 Besucher²⁰ angezogen; man kann also davon ausgehen, dass es im ersten vollen Jahr bis zu einer halben Million sein werden.

Nicht allein die Lage macht es. Auch das ehemalige Stasi-Untersuchungsgefängnis Berlin-Hohenschönhausen, wiewohl wirklich weit draußen im früheren Ostteil der Stadt, zieht so viele Besucher an, dass die Museumsmitarbeiter bereits von Überlastung der Räumlichkeiten sprechen. Eine Untersuchung im vergangenen Jahr hat gezeigt, dass inzwischen ähnlich viele renovierungsbedürftige Bauschäden auf den Besucheransturm zurückgehen wie auf die Witterung.²¹ Zurzeit wird das ganze Gefängnis schrittweise und denkmalgerecht renoviert. Doch weil eher eine Zunahme des Interesses zu erwarten ist als eine Abnahme, plant man in Berlin inzwischen, ein weiteres

18 Vgl. <http://www.welt.de/kultur/article10216798/Fuehrer-Volksgemeinschaft-und-Verbrechen.html>.

19 Vgl. <http://www.welt.de/kultur/history/article13605039/Die-Absurditaet-eines-innerstaedtischen-Grenzuebergangs.html>.

20 Vgl. Pressemitteilung des Hauses der Geschichte, 15. 12. 2011, <http://www.hdg.de/berlin/presse-publikationen/news-details/traenenpalast-100000-besucher-in-der-neuen-dauerausstellung/>.

21 So Christiane Rudolph von der Stiftung Berlin-Hohenschönhausen auf dem Workshop Stasi-(Untersuchungs-)Haft – Quellen, Forschung und Gedenkstätten in Magdeburg, 2./3.11.2011.

DDR-Gefängnis zur Gedenkstätte auszubauen. In der Keibelstraße, keine 300 Meter vom Alexanderplatz, saßen viele bei Fluchtversuchen über die innerstädtische Grenze gescheiterte DDR-Bürger die ersten Tage oder Wochen ihrer Haftzeit ab. Das Gefängnis ist, obwohl weitgehend erhalten, in der Öffentlichkeit so gut wie unbekannt.²² In ein oder zwei Jahren werden sich wohl auch hier Ströme von jugendlichen Hostel- und gesetzteren Hotel-Gästen über die Stahlbalustraden vor den Zellentüren wälzen.

II. Geschichtsvergessenheit versus Geschichtsbessenheit?

Die Zahl dieser Beispiele ließe sich leicht weiter verlängern. Ich will das nicht tun, denn ich glaube, meine These: »Mehr Vergangenheit war nie« hinreichend belegt zu haben. Viel interessanter erscheint mir die Frage, was diese Konjunktur der Vergangenheit über uns sagt, über unserer Verhältnis zur Historie und über die Veränderungen dieses Verhältnisses. Eine gängige Interpretation der »Vergangenheitskonjunktur« ist das Begriffspaar »Geschichtsvergessenheit – Geschichtsversessenheit«, nach dem Titel eines Buches von Aleida Assmann und Ute Frevert von 1999. Stark verkürzt kann man diese Interpretation folgendermaßen zusammenfassen: »In Deutschland herrscht Geschichtsbessenheit. In Ausstellungen, TV-Dokumentationen, Spielfilmen und in erhitzten Debatten wird die Vergangenheit verhandelt. Dabei steht die Zeit des Nationalsozialismus im Mittelpunkt. Vor dreißig Jahren wurde in der Bundesrepublik noch das genaue Gegenteil, Geschichtsvergessenheit und ›Geschichtsmüdigkeit‹ beklagt.«²³

In unzähligen Artikeln und Aufsätzen, die sich mit der Konjunktur der Vergangenheit im letzten Jahrzehnt des 20. und im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts beschäftigen, begegnet das Begriffspaar »Geschichtsvergessenheit – Geschichtsversessenheit« als Deutungsmuster. Fairerweise muss man sagen, dass Frau Assmann und Frau Frevert in ihrem Buch wesentlich differenzierter argumentieren. Der hervorragend gewählte Titel ihres Buches hat sich jedoch selbstständig gemacht und ist zur vermeintlich aus sich heraus erklärungs-fähigen Formel kondensiert. Man kennt dieses Phänomen zum Beispiel von Oswald Spenglers Bestseller »Der Untergang des Abendlandes«. Der Titel wurde zur Chiffre des Lebensgefühls einer Epoche, nämlich der Weimarer Republik, obwohl es in dem mächtigen Zweibänder um etwas völlig anderes ging: um eine äußerst eigenwillige, systematische und kulturhistorische Sicht auf die Weltgeschichte.²⁴

Unstrittig ist zwar, dass wir heute eine ungeheure Konjunktur der Vergangenheit erleben, und das auf ganzer Breite der Gesellschaft. Das habe ich mit

22 Vgl. <http://www.havemann-gesellschaft.de/index.php?id=624> u. <http://www.taz.de/!63153/>.

23 Aleida Assmann / Ute Frevert: *Geschichtsvergessenheit – Geschichtsversessenheit. Vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945*, Stuttgart 1999, Klappentext.

24 Vgl. Detlef Felken: *Oswald Spengler. Konservativer Denker zwischen Kaiserreich und Diktatur*, München 1988, S. 238 - 246.

aktuellen Beispielen aus dem Fernsehen und von Berliner Ausstellungen zu belegen versucht. Ich würde diese Tatsache aber gerade nicht negativ bewerten, wie das unüberhörbar im Wort »Geschichtsversessenheit« mitschwingt, mehr noch in der Prägung »Geschichtsbesessenheit«, die ja psychopathologisch klingt. Zugleich scheint mir der Gegenbegriff »Geschichtsvergessenheit« die vergangene Wirklichkeit der frühen Bundesrepublik massiv zu verzeichnen. Das kann man ganz leicht feststellen, wenn man sich einmal die Mühe macht, in populäre Medien von Mitte der Fünfziger- bis Mitte der Sechzigerjahre zu schauen. Zeitschriften- und Zeitungsmacher haben ein sehr genaues Gespür dafür, was ihr Publikum interessiert – denn sie merken es sofort an zurück gehenden Auflagen, wenn sie an ihren Lesern vorbei arbeiten. Deshalb ist es eine überaus aussagekräftige Tatsache, dass Illustrierte wie »Quick« und »Stern«²⁵, aber auch ihre vergessene Konkurrenz »Kristall« ebenso wie Wochenblätter wie »Die Zeit« oder »Der Spiegel«, zudem Tageszeitungen in diesem guten Dutzend Jahre voll waren mit Berichten über Zeithistorie, vor allem den Zweiten Weltkrieg. Es war die Zeit riesiger Bucherfolge wie »08/15« von Hans Helmut Kirst, »Der Arzt von Stalingrad« von Heinz Günther Konsalik oder »Unternehmen Barbarossa« von Paul Carrell.²⁶

Jüngere Filmwissenschaftler sprechen für die Jahre 1954 bis 1959 von einer »westdeutschen Kriegsfilmwelle«, mit sowohl kommerziell als auch bei Filmpreisen erfolgreichen Produktionen wie »Canaris«, »Des Teufels General« oder »Die Brücke«.²⁷ Eine nie zuvor und nie danach gemessene Zuschauerschaft bei einer historischen Dokumentation erreichten 1960/61 die 14 Folgen der TV-Serie »Das Dritte Reich«: Durchschnittlich 58 Prozent der Fernsehbesitzer jener Zeit schalteten alle zwei Wochen freitagsabends zur besten Sendezeit das damals einzige deutsche Fernsehprogramm ein, wenn diese Serie ausgestrahlt wurde. »Umgerechnet auf die Verbreitung des Mediums entsprach dies annähernd einem Fünftel der westdeutschen Bevölkerung.«²⁸ Das war ein Wert, von dem Fernsehmacher heute längst nicht einmal mehr zu träumen wagen – es sei denn während einer Fußball-WM.

Von »Geschichtsvergessenheit« für die ersten zwei Jahrzehnte nach 1945 zu sprechen ist also ganz gewiss unzutreffend. Zwar gab es seinerzeit praktisch noch keine Gedenkstätten und erst recht keine Museen zu den

25 Vgl. Michael Schonstheimer: Bombenstimmung und Katzenjammer. Vergangenheitsbewältigung: »Quick« und »Stern« in den Fünfzigerjahren, Köln 1989.

26 Der vormalige NS-Propagandist Paul Karl Schmidt alias Paul Carrell war eine äußerst problematische Figur; vgl. Christian Plöger: Von Ribbentrop zu Springer. Zu Leben und Wirken von Paul Karl Schmidt alias Paul Carell, Marburg 2009.

27 Vgl. Philipp von Hugo: Kino und kollektives Gedächtnis? Überlegungen zum westdeutschen Kriegsfilm der Fünfzigerjahre, in: Bernhard Chiari u. a. (Hrsg.): Krieg und Militär im Film des 20. Jahrhunderts, München 2003, S. 453-477, Zitat S. 469.

28 Vgl. Axel Schildt: Der Umgang mit der NS-Vergangenheit in der Öffentlichkeit der Nachkriegszeit, in: Wilfried Loth / Bernd-A. Rusinek: Verwandlungspolitik. NS-Eliten in der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft, Frankfurt / M. 1998, S. 19-54, Zitat S. 47.

zwölf braunen Jahren. Auch kam der Nationalsozialismus in den Lehrplänen der Schulen wenn überhaupt, dann höchstens am Rande vor. Das Thema war gleichwohl stark präsent. Allerdings war es doch eine ganz andere Geschichte, die da erzählt wurde, als jene, die in unseren Zeiten üblich ist. Die trotzdem genauso »wahr« ist, wenn man diesen Begriff verwenden möchte: also nicht vorsätzlich manipuliert oder verzeichnet.

III. Vergangenheit versus Geschichte

Wie das? Kann »Geschichte« unterschiedlich sein? Ist denn Geschichte nicht statisch? Nein, gerade nicht. Wir kommen hier an einen entscheidenden Punkt, zu einer Begriffsklärung, die ungeheuer wichtig ist, weil man sonst dem Phänomen der Vergangenheitskonjunktur heute meiner Ansicht nach nicht auf die Spur kommen kann. Ich unterscheide nämlich grundsätzlich zwischen »Vergangenheit« und »Geschichte«. Das erscheint auf den ersten Blick befremdlich, erklärt sich aber ganz einfach. »Vergangenheit« meint die vergangene Wirklichkeit, also die tatsächlichen Ereignisse einer mehr oder weniger weit zurück liegenden Epoche. »Vergangenheit« ist selbstverständlich irreversibel, also statisch: Nachträglich kann nichts und niemand tatsächlich Geschehenes, also die vergangene Realität ändern. Im Gegensatz dazu ist »Geschichte« höchst flexibel. Denn unter diesem Begriff verstehe ich das Bild, das sich irgendeine Gruppe – von der Familie bis zur Gesellschaft – von vergangener Realität macht. Und dieses Bild ist eben sehr stark abhängig von den Fragen der Gegenwart.

Dazu einige wenige Beispiele. In der beschriebenen Vergangenheitskonjunktur der Fünfziger- und Sechzigerjahre spielten von wenigen Ausnahmen abgesehen die Opfer des Dritten Reiches keine große, jedenfalls keine tragende Rolle. Am ehesten kamen noch die sechs Millionen ermordeten Juden vor, ausnahmsweise auch noch die unterdrückten Völker in den besetzten Ländern Westeuropas. Von den noch weitaus mehr getöteten und beraubten Slawen, also vor allem Bürgern der Sowjetunion, Polens und des damaligen Jugoslawien, war dagegen praktisch keine Rede. Auch nicht von Sinti und Roma, die man damals noch »Zigeuner« nannte. Erst recht kein Platz war für ein ehrendes Angedenken an die deutschen Kommunisten, die Opfer des NS-Regimes geworden waren – sie galten in Zeiten des allgegenwärtigen Kalten Krieges und der Aggressivität der SED als nicht erinnerungswürdig. Ganz klar lag der Fokus auf den vielfach traumatisierenden Kriegserlebnissen deutscher Soldaten²⁹ und dem Leid ihrer Familien. Der Grund dafür war einfach: Hier handelte es sich um die erlebte Wirklichkeit von nahezu allen Deutschen, die man zu verarbeiten suchte. Nicht nur, aber eben auch auf dem Weg der gesellschaftlichen Auseinandersetzung mit der Vergangenheit. Dieser Geist – man mag ihn beurteilen, wie man will – ist in fast allen einschlägigen Veröffentlichungen zwischen 1953 und 1965 spürbar. Weil die Erlebnisgeneration ihre eigenen physischen und psychischen Verletzungen spürte, war es für sie schwer, vielleicht sogar unmöglich, Empathie für die

29 Vgl. Svenja Goltermann: Die Gesellschaft der Überlebenden, München 2010.

Leiden anderer aufzubringen, auch wenn ihnen noch weitaus Schlimmeres widerfahren war.

Als große Teile der Erlebnisgeneration bereits verstorben waren, Mitte der Neunzigerjahre, zeigte dann die erste sogenannte Wehrmachtsausstellung eine völlig andere Sichtweise auf den Zweiten Weltkrieg. Gerade in Bremen ging es im Vorfeld der Ausstellungseröffnung 1997 besonders laut zu.³⁰ Dabei war unter militärhistorisch interessierten Fachleuten völlig unstrittig, dass die Wehrmacht unzählige Verbrechen begangen hatte; das war *communis opinio* der Forschung spätestens seit Mitte der Achtzigerjahre.³¹ Umso überraschter waren viele Beobachter, als die Wellen der Empörung hochschlugen.³²

Über diese Ausstellung könnte und müsste man vieles sagen – Positives vor allem über die zweite Fassung, viel Kritisches und einiges Negative über die erste Version und ihre Präsentation.³³ Hier geht es jetzt aber nur darum zu illustrieren, was passieren kann, wenn zwei grundsätzlich unterschiedliche Wahrnehmungen derselben Vergangenheit aufeinander treffen. Denn jedenfalls die meisten der Zeitzeugen, die empört waren über die Ausstellung, gehörten keineswegs zu den rechtsradikalen Geschichtsfälschern, die es auch gab und die auf einmal irritierend viele Unterstützer zu haben schienen. Die seriösen Zeitzeugen hatten ein anderes, dabei aber subjektiv ebenso ehrliches Bild von der vergangenen Realität wie die Ausstellungsmacher, die sich vor allem auf Akten und Berichte von Überlebenden der Wehrmachtsverbrechen stützten. Die Geschichte der Erlebnisgeneration war schlicht eine andere als die der Nachgeborenen. Mit dem weitgehenden Aussterben dieser Menschen – die jüngsten Soldaten, die noch 1945 eingezogen wurden, sind inzwischen 85 Jahre oder älter – hat sich das Geschichtsbild der nachgeborenen Generationen durchgesetzt.

Man kann dieses Phänomen an verschiedenen öffentlichen Debatten nachvollziehen; hier im Nordwesten Deutschlands dürften sie sich fast alle um die NS-Zeit drehen. Dazu zwei Beispiele. Erstens den Streit um Jörg Friedrichs Buch »Der Brand« und die Frage, ob an deutsche Opfer des Luftkrieges erinnert werden dürfte. 2002 kochte dieser Streit hoch. Abermals stand die Erlebnisgeneration, die selbst in den Luftschutzkellern gesessen hatte, gegen die nachgeborene Generation, die sich naturgemäß nicht vorstellen konnte, was es heißt, wenn im Nachbarhaus eine Bombe einschlägt oder wenn der Asphalt unter den eigenen Füßen brennt. Anders als beim Thema Verbrechen der Wehrmacht gibt es hier auch zehn Jahre nach der Debatte noch keine gesellschaftlich breit akzeptierte Haltung. Das liegt daran, dass auch Menschen bis etwa zum Geburtsjahrgang 1939/40 eigene Erinnerungen an

30 Vgl. Hans-Günther Thiele (Hrsg.): Die Wehrmachtsausstellung. Dokumentation einer Kontroverse, Bremen 1997.

31 Vgl. etwa Militärgeschichtliches Forschungsamt (Hrsg.): Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 4, Stuttgart 1983, S. 413 - 447 u. S. 936 - 1077.

32 Vgl. Hamburger Institut für Sozialforschung (Hrsg.): Verbrechen der Wehrmacht. Dimensionen des Vernichtungskrieges 1941 - 1944, Hamburg 2002, S. 687 - 729.

33 Vgl. <http://www.welt.de/print-welt/article289772/Wehrmachtsausstellung-Die-Dialektik-der-Historisierung-wirkt.html>.

die Bombardements haben. Für die Historisierung des Luftkriegs gegen deutsche Städte ist es also noch zu früh.

Ein zweites Beispiel ist die Diskussion um die Erinnerung an die deutschen Vertriebenen und das »Zentrum gegen Vertreibungen«, eine Initiative des Bundes deutscher Vertriebener. Nach heftigen Ausschlägen in beide Richtungen konnte erst vor kurzem Kulturstatsminister Bernd Neumann (CDU) den Streit in einigermaßen zukunftsweisende Bahnen lenken.³⁴ Hier wurde teilweise erbittert darum gestritten, ob nun die ohne Zweifel schrecklichen Erlebnisse der Vertriebenen ausreichend erinnert worden seien oder nicht. Paradoxerweise traf beides zu: In den Fünfziger- und Sechzigerjahren gehörte ihr Schicksal fest zum westdeutschen Geschichtsbild, in den Siebziger bis Neunzigerjahren dagegen verschwand es weitgehend aus dem öffentlichen kollektiven Gedächtnis. Spätestens wenn die inzwischen gegründete und personell angemessen ausgestattete Stiftung Flucht – Vertreibung – Versöhnung in etwa drei Jahren ihre Dauerausstellung in Berlin eröffnet, wird dieses Thema die deutsche Gesellschaft wieder beschäftigen.

Das Aufeinanderprallen unterschiedlicher Geschichtsbilder über dieselbe vergangene Realität ist übrigens keine neue Erscheinung. Man erinnere sich an den ersten deutschen »Historikerstreit« über die Kriegsschuld des Deutschen Reiches 1914. Er sorgte im Vorfeld des 50. Jahrestages für ungeheuer aggressive Debatten, an denen auch ein kürzlich verstorbenes Mitglied der Historischen Gesellschaft Bremen führend beteiligt war, Imanuel Geiss. Schon jetzt kann man absehen, dass eine auch nur annähernd vergleichbare Diskussion im Jahr 2014 gewiss nicht stattfinden wird. Der Erste Weltkrieg ist historisiert, die Erlebnisgeneration ausnahmslos verstorben, daher erregt die »Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts« die Gemüter nicht mehr.

Solche Debatten werden in Westdeutschland fast ausschließlich über die NS-Zeit geführt. In Ostdeutschland und damit in der Bundeshauptstadt Berlin kommt eine weitere Dimension hinzu: die SED-Diktatur. Sie liegt erst gut zwei Jahrzehnte zurück, und aus jeder Epoche der DDR leben heute noch genügend Zeitzeugen, um erregte Diskussionen zu befeuern. Ein Beispiel dafür waren die Auseinandersetzungen um den seinerzeit noch designierten Bundespräsidenten Joachim Gauck in den vier Wochen zwischen seiner Nominierung und seiner Wahl. Vor allem die Frage, ob er denn ein »Bürgerrechtler« sei, führte zu manch seltsamem Beitrag. Diese Debatte ist nur nachvollziehbar, wenn man sich vor Augen führt, dass die Friedliche Revolution in der DDR 1989/90 zwar gewiss Vergangenheit ist, aber eben, wie Zeithistorie immer, durchaus noch »zuckt«. Erst wenn eine komplett nach dem Ende der DDR aufgewachsene Generation die Meinungsführerschaft in Wissenschaft und Öffentlichkeit übernimmt, wird sich die Diskussion über diese Epoche deutlich verändern, und historisiert werden wird die SED-Diktatur frühestens, wenn die Erlebnisgeneration wenigstens ganz überwiegend verstorben sein wird. Wie sich dann Vergangenheit und Geschichte zueinander verhalten werden, kann heute noch niemand sagen.

34 Vgl. http://www.welt.de/print/die_welt/politik/article10539088/Sichtbares-Zeichen-nimmt-Formen-an.html.

IV. Vom Nutzen und Nachteil

Was bedeuten die bisherigen Feststellungen nun eigentlich für unseren Umgang mit der Vergangenheit? Müssen wir uns Sorgen machen? Oder erleben wir eine Entwicklung, die eigentlich ganz normal ist? Sind die in regelmäßigen Abständen veröffentlichten Studien, denen zufolge »die« Jugend sich nicht für Geschichte interessiere und erschreckend geringe Kenntnisse habe, Grund für Kulturpessimismus? Wie passen solche Ergebnisse zu der vorhin wohl hinreichend belegten Konjunktur der Vergangenheit? Schließlich: Sind wir in Deutschland wirklich »geschichtsversessen«?

Der Untertitel dieses Vortrages »Vom Nutzen und Nachteil der Historie in der Mediengesellschaft« ist natürlich eine Anlehnung an Friedrich Nietzsche. Der Philosoph hatte seine zweite »Unzeitgemäße Betrachtung« mit dem Titel »Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben« überschrieben.³⁵ Er macht sich darin Gedanken um den seinerzeitigen und um den seiner Meinung nach »richtigen« Stellenwert der Vergangenheit. Das meiste davon führt 138 Jahre später nicht mehr weiter. Nietzsches Unterscheidung zwischen einerseits der monumentalistischen und antiquarischen sowie kritischen Historie und andererseits der wissenschaftlichen Historie, die er strikt ablehnte, liefert gewiss kein Passepartout für heutige Diskussionen. Auch über seine Bemerkungen zur »deutschen Innerlichkeit« ist die Zeit hinweg gegangen. Immer nützlich ist seine Schrift dagegen als Anregung zum Nachdenken.

Wir leben heute ohne Zweifel in einer Mediengesellschaft, die sich zudem vor unseren Augen rapide fortentwickelt. Dank moderner Kommunikationsmittel haben mehr Menschen als je zuvor die Möglichkeit, sich mit weiter gehenden Fragen als der schlichten Bewältigung ihres Alltags zu beschäftigen. Das Internet und soziale Netzwerke verändern diese Mediengesellschaft gegenwärtig abermals stark. Noch ist es zu früh zu beurteilen, wie weit diese Veränderung gehen wird. Chats, Twitter und Blogs sind an die Stelle der früheren Stammtische getreten – mit dem Unterschied, dass nun auch Menschen an der Verbreitung von Gerüchten teilnehmen können, die hunderte, ja tausende Kilometer entfernt sind. Jeder Austausch von Informationen hat sich enorm beschleunigt; auch dem muss die Gesellschaft sich stellen. Denn dadurch wird jede Diskussion unausweichlich oberflächlicher und plakativer.

Die Rolle professioneller Journalisten hat sich ebenfalls stark gewandelt. Noch vor knapp zwei Jahrzehnten, also vor Anbruch des digitalen Zeitalters, transportierten Medien Informationen im Wesentlichen in Form einer Einbahnstraße zum Publikum.³⁶ Natürlich gab es Rückmeldungen, die die Redaktionen aber nur gelegentlich aufnahmen. Damals waren Redakteure die Schleusenwärter zwischen dem Informationsstrom und den Rezipienten. Was sie nicht durchließen, fand jedenfalls nur sehr viel langsamer ein Publikum und in aller Regel ein deutlich kleineres. Das hat sich bis heute völlig geändert. Den

35 Friedrich Nietzsche: Kritische Studienausgabe, Bd. 1, S. 243–334.

36 Vgl. Jürgen Wilke / Bernhard Rosenberger: Die Nachrichtenmacher. Zu Strukturen und Arbeitsweisen von Nachrichtenagenturen am Beispiel von AP und dpa, Köln / Wien 1991.

Geschwindigkeitswettbewerb mit Twitter, Blogs und allerlei Websites haben die seriösen Medien längst verloren. Wer nachfragt und Informationssplitter gegencheckt, braucht nämlich mehr Zeit, als wer einfach nur ungeprüft Behauptungen kopiert und weiterträgt. Journalisten sind heute gewiss keine Schleusenwärter mehr, sondern im Idealfall Lotsen im Informationsstrom. Seriöse Medien nehmen sich die Zeit abzuwägen und einzuordnen. Das gelingt nicht immer, aber ohne Zweifel liegt hier die Zukunft der ganzen Branche.

Wo nun ist der Ort der Vergangenheit in dieser veränderten Gesellschaft? Das große Interesse des Publikums an historischen Stoffen gilt auch und gerade online. Jede Woche mehrfach landen bei Welt Online zeithistorische Stoffe in den zweimal täglich erstellten Top Ten. Obwohl die Redakteure niemanden zwingen können, zeithistorische Stücke zu lesen, werden viele davon von zehntausenden Usern angeklickt und dann auch gelesen – man kann sogar die Verweildauer messen. Das gilt nicht nur für Welt.de, sondern auch für die Konkurrenz, etwa die beiden noch größeren Online-Medien Bild.de und Spiegel.de. Natürlich ist es längst so, dass Menschen aller Altersgruppen das Internet benutzen – der älteste bekannte regelmäßige Online-Leser von welt.de ist Jahrgang 1920, lebt in Hamburg und mailt zu Beiträgen über das Dritte Reich regelmäßig eigene Erfahrungen an die Redaktion. Es wäre also ein Fehlschluss, wenn man annähme, der Erfolg von zeithistorischen Themen im Netz spreche automatisch für ein gesteigertes Geschichtsbewusstsein junger Menschen.

Im Gegenteil erregen in regelmäßigen Abständen Nachrichten Aufsehen, denen zufolge Schüler erschütternd wenig wissen etwa über die DDR. In einer groß angelegten Studie hat zum Beispiel der Politikwissenschaftler Klaus Schroeder vom Berliner Forschungsverbund SED-Staat 2008 gerade bei ostdeutschen Schülern gravierende Wissensdefizite über die DDR-Geschichte festgestellt.³⁷ In seiner Studie befragte der Professor der Freien Universität Berlin 5219 Schüler im Alter von 16 und 17 aus Berlin, Brandenburg, Nordrhein-Westfalen und Bayern. Das Ergebnis war niederschmetternd: In Sachen Zeithistorie herrscht demnach so etwas wie Analphabetismus. So bejahten fast die Hälfte der ostdeutschen und 66 Prozent der westdeutschen Schüler die Aussage »Die DDR war keine Diktatur, die Menschen mussten sich nur wie überall anpassen.« Die meisten konnten nicht einmal zentrale Unterschiede zwischen Diktatur und Demokratie benennen. Ein Drittel der Schüler glaubte, die DDR sei ein Sozialparadies gewesen. Fünf Prozent der gesamtdeutschen Gymnasiasten hielten Walter Ulbricht für einen oppositionellen Liedermacher der DDR und mehr als sieben Prozent Erich Honecker für den zweiten Bundeskanzler.

Besteht also Geschichtsnotstand in der bundesdeutschen Wohlstandsgesellschaft? Droht der Konjunktur der Vergangenheit gewissermaßen der Nachwuchs wegzubrechen? Man mag das pessimistisch so sehen, doch bei Licht betrachtet erweisen sich solche Befürchtungen doch eher als Panikmache denn als begründete Sorgen.

37 Vgl. Monika Deutz-Schroeder / Klaus Schroeder: Soziales Paradies oder Stasi-Staat? Das DDR-Bild von Schülern – ein Ost-West-Vergleich, Stamsried 2008.

Eine repräsentative Umfrage der Forschungsgruppe Wahlen e.V. im Auftrag von WELT und ZDF belegte 2005 die Annahme, dass mit zunehmendem Alter das Interesse an Vergangenheit stetig zunimmt.³⁸ Zwar zeigten sich durchaus Unterschiede je nach Geschlecht, Herkunft und Bildungsgrad, aber der Trend war immer gleich: 14 - bis 29-Jährige gaben viel seltener an, sich für Historie zu interessieren, als 30 - bis 49-Jährige – und bei Befragten oberhalb von 50 Jahren nahm das Interesse noch einmal deutlich zu. Dieses Ergebnis ist ganz logisch, denn mit dem Alter nimmt das Gespür für die Bedeutung der Vergangenheit zu – zwangsläufig der individuellen, aber damit untrennbar verbunden auch der kollektiven Vergangenheit. Historische Museen, Gedenkstätten und Geschichtsjournalisten müssen sich jedenfalls keine übertriebenen große Sorgen zu machen: Ihr potenzielles Publikum wächst buchstäblich nach.

Es bleibt eine letzte Frage: Gibt es so etwas wie eine deutsche Geschichtsbesessenheit? Definieren sich die Deutschen heute – etwa als Ausdruck eines gewissen Sündenstolzes – vorrangig über die negativen Seiten der Vergangenheit? Nietzsche warnte ja, »die Übersättigung einer Zeit in Historie« wäre »dem Leben feindlich und gefährlich«.³⁹ Es ist gewiss nicht falsch, darüber nachzudenken. Aber meinem Empfinden nach ist die Konjunktur des Historischen nicht auf Deutschland beschränkt. Verschiedene Länder haben in jüngerer Zeit entweder neue große Geschichtsmuseen gegründet oder planen derlei gerade – denken Sie an Danzig und Warschau, wo große Geschichtsmuseen entstehen, an Frankreich, wo es ein Zeitgeschichtsmuseum geben wird, an die USA, wo in Washington an der Mall das National Museum of American Indian eröffnet wurde. Im Jahr 2014 wird es europaweit Ausstellungen zum 100. Jahrestag des Ersten Weltkrieges geben.

Was ist der Grund für diese übernationale, wenngleich nicht überall gleich starke Konjunktur der Vergangenheit? Solide untersuchen lässt sich diese Frage gegenwärtig nicht; man kann nur Thesen aufstellen, die sich in vielleicht 20 oder 30 Jahren verifizieren oder falsifizieren lassen. Es drängt sich jedoch der Eindruck auf, dass die Konjunktur der Vergangenheit eine Folge des Wegbrechens herkömmlicher nationaler Identitäten sein könnte. Die Globalisierung hat die Welt von heute komplexer als je zuvor gemacht, und die Medienrevolution trägt das Wissen um diese Komplexität noch in den letzten Winkel unserer Welt. Unsicherheit macht sich breit, verstärkt durch den Rückgang kultureller und religiöser Gewissheiten. Vergangenheit wird zum Anker des Selbstverständnisses, sowohl individuell als auch kollektiv – und wo es diesen Anker nicht gibt, braucht es Sinnstiftung.

Nun ist jede Begriffskombination aus Identität, Historie und Sinnstiftung hierzulande verpönt, seit dem Historikerstreit 1986/87. Man konnte das schon seinerzeit schwer nachvollziehen; dasselbe ist heute noch schwieriger geworden. Aber man muss nicht in die Tiefen dieses »deutschen Streites« einsteigen, wie Imanuel Geiss die »Habermas-Kontroverse« treffend genannt hat. Er schrieb zur hier interessanten Frage der Identität: »Wie jedes Individuum eine

38 WELT v. 25.4.2005.

39 Nietzsche, Studienausgabe (wie Anm. 35), S. 279.

eigene Identität hat und sie zu seiner Existenz braucht, so kommt auch ein kollektives Gebilde nicht ohne eigene Identität aus. Die Frage kann also nicht lauten, ob es eine deutsche kollektive, das heißt nationale Identität geben darf, sondern nur, wie sie aussehen kann oder soll. Identität heißt ja nicht automatisch monolithische Einheitlichkeit eines Geschichtsbildes, gar von oben oktroyiert.« Geiss fährt etwas später fort: »In aller Befangenheit, wissend um die Brüche und Disharmonien, beklommen von den Verbrechen der jüngsten deutschen Vergangenheit, dürfen und müssen wir uns mit dieser unserer schwierigen nationalen Vergangenheit identifizieren, nicht im Sinne eines dummen nationalen Stolzes, sondern einfach als kollektive positive Identifizierung mit dem, was es an Positivem auch in der deutschen Vergangenheit gibt.«⁴⁰

Obwohl diese Sätze 24 Jahre alt sind, treffen sie ins Schwarze. Wer historisch fundierte kollektive Identität ablehnt – und das bedeutet im Europa der Nationalstaaten automatisch immer: nationale Identität – muss gewahr sein, dass sich die Menschen anderen Sinnstiftungsmechanismen zuwenden. Das ist seit einigen Jahren in den USA zu erleben und im gegenwärtigen Wahlkampf um die Präsidentschaft stärker als je zuvor. Komplementär zur beschriebenen Besinnung auf historische Grundlagen von Identität ist nämlich vor allem die Besinnung auf religiöse Grundlagen. Der stetig wachsende Einfluss fundamentalistischer Bewegungen in Amerika gibt jedenfalls zu viel mehr Sorgen Anlass als die eher theoretischen Nebenwirkungen historischer Sinnstiftung. Denn wer an die wörtliche Wahrheit der Heiligen Schrift, zumal der Schöpfungsgeschichte glaubt (Stichwort »Intelligent Design«), denkt fürwahr radikal antihistorisch. Und das ist wirklich gefährlich. In der gewaltigen Konjunktur der Vergangenheit dagegen liegt keine spezifisch deutsche »Geschichtsversessenheit«, die irgendwie gefährlich wäre. Im Gegenteil überwiegt heutzutage der Nutzen der Historie für das Leben ihre Nachteile. Mehr Vergangenheit war nie, aber es ist nicht notwendig zu viel.

40 Imanuel Geiss: Die Habermas-Kontroverse. Ein deutscher Streit, Berlin 1988, S. 145 f.

Der Sinn für Bremens Geschichte.

150 Jahre Historische Gesellschaft Bremen – zur Entstehung einer kulturhistorischen Ausstellung

Von Eva Determann

Vorgeschichte

Im März 1861 wandten sich einige historisch interessierte Mitglieder des Bremer Künstlervereins mit folgenden Worten an die Öffentlichkeit: »Allgemein gibt sich ein erfreulicher Sinn für Verbreitung geschichtlicher Erkenntniss kund (sic). Um solchen Bestrebungen auch in unserer Vaterstadt einen kräftigeren Impuls zu geben und namentlich die Bewohner Bremens mit den interessanten Reliquien der Vergangenheit, welche sich hier erhalten haben, bekannt zu machen, sind die unterzeichneten Mitglieder des Künstlervereins zu dem Zwecke zusammengetreten, eine Ausstellung von solchen historischen und Kunstdenkmälern vorzugsweise der deutschen Vorzeit zu veranstalten, welche entweder hier noch aufbewahrt oder zu der Geschichte Bremens in Beziehung stehen.«¹

Der Appell zeigte Wirkung. Nur zwei Monate später – vom 27. Mai bis 16. Juni 1861 – präsentierte ein aus sieben Personen bestehendes Ausstellungskomitee² in den Räumen des Künstlervereins an der Domsheide eine Ausstellung mit historischen Kunstgegenständen aus Bremen. Das Ausstellungskonzept war simpel, es sah schlichtweg vor, alles zu zeigen, »was noch aufzufinden war an Skulpturen, Gemälden, Glasmalereien, Kupferstichen, Holzschnitten, Portraits, Stadtansichten, Münzen und Medaillen, Prunk und Hausgeräten, Waffen, Manuskripten, Miniaturen, Chroniken, alten Drucken und Bildwerken.«³ Zusammengetragen und verzeichnet wurden immerhin 400 Exponate von Kunstgegenständen bis zu Gegenständen der Alltagskultur. Die Ausstellungsstücke waren Geschenke oder Leihgaben von öffentlichen Ämtern oder Privatpersonen, die namentlich festgehalten wurden. Nicht überliefert ist, in welcher Form das Komitee die Exponate präsentierte. Der begleitende Katalog enthält keine Abbildungen. Der Vergleich mit einer späteren Schau am gleichen Ort lässt vermuten, dass die Objekte wohl nach

1 Catalog der Ausstellung von historischen und Kunst-Denkmalern Bremens im oberen Saale des Künstlervereins vom 27. Mai bis 9. (16.) Juni 1861, Bremen, Strack 1861, S. 3. Der auf dem Katalogtitel falsch angegebene Ausstellungszeitraum wurde handschriftlich korrigiert.

2 Diese waren Dr. D. Ehmck, Senator O. Gildemeister, Heinrich Müller, Dr. H. Müller, Dr. F. Pletzer, F. W. Schweizer und Heinrich Strack.

3 Hermann Entholt, Sechzig Jahre Historische Gesellschaft Bremen, in: Bremisches Jahrbuch (Brem. Jb.) 29, 1924, S. 5.



Plakatmotiv zur Ausstellung.

Sachgruppen geordnet, offen auf Tischen gezeigt wurden. Aus kuratorischer Sicht sind besonders die einleitenden Worte im Vorwort des Begleitkatalogs, die sich direkt an den Besucher richteten, aufschlussreich. »Zur Beachtung« heisst es dort: »Es ist durchaus untersagt, die ausgestellten Gegenstände anzu-rühren. Sollte Jemand wünschen, den einen oder anderen derselben näher

kennen zu lernen, so wird derselbe ersucht, sich an ein Mitglied des Comité, welches in den Ausstellungsstunden stets durch ein oder mehrere Mitglieder vertreten sein wird, zu wenden, und mit diesem, falls dem Wunsche im Augenblick nicht entsprochen werden kann, eine passende Stunde zur Erfüllung desselben zu verabreden.«⁴ Die Organisatoren setzten also einiges daran, mit den Ausstellungsbesuchern in Kontakt zu treten und über die gezeigten Stücke einen Austausch zu führen.

Das Mittel Ausstellung erfüllte demnach unterschiedliche Zwecke – alle durchaus erfolgreich. Zum einen förderte es die Ansätze historischer Forschung und Sammlung in Bremen. Zu anderen verstärkte es – so war die Hoffnung – in Institutionen und bei Einzelpersonen ein Bewusstsein für die Geschichte der eigenen Umgebung. Damit sollten weitere historische Objekte vor dem Verfall, Abriss oder Verkauf bewahrt werden und den Grundstock für ein zukünftiges historisches Museum bilden. Zum dritten erwirtschaftete die Ausstellung Überschüsse, welche dem »Doneldei-Fond« zum Wiederaufbau der Türme des St. Petri-Doms zugute kamen.

Auch der nur 76 Seiten starke Ausstellungskatalog in DIN-A5-Heftformat erwies sich ungeachtet seiner Größe schon bald als bedeutendes Grundlagenwerk zur Verzeichnung historischer Sammlungen.⁵ Und schließlich entwickelte sich aus dem Kreis der Ausstellungskuratoren im Herbst 1861 ein 40-köpfiges Gremium, der »Verein für Bremische Geschichte und Alterthümer«. Dieser Zusammenschluss wurde am 19. März 1862 als »Unterabtheilung des Bremer Künstlervereins für Bremische Geschichte und Alterthümer« satzungsgemäß anerkannt und bildete die spätere »Historische Gesellschaft«.⁶

Ethnografica im Künstlerverein

Aufgrund des großen Erfolgs der historischen Ausstellung von 1861 veranstalteten die anthropologisch interessierten Mitglieder der inzwischen satzungs-

4 Catalog der Ausstellung, (wie Anm. 1), S. 11.

5 Bereits Zeitgenossen schätzten die Bedeutung der Publikation: »Eine nützliche Vorarbeit rief die 1861 veranstaltete historische Ausstellung hervor, nämlich eine Aufzeichnung vieler werthvoller Gegenstände, die eine Translocation gestatteten: einen Catalog, der noch jetzt in manchen Beziehungen die Grundlage für unsere Bestrebungen bildet.« In: Brem. Jb. 6, 1872, S. LXX.

6 Die Gründung der Historischen Gesellschaft Bremen soll nicht auf ein einziges Ausstellungsprojekt reduziert werden. Entholt beschreibt in seiner Chronik detailliert einen mehrere Jahrzehnte andauernden Prozess mit verschiedenen Etappen, der die Notwendigkeit historischer Forschung und das Fehlen einer derartigen Institution in Bremen vor Augen führte. 1861 schien die Zeit gekommen zu sein, endlich einen eigenen Geschichtsverein zu institutionalisieren. Zum einen bot der Bremer Künstlerverein (gegründet 1856) einen angemessenen Rahmen. Hinzu kamen verschiedene Impulse, die die fachliche Kompetenz und das historische Interesse förderten, u. a. 1858 Berufung Ehmcks nach Bremen für die Herausgabe eines Bremischen Urkundenbuchs, 1860–61 Fund spektakulärer archäologischer Ausgrabungsstücke beim Neubau der Neuen Börse und 1861 Ausstellung im Künstlerverein mit 25.000 Besuchern.



Ausstellungseröffnung am 22. März 2012 im Staatsarchiv Bremen.
(Fotos: Joachim Koetzle, StAB)

mäßig verankerten Historischen Gesellschaft des Künstlervereins zusammen mit dem Naturwissenschaftlichen Verein im Oktober 1872 eine weitere Ausstellung mit ethnografischem Schwerpunkt. Auch diese Ausstellung erfreute sich regen Besucherinteresses.⁷ Überlieferte Beschreibungen legen nahe, dass sich beide Ausstellungen in Bezug auf Vorgehensweise und Konzept ähnelten. Kuratiert wurde die ethnografische Ausstellung von einem zehnköpfigen Gremium bestehend aus den Vorstandsmitgliedern beider Vereine. Dieses hatte sich ursprünglich dafür entschieden, ausschließlich Gegenstände »niederer Culturen« und aus Europa »nur vorhistorische Alterthümer« zu präsentieren. Jedoch zeigte man später auch Exponate der ostasiatischen Hochkulturen wie Japan und China, eine im Nachhinein glückliche Entscheidung, »da die chinesischen und japanesischen (sic!) Sachen bei einem grossen Theile der Besucher das hervorragendste Interesse erregten.«⁸

Auch zur Organisation und Präsentation der Ausstellung, die den Grundstock des späteren Städtischen Museums für Natur, Völker- und Handelskunde (heute: Übersee-Museum) bildete, sind detaillierte Informationen erhalten: »Es wurden 10 freistehende Tische in der Mitte des Saales, dazu

7 Vgl. Rückblick auf die ethnografische Ausstellung vom 6. bis 14. October 1872, in: Brem. Jb. 7, 1874, S. XXXIV.

8 Ebd.

2 freistehende unter dem Balkon und 6 Tische an den beiden Langseiten des Saales placirt. Diese 18 Tische reichten gerade hin, um die Fülle der eintreffenden Sachen aufzunehmen (...) ferner wurde eine Menge von Waffen, Kleidungsstücken, Tapeten etc. an langen Hakengestellen aufgehängt. Ein Tisch war den vorderasiatischen und nordafrikanischen Sachen gewidmet, zwei Tische Vorder- und Hinterindien, 2 China, 3 Japan, 1 den malayischen Inseln, 2 den Südseeinseln, 1 insbesondere Neu-Guinea, 2 den Sachen von Alaska und den Nordpolarländern, 1 Afrika, 1 Nordamerika, 1 Mittelamerika, 1 Südamerika, 1 Tisch diente zur Auflegung von Bildern, 1 für ethnographische Literatur und die vorhistorischen europäischen Sachen. (...) Die Zahl der Aussteller lässt sich nicht genau constatiren, sie mag etwa 100, die der ausgestellten Gegenstände ca. 2500 betragen haben.«

Insgesamt zählte die Ausstellung bei nur einer Woche Laufzeit knapp 4300 Besucher, was einem Durchschnitt von täglich 500 Besuchern entspricht.

Das Abonnement zum mehrmaligen Ausstellungsbesuch kostete 3 Mark, die Einzelkarte 50 Pfennig, in den Abendstunden einen Taler wegen der erhöhten Beleuchtungskosten für die Gaslaternen, Schüler in Begleitung ihrer Lehrer zahlten 25 Pfennige.⁹ Trotz organisatorischer Defizite und inhaltlicher Schwächen – moniert wurde die späte Ablieferung der Exponate, unzureichende Hintergrundinformationen und die daraus resultierende mangelnde systematische und wissenschaftliche Aufbereitung der Exponate – zeigten sich die Veranstalter insgesamt auch mit diesem Ausstellungsprojekt sehr zufrieden, besonders weil dem Komitee 200 Objekte zum Geschenk für das künftige ethnografische Museum überlassen wurden.¹⁰

Geschichte ausstellen

Zum 150-jährigen Vereinsjubiläum präsentierte die Historische Gesellschaft Bremen wieder eine Ausstellung und knüpfte damit auch an die eigene Tradition der Gründungsjahre an.

Unter dem Titel »Der Sinn für Bremens Geschichte – 150 Jahre Historische Gesellschaft Bremen e.V.«¹¹ waren vom 22. März bis zum 20. Juli 2012 im Foyer des Bremer Staatsarchivs zahlreiche Dokumente und Exponate aus der Vereinsgeschichte zu sehen. Dabei lag die besondere Herausforderung darin, nicht eine isolierte Vereinschronik zu präsentieren, sondern diese als Teil des gesellschaftlichen Lebens einzubinden. Dazu war geplant, die Unterlagen aus dem Vereinsarchiv der Historischen Gesellschaft und dem Bremer Staatsarchiv¹² durch Abbildungen und Schilderungen von Zeitzeugen zu ergänzen. Zum Abschluss sollte eine inszenierte Schreib- und Studierstube mit Mobiliar

9 Ebd., S. XXXVI.

10 Ebd., S. XXXVII-XXXVIII.

11 Der Ausstellungstitel nimmt gleichzeitig Bezug auf einen Aufsatz von Friedrich Prüser über die Entwicklung bremischer Geschichtswissenschaften. Friedrich Prüser, Der Sinn für Bremens Geschichte, in: Alfred Faust (Hrsg.) Geistiges Bremen, Bremen 1960, S. 264 - 286.

12 Vgl. StAB 7,1006 Bestand Historische Gesellschaft Bremen und Nachlass Prüser.

aus der ehemaligen Geschäftsstelle des Vereins zur individuellen Vertiefung einladen und so den eigenen Sinn für Bremens Geschichte fördern. Zweifellos begab sich die Historische Gesellschaft mit der Präsentation der Vereinsgeschichte in Form einer Ausstellung auf für sie eher unbekanntes Terrain.¹³ Jedoch hatte man sich bewusst für das Medium Ausstellung entschieden, denn dieses erschien als besonders geeignet, um über den vereinsinternen Rahmen hinaus historisch interessierte Personen verschiedener Altersgruppen anzusprechen.¹⁴



Die Ausstellung als begehbare Jahrbuch.

Eine weitere Herausforderung bestand darin, ein Ausstellungskonzept zu entwickeln, welches unterschiedliche Themen der Vereinsgeschichte verband und sie gleichzeitig einer chronologischen Erzählung folgen ließ.

Ausgangspunkt war – untypisch für einen Geschichtsverein, aber dem Medium der Ausstellung folgend – weniger die lückenlose Rekonstruktion der Chronik, sondern vielmehr die Darstellung bestimmter inhaltlicher Schwerpunkte. Als Grundlage dienten die umfangreichen Vereinsakten und Vereinschroniken, die von den Vereinsvorsitzern zu entsprechenden Jubiläen erstellt

¹³ Es ist unter Geschichtsvereinen durchaus üblich, zum Jubiläum eine Vereinschronik vorzulegen, jedoch ist eher unüblich, diese in Form einer Ausstellung zu präsentieren.

¹⁴ Vgl. Tamara Rühle, Ausstellungen in wissenschaftlichen Bibliotheken als Instrument der Öffentlichkeitsarbeit, Diplomarbeit FH Hannover 2004.



Nutzung des Archivmobiliars als Vertiefungszone.

wurden.¹⁵ Hinzu kamen (teils unveröffentlichte) Untersuchungen zu Schwerpunktthemen wie die Entwicklung des Vereins in der Zeit des Nationalsozialismus.¹⁶

Vor allem galt es, die unterschiedlichen Aktivitäten des Vereins (Forschungen, Publikationen, archäologische Grabungen, Exkursionen, Vortragswesen, Sammlungen) nicht nur angemessen zu gewichten und darzustellen. Diese mussten zudem in einem für den Besucher nachvollziehbaren, gut lesbaren und dramaturgisch spannenden Handlungsbogen gebracht werden.

Unter Berücksichtigung dieser Vorgaben entwickelte sich ein linearer Erzählstrang mit folgenden inhaltlichen Schwerpunkten:

- 15 Vgl. Wilhelm von Bippin, Vortrag beim zehnjährigen Stiftungsfeste der Gesellschaft am 18. März 1872, in: *Brem. Jb.* 7, 1874 S. XXIff., Hermann Entholt, Sechzig Jahre Historische Gesellschaft, in: *Brem. Jb.* 29, 1924, S. 1 ff.; Alwin Lonke, Die Historische Gesellschaft als Treuhänder Bremischer Altertümer, in: *Brem. Jb.* Bd. 37, 1937, S. 1 ff.; Friedrich Pruser, Vierzig Jahre Historische Gesellschaft, in: *Brem. Jb.* 48, 1962, S. 1 ff.; ders., Die Hundertjahrfeier, in: *Brem. Jb.* 49, 1964, S. 1 ff., Eugen De Porre, 125 Jahre Historische Gesellschaft 1862 – 1987, in: *Brem. Jb.* 65, 1987, S. 9 ff.
- 16 Klaus Schwarz: Das zensierte Jahrbuch von 1936, in: *Brem. Jb.* 65, 1987, S. 107-124, Helmut Stubbe de la Luz: Im Dienste an Bremens Deutscher Sendung? Die Historische Gesellschaft und ihr Umfeld in der NS-Zeit, in: *Brem. Jb.* 86, 2007, S. 270-318; vgl. auch Kai Buda »Unechte Nichtbetroffene« – Entnazifizierung in Bremen im Kontext deutscher Vergangenheitsbewältigung, Examensarbeit an der Universität Bremen 2009.

- Die Vorgeschichte – die aufgeschobene Gründung des Vereins vor 1861
- Das spannungsreiche Dasein unter dem Dach des Künstlervereins (1862–1932)
- Die treuhänderischen Aktivitäten (Anlage historischer Sammlungen bis 1900, die historische Bibliothek, archäologische Grabungen)
- Die soziale und wirtschaftliche Entwicklung zu Beginn des 20. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung der Mitgliederstruktur
- Die politischen und wirtschaftlichen Krisen in der Weimarer Zeit
- Die Funktionalisierung von Geschichte und Geschichtsvereinen im Dritten Reich
- Die Aufbaujahre und Defizite der Nachkriegszeit
- Die Öffnung des Geschichtsvereins hin zu einem demokratischen Forum für Landesgeschichte im 20. Jahrhundert und die Standortbestimmung im 21. Jahrhundert

Da sich Geschichte nur anhand von Objekten erzählen lässt, wurden auf einer weiteren Ebene den inhaltlichen Schwerpunkten Exponate zugeordnet und diese entsprechend kontextualisiert. Insgesamt wurden sechs Vitrinen (fünf Pultvitrinen und eine Hochvitrine) bestückt, die in Bezug zu unterschiedlichen Epochen und Handlungsfeldern des Vereins standen. Besondere Aufmerksamkeit durch die Besucher erhielt dabei der Ausstellungsbereich mit exemplarischen Grabungsfunden vom Bau der Neuen Börse 1860/61 (Webgewicht,



Vitrinendetail Fundstücke.

Gipsabguss eines Schädels mit Hiebverletzungen), aber auch der ca. 27 cm große Schlüssel, mit dem 1638 der Jahrzehnte lang verschlossene Bremer Dom wieder geöffnet wurde, erfreute sich großer Beliebtheit bei den Besuchern.

Die Ausstellungsarchitektur

Da die Historische Gesellschaft Bremen seit ihrer Gründung sowohl materiell als auch personell besonders eng mit dem Staatsarchiv Bremen verbunden ist, sollte die Ausstellung auf jeden Fall im Foyer des Staatsarchivs gezeigt werden. So wurden sogar Teile des Mobiliars des Staatsarchivs in den Ausstellungsbau integriert und auf einer Doppelwand im Ausstellungseingang die Portraits der Vereinsvorsitzer – mehrheitlich Archivangehörige – abgebildet.

Um den besonderen Stellenwert des Bremischen Jahrbuchs, der heute ältesten Fachzeitschrift Bremens, zu verdeutlichen, wurden in der Ausstellungsarchitektur die Bild-Texttafeln als überdimensionale Buchseiten gestaltet. Dabei sollte der Eindruck entstehen, der Besucher bewege sich zwischen Doppelseiten in einem begehbaren Jahrbuch. Großflächige Drucke und zahlreiche Abbildungen verstärkten diesen Effekt. Zur leichteren Orientierung wurden zentrale Informationen (Datierungen, Bildunterschriften) wie Lesezeichen an den Seitenrändern auffällig platziert.

Eine inszenierte Arbeits-/Studierstube bildete den Abschluss der Ausstellung. Statt didaktisch aufbereiteter Texte fand der Besucher hier historische Quellen im »Rohzustand« vor, untranskribiert und unkommentiert. Dazu wurden Überstücke des Bremischen Jahrbuchs zum Studium bzw. zur Mitnahme ausgelegt, ein Angebot, welches zahlreiche Abnehmer fand.

In diesem Teil der Ausstellung sollte die Geschichtswissenschaft selber zum Gegenstand der Recherche werden, ein Experiment, welches durchaus positiv aufgenommen wurde. Und auch wenn die Jubiläumsausstellung weitaus weniger Besucher zählte als ihre Vorgänger, insgesamt stieß die Idee, die eigene Geschichte in einer Ausstellung zu reflektieren, auf gute Resonanz – und das ist eine schöne Bilanz für einen 150 Jahre jungen Verein.

**»Der Pflicht Genüge getan.« –
Die Historische Gesellschaft Bremen, die Jubiläen der
»Befreiungskriege« und das Bild von der »Franzosenzeit«**

Von Helmut Stubbe da Luz

Am Anfang des vorigen Jahrhunderts lag Dornröschen-Deutschland in tiefem Schlaf. [...] Da kam Bonaparte mit dem Schwert in der Hand und brach durch das Dornengestrüpp. [...] Und Dornröschen wand sich unter seinen blutigen Streichen in Weh und Not. Dann aber trat der rechte Prinz an Dornröschen heran und drückte ihm den Kuss der Liebe auf die Lippen: der deutsche Volksgeist, der in sich trug die vier Mächte, die im Ruhmesmal des Völkerschlachtdenkmals sinnbildlich dargestellt sind: Opferwilligkeit, Tapferkeit, Glaubensstärke und Volkskraft.

Heinrich Hoops, 2. Dezember 1913¹

Vor zweihundert Jahren, Ende 1812, erlitt Napoleon bei seinem Russlandfeldzug eine vernichtende Niederlage und musste seine Pläne für die Schaffung einer großfranzösisch-eurasischen Wohlstandssphäre zumindest erst einmal verschieben. Anfang 1813 begann das alliierte Rollback. In der Diktion des 19. Jahrhunderts erlebte das Volk der Deutschen seine »Erhebung«, die »Abschüttelung des Jochs der Fremdherrschaft«, die »Wiedergeburt« etc. etc. In Wirklichkeit stand überwiegend Restauration auf Europas politischer Tagesordnung. In Deutschland dauerte es noch Jahrzehnte, bis Verfassungen, Gewaltenteilung, Parlamente, gar ein Zentralparlament eingeführt, bis Staat und Kirche voneinander getrennt, Religionsgemeinschaften einander gleichgestellt wurden, bis ein größerer Freihandels- und Wirtschaftsraum entstand. Wir wissen nicht, ob Napoleons imperialistische Entwicklungsdiktatur im Falle ihres Fortbestehens liberalisiert, demokratisiert und ökonomisch effektiviert worden wäre, ob die Hanseatischen Departements um Bremen, Hamburg und Lübeck herum von Entwicklung und Liberalisierung in einem »bonapartistischen« System profitiert hätten; aber viele von uns sind im Umgang mit ideologisch befrachteten Begriffen wie »Franzosenzeit« und »Befreiungskriege« (oder gar »Freiheitskriege«) mittlerweile doch zurückhaltender geworden und setzen zumindest relativierende Gänsefüßchen.

1 Heinrich Hoops, Die Unterdrückung und Befreiung Niedersachsens und Bremens, in: Die bremische Jahrhundertfeier 1813–1913. Feiern und Vorträge, Bremen 1914, S. 94–129, hier S. 129; vgl. zu Hoops Johann Hägermann, Hoops, Heinrich Adolf, in: Bremische Biographie 1912–1962, Bremen 1969, S. 245–246.

Zwischen 1814 und 1914 hat sich in Deutschland eine umfangreiche Jubiläums- und Festkultur entwickelt – bezogen vor allem auf die Leipziger »Völkerschlacht« (Oktober 1813). Unter vielem anderen weist die kabarettistisch anmutende Redensart »Leipzig / Einundleipzig« auf geläufige Assoziationen hin, die sich zwischen den »Befreiungskriegen« und Bismarcks Blut- und Eisenpolitik hergestellt fanden; unter Einbeziehung des Ersten Weltkriegs konnten dann noch Sätze wie derjenige entstehen, »Leipzig« sei das »Sedan des ersten Napoleon« gewesen.² Der weltanschauliche rote Faden war aus Nationalismus, Militarismus und Frankophobie gewebt.

Das eingangs gebotene Zitat stammt von einem bekannten Bremer Heimatforscher und Lokalhistoriker, dem Pastor Heinrich Hoops, der auch Mitglied der Historischen Gesellschaft Bremen war. Hoops hatte Ende 1913 einen der »volkstümlichen Vorträge« übernommen, die im Anschluss an die Bremer »Völkerschlacht«-Jahrhundertfeier vom 19. Oktober 1913 der Erbauung eines breiteren Publikums dienten, das weniger an seriöser Regionalhistorie interessiert denn für deutschnational gefärbte ideologische Aufrüstung empfänglich war. Hoops' süßlicher Erguss wirkt historisch und politisch gleichermaßen degoutant; immerhin fiel er weniger borussisch-wilhelminisch aus als die markigen Worte, die Bürgermeister Karl Stadtländer, ein glühender Bismarck-Verehrer, am 19. Oktober in seiner Festansprache gebraucht hatte.³ Was hier am wichtigsten ist: Hoops' Formulierungen dürfen nicht der Historischen Gesellschaft angelastet werden, als deren Repräsentant er hier gar nicht auftrat. Das gilt auch für die Mitglieder Leuze, Gildemeister und Seedorf, die von den insgesamt sechs »volkstümlichen Vorträgen« drei weitere hielten.⁴

Der Umstand, dass historische Multiplikatoren der Historischen Gesellschaft angehörten, kann nicht erstaunen. Gleichwohl vermag das vaterländische Engagement, das einige der rund 150 Mitglieder damals an den Tag legten, zu der Frage anregen, ob und wie die Historische Gesellschaft sich in den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens (von 1862 bis zum Ersten Weltkrieg) zu der sogenannten »Franzosenzeit« und zur »Befreiungskrieg«-Festkultur positioniert

2 Vgl. Kirstin Anne Schäfer, Die Völkerschlacht, in: Deutsche Erinnerungsorte. Hg. v. Étienne François / Hagen Schulze. Bd. 2, München 2001, S. 187-202, hier S. 194.

3 Jahrhundertfeier (wie Anm. 1), S. 13 ff. Splitter wie »In Bismarck hatte der Geist der Freiheitskriege seine höchste Verkörperung gefunden« – »Wir halten unser Schwert scharf und blank zu Lande und zu Wasser« – »Die Macht und die Herrlichkeit des Deutschen Reiches« – »Dafür, deutsche Jugend, stähle deinen Körper und erhebe deine Seele« wirkten auch im Textzusammenhang, aus dem sie hier gerissen sind, kaum moderater.

4 [Oskar] Leuze, Deutschlands Fall und Erhebung, ebd., S. 26-41 (in Leuzes Buch »Erziehung zum Staatsbürger, Bremen 1912, wurde die Reihe der bürgerkundlichen Themen mit »§ 1. Die Kriegsmacht« begonnen, noch vor der Darstellung der Verfassungen des Reiches, Preußens und Bremens); Alfred Gildemeister, Die politischen Führer. Stein und Arndt, ebd., S. 65-79; [Henry] Seedorf, Die Dichtung der Befreiungskriege: Theodor Körner, ebd., S. 130-147.

habe. Unter anderem können die einschlägigen Vereins-Publikationen einer Revue unterzogen werden. Neben dem Problem, wie die Historische Gesellschaft sich in der NS-Zeit verhalten habe,⁵ handelt es sich hier um die zweitwichtigste Frage danach, wie es um die Ideologiefähigkeit der Gesellschaft in ihrer Geschichte bestellt gewesen sei. Es liegt nahe, entsprechende Recherchen hansestädtisch-übergreifend zu stellen. Ein solcher komparatistischer Ansatz hat sich bezüglich des Problems, in welchem Umfange die hansestädtischen Geschichtsvereine sich vom Nationalsozialismus hätten vereinnahmen lassen, bereits als fruchtbar erwiesen.⁶ Freilich können hier nur ein paar Indizien präsentiert werden.

Konrad Elmshäuser hat die Geschichte der Völkerschlachtjubiläen für Bremen rekonstruiert, detailliert bis zum Jahr 1854, als der 18. Oktober letztmalig als offizieller »Leipzig«-Festtag abgehalten wurde; dann wird der Blick auf die Jahrzehnte bis zum Weltkrieg eröffnet.⁷ Solche regionalen Studien werfen ein Licht auf die im weitesten Sinne kulturelle Szene an Ort und Stelle. Der Mobilisierungs- und Öffentlichkeitswirksamkeitsgrad derartiger Veranstaltungen war oft erheblich. Die Personen, Organisationen und Institutionen, die die Initiative ergriffen, wollten die Nase vorn haben und entscheiden, wer das Geld gab, wer mitmachen sollte und durfte, auf welche Art und Weise die »Show« zu präsentieren sei. Auf das entsprechende Geschichtsbild, das hier in breiteren Bevölkerungskreisen hervorgerufen, bekräftigt oder modifiziert wurde, hatte der Ablauf der Feiern einigen Einfluss, langfristig unter anderem auf dem Weg über die in diesem Zusammenhang entstandenen Druckerzeugnisse.

Für Bremen war – wie auch für Hamburg – stets die Wahl zwischen unterschiedlichen »Befreiungskrieg«-Feiertagen gegeben. Deutschlandweit wurde überwiegend der 18. Oktober (»Leipzig«) begangen. Aber in den Hansestädten gab es Interessenten an speziellen Jubiläen. Im März 1813, im Verlauf einer bis Mai 1813 dauernden russischen Konterokkupation im französischen Elbmündungsdepartement, vor allem in Hamburg und Lübeck, aber auch um Lüneburg und Stade herum, war auf Geheiß des kaiserlich-russischen Streifkorpsführers Tettenborn sowohl eine Hanseatische Bürgerwehr als auch

5 Vgl. Helmut Stubbe da Luz, Im Dienst an »Bremens deutscher Sendung«? Die Historische Gesellschaft Bremen und ihr Umfeld in der NS-Zeit, in: *Brem. Jb.* 86, 2007, S. 270-318; ders.: »Die Arbeit in der gewohnten Form fortgesetzt«? Der Verein für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde, die Bremer Historische Gesellschaft und der Hansische Geschichtsverein in der NS-Zeit, in: *BllDtLdG* 141/42 (2005/2006) S. 289-345.

6 Die beiden soeben genannten Aufsätze entstanden zusammen mit Manfred Asendorf, Von verschämtem Antisemitismus zum »Arierparagraphen«. Der Verein für Hamburgische Geschichte und die Ausgrenzung seiner jüdischen Mitglieder, ebd., S. 159-287.

7 Konrad Elmshäuser, »Das Vaterland entrichte seine Schuld«. Bremer Feiern zum Gedächtnis der Völkerschlacht bei Leipzig, in: *Feste und Bräuche in Bremen. Beiträge zur Kultur- und Sozialgeschichte der Hansestadt. Festschrift zum hundertsten Geburtstag des Focke-Museums*. Hg. v. Hans Kloft, Bremen 2000, S. 85-107.

eine Hanseatische Legion ins Leben gerufen worden. Nach Tettenborns schneller Vertreibung hatten sich diese Kämpfer ins Mecklenburgische begeben und dann die alliierten Kräfte unterstützt. Tettenborn war es auch, der im Oktober/November 1813 in zweimaligem Anlauf die französischen Kräfte aus Bremen vertrieb. Sogleich waren auch dort hanseatische Kombattanten rekrutiert worden. Für eine weitere Hansestadt, die – wie Lübeck – unter Napoleon als Arrondissementshauptort fungiert hatte, für Lüneburg, stellte der 2. April 1813 das entscheidende Datum dar: »Der erste Sieg in den Befreiungskriegen« sei dort errungen worden, gegen ein französisches Korps unter General Joseph Morand.⁸ Überall zeigten sich insbesondere die Veteranen- und Traditionsverbände in den Hansestädten an solchen Feiertagen interessiert; mit ihnen konnten zunächst spezifische Versorgungsansprüche begründet, sodann »schwarz-rot-goldene«, »schwarz-weiß-rote« oder auch noch spezifisch vaterstädtische politische Tendenzen manifestiert werden. In der militaristisch geprägten Gesellschaft des zweiten Deutschen Reiches dienten jene Feiern schließlich vor allem dazu, ideologische Aufrüstung zu betreiben: Der nächste Krieg gegen den Erzfeind Frankreich dünkte vielen als vorprogrammiert.

Die Grundlage einer jeden Ideologiekritik stellt zunächst die nüchterne Rekonstruktion dessen dar, was »tatsächlich« der Fall oder bereits passiert sei. Solcherart Objektivität beanspruchte der Hamburger Pastor Carl Mönckeberg, als 1863 in Hamburg die inoffiziellen, nationalistisch-militaristisch angehauchten »März-Feiern« vor der Tür standen. Mönckeberg griff Ende 1862 ebenso engagiert wie hastig zur Feder, um noch rechtzeitig eine Darstellung der Geschehnisse zwischen 1806 und 1814 zu liefern, die von frankophoben Ressentiments frei war und ein kritisches Licht auch auf die einheimischen »Patrioten« und ihre »hanseatischen« Streitkräfte warf. Bereits um die »Märzfeier« des Jahres 1838, 25 Jahre nach »1813«, hatte es politische Streitigkeiten gegeben, und daran erinnerten sich die Aktivisten und ihre Gegner schon jetzt in der Vorphase, Ende 1862 / Anfang 1863. Zum März 1863 konnte Mönckeberg immerhin schon einmal den ersten Teil seines Buches »Hamburg unter dem Drucke der Franzosen« vorlegen. Das vollständige Werk erschien dann 1864. Es enthielt ein kleines Kapitel unter der Überschrift »Hamburg, eine französische Stadt«⁹; Mönckeberg hat es 1885 in seine »Geschichte der freien und Hansestadt Hamburg« weitgehend übernommen und mit »Hamburg als französische Stadt« betitelt. Aus heutiger Sicht noch ganz unzureichend, aber immerhin weitgehend ressentimentfrei, ist es zwanzig Jahre später von dem germanophilen französischen Publizisten Georges Servières entdeckt worden. Dieser nahm es zum Anlass für eine erste, umfängliche, bis

8 Wilhelm Görge, Lüneburg vor hundert Jahren. Das Treffen am 2. April 1813. Der erste Sieg in den Befreiungskriegen, Lüneburg 1913.

9 Carl Mönckeberg, Hamburg unter dem Drucke der Franzosen 1806–1814. Historische Denkwürdigkeiten, Hamburg 1864; vgl. demnächst Carl Mönckeberg, Hamburg unter dem Drucke der Franzosen (1864). Neu hg. u. kommentiert von Helmut Stubbe da Luz. Mit einem Lebensbild Carl Mönckebergs, Pastor an St. Nikolai. Frankfurt a. M. 2013.

auf den heutigen Tag informationsreiche Darstellung über Napoleons Hanseatische Departements¹⁰.

Mönckebergs Buch hatte freilich Vorläufer, war »nur« das letzte in einer Reihe von ähnlichen Büchern über unterschiedliche Teile der Hanseatischen Departements; andernorts habe ich sie als »Pastorenliteratur« bezeichnet.¹¹ Vier Theologen, drei darunter Pastoren, einer Gymnasiallehrer, griffen Mitte des 19. Jahrhunderts in Bremen, Lübeck, Lauenburg und Hamburg als erste zur Feder, um eingehende Darstellungen über wesentliche Teile der Napoleonzeit in ihrer Stadt oder Region zu verfassen; sie verstanden sich alle vorzüglich als Chronisten, zitierten ausführlich Quellentexte, verzichteten in für damals nennenswerter Weise auf ideologisches Beiwerk. Der erste war Pastor Johann Hermann Duntze, in der Gemeinde Bremen-Rablinghausen beschäftigt; Duntze legte zwischen 1845 und 1848 vier Bände einer »Geschichte der freien Stadt Bremen« vor. 1851 erschienen die die Napoleonzeit betreffenden Kapitel unter dem Titel »Bremen unter französischer Gewaltherrschaft« als Separatdruck¹². Die Darstellung Bremens als einer französischen Stadt war verhältnismäßig ausführlich, Duntze ging ansatzweise auf die französischen Institutionen ein, kam nicht allein auf die mit der Annexionsokkupation verbundenen Strapazen zu sprechen, sondern auch auf Fortschritte und Aussichten.

Pastor Karl Martin Joachim Klug war Hauptpastor an St. Jakobi in Lübeck. 1848 trat er in die revolutionäre Bürgerschaft ein, und 1856/57 erschien in zwei »Abteilungen« sein Buch »Geschichte Lübecks während der Vereinigung mit dem französischen Kaiserreiche 1811–1813.¹³ Christian Ludwig Enoch Zander war von 1845 bis 1868 Direktor der neu gegründeten Lauenburgischen Gelehrtenschule in Ratzeburg. Auch er publizierte, 1861/1863, zwei »Abteilungen« zum regionalspezifisch abgeänderten Thema »Das Herzogtum Lauenburg in dem Zeitraum von der französischen Okkupation i. J. 1803 bis zur Übergabe an die Krone Dänemark i. J. 1816«.¹⁴

Mönckeberg hat von seinen Vorgängern in manchem Detail gezehrt, ohne

- 10 Georges Servières, *L'Allemagne française sous Napoléon I^{er}*. D'après des documents inédits tirés des Archives nationales et des Archives des Affaires étrangères. Avec une carte des territoires annexés. Paris 1904. Vgl. jetzt – einer überarbeiteten und erweiterten Neuauflage harrend – Helmut Stubbe da Luz, »Franzosenzeit« in Norddeutschland. Napoleons Hanseatische Departements. Bremen 2003.
- 11 Helmut Stubbe da Luz, *Okkupanten und Okkupierte. Napoleons Statthalterregimes in den Hansestädten*. Bisher Bde. 1–3, 5 u. 6, München 2004–2006, 2010, hier Bd. 1.
- 12 Johann Hermann Duntze, *Geschichte der freien Stadt Bremen*. 4 Bde. Bremen 1845–1851; ders., *Bremen unter französischer Gewaltherrschaft*. Auszug aus der *Geschichte der freien Stadt Bremen*, Bremen 1851 (136 S., mit einem Bildnis Georg Grönings, der von Napoleon – der turnusgemäßen Wahl vorgreifend – in den Pariser Corps législatif berufen worden war).
- 13 Karl Klug, *Geschichte Lübecks während der Vereinigung mit dem französischen Kaiserreiche, 1811–1813*, Lübeck 1856/57.
- 14 C[hristian] L[udwig] E[noch] Zander, *Das Herzogtum Lauenburg in dem Zeitraum von der Französischen Occupation im Jahre 1803 bis zur Übergabe an die Krone Dänemark im Jahre 1816*, Ratzeburg 1861.

dass dies von ihm ausdrücklich erwähnt worden wäre, und er hat es ihnen in der Tendenz seines Werks gleichgetan. In seinem Vorwort führte er aus: »Mein Hauptstreben war, die Wahrheit, nach so vielen aus Parteirücksichten und zu Parteizwecken geschriebenen Broschüren, ans Licht zu stellen. Vielen wird es freilich so vorkommen, als ob ich diejenigen, gegen welche sich das deutsche Herz am meisten empört, in einem zu freundlichen Licht erscheinen lasse. Allein es war, nach meiner Ansicht, meine Aufgabe, einen jeden von seinem Standpunkte aus zu beurteilen, darum habe ich mich bemüht, auch denen gerecht zu werden, gegen die ich von Jugend auf mit Abscheu erfüllt war.« 1864 wurde Mönckeberg Vorsitzender der kirchengeschichtlichen Sektion im Verein für Hamburgische Geschichte und einige Monate später stellvertretender Vorsitzender des Vereins insgesamt. Im Vorwort zu seinem »Franzosen«-Buch steht, er sei von Freunden zu diesem Werk ermuntert worden, und wenn es sich dabei nicht um eine literarische Klausel gehandelt haben sollte, so dürften jene Freunde wesentlich auch im Verein für Hamburgische Geschichte zu suchen sein.

Lag Mönckebergs Motiv darin, den militaristisch, nationalistisch, borussophil, patriotisch, frankophob gefärbten Jubiläen an »1813/14« ein wissenschaftliches Korrektiv entgegenzustellen? Hing dieses Motiv mit demjenigen zusammen, zweiter Vorsitzender des Vereins für Hamburgische Geschichte zu werden? Hat dieser Verein also eine heilsam-ernüchternde Wirkung innerhalb der historischen und historisierenden Hamburger Szene erzielt? Oder aber ärgerte sich Mönckeberg darüber, dass das ursprünglich vom Hamburger Senat verordnete Festdatum, der 18. Oktober, von den »patriotischen« März-Interessenten an den Rand gedrängt worden war und mittlerweile dazu anstand, zum letzten Mal begangen, um dann – ebenso wie bereits in Bremen – offiziell abgeschafft zu werden? Wollte sich der Pastor auf die Seite der alten und neuen »Senatspartei« stellen – in einer Zeit, in der über die Modalitäten der Trennung von Kirche und Staat gestritten wurde, speziell über den Einfluss, den der Senat auf die Evangelisch-lutherische Kirche im hamburgischen Staat noch haben sollte – ein Einfluss, von dem Mönckeberg hoffte, dass er möglichst umfangreich ausfallen sollte?

Die Motivlage Carl Mönckebergs, eines harten Konservativen, wird an anderer Stelle einem Studium unterzogen;¹⁵ dieses kann sich von einer Beobachtung anregen lassen, die Elmhäuser in Bezug auf die Bremer »Befreiungsfeier« des Jahres 1863 gemacht hat und die durch einen Blick in die Lokalpresse schnell bestätigt wird: Eine »schwarz-rot-gelbe« Tendenz war dominierend;¹⁶ im weitesten Sinne nationalliberal-demokratisch gesinnte Kräfte versuchten nicht ohne Erfolg, eine Verbindung zu »1813« über »1848«

15 Vgl. Anm. 9.

16 Vgl. Elmhäuser, Vaterland (wie Anm. 7), S. 102; StAB 2-T.2.x.10; Der Verfasser ist sich des BGH-Urteils vom 16. November 1959 (3 StR 45/49) und des BVerfG-Entscheidung vom 15. September 2008 (1 BvR 1565/05) bewusst, aber damals wurde in Zeitungsanzeigen nicht selten zum Erwerb von »schwarz-rot-gelben« Fähnchen eingeladen, und damit war nicht die Absicht einer Herabsetzung verbunden.

bis 1863 herzustellen, auf dem Weg über die 1848er »Märzrevolution«. In Hamburg hätte eine März-März-Traditionslinie gut gezogen werden können: Als 1848 im Gefolge der Märzgeschehnisse eine revolutionäre Konstituante dort zusammengetreten war, hatten die Liberalen, die Konstitutionalisten, darin die Oberhand gehabt und nicht die Konservativen, denen Mönckeberg sich angeschlossen hatte. In der Rolle des Alterspräsidenten war der 50 Jahre zuvor, im März 1813, als Mitglied der informellen »Patriotenpartei« und »hanseatischer« Truppenführer aktive Daniel Christopher Mettlerkamp hervorgetreten.

1863, als zur Bremer »Völkerschlacht«-Feier die »schwarz-rot-gelbe« Tendenz so deutlich hervortrat, als der Hamburger Carl Mönckeberg sich gegen die einstigen »Patrioten«, zum Teil aktuelle Liberale und Verfassungsbefürworter, wandte, als die Gedenken an »1813« unterschiedliche konfligierende Seiten zu allerlei Akten der Symbolpolitik anregten, da war die Historische Gesellschaft Bremen gerade ein Jahr alt. Sie ist 1861/1862 gegründet worden, weder in einem engen, gar demonstrativ engen zeitlichem Zusammenhang mit der »Völkerschlacht«-Feier noch in inhaltlichem Kontext dazu. Im ersten Jahresbericht (vom April 1863) ist auf die Entstehungsgeschichte eingegangen worden: Es hätten in Deutschland schon zahlreiche solcher Geschichtsvereine existiert, und meist, so hieß es dort immerhin auch (und offenbar zustimmend), verfolgten sie »nicht mehr bloß eine lokale Tendenz«, sondern seien darum bemüht, »Bausteine zur Geschichte des gemeinsamen Vaterlandes« zu schaffen.¹⁷ Doch galt das Hauptinteresse der Gründer den Fragen der bremischen Vor- und Frühgeschichte. Am 19. März 1862 waren die ersten Statuten genehmigt worden, und eben dieser Tag galt und gilt als Gründungsdatum – nicht etwa der 10. März oder der 17. März, die sich als Bezugspunkte zu den »Befreiungskriegen« angeboten hätten, wenn darauf Wert gelegt worden wäre: Am 10. März 1813, am Geburtstag der preußischen Königin Luise (gest. 1810) hatte König Friedrich Wilhelm III. von Preußen das Eiserne Kreuz gestiftet – »in der jetzigen großen Katastrophe, von welcher für das Vaterland Alles abhängt«; am 17. März war Frankreich von Berlin der Krieg erklärt worden, und der König hatte (mit dem Aufruf »An Mein Volk«) »Preußen und Deutsche« um Unterstützung für den Kampf gebeten.

Am 19. März 1863, ein Jahr nach der Vereinsgründung, wurden im Rahmen der Historischen Gesellschaft Vorträge gehalten, die chronologisch weit hinter der Napoleonzeit zurücklagen. In der Herbst-Winter-Saison 1863/64 fanden zehn Versammlungen statt, von denen nun immerhin zwei auf »1813/14« Bezug nahmen. Beide wurden von Senator Dr. Heinrich Smidt als Referent bestritten. Der Sohn des »großen« Bürgermeisters sprach zu den nicht eben attraktiv formulierten Themen »Der 15. Oktober 1813« und »Der 6. November 1813«. Die Daten markierten die beiden schon erwähnten Anläufe Tettenborns, Bremen zu entokkupationalisieren. Auch der Jahresbericht offenbarte keine Spur von Enthusiasmus, klang eher beschwichtigend: »Der Pflicht, zu der in

17 Jahresbericht der Abteilung des Künstlervereins für Bremische Geschichte und Altertumskunde, in: Brem. Jb. 1, 1864, S. 1-11, hier S. 2.

ganz Deutschland begangenen Feier der Erinnerung an die große Zeit unserer Befreiung von der Fremdherrschaft einen Beitrag zu liefern, konnten wir genügen, indem in einer durch unsere Abteilung veranstalteten Versammlung des Künstlervereins [insgesamt] Herr Senator Dr. H. Smidt in dem oben erwähnten Vortrag die Befreiung unserer Vaterstadt schilderte«.¹⁸ Die hier vom geschäftsführenden Ausschuss gewählte Formulierung wird vor 150 Jahren kaum weniger nüchtern geklungen haben als heute: Die Historische Gesellschaft hatte sich dem die breite Öffentlichkeit beherrschenden Trend nicht verschlossen – nicht weniger, aber auch nicht mehr.

Heinrich Smidts Vorträge dürften kaum dazu geeignet gewesen sein, mentale Aufwallungen irgendwelcher Färbung zu erzeugen; seine Aufzeichnungen wurden erst 1869, sechs Jahre später, im Bremischen Jahrbuch veröffentlicht.¹⁹ Redaktionell fand sich angemerkt: 1863 und danach seien »mehrfache wichtigere und unwichtigere Mitteilungen« zu dem Thema erschienen, vor allem in den Lokalblättern »Courier« und »Bremer Morgenpost«, ferner eine anonyme Schrift »Bremens Befreiung vom französischen Joche«.²⁰ In nennenswerter Weise seien aber alle diese Schriften nicht über den Informationsgehalt der Smidt'schen Vorträge hinausgegangen, so dass diese letzteren als von zeitlosem Wert eingeschätzt werden dürften. Gleichwohl sei der Anlass für Smidts Aufzeichnungen, die Feiern von 1863, aber jetzt deshalb nicht unerwähnt geblieben, »damit nicht der heutige Leser in ihnen Bezugnahmen auf die neuere rasche Fortentwicklung der Dinge in Deutschland vermisste, [Bezugnahmen also,] die im Herbst 1863 kaum geahnt werden konnten«. Damit wurde erstens eine Assoziation zu den Fortschritten der Bismarck'schen Blut- und Eisenpolitik hergestellt, zweitens indirekt gerechtfertigt, dass Smidt 1863 davon Abstand genommen hatte, die »Freiheitskriege« zum Ausgangspunkt der nationalen Einigung hochzustilisieren. Der Sohn des einstigen Bürgermeisters Johann Smidt hatte die »Leipzig«-Feier am 18. Oktober 1863 mit den Worten begrüßt, es handele sich »nicht bloß um ein deutsches Siegesfest, sondern wesentlich daneben um ein bremisches Dankfest für die Erlösung vom Franzosenjoch«. Bremen sei ebenso wenig durch Tettenborns zwei Vorstöße im Oktober/November 1813 wie durch die von Tettenborn veranlasste Restauration der alten Verfassung befreit worden, sondern zunächst durch die Entscheidung auf dem entfernten Schlachtfeld bei Leipzig und

18 Zweiter Jahresbericht der Abteilung des Künstlervereins für Bremische Geschichte und Altertumskunde, in: Brem. Jb. 2, 1865, S. V-XI, hier S. VI.

19 J. H[einrich] W. Smidt, Erinnerungen aus der Zeit der Freiheitskriege, in: Brem. Jb. 4, 1869, S. 385-435; Teil 1 trägt die Zwischenüberschrift »Das Ende der Franzosenherrschaft in Bremen« (S. 385-412), Teil 2 den Untertitel »Die Auferstehung des bremischen Freistaats« (S. 413-435).

20 Bremens Befreiung vom französischen Joche. Eine Denkschrift zur Jubelfeier der Schlacht bei Leipzig im Jahre 1863. Mit einem Verzeichnis der Bremer Freiwilligen von 1813, 14 und 15 und derjenigen Freiwilligen, welche gegenwärtig noch am Leben sind. Bremen 1863; es dürfte sich um eine Veröffentlichung gehandelt haben, die von den organisierten Veteranen als bedeutsam für die Fundierung von Versorgungsansprüchen erachtet wurde, vielleicht gar dort ihren Ursprung besaß.

sodann durch einen »diplomatischen Feldzug«, namentlich durch die nachfolgenden diplomatischen Bemühungen Johann Smidts.

Heinrich Smidts Vorträge, die sich also ganz überwiegend im »vaterstädtischen« Paradigma bewegten, bildeten für die Historische Gesellschaft den Anlass zu ersten sachlichen Recherchen zum Thema der Bremer Napoleonzeit. Am 30. November 1863 erteilte der Vorstand dem historisch interessierten Rechtsanwalt Hermann Albert Schumacher auf dessen Vorschlag hin den Auftrag, Materialien über »Bremens Verhältnisse während der französischen Zeit« von 1810 bis 1814 zusammenzustellen, über die Quellenlage zu berichten, möglicherweise eine Darstellung zu beginnen. Einige Monate später, Anfang 1864, legte Schumacher im Verlauf eines »Historischen Abends« der Historischen Gesellschaft einen ersten Bericht vor; er orientierte sich vor allem an Vorarbeiten aus Hamburg, dessen »Verein für Hamburgische Geschichte« (von 1839) in Bremen mit Bewunderung betrachtet wurde. Die von Schumacher herangezogenen Autoren, Christian Friedrich Wurm und Carl Mönckeberg, konnten zur Unterstützung deutschnational-borussophiler Standpunkte nicht herangezogen werden²¹. Im Übrigen konzentrierte sich Schumacher auf das Kapitel »Die Vertretung Bremens im Hauptquartier der Verbündeten« im Jahre 1813 und kam unter anderem zu dem Schluss, dass bisher der Hamburger Friedrich Perthes zu sehr in den Vordergrund, »dabei unser Smidt in den Schatten« gestellt worden sei.²²

Unklar ist, warum im Kreise der Historischen Gesellschaft auf die moderaten Hamburger Autoren Wurm und Mönckeberg zurückgegriffen wurde, während von dem reformierten Bremer Theologen Johann Hermann Duntze (1790–1874) nicht die Rede war; Duntze hatte die Jahre des Ersten Empire schon bewusst miterlebt, hatte das erste Stück der im Rückblick sich als »Pastorenliteratur« zur hanseatischen Napoleonzeit anbietenden Rekonstruktionen geliefert²³; er war bei der Vereinsgründung noch am Leben, scheint dabei aber keine Rolle gespielt zu haben.

Schumacher sah bald ein, dass das Thema für ihn zu umfangreich war; im Juli 1864 publizierte die Historische Gesellschaft ein wissenschaftliches Preisausschreiben und empfahl sieben Themen; eines davon lautete: »Johann Smidts Tätigkeit im Hauptquartier der Verbündeten, 1813 und 1814«; das

21 Wurm hatte im Bremer Archiv gearbeitet und 1847 im Verein für Hamburgische Geschichte einen Vortrag über »Johann Smidts Wirksamkeit im Jahre 1813 und 1814« gehalten, dessen Inhalt sich in seiner Gedenkschrift für Abendroth niedergeschlagen hat, vgl. Helmut Stubbe da Luz/Christian Friedrich Wurm: »Hamburg« oder »Hambourg«? Amandus Augustus Abendroth. Reformpolitiker und Stadtoberhaupt unter Napoleon. 2 Bde., München 2010, hier Bd. 1, S. 241, 245 f. – Wurm war mittlerweile verstorben, und Schumacher erhielt Materialien aus seinem Nachlass durch den Theologen und Pädagogen Heinrich Schleiden, der für Wurm einen Nachruf verfasst hatte.

22 Zweiter Historischer Abend der Abteilung des Künstlervereins für Bremische Geschichte und Altertümer, Zeitungsausschnitt o. D. (1864), StAB 7, 1006-5 a, Historische Gesellschaft.

23 Siehe Anm. 11–14.

zweite: »Johann Smidts Tätigkeit auf dem Wiener Kongress 1815«. Doch niemand vermochte sich dafür zu erwärmen, und erst 1907 hat Wilhelm von Bippin ein wenig über »Smidt in der französischen Zeit« erzählt²⁴, im Oktober 1912 über »Smidt auf dem Wiener Kongreß« referiert²⁵. Schumacher ist auf diesem Feld nur noch zur Bearbeitung eines heroischen Nebenaspekts gekommen; 1870 publizierte er einen Artikel über die patriotische Kombattantin Anna Lühring.²⁶ Der möglicherweise durch den Deutsch-französischen Krieg beeinflusste Text begann mit einem Schwall von Reizwörtern (»Glorreiche Erhebung«, »Hingabe an das Vaterland«, »gewaltige Zeit«); er sagte dem Lützower Korps nach, es hätte »die Blüte der deutschen Jugend« vereinigt, und sein Eindruck habe sich unauslöschlich »in der Brust der bremischen Meisterstochter festgesetzt«; aber es folgte dann hauptsächlich die rührende Lebensgeschichte einer Frau, die in fortgeschrittenem Alter schließlich noch eine geringfügige Rente vom Bremer Senat erhalten hatte. Wilhelm von Bippin steuerte 1877 wenigstens noch einen Beitrag zum Verhältnis zwischen Smidt und Charles de Villers (Lübeck) bei.²⁷ Größere Zusammenhänge standen in all den genannten Fällen nicht im Vordergrund.

1888, 75 Jahre nach »1813«, wurde irgendwelcher Geschehnisse der »Befreiungskriege« in Bremen zumindest nicht in auffälliger Weise gedacht. Die Historische Gesellschaft, hinsichtlich der Mitgliederzahl auf einem ihrer Tiefpunkte angelangt, hörte am 3. November einen Vortrag Schumachers zur Rolle des früheren Bürgermeisters Heineken in dessen Eigenschaft als Chronist. Heinekens damals handschriftlich vorliegende »Geschichte der Freien Hansestadt Bremen von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Franzosenzeit« war nicht dazu geeignet, antifranzösische Ressentiments zu nähren.²⁸

1904 präsentierte der Vorsitz der Bippin Band 3 seiner »Geschichte der Stadt Bremen«.²⁹ Das Kapitel über die »Franzosenzeit« fiel für die Zeit typisch aus. Servières (1904) wurde von von Bippin immerhin schon zur Kenntnis genommen, aber von Mönckebergs Verfahren, das heimatliche Stadtstaatswesen als zeitweilige »französische Stadt« dazustellen, war der Bremer Archivar weit entfernt. Magere fünf Seiten lang wird auf Napoleons *Bonne ville de Brême* eingegangen, und sowohl die Zeit der Disziplinierungsokkupation vorher und vor allem natürlich die Monate der »Erhebung« gegen die Fremdherrschaft nehmen unverhältnismäßig viel mehr Raum ein. Auch von Johann Hermann

24 Wilhelm von Bippin, Smidt in der französischen Zeit. Vortrag, gehalten in der Historischen Gesellschaft am 7. Dezember 1907, in: Brem. Jb. 22, 1909, S. 148-166.

25 Fünfzigster Bericht des Vorstandes, in: Brem. Jb. 25, 1914, S. XI; vgl. Wilhelm von Bippin, Johann Smidt, ein hanseatischer Staatsmann. Stuttgart 1921.

26 H[ermann] A[lbert] Schumacher, Zur Erinnerung an den Lützower Jäger A. Lühring, in: Brem. Jb. 5, 1870, S. 157-173.

27 Wilhelm von Bippin, Briefe von Carl v. Villers an Johann Smidt und andere Mitteilungen über Villers' Beziehungen zu Bremen und zu den Hansestädten, in: Brem. Jb. 9, 1877, S. 60-73.

28 Historische Gesellschaft, in: Weserzeitung v. 6. Nov. 1888; Christian Abraham Heineken. Geschichte der Freien Hansestadt Bremen von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Franzosenzeit, bearb. von Wilhelm Lührs, Bremen 1983.

29 Wilhelm von Bippin, Geschichte der Stadt Bremen. Bd. 3, Bremen 1904.

Duntze hatte von Bippen nicht lernen wollen. Bremen in ausdrücklicher oder impliziter Weise »als französische Stadt« darzustellen, hätte in seinen Augen wohl einen Schandfleck in der Geschichte offenbart, die unerträgliche Übersteigerung eines an sich schon hinreichend lästigen, aber nicht ganz so ehrenrührigen Besatzungszustands 1806–1810, und um so wichtiger erschienen dann die heldenhaften Beiträge zu den »Befreiungskriegen«. Gleichwohl hat sich von Bippen des nationalistischen und militaristischen Überschwangs weitgehend enthalten. Ausdrücke wie »Napoleons letztes Attentat auf die freien Städte« waren eher der Tradition der »Freien Reichsstadt« zuzurechnen, ebenso wie die Behauptung, der Lokalmatador Johann Smidt habe den neutralen Beruf eines Notars ergriffen, um seine Kräfte von den neuen Machthabern nicht missbrauchen zu lassen: In von Bippens Vorträgen über Smidt 1907 klingt das dann freilich anders, und er dürfte sich über diese Sachlage auch zuvor bereits im Klaren gewesen sein.³⁰

1913 fanden in Bremen zwei Jahrhundertfeiern statt, die erste auf nachdrückliches Verlangen Berlins, am 10. März³¹. Bremen war seit 1866 preußische Garnison, und 1904, im Zuge der Kaiserparade am 5. September 1904 in Altona, waren den drei »hanseatischen« Infanterie-Regimentern Nr. 75, 76 und 162 von Kaiser Wilhelm II. die Namen Bremen, Hamburg und Lübeck verliehen worden. Niemand sprach von einer militärischen Besetzung der Hansestädte durch Berlin, aber die Stimme der preußischen Regierung besaß hohes Gewicht.³²

Die zweite Jahrhundertfeier, am 19. Oktober, war insofern eine echt-bremische Veranstaltung, als die Initiative vom Senat ausging und vom wohl gesamten politischen und kulturellen Establishment mitgetragen wurde. Der sozialdemokratische Abgeordnete Alfred Henke freilich protestierte am 8. Oktober ebenso wortreich wie intelligent gegen die Ausgabe von 60.000 Mark für das Event; 10.000 Mark seien allein für die Beleuchtung öffentlicher Gebäude vorgesehen – in einer Stadt, in deren ärmeren Vierteln eine vernünftige Alltagsbeleuchtung erst noch geschaffen werden müsse. Henke verurteilte schon einmal den erfahrungsgemäß zu erwartenden Radaupatriotismus und sah die Gefahr, dass die geplante Feier sich sowohl gegen Frankreich als auch gegen die Interessen des deutschen Proletariats richten werde, das seine Kinder in die öffentlichen Schulen schicke: »Nicht nur franzosenfeindliche Lieder, sondern auch andere Lieder, die aus dem Geist der Zeit heraus, in der sie entstanden, verständlich sind, will man unseren Kindern beibringen.« Henke hatte sich auch mit einem Fichtezitat ausgerüstet: In einem modernen Staatswesen müsse »die Aufopferung der Mehrzahl der Menschen als Sklaven«

30 Von Bippen, Smidt in der französischen Zeit (wie Anm. 24), S. 157 f.

31 Vgl. Die bremische Jahrhundertfeier, in: Bremer Nachrichten v. 10. März 1913. Die Festpredigt hielt Garnisonspfarrer Reinhard Groscurth, der von der Zeitung u. a. wie folgt zitiert wurde: »Die Leipziger Schlacht war geschlagen und über das blutgetränkte Feld erscholl weithin der Choral ›Nun danket alle Gott‹«.

32 Vgl. Die bremische Jahrhundertfeier, in: Bremer Nachrichten v. 10. März 1913; StAB 3-D.9.11, Hundertjahrfeier der Befreiungskriege.

aufhören, müssten Freiheit und Gleichheit herrschen; Napoleon aber, so argumentierte der Abgeordnete, könne auch als »Testamentsvollstrecker der Großen Revolution« betrachtet werden³³.

In der Historischen Gesellschaft dürften Sozialdemokraten nicht vertreten gewesen sein, aber ausgesprochene Begeisterung hat die Massenveranstaltung des Oktober 1913 dort gleichwohl nicht ausgelöst. Der Vorstand beschloss am 14. April 1913, dem Vorstand des Künstlervereins – offenbar auf Nachfrage – mitzuteilen, »dass die Historische Gesellschaft am 15. Oktober eine Feier zu arrangieren bereit« sei, also am Tage der endgültigen Entfranzösisierung der Stadt nach dem Abzug der Franzosen und dem Zweiten Einmarsch Tettenborns 1813; im Mittelpunkt solle ein Festvortrag stehen, und ihn zu halten, sei der Vorsitz »beauftragt« worden, der 1912 gewählte Oberlehrer Dr. Hermann Entholt.³⁴ Die Historische Gesellschaft erhielt seit Neuestem einen jährlichen institutionellen Zuschuss von 800 Mark aus der Staatskasse, aber aus diesem Umstand musste offenbar nicht die moralische Verpflichtung abgeleitet werden, sich mit voller Kraft für die Vorbereitung der Oktoberfeier einzusetzen; es mangelte nicht an anderweitigen Aktivisten, und vertiefte historische Kenntnisse mochten der Entwicklung eines massenhaften Enthusiasmus eher entgegenstehen.

Wenn wir die Liste des Festausschusses von 1913 mit der Liste der Mitglieder von 1918 vergleichen, ergibt sich, dass dem 16-köpfigen Geschäftsführenden Festausschuss vier Vereinsmitglieder angehörten, ein Viertel³⁵. Unter den weiteren, »einfachen« 286 Festausschussmitgliedern finden wir 23 Mitstreiter der Historischen Gesellschaft, nicht einmal 10 Prozent. Die insgesamt 27 an der Jubiläumsvorbereitung mitwirkenden Herren machten nicht einmal ein Fünftel der – Stand 1918 – 145 Mitglieder aus. Damit war ein Anteil markiert, der für eine historische Gesellschaft als angemessen betrachtet werden mag. Eine führende Rolle kann der Historischen Gesellschaft bei der skizzierten Schnittmenge mit dem Festausschuss weder attestiert noch – je nach Standpunkt – angelastet werden. Der Vorsitz Entholt fehlt gar auf der Festausschussliste, und für seinen renommierten Vorgänger Wilhelm von Bippen, der bis 1914 noch Archivdirektor war, gilt dasselbe. Entholt delegierte den Festvortrag dann an den militärhistorisch und genealogisch interessierten Offizier Karl Josef von Zwehl, und der entledigte sich dieses Auftrags in sachlicher Weise³⁶.

Ob nun aufgrund wissenschaftlicher Genauigkeit und Sachlichkeit, konservativer Abneigung gegenüber »schwarz-rot-gelben« Tendenzen oder elitebewusstem Verzicht auf vulgarisierende Masseneffekte – die Historische Gesellschaft Bremen hat sich als solche, nämlich durch ihre Veranstaltungen,

33 Verhandlungen der Bremischen Bürgerschaft 1913, S. 826 ff.

34 StAB 7, 1006 - 5 a, Historische Gesellschaft.

35 Vgl. ebd.; StAB 3-D.9.11 (wie Anm. 32).

36 Karl Josef von Zwehl: Die Befreiung Bremens von französischer Herrschaft durch Tettenborn im Jahre 1813 (Vortrag, gehalten in der historischen Gesellschaft zu Bremen), in: Brem. Jb. 20, 1902, S. 63-187.

durch ihre Publikationen und durch das Verhalten ihrer gewählten Repräsentanten, nicht an der Verteufelung der Napoleonzeit beteiligt und auch nicht am »Völkerschlacht«- und »Befreiungskrieg«-Rummel. Die Historische Gesellschaft hat sich andererseits nicht dadurch hervorgetan, neben den erheblichen Strapazen, die die Napoleonzeit mit sich gebracht hatte, auch die Fortschritte und Modernisierungsaussichten gebührend zu erwähnen. Das Interesse an diesem Themenkomplex reduzierte sich in der Historischen Gesellschaft überwiegend auf die Rolle, die Johann Smidt damals gespielt hatte. Das war eine Linie, die historisch nicht eben zukunftsweisend, aber unbezweifelbar solide ausfiel und nicht zuletzt auch geeignet war, nationalistische, militaristische und frankophobe Anwandlungen gröberen Kalibers nicht aufkommen zu lassen.

150 Jahre Bremisches Urkundenbuch

Von Adolf E. Hofmeister

Die Entstehung des Bremischen Urkundenbuchs

Das Bremische Urkundenbuch gehört nicht zu der ersten Welle der von der nationalromantischen Begeisterung für die Quellenforschung ausgelösten Urkundenbücher in den 30er und 40er Jahren des 19. Jahrhunderts. Unter den norddeutschen städtischen Urkundenbüchern gehört es – wenigstens mit seinen ersten beiden Lieferungen – dennoch zu den älteren. Vom November 1862 datiert der »Vorbericht« des Herausgebers Dietrich Rudolph Ehmck, der der 1. Lieferung des Bremischen Urkundenbuches, die noch im selben Monat erschien, vorgesetzt war.¹ Es dauerte dann allerdings noch bis 1873, bis der 1. Band mit den Urkunden bis 1300 und dem Register von Ehmcks Nachfolger Wilhelm von Bippen abgeschlossen war.² Vorbild war das Urkundenbuch der Reichsstadt Frankfurt von Johann Friedrich Böhmer, das 1836 an mehrere Städte, darunter auch an Bremen, zur Nachahmung verschickt worden war.³ Dieses war als Pertinenzurkundenbuch angelegt, stützte sich aber vor allem auf die Bestände der Stadt Frankfurt, aus denen Böhmer eine Auswahl bis zum Jahre 1400 edierte; eine Fortsetzung war geplant. Böhmer, neben Georg Heinrich Pertz Vorstand der *Monumenta Germaniae historica*, ermunterte damals ausdrücklich u. a. Braunschweig, Goslar, Hamburg, Lübeck und Bremen, Frankfurt nachzueifern.⁴ In Hamburg und Lübeck fiel das rasch auf fruchtbaren Boden, wurde aber auf unterschiedliche Weise verwirklicht. In Hamburg übernahm der Archivar Johann Martin Lappenberg, der seit 1829 auch Mitarbeiter der *Monumenta* war, die Bearbeitung. Er beschränkte sich

1 Die erste Lieferung des Urkundenbuches war laut Rechnung am 22. November 1862 fertiggestellt. Gedruckt wurden 660 Exemplare. Am 25. November wurden 400 Exemplare in den Vertrieb gegeben, siehe StA Bremen, 2-P.7.d.2.b.2.o.1.

2 Bremisches Urkundenbuch (im Folgenden: BUB), 1. Bd., im Auftrag des Senats der freien Hansestadt Bremen, 1. und 2. Lieferung hrsg. v. D. R. Ehmck, 1862–63; 3. Lief., Bremen 1865; 4.–6. Lief. hrsg. v. D. R. Ehmck und W. v. Bippen, Bremen 1871; 7. Lief., Bremen 1873.

3 Urkundenbuch der Reichsstadt Frankfurt, hrsg. v. Johann Friedrich Böhmer, Bd. 1, Frankfurt a. Main 1836 (bis 1400). – J. F. Böhmer (1795 – 1863) war Archivar und Bibliothekar der Stadt Frankfurt und seit 1823 Mitglied der Zentralkommission der *Monumenta Germaniae historica*, s. Harry Bresslau, *Geschichte der Monumenta Germaniae historica*, Hannover 1921, S. 121 ff. und passim. Das Widmungsexemplar (Nr. 43) für den Bremer Senat befindet sich in der Bibliothek des StA Bremen, s. Karl H. Schwebel, Johann Smidt als Förderer der vaterländischen Studien, *Brem. Jb.* 48, 1962, S. 25–97, hier S. 38, 59.

4 Urkundenbuch (wie Anm. 3), S. XII.

nicht auf die Sammlung der auf die Stadt Hamburg bezüglichen Urkunden, sondern schloss bis zum Jahre 1224 auch das Erzbistum Hamburg-Bremen und die von diesem unmittelbar abhängigen geistlichen Stiftungen, also auch die Urkunden der Bremer Stifter und Klöster, mit ein. Das Schlussjahr 1224 ergab sich ihm aus dem in diesem Jahr beigelegten Streit zwischen den Domkapiteln in Hamburg und Bremen, bei dem das Hamburger Kapitel anerkannte, dass der erzbischöfliche Titel bei Bremen blieb. Dementsprechend finden sich in der ersten Hälfte des ersten Bandes des Hamburgischen Urkundenbuchs, den Lappenberg mit immensem Fleiß bis 1300 führte und 1842 veröffentlichte, nur wenige Urkunden Hamburger Provenienz.⁵ In Lübeck hingegen fand sich eine Gruppe von etwa sieben Mitgliedern des Vereins für Lübeckische Geschichte zusammen, denen die Urkunden des Stadtarchivs nach Hause ausgeliehen wurden und die ihre Abschriften in gemeinsamer Sitzung besprachen.⁶ Die Urkunden des Bistums Lübeck überließ man dem Oldenburger Archivar Leverkus zur Edition.⁷ So kam bei dem 1843 erschienenen ersten Band, in dem die Bearbeiter namentlich nicht genannt sind, ein zwar ebenfalls als Pertinenzurkundenbuch angelegtes, aber doch wesentlich auf städtische Provenienz bezogenes Urkundenbuch zustande, dessen Kontinuität später der Archivar Carl Friedrich Wehrmann sicherte.

Diese drei Vorbilder hatte man in Bremen vor Augen, doch fand sich hier lange kein Bearbeiter, dem man die Aufgabe zutraute. Der Archivar Heinrich Smidt, Sohn des Bürgermeisters Johann Smidt, der Lappenberg für das Hamburgische Urkundenbuch zugearbeitet hatte,⁸ war 1843 als Syndicus in den Senat aufgerückt und wurde 1849 Senator.⁹ Schließlich nahm sich der greise Bürgermeister Johann Smidt selbst der Beförderung der Sache an. 1857 trug er dem Senat vor: »Während in allen übrigen deutschen Staaten viel geschehe, um archivalische Geschichtsquellen durch fortgesetzte Nachforschung und Herausgabe nutzbar zu machen, in welcher Beziehung namentlich auch Frankfurt, Lübeck und Hamburg durch Publication ihrer Urkundenbücher das Ihrige gethan hätten, sei in Bremen bisher jedwede wissenschaftliche Bestrebung der gedachten Art vermisst worden, und fehle

5 Hamburgisches Urkundenbuch, hrsg. v. Johann Martin Lappenberg, Bd. 1, Hamburg 1842, S. IV, XIV ff. – Die 1. Abteilung des 2. Bandes, hrsg. v. Anton Hagedorn folgte erst 1911. 1930–1939 wurde der 2. Bd. (1301–1336) mit 3 weiteren Abteilungen abgeschlossen. Das Register dazu erschien als Bd. 3 1953 mit einem Vorwort von Hans Nirrnhelm, das die Geschichte dieses Urkundenbuches schildert.

6 Urkundenbuch der Stadt Lübeck, hrsg. v. Verein für Lübeckische Geschichte, 1. Teil (bis 1300), Lübeck 1843; s. Ahasver von Brandt, Das Lübecker Archiv in den letzten hundert Jahren, in: Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertümer 33, 1952, hier S. 64. – Die Fortsetzungen erschienen 1858–1905 in 11 Bänden (bis 1470), ab Bd. IV, 1873, war Carl Wehrmann alleiniger Herausgeber, s. Bd. V, 1877, S. V, und Bd. X, 1898, Vorwort.

7 Urkundenbuch des Bistums Lübeck, 1. Teil, hrsg. v. Wilhelm Leverkus, Oldenburg 1856 (bis 1341).

8 Hamburgisches Urkundenbuch, Bd. 1 (wie Anm. 5), S. XXII.

9 Schwebel (wie Anm. 3), S. 55 ff.; Nicola Wurthmann, Senatoren, Freunde und Familie, Bremen 2009 (VStAB 69), S. 506.

es an einer Sammlung der historisch interessanten Urkunden unseres Archivs gänzlich.«¹⁰ Er hatte dabei als Bearbeiter den Bremer Kaufmannssohn Diedrich Ehmck (1836 – 1908) im Sinn, der in Jena Geschichte studierte und der ihm dort von dem Historiker Johann Gustav Droysen empfohlen war. Ehmck, der bis dahin noch kaum eine ältere mittelalterliche Urkunde im Original gesehen hatte, nutzte eine Gelegenheit in Berlin, um sich im Geheimen Staatsarchiv damit zu beschäftigen, schloss sein Studium 1858 mit der Promotion bei Droysen ab und begann noch im selben Jahr in Bremen mit der Bearbeitung des Urkundenbuchs.¹¹ 1862 gab er die erste Lieferung des ersten Bandes heraus und damit im selben Jahr, in dem auch das Braunschweiger und das Göttinger Urkundenbuch zu erscheinen begannen. Das Urkundenbuch der Stadt Hannover war schon zwei Jahre zuvor veröffentlicht worden.¹² 1865 folgte die letzte von Ehmck allein verantwortete Lieferung, seine Berufung zum Regierungssekretär 1863 ließ ihm kaum noch Zeit zur Fortsetzung der Arbeit.¹³ Die Anstellung des gebürtigen Lübeckers Wilhelm von Bippen, der bei Georg Waitz in Göttingen studiert hatte und von dem Hamburger Archivar Karl Koppmann empfohlen war, im Jahre 1870 brachte die Arbeit wieder voran. Von Bippen, seit 1875 auch zuständig für das Bremer Archiv, schloss den ersten Band mit den Urkunden bis 1300 im Jahre 1873 ab und publizierte bis 1886 drei weitere Bände mit den Urkunden bis 1410. Der fünfte Band mit den Urkunden bis 1433 ließ dann 16 Jahre auf sich warten.¹⁴ Von Bippen hatte sich inzwischen u. a. der Darstellung der bremischen Geschichte zugewandt. Seine dreibändige Geschichte der Stadt Bremen erschien 1892–1904.

Die Prinzipien des Bremischen Urkundenbuchs sind im Wesentlichen von Ehmck festgelegt worden. Er verfolgte ein Pertinenzprinzip, das etwa in der Mitte zwischen der Hamburger und der Lübecker Lösung liegt. Berücksichtigt

10 Auszug aus dem Senatsprotokoll vom 9. Jan. 1857 in: StAB, 2-P.7.d.2.b.2.o.1.; vgl. Schwebel (wie Anm. 3), S. 61 f.; Andreas Röpcke, Rez. zu: Bremisches Urkundenbuch, Bd. 1–6, Reprogr. Nachdruck Osnabrück 1978–1980, Brem. Jb. 59, 1981, S. 203–207, hier S. 204.

11 Schwebel (wie Anm. 3), S. 62 f.; Röpcke (wie Anm. 10), S. 204 f. – Der Briefwechsel Ehmck–Smidt s. StAB, 7,20-1046 und 1216; Brief Ehmcks an Senator H. Smidt vom 27.3.1858 in: StAB, 2-P.7.d.2.b.2.o.1.

12 Urkundenbuch der Stadt Hannover, 1. Teil, hrsg. v. C. L. Grotefend u. G. F. Fiedeler, Hannover 1860; Nachtrag, Hannover 1871 (bis 1369); Urkundenbuch der Stadt Göttingen, 2 Teile, hrsg. v. Gustav Schmidt, Hannover 1863–1867 (bis 1500); ein 3. Bd. (Göttingen 1881) enthält Urkunden von 1500–1533; Urkundenbuch der Stadt Braunschweig, Bd. 1 (Statute und Rechtebriefe), hrsg. v. Ludwig Hänselmann, Braunschweig 1873; die 1. Abteilung dieses Bandes erschien 1862 (s. das Vorwort vom 18. März 1862). Der 2. Band mit »anderen urkundlichen Nachrichten« von 1031–1320 erschien erst 1900.

13 Wilhelm v. Bippen, in: Brem. Jb. 22, 1909, S. 1–8, und in: Bremische Biographie des 19. Jahrhunderts, Bremen 1912, S. 122–124.

14 BUB, Bd. 2, 1876; Bd. 3, 1880; Bd. 4, 1886; Bd. 5, 1902. – Zur Biographie Wilhelm von Bippens zuletzt: Konrad Elmshäuser, Von Lübeck nach Bremen – Zum Nachlass des Historikers und Archivars Wilhelm von Bippen, Brem. Jb. 82, 2003, S. 13–30, hier bes. S. 23 ff. Die Korrespondenz zu seiner Anstellung s. StAB 2-P.7.d.2.b.2.o.1.

werden sollte alles, was »in urkundlicher Form« zur Geschichte des bremischen Staates, also auch des Landgebiets, überliefert ist. Nicht einbezogen wurden Urkunden der Erzbischöfe und des Domkapitels Bremen, die nur die Diözese oder das Erzstift betrafen. Sie lagen nicht im Bremer Archiv, waren bis 1224 im Hamburgischen Urkundenbuch bereits veröffentlicht oder waren für das von Wilhelm von Hodenberg geplante »Bremer Urkundenbuch« vorgesehen.¹⁵ Allerdings sind den beiden ersten Bänden des Bremischen Urkundenbuchs Kurzregesten der Urkunden der Erzbischöfe und des Domkapitels (bis 1350) beigegeben, die inzwischen durch die Regesten der Erzbischöfe von Bremen, die im Auftrag der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen bearbeitet wurden,¹⁶ fast vollständig überholt sind.

Die Urkunden des Bremer Staatsarchivs sollten im ersten Band vollständig einbezogen werden, später nur noch eine Auswahl des für »die geschichtliche Entwicklung dieses Staates« (von Bippin) Wichtigen, was durchaus im weiten Sinne gemeint war.¹⁷ Von den Stadtbüchern sollten das Bürgerbuch und die Rechtsbücher ausgespart bleiben, die Schossregister, Rechnungs- und Lassungsbücher setzen ohnehin erst nach 1433 ein. Erzählende Quellen sollten nur dann herangezogen werden, wenn sich darauf die Vermutung auf »das ursprüngliche Vorhandensein einer im Laufe der Zeit verloren gegangenen Urkunde« gründen ließ.¹⁸ Tatsächlich hat Ehmck einige Auszüge aus gedruckten Schriftstellern übernommen. Von den auswärtigen Archiven sollten vor allem die Archive in Hannover und Stade benutzt werden (Urkunden und Kopiare aus Hannover und Stade wurden nach Bremen ausgeliehen), aus anderen Archiven Nachrichten über Bremen betreffende Urkunden gesammelt und ansonsten gedruckte Quellen herangezogen werden. Für den ersten Band wurden auch die Archive in Braunschweig und Hildesheim besucht, die jedoch wenig Ertrag brachten (aus Braunschweig 1 Urkunde).¹⁹ Kein Hinderungsgrund für die Aufnahme war der Umstand, dass eine Urkunde bereits früher gedruckt war, »da unser Urkundenbuch eine vollständige Sammlung des auf Bremens Geschichte bezüglichen in urkundlicher Form überlieferten

15 Ehmck im »Vorbericht« zur 1. Lief. des 1. Bds. des Bremischen Urkundenbuchs, 1862; Ehmck und v. Bippin, Vorwort zum 1. Bd., 1873, S. Vf. – Wilhelm von Hodenberg veröffentlichte von dem geplanten Bremer Urkundenbuch nur die Abteilung 11: Zevener Urkundenbuch (Bremer Geschichtsquellen, 3. Beitrag), Celle 1857. Für weitere Abteilungen ließ er Abschriften verfertigen. Sein Plan wurde später wieder aufgenommen (Urkundenbuch des Klosters Neuenwalde, hrsg. v. Heinrich Rüther, 1905; Urkundenbuch des Klosters Osterholz, bearb. v. Hans-Heinrich Jarck, Hildesheim 1982; Regesten und Urkunden des Klosters St. Georg in Stade, bearb. v. Jürgen Bohmbach, Hildesheim 1982; Urkundenbuch des Klosters Lilienthal 1232–1500, bearb. v. Horst-Rüdiger Jarck, Stade 2002). Die Abteilung 1 mit Urkunden der Erzbischöfe und des Bremer Domkapitels ist unveröffentlicht.

16 Regesten der Erzbischöfe von Bremen, Bd. 1, bearb. v. Otto Heinrich May, erschienen in 3 Lieferungen, Hannover/Bremen 1928–1937; Bd. 2, 1. Lief., bearb. v. Günther Möhlmann, 1953; 2. Lief., bearb. v. Joseph König, 1971 (bis 1344).

17 BUB, Bd. 1, Vorwort, S. VI.

18 BUB, Bd. 1, Vorwort, S. XIX.

19 BUB, Bd. 1, Vorwort, S. VIII.

Stoffes sein« soll, wie im Vorwort von 1873 formuliert ist.²⁰ Tatsächlich enthält der erste Band knapp zur Hälfte (48 %) der 553 Stücke Material aus Bremen, d. h. aus dem Staatsarchiv und aus der Handschrift des Wilhadikapitels der Stadtbibliothek. 28 % beruhen auf Unterlagen der Archive in Stade und Hannover, auf die die Überlieferung des Erzstifts damals noch verteilt war, 21 % sind Drucken entnommen, besonders dem Hamburgischen Urkundenbuch, und nur 3 % stammen aus anderen auswärtigen Archiven und Bibliotheken, darunter ein paar Stücke, die Reinhold Pauli in London fand.²¹

Auf die Editionsgrundsätze einzugehen, würde hier zu weit führen. Es genügt zu bemerken, dass Manfred Hamann das Bremische Urkundenbuch für »editionstechnisch modern« befand.²² Im ersten Band wurde von Auszügen aus Urkunden und Texten stark Gebrauch gemacht, in späteren Bänden nehmen Regesten zu. Hinzuweisen ist darauf, dass von Bippin seinem Voratz, nur die wichtigeren Urkunden aufzunehmen, besonders in den Bänden 3–5 weitgehend gefolgt ist, so dass doch eine beträchtliche Zahl von Bremer Urkunden der Zeit von 1300–1433, besonders der Kirchenbestände, auch wenn sie z. B. das Bremer Landgebiet betrafen, unedierte sind.²³ Als Register sind den Bänden 1–5 außer Orts- und Personenregister, letzteres noch altmodisch nach Ständen gegliedert, auch Wortregister und rubrizierte Sachregister beigegeben, allerdings mit knapper Auswahl.

Die Fortsetzung des Urkundenbuches

Für die Fortsetzung des Urkundenbuches schwebte von Bippin ein abschließender 6. Band vor, der in verstärkter Auswahl Urkunden von 1434–1500 enthalten sollte.²⁴ Er selbst kam nicht mehr dazu, den Plan zu verwirklichen.

Der 1914 auf von Bippins Vorschlag berufene Nachfolger Hermann Entholt war vielseitig tätig, er trat vor allem mit Arbeiten zum 19. Jahrhundert und zur Kulturgeschichte hervor.²⁵ Die Erschließung der Urkundenbestände förderte er besonders durch Abschriften und Verzeichnisse, die er von Karl Reineke und Alfred Schmidtmayer erstellen ließ.²⁶ Erst nach seiner Pensionierung 1936

20 BUB, Bd. 1, Vorwort, S. XX.

21 BUB, Bd. 1, Vorwort, S. VIII.

22 Manfred Hamann, Übersicht über die wichtigsten Veröffentlichungen mittelalterlicher Urkunden zur niedersächsischen Geschichte, *Niedersächsisches Jb.* 39, 1967, S. 45–85, hier S. 65; vgl. auch Uwe Ohainski, Die wichtigsten Urkundenveröffentlichungen zur mittelalterlichen Geschichte Niedersachsens, *Niedersächsisches Jb.* 77, 2005, S. 588 f.

23 Vgl. das Verzeichnis der Kirchenurkunden von Karl Reineke von 1923/24 im StA Bremen.

24 BUB, Bd. 1, Vorwort S. X, XXI.

25 Karl H. Schwebel, Hermann Entholt (1870–1957), in *Bremische Biographie* 1912–1962, bearb. v. Wilhelm Lührs, Bremen 1969, S. 137–139.

26 Von Karl Reineke stammen zahlreiche Urkundenabschriften im StAB, auch eine Abschrift des Bürgerbuches und das Register zum Lassungsbuch 1438–1558, s. auch Anm. 23. – Alfred Schmidtmayer erstellte das Verzeichnis der »Urkunden des Bremischen Staatsarchivs von 1434 an« 1935 (Mscr. im StAB).

ließ er sich vom Senat die Fortführung des Bremischen Urkundenbuches als Altersaufgabe übertragen. Trotz der Kriegszeit veröffentlichte Entholt bis 1943 zwei Lieferungen des 6. Bandes mit den Urkunden bis 1441.²⁷ Bis 1445 sollte der Band eigentlich reichen. Der Abschluss unterblieb, da die Urkunden vor den Bomben ausgelagert werden mussten und 1945 vom Auslagerungsort zum großen Teil in die Sowjetunion verbracht wurden, vor allem aber weil Entholt seit 1945 anderweitig gefordert war. Entholt, von Parteimitgliedschaft unbelastet, übernahm 1945 erneut die Leitung des Archivs und dazu noch die Leitung der Stadtbibliothek.

Entholt hatte dem Urkundenbuch aber eine wesentliche Wendung gegeben: Nicht mehr das Auswahlprinzip sollte gelten, sondern es sollten möglichst alle Bremer Urkunden zum Abdruck gelangen und weitgehend auch auf Bremen bezogene aus auswärtigen Archiven. Um den Umfang in Grenzen zu halten, wollte er von Regesten und Kürzungen stärker Gebrauch machen.²⁸ Hauptarbeitsgebiet außerhalb Bremens war weiterhin Hannover, wohin bereits in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts auch die Stader Urkunden überführt waren.²⁹ Mit dieser Erweiterung des Programms rückte natürlich der Abschluss von 1500 in weite Ferne.

Von Bippin war in Band 4 und 5 einem (unvollständigen) Provenienzurkundenbuch nahe gekommen. Zuletzt 77 % der Stücke stammten aus Bremen, 10 % aus Hannover, 5 % aus anderen Archiven und 8 % aus Drucken. Entholt blieb von diesen Zahlen gar nicht weit entfernt: 70 % stammten aus Bremen, 12 % aus Hannover, 7 % aus übrigen Archiven und 11 % aus Drucken. Er steigerte den Jahresdurchschnitt der aufgenommenen Stücke von 26 auf 35, d. h. sowohl Bremer wie auch auswärtige Urkunden wurden mehr, die Bremer blieben aber bei Weitem in der Mehrheit, so dass man fast von einem erweiterten Provenienzurkundenbuch oder, wenn man bedenkt, dass die meisten hannoverschen Stücke ja im Mittelalter in Bremen zu Hause waren, von einer erweiterten, allerdings auch unvollständigen Fondsedition reden kann. Dies war aber nicht die erklärte Absicht, und so war Entholt gegen eine kritische Bemerkung aus Hamburg (Reincke), wo es Verfechter des reinen Pertinenzprinzips gab, nicht gewappnet. Die Bemerkung lautete: »Bei der Stoffbeschaffung wurde, wohl im Interesse eines schnelleren Erscheinens, von der Heranziehung entfernterer Bestände (Reichsregister in Wien, Vatikanische Register in Rom), anscheinend auch von der Befragung verschiedener hansischer Archive abgesehen.«³⁰ Entholt entgegnete darauf, er habe »alle erreichbaren Urkunden herangezogen, auch die der anderen hansischen Archive, die aber für den kurzen Zeitraum von drei Jahren natürlich wenig boten.

27 BUB, 6. Bd., im Auftrage des Senats der Freien Hansestadt Bremen hrsg. v. Hermann Entholt, 1. Lief., Bremen 1940 (1434–1436), 2. Lief., Bremen 1943 (1437–1441).

28 Vorläufiges Geleitwort zu BUB, Bd. 6, 1. Lief., S. VII.

29 Erich Weise, Geschichte des Niedersächsischen Staatsarchivs in Stade nebst Übersicht seiner Bestände, Göttingen 1964, S. 157 ff.

30 Heinrich Reincke, Rez. zu Bremisches Urkundenbuch, 6. Bd., 1. Lief., in: Hansische Geschichtsblätter 65/66, 1940/41, S. 251–256, hier S. 253.

Auch die Regesta Imperii XI [...] gaben nichts Neues und ebenso wenig die Reichsregister von Chmel [...] und die Vatikanischen Register.«³¹ Reinckes Bemerkung zielte aber offenbar auf die ungedruckte Überlieferung, und an diese war zu dieser Zeit nun wirklich schwer heranzukommen. Den möglichen Ertrag hat Entholt jedoch unterschätzt.

Auch die Nachkriegszeit war keine günstige Zeit für Urkundenbücher, nicht nur in Bremen. Der Wiederaufbau des Archivwesens, die Sammlung ausgelagerter Bestände, der Archivneubau, die Eingliederung moderner Behördenbestände, der Aufbau einer Zeitgeschichtlichen Sammlung standen im Vordergrund. Teile der Altbestände und der größte Teil der Urkunden wurden vermisst.³² Sogar das Urkundenrepertorium war verschwunden, es kam erst 1998 aus Georgien zurück. Immerhin wurde für die in Bremen verbliebenen Urkunden eine vorbildliche Regestenkartei erstellt, und 1964 gab Klaus Schwarz einen Sachstandsbericht zum Urkundenbuch: Die von Entholt bereits edierten Urkunden waren verschollen, die für die Fortführung des Urkundenbuchs vorgesehenen Urkunden der Jahre 1442–1445 aber fast lückenlos erhalten, darüber hinaus die Urkunden der Jahre 1446–1447. Das Material aus auswärtigen Archiven müsste vielfach neu beschafft werden.³³

Dem 1976 eingestellten jungen Mediävisten Andreas Röpcke wurde das Urkundenbuch vom scheidenden Archivdirektor Karl H. Schwebel als vorrangigste Aufgabe ans Herz gelegt. Er gewann in mir als nachgerücktem Kollegen einen Mitstreiter, so dass wir Anfang 1979 die Arbeiten für die Fortführung des Urkundenbuchs aufnahmen. Es sollten zunächst die für 1442–1447 vorhandenen Urkunden bearbeitet und Nachrichten über Ergänzungen gesammelt werden. Es zeigte sich jedoch bald, dass Zeit am Stück für das Urkundenbuch fehlte. In einer Zwischenbilanz anlässlich des reprographischen Nachdrucks der Bände 1–6 des Bremischen Urkundenbuches setzte Röpcke 1981 den Abschluss des 6. Bandes (bis 1447) zum Ziel: »Die Fortführung des Urkundenbuches bis zum Abschluss des sechsten Bandes bleibt deshalb möglich und sinnvoll, sie bleibt als Aufgabe der Bremer Archivare bestehen. Bestrebungen, dieser Aufgabe gerecht zu werden, haben es jedoch schwer, sich im Alltag eines modernen Archivs zu behaupten.«³⁴ Wir schlugen daher den Kollegen 1982 ein »Projekt Urkundenbuch« vor, bei dem sie uns für 4 Monate von anderen Aufgaben entlasten sollten, damit wir das Urkundenbuch voranbringen konnten. Sie trugen das dankenswerterweise mit, und so gab es tatsächlich einen merklichen Schub bei der Urkundentranskription. Danach wurden die relevanten Stücke in auswärtigen Archiven erfasst, u. a. durch Archivreisen, und zwar für den Zeitraum 1434–1450, so dass

31 Hermann Entholt, Zum Bremischen Urkundenbuch, Bd. VI 1. Lieferung, in: Brem. Jb. 41, 1944, S. 406 f.

32 Das Staatsarchiv Bremen 1968. Behörde – Dokument – Geschichte, hrsg. v. Karl H. Schwebel, Bremen 1968 (VStAB 36), S. 28 f., 75; Übersicht über die Bestände des Staatsarchivs der Freien Hansestadt Bremen, bearb. v. Klaus Schwarz, Bremen 1982 (VStAB 48), S. 3 ff.

33 Klaus Schwarz, Der VI. Band des Bremischen Urkundenbuches, Mscr. 1964.

34 Röpcke, Rez. (wie Anm. 10), S. 206.

auch ergänzende Stücke zum Band 6 und undatierte Stücke der Mitte des 15. Jahrhunderts einbezogen waren. Die Zahl der relevanten Stücke stieg dadurch gegenüber der Planung von Entholt beträchtlich, für 1442–1444 beispielsweise von 144 auf 299. Die Nachträge und das Register zum Bd. 6 wurden zurückgestellt. Es dauerte schließlich bis 1993, bis der Band 7 des Urkundenbuches für 1442–1447 mit 548 Nummern erschien.³⁵

Das Programm war durch die früheren Bände, das von Entholt und Schwarz bereitgestellte Material, aber auch durch die Erfahrung der Kriegsverluste und durch neue Urkundenbücher, z. B. aus Schleswig-Holstein, Hamburg und seit 1979 auch aus Niedersachsen³⁶ bestimmt.

An Entholts Grundsatz, alle Bremer Stücke aufzunehmen, sollte nicht gerüttelt werden, diese sollten aber in der Regel im Volltext wiedergegeben werden. Ausgeschlossen blieben erzählende Quellen, Inschriften, bestimmte Stadtbücher, die besser im Zusammenhang zu edieren waren, vor allem auch die Lassungsbücher. Die Suche nach auswärtigen Stücken sollte intensiviert werden, nicht zur Vervollständigung der Fonds, sondern zur Erfassung der wesentlichen Bremen betreffenden Quellen, dabei sollten aber weiterhin Regesten und Auszüge zur Anwendung kommen. Möglichst alle Stücke, auch die schon gedruckten, sollten an den Originalen kontrolliert werden. Der Zuverlässigkeit der Wiedergabe sollte unser Hauptaugenmerk gelten, auf die von Entholt gepflegten Personenerläuterungen wollten wir weitgehend verzichten.³⁷ Wir nutzten den Vorteil der doppelten Bearbeiterschaft dazu, dass wir unsere Abschriften gegenseitig kontrollierten.

Reisen führten uns in die Archive der Umgebung, auch nach Lübeck, Berlin (Geheimes Staatsarchiv) und Köln, in die Niederlande und in das Vatikanische Archiv in Rom. Die Reisen wurden möglichst durch die Bearbeitung nach Kopien vorbereitet, so dass die Abschriften mit den Originalen verglichen werden konnten. Immer ließ sich das natürlich nicht durchführen, die außerordentlich ertragreiche Reise von Andreas Röpcke nach Rom führte erst zur Auffindung zahlreicher Quellen aus der Zeit Eugens IV., deren Kopien in Bremen zu bearbeiten waren.³⁸ Das Gewicht der eigenen Bremer Überlieferung hat sich dadurch deutlich verschoben: Nur noch 45 % der Nummern beruhen auf Bremer Überlieferung, 10 % stammen weiterhin aus Hannover bzw. Stade (einschließlich der Möhlmannschen Regesten), aber 42 % stammen aus anderen auswärtigen Archiven, davon allein 9 % aus dem Vatikanischen Archiv, nur noch 3 % sind Drucken entnommen.

35 BUB, 7. Bd. (1442–1447), bearb. v. Adolf E. Hofmeister u. Andreas Röpcke, hrsg. v. Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen, Bremen 1993.

36 Schleswig-Holsteinische Regesten und Urkunden, bearb. v. Werner Carstens, 6. Bd., 2 Teile (1376–1400), 1962–1971; Hamburgisches Urkundenbuch, 4. Bd. (1337–1350), bearb. v. Jürgen Reetz, Hamburg 1967; Urkundenbuch des Klosters Scharnebeck, bearb. v. Dieter Brosius, Hildesheim 1979; vgl. BUB, Bd. 7, S. XV Anm. 51.

37 Vgl. BUB, Bd. 6, S. VII.

38 Zur Herkunft der Druckvorlagen s. BUB VII, S. Xiff. Dort fehlt versehentlich das Archiv der Hansestadt Lübeck, das 19 Druckvorlagen lieferte, s. die Rez. von Ulrich Simon in: Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde 74, 1994, S. 415–417.

Von Regesten (oder Auszügen) wurde Gebrauch gemacht, wenn Bremen nur beiläufig erwähnt ist oder Bremer Bürger oder Kleriker genannt sind. Viele Regesten sind allerdings unfreiwillig. Sie sind wegen des Verlustes der Originale, vor allem beim Brand des Archivs 1943 in Hannover, allein erhalten geblieben.³⁹

Das Streben nach Vollständigkeit, die natürlich auch wir nicht erreicht haben, hat keineswegs zu einer Überfrachtung mit gleichförmigen Grundstücks- und Rentengeschäften geführt. Ein großer Teil des Materials bezieht sich vielmehr auf den bremisch-burgundischen Krieg dieser Jahre, in die zahlreiche Länder und Städte hineingezogen wurden, so dass sich ein sehr detailliertes Bild dieses bis dahin weitgehend unbekannten Krieges und der daran anknüpfenden diplomatischen Verwicklungen ergibt.⁴⁰ Natürlich sind auch die inneren Zustände der Stadt mit vielen Details vertreten. Damit kann der Band seinen Hauptzweck, eine Quellengrundlage für die Erforschung und Darstellung der bremischen Geschichte zu liefern, erfüllen.

Von den Rezensenten ist der Band wie schon seine Vorgänger freundlich aufgenommen worden mit Unterstützung für die vermehrte Einbeziehung von Stücken aus auswärtigen Archiven.⁴¹

Perspektiven für das Urkundenbuch

Mit dem Weggang meines Kollegen Andreas Röpcke aus Bremen 1994 und der Reduzierung des wissenschaftlichen Personals des Staatsarchivs hatten sich die Rahmenbedingungen für den ausstehenden Abschluss des Urkundenbuchs deutlich verschlechtert. Andere Arbeiten wie Übernahme und Erschließung neuer Aktenbestände hatten Vorrang, an eine erneute Projektzeit war nicht zu denken.

Dennoch muss an den in der Einleitung zum 7. Band formulierten Minimalzielen festgehalten werden, wenn das Urkundenbuch kein Torso bleiben soll, nämlich der Erstellung eines Nachtragsbandes zu Band 6 mit Ergänzungen und Berichtigungen und der Lieferung eines 8. Bandes mit dem Register. Ob er auch die Urkunden der Jahre 1448–1450 enthalten wird, ist noch nicht sicher.

Der Nachtragsband ist unausweichlich, da sich zu den 292 Nummern des Bandes 6 bei unserer Sammlung eine beinahe ebenso große Zahl von Stücken, die dazu gehören, ergeben hat: nämlich ein paar Bremer Stücke, vor allem aber auswärtige und besonders aus dem Vatikanischen Archiv, in dem sich die Überlieferung der Jahre 1435–1437, meist aus den Supplikenregistern, für

39 Dadurch hat das Manuskript des »Repertorium des königlichen Archivs zu Stade« von D. Möhlmann, Teil I (Originale), 1847, Teil II (kopiale Überlieferung), o. J., im StA Stade besonderen Wert erhalten.

40 Herbert Schwarzwälder, Bremen als Hansestadt im Mittelalter, in: Hansische Geschichtsblätter 112, 1994, S. 1–38, hier S. 28 ff.; Adolf E. Hofmeister, Der Holk der Königin von Frankreich, in: Brem. Jb. 89, 2010, S. 29–51.

41 Am eingehendsten sind die Rezensionen von Herbert Schwarzwälder, in: Brem. Jb. 73, 1994, S. 307–309, und Karin Gieschen, in: Niedersächsisches Jahrbuch 66, 1994, S. 478–482.

Bremen als besonders fruchtbar erwiesen hat. Entholt war sie nur in wenigen Stücken aus zweiter Hand bekannt. Leider hat Entholt auch die kopiale Überlieferung des Erzstifts, damals in Hannover, die Bremen betrifft, nur unvollständig erfasst, von ihr sind heute meist nur noch Regesten erhalten.

Zum 6. wie zum 7. Band gehört notwendig ein Register, das den 8. Band bilden soll. An den Urkunden der Jahre 1448–1450 ist noch so viel zu tun, dass ein Abschluss derzeit noch nicht absehbar ist. Aber nachdem die im Zweiten Weltkrieg ausgelagerten und dann in die Sowjetunion verbrachten Urkunden in den Jahren 1987 und 1990 größtenteils wieder nach Bremen zurückgekehrt sind,⁴² ist der Abschluss 1447 nicht mehr zwingend, gesammelte Unterlagen liegen bis 1450 vor.

So wird das Urkundenbuch in Bremen in seiner bisherigen Form aller Voraussicht nach spätestens 1450 seinen Abschluss finden, nicht etwa weil es sich nicht bewährt hätte oder nicht akzeptiert würde, im Gegenteil: Für den Historiker bildet es offenbar eine ideale Arbeitsgrundlage, wenn die Texte möglichst vollständig, übersichtlich und zuverlässig bereitgestellt werden.⁴³ Auch die Materialfülle ist im Bremer Archiv für die 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts noch nicht erdrückend, wenn man die Stadtbücher weiterhin ausschließt.⁴⁴ Kaum mehr zu bewältigen ist aber die Fülle der auswärtigen Überlieferung, vor allem dann, wenn man diese in gleicher Qualität unter Heranziehung der Originale edieren will. Diese Schwierigkeit führte schon bei den im 19. Jahrhundert herausgegebenen Pertinenzurkundenbüchern, soweit sie überhaupt soweit gediehen sind, dazu, dass sie sich für das 15. Jahrhundert weitgehend auf das eigene Archivmaterial stützten und damit zu Provenienzurkundenbüchern schmolzen. Natürlich soll auch Doppelarbeit möglichst vermieden werden, wie sie entsteht, wenn viele nach dem Pertinenzprinzip arbeiten. So sind es arbeitsökonomische Gründe der Editoren, die nach Beschränkung auf die eigenen Quellen verlangen. Hier bleibt allerdings in Bremen genug zu tun. Nicht nur die Urkunden verlangen hier nach Bearbeitung, auch die ausgesparten Stadtbücher, Rechnungsbücher und zum Teil auch die Chronistik des 15. und 16. Jahrhunderts harren hier größtenteils

42 Zur Auslagerung und Rückführung vgl. Hartmut Müller, »... for safekeeping« – Bremer Archivschutzmaßnahmen im Zweiten Weltkrieg und ihre Folgen, in: Brem. Jb. 66, 1988, S. 409–422; Antjekathrin Graßmann, Zur Rückführung der Lübecker Archivbestände aus der ehemaligen DDR und UdSSR 1987 und 1990, in: Hansische Geschichtsblätter 110, 1992, S. 57–70. – Von den ca. 7.000 Bremer Urkunden werden noch ca. 450 vermisst.

43 Dafür plädiert Schwarzwälder in seiner Rez. (wie Anm. 41). Prominente Beispiele für (zumindest angenäherte) Pertinenzurkundenbücher aus neuester Zeit sind das Urkundenbuch der Stadt Braunschweig, Bd. 5–8, bearb. v. Josef Dolle, Hannover 1994–2008 (für 1351–1400) und das Urkundenbuch der Bischöfe und des Domkapitels von Verden, Bd. 1–3, bearb. v. Arend Mindermann, 2001–2012; vgl. auch das Urkundenbuch zur Geschichte der Stadt Bremerhaven. Lehe und Vieland im Mittelalter 1072–1500, bearb. v. Jürgen Bohmbach u. Bernd-Ulrich Hucker, Bremerhaven 1982.

44 Im Bremer Urkundenbestand liegen aus den Jahren 1450–1500 etwa 1.150 Urkunden.

noch der Edition.⁴⁵ Eine Fortsetzung der Quellenpublikation in Bremen, insbesondere der ungedruckten Archivalien, liegt im Interesse der historischen Forschung ebenso wie im Interesse der Archive, zu deren ureigensten Aufgaben die Sicherung und Bereitstellung der Überlieferung zählt.

45 Die bisherigen Leistungen auf diesem Gebiet für das 14. und 15. Jahrhundert sollen nicht verkannt werden: Die Chronik von Rinesberch und Schene (bis 1430) liegt in der Bearbeitung von Hermann Meinert vor (Die Chroniken der niedersächsischen Städte vom 14. bis ins 16. Jh., 37. Bd.: Bremen 1968). Relevant ist auch noch die Chronik von Johann Renner (bis 1582), von der Lieselotte Klink eine Transskription erstellt hat (Johann Renner: Chronica der Stadt Bremen, 2 Teile, Bremen 1995). Lieselotte Klink hat auch Johann Hemelings »Diplomatarium fabricae ecclesiae Bremensis« von 1415/20 ediert (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen XXXVII Bd. 10, Hildesheim 1988). Zur bisher größtenteils ungedruckten Chronistik zwischen Schene und Renner siehe Adolf E. Hofmeister: Die Hanse in der Chronistik der Stadt Bremen, in: Das Bild der Hanse in der städtischen Geschichtsschreibung des Mittelalters und der frühen Neuzeit, Hansische Studien XX, Trier 2010, S. 67-69. – Von den Stadtbüchern sind die Rechtsquellen von 1304 bis 1513 veröffentlicht (Karl August Eckhardt: Die mittelalterlichen Rechtsquellen der Stadt Bremen, Bremen 1931). Die Edition des ältesten Bürgerbuchs der Stadt Bremen (1289–1519) durch Ulrich Weidinger steht vor der Fertigstellung. – Wie ertragreich die Edition und Auswertung eines Nekrologs sein kann, zeigte Sabine Preuhn: Tot ist, wer vergessen wird. Totengedenken an der St. Ansgarii-Kirche in Bremen im Spiegel des Nekrologs aus dem 15. Jahrhundert, Hannover 2001.

Das St. Petri-Witwenhaus von 1536 in Bremen – »Ein Zeichen christlicher Nächstenliebe«

Von Lydia Niehoff

Einleitung

Die Stiftung St. Petri-Witwenhaus steht in der christlichen Fürsorgetradition der St. Petri-Domgemeinde. Sie ist eine der ältesten, heute noch bestehenden Stiftungen in Bremen. Nachweisen lässt sich die Wohlfahrtseinrichtung anhand einer auf das Jahr 1536 datierten Sandsteintafel als Armenhaus zur Aufnahme bedürftiger Menschen – das ist der früheste Beleg für die Existenz:

*Pauperibus domus hec asscripta est atque dicata
Qui debent hac iam perpetuoque frui.
Anno domini 1536*

(Den Armen ist dies Haus zugeschrieben und gewidmet,
Die jetzt und für alle Zeit den Genuss davon haben sollen.
Im Jahre des Herrn 1536)¹

So lautet die lateinische Inschrift und weist das St. Petri-Armenhaus – seit dem 17. Jahrhundert St. Petri-Witwenhaus – damit als nachreformatorische Gründung aus. Ob die Wurzeln des Armen- oder Witwenhauses weiter, bis in die katholische Zeit, zurückreichen, lässt sich aus den vorliegenden Quellen nicht erschließen. Ein »*hospitale pauperum*«, ein Armenhospital, gab es bereits im 9. Jahrhundert in der Nähe des Bremer Doms. Es war von Erzbischof Ansgar von Bremen und Hamburg (um 801–865) gegründet worden.² Aus religiösen und sozialen Motiven sorgten geistliche oder bürgerliche Stifter für die Einrichtung und Unterhaltung von Hospitälern, Gasthäusern³ und Armenherbergen, wo Bedürftige versorgt wurden. Ein Beispiel bürgerlicher

1 Adolf Börtzler, Lateinische Inschriften in Bremen, Bremen o.J. (1952), S. 49.

2 Mit der Stiftung liegt das erste schriftliche Zeugnis karitativer Fürsorge im mittelalterlichen Bremen vor. StAB 2-T.6.f.2.; Johann Renner, Chronica der Stadt Bremen (1583), nach Transkription von Lieselotte Klink, Bd. 1, Bremen 1995, S. 60 ff (um 900); Herbert Schwarzwälder, Geschichte der Freien Hansestadt Bremen, Bd. 1, Bremen 1995, S. 27 ff.; Gerhard Streich, Klöster, Stifte und Kommenden in Niedersachsen vor der Reformation, in: Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen, 2: Studien und Vorarbeiten zum Historischen Atlas Niedersachsens, 30. Heft, Hildesheim 1986, S. 47 ff.

3 Der Begriff Gasthaus kennzeichnete ursprünglich jene Häuser, die mit herrschaftlicher Erlaubnis Fremde aufnehmen durften. Der Gast war nicht im heutigen positiven Sinne ein willkommener Besucher, sondern ein rechtloser, misstrauisch beobachteter Fremdling. Gasthaus (= Xenodochium) oder Hospital, das Pilger

Wohltätigkeit ist das 1366 von Bürgermeister Hermann Ruten gestiftete St. Gertruden-Gasthaus bei der Martinikirche als Stätte zur Versorgung von Pilgern, Schiffbrüchigen und anderen hilfsbedürftigen Obdachlosen.⁴ Mit dem St. Jürgen-Gasthaus bei der Ansgarikirche gab es eine weitere Armenherberge.⁵ Das erste nachweisbare Witwenhaus für vier arme Frauen beim Kloster der grauen Mönche (Franziskanermönche) auf der Tiefer stiftete 1375 die Bürgerwitwe Margarethe Ployes.⁶ Alleinstehende Frauen und Witwen fanden auch in den Beginenhäusern⁷ eine Unterkunft oder ihnen wurde kostenloser Wohnraum in sogenannten Gottes- bzw. Armenbuden⁸ überlassen.⁹

Viele der zum Teil mit Kirchen, Klöstern oder Kapellen verbundenen mittelalterlichen Fürsorgeeinrichtungen wurden in der Reformationszeit aufgelöst oder umstrukturiert. Das St. Petri-Armenhaus könnte als Einrichtung des Domes unter dem Schutz des Erzbischofs Christoph (1511–1558) und der am katholischen Glauben festhaltenden Domherren diese Zeit überdauert haben oder in Reaktion auf den Wandel zur Versorgung der (katholischen) Armen neu gegründet worden sein.

Der Dom und die Einrichtungen der Domgemeinde nahmen seit der Reformation fast 300 Jahre lang eine Sonderstellung in Bremen ein, die aus der zunächst religiösen Trennung unter der Herrschaft der Erzbischöfe von Bremen, dann auch politischen Trennung unter den Nachfolgern in den säkularisierten Herzogtümern Bremen und Verden resultierte. Bis 1803 stand der

aufnimmt und wo Kranke, Schwache und Arme beherbergt werden. Vgl. Jakob Grimm / Wilhelm Grimm, Deutsches Wörterbuch, Bd. 4, Leipzig 1878, S. 1454 ff. (Gast), S. 1479 f. (Gasthaus).

- 4 Sabine Presuhn, Seelenheil und Armensorge, Stiftungen Bremer Familien im 14. Jahrhundert, in: Brem. Jb., Bd. 72, Bremen 1993, S. 34 ff.

Das St. Gertruden-Gasthaus bei der Martinikirche wurde im Zuge der Expansion des Bremer Hafens im 16. Jahrhundert zum städtischen Kornhaus. Dieses sogenannte Alte Kornhaus wurde 1817 verkauft und 1858 für den Bau eines Packhauses abgebrochen.

- 5 StAB 2-T.6.f.2.; BUB, Bd. 6, Nr. 76 (9. Oktober 1435); Johann Friedrich Iken, Das ehemalige St. Jürgen-Gasthaus in Bremen, in: Brem. Jb., Bd. 19, Bremen 1900, S. 145 ff.; Wilhelm Arnold Walte, Die Geschichte des Armenhauses zu Bremen, in: Dieser Stat Armenhaus zum Behten und Arbeyten, Geschichte des Armenhauses zu Bremen 1698–1866, mit weiteren Beiträgen zur bremischen Sozialgeschichte, Frankfurt 1979, S. 10 f.

- 6 BUB, Bd. 3, Nr. 479, 12. Juli 1375.

- 7 StAB 2-T.6.r.. Beginen waren Mitglieder eines weiblichen Laienordens, der in Armut zusammenlebte und soziale Aufgaben erfüllte. Zwei Beginenhäuser wurden 1278 erstmals erwähnt. Das eine befand sich beim St. Katharinenkloster und das andere bei der St. Nicolai-Kirche in der Nähe der Hutfilterstraße.

- 8 StAB 2-T.6.g.; Stadtrecht von 1428. Buden waren Wohnstätten minderen Rechts. Es handelte sich um Anbauten an Kirchen und anderen Gebäuden, auch Kellerräume oder kleine Häuser in Höfen und an Gängen.

- 9 Siehe zur sozialen Fürsorge in vorreformatorischer Zeit ausführlich Dieter Hägermann / Ulrich Weidinger / Konrad Elmshäuser, Bremische Kirchengeschichte im Mittelalter, Bremen 2012, S. 419 ff.; Hermann Lange, Geschichte der christlichen Liebestätigkeit in der Stadt Bremen im Mittelalter, Münster 1925.

Dombezirk innerhalb des Bremer Stadtgebietes unter fremder Landeshoheit – zunächst unter der Herrschaft Schwedens (seit 1646), dann Dänemarks (seit 1707/13), und schließlich des Königreichs Hannover (seit 1715/19).¹⁰ Erst seit der Zeit der Wiedereingliederung der Domenklave ergibt das im Staatsarchiv Bremen vorliegende Quellenmaterial ein geschlossenes Bild der Geschichte des St. Petri-Witwenhauses.

*»Aus Dank gegen Gott«
Das St. Petri-Witwenhaus*

Die Anfänge als St. Petri-Armenhaus

»Den Armen ist dieses Haus zugeschrieben ...«. Die in lateinischer Sprache in Stein gemeißelte Inschrift kündigt von der Existenz eines Armenhauses beim Dom. Ob Notleidende beiderlei Geschlechts oder nur arme Frauen aufgenommen wurden, lässt der Spruch nicht erkennen. Die Bezeichnung als Witwenhaus erscheint erst rund hundertfünfzig Jahre später. Auch ist nicht ersichtlich, ob es sich um das Gründungsdatum einer (Armen-)Stiftung handelt oder ob die Tafel aus einem anderen Grund, vielleicht anlässlich der Schenkung einer Immobilie, zur Einweihung eines Neubaus oder zur Bestätigung einer bestehenden Einrichtung angebracht wurde.

In jedem Fall sind die mit der Entstehung des steinernen Zeugnisses verbundenen Umstände in einem engen Zusammenhang mit dem tiefgreifenden Wandlungsprozess des Reformationszeitalters zu sehen. Die etwa 16000 Einwohner der Stadt Bremen erlebten das 16. Jahrhundert als eine Zeit der wirtschaftlichen Blüte, aber auch schwerer religiöser, sozialer und politischer Differenzen. Fünf Jahre nach dem Auftreten des Reformers Martin Luther in Wittenberg erreichten seine Lehren im Jahre 1522 mit der reformatorischen Predigt Heinrich von Zütphens die Stadt Bremen. Seine Worte fanden die Zustimmung eines großen Teils der Bevölkerung. In den folgenden Jahren wurden alle bremischen Kirchengemeinden, bis auf den Dom, lutherisch.¹¹ Das unterschiedliche Glaubensbekenntnis teilte die Stadt in die katholische Domgemeinde und die vier evangelischen Kirchspiele (Liebfrauen-, Ansgarii-, Martini-, Stephanikirchspiel).

Die Verbreitung des lutherischen Gedankengutes wurde zum Auslöser religiös motivierter Streitigkeiten und politischer Machtkämpfe. 1531 schloss sich die Stadt Bremen dem Schmalkaldischen Bund zur Verteidigung des protestantischen Glaubens gegen die katholische Liga Kaiser Karl V. an. Im gleichen Jahr eskalierten innerstädtische Auseinandersetzungen im sogenannten Aufstand der 104 Männer. Mit dem Vorwurf, die Bürgerinteressen seien nicht hinreichend wahrgenommen worden, übernahmen 104 Männer, so genannt nach den jeweils 26 gewählten Vertretern der vier Kirchspiele, die Vertretung

¹⁰ Walter Dietsch, *Der Dom St. Petri zu Bremen, Geschichte und Kunst*, Bremen 1978, S. 207 ff.

¹¹ Herbert Schwarzwälder, *Geschichte der Freien Hansestadt Bremen* (wie Anm. 2), S. 171 ff.

der Bürgerschaft. Ausgelöst worden war der Unmut durch Meinungsverschiedenheiten um die Rechte an der Bürgerweide. Außer dem ermordeten Deutschordenskomtur Rudolf von Bardewisch wurden zwei Bürgermeister und fünf Ratsherren, die Kaufmannschaft und auch das Domkapitel der unrechtmäßigen Aneignung von gemeinem Gut beschuldigt. Der Aufstand der 104 Männer wurde im September 1532 niedergeschlagen und die Anführer wurden hingerichtet.¹²

Mit der »Neuen Eintracht« von 1534 auf der Basis des Stadtrechtes von 1433 stellte der Rat die herkömmliche Ordnung wieder her. Gleichzeitig erfolgte mit der 1534 gedruckten »Bremisch-Evangelischen Kirchenordnung«¹³ von Johann Bugenhagen die erstmalige Fixierung der wichtigsten religiösen Richtlinien im Geist des neuen lutherischen Glaubensbekenntnisses.¹⁴ Sie gab mit der darin enthaltenen Armenordnung eine konkrete Anleitung zur Einrichtung des Armenwesens in den vier städtischen Kirchspielen. Mit der Definition des »rechten Almosens« verband sich ein Wandel des Wohlfahrtsgedankens. Der von Luther geforderten Erneuerung des apostolischen Diakonenamtes folgte die Schaffung des kirchlichen Laienamtes, das seit 1526 angesehene Gemeindemitglieder in den vier reformierten bremischen Altstadtkirchspielen (Liebfrauen-, Ansgarii-, Martini-, Stephanikirchspiel) ausübten.¹⁵ Sie verwalteten die Zuwendungen, die in einem gemeinsamen Fond zur Versorgung der Bedürftigen gesammelt wurden, der sogenannten »gemeinen oder Armen Kiste«.¹⁶

Es fand eine stärkere Spezialisierung im Wohlfahrtswesen statt, mit einer gesonderten Unterbringung bestimmter Personengruppen, z.B. von Kindern, kranken oder behinderten Menschen.¹⁷ Auflösung, Zusammenlegung, Umwandlung und Umstrukturierung von Häusern und Vereinigungen waren die Folge. Kirchliche Institutionen, wie das St. Johannis-Kloster oder das St. Remberti-Hospital, wurden säkularisiert und als Armen- und Krankenhäuser oder als Stifte weitergeführt. Die Bewohner des St. Gertruden-Gasthauses zogen 1531 in das St. Johannis-Kloster um,¹⁸ dem auch das Vermögen übertragen wurde.

12 Herbert Schwarzwälder, Geschichte der Freien Hansestadt Bremen (wie Anm. 2), S. 184 ff.

13 Die bremische Kirchenordnung von 1534, bearb. von J(ohann) Fr(iedrich) Iken, in: Brem.Jb., II. Serie, Bd. 2, Bremen 1891, S. XLIII.

14 Wilhelm von Bippen, Geschichte der Stadt Bremen, Bd. 2, Bremen 1898, S. 55 ff.; Iken, Die bremische Kirchenordnung von 1534 (wie Anm. 13); Friedrich Prüser, Bremisches Stiftungswesen alter und neuer Zeit, in: Jahrbuch des Club zu Bremen 1956/58, Bremen 1958, S. 30; Dietmar Reeken, Von der »Gotteskiste« zur sozialen Fürsorge, 475 Jahre Liebfrauendiakonie in Bremen, Bremen o. J. (2000), S. 11 ff.; Herbert Schwarzwälder, Geschichte der Freien Hansestadt Bremen (wie Anm. 2), S. 171 ff.

15 Johann Renner, Chronica der Stadt Bremen (wie Anm. 2), S. 31 (1526).

16 Walter Dietsch, Der Dom St. Petri zu Bremen (wie Anm. 10), S. 291 ff.; J(ohann) Fr(iedrich) Iken, Kirchenordnung von 1534 (wie Anm. 13), S. XL ff.; Friedrich Prüser, Bremisches Stiftungswesen (wie Anm. 14), S. 20 f.

17 Zur Struktur des Armenwesens um 1600 vgl. Herbert Schwarzwälder, Geschichte der Freien Hansestadt Bremen (wie Anm. 2), S. 293 ff.



Sandsteintafel von 1536.

Nachdem 1595 ein Feuer das St. Jürgen-Gasthaus zerstört hatte, wurde das Klostergebäude 1602 mit der Aufnahme der dort lebenden Pröven¹⁹ auch Nutznießer der Güter dieses Hauses. Aus dem Beginenhaus am Katharinenkloster ging 1528 das Katharinenstift hervor,²⁰ das 1602 auch die Frauen von St. Nicolai aufnahm. Etliche Witwen blieben Nutznießer eines lebenslangen Wohnrechts in den Armen- und Gottesbuden.

Der Dom war seit dem Aufstand von 1531/32 geschlossen. Mit dem katholischen Erzbischof Christoph von Braunschweig-Wolfenbüttel (1511–1558) fand der Rat 1534 einen Ausgleich, der unter anderem vorsah, dass das kirchliche Gut nicht angetastet werden sollte. Zwei Jahre später, am 7. Mai 1536, wurde von Kaiser Karl V. mit Herzog Heinrich von Braunschweig ein Verfechter des katholischen Glaubens zum Konservator, Exekutor und Schirmherrn der

18 Das im 13. Jahrhundert erstmals erwähnte St. Johannis-Kloster war bis zur Reformation das Kloster der Franziskaner, die in Bremen »graue Mönche« genannt wurden. Die Klosterkirche St. Johannis im Schnoor wurde 1816 der katholischen Kirche überlassen. Sie ist nach dem Abbruch des Klosterkomplexes als einziges bauliches Element der Anlage erhalten geblieben.

19 Pröven (Präbenden- oder Pfründnerhaus) gewährten gegen die Zahlung einer bestimmten Summe das Recht lebenslänglicher Wohnung und Verpflegung.

20 Das St. Katharinenstift geht zurück auf die Stiftung eines Beginenhauses, einer weltlichen Vereinigung zur Aufnahme von alleinstehenden Frauen, im 13. Jahrhundert. Es befand sich nahe dem Katharinenkloster der Dominikanermönche, die auch »schwarze Mönche« genannt wurden. 1817 übernahm ein selbständiges Verwaltungsgremium aus Rat und Bürgerschaft die Verwaltung. 1912 wurde das Stift zur Parkallee 2 verlegt.

Stifte Bremen und Verden ernannt, mit dem erklärten Ziel, die alte christliche (katholische) Kirche zu erhalten.²¹ Das ist das Jahr, in dem das St. Petri-Armenhaus – dokumentiert durch die Sandsteintafel – zum ersten Mal in Erscheinung trat. Unterhalb der Widmung zeigt die Tafel links auf rotem Grund die beiden gekreuzte Schlüssel des Erzbistums Bremen und rechts einen silbervergoldeten offenen Ritterhelm mit drei roten Kugeln und drei aufgesteckten weißen Federn im blauen Feld. Dieses Wappen führte die Familie Frese, ein altes Ritter-, Domherren- und Ratsherrengeschlecht aus Oldenburger, Hoyaer und stiftsbremischer Ministerialität. Bei dem auch als Verwalter des Armenhauses erwähnten Adeligen handelt es sich vermutlich um Theodericus von Frese (* 1483, † 1546), einem Mitglied des Domkapitels. Er studierte in Rostock und seit 1504 in Wittenberg. 1510 wurde er Probst der Stiftskirche von Bücken, 1518 Probst des Klosters in Zeven und 1520 Kanonikus des Stiftes Bassum, dessen Äbtissin seine Tante Anna Frese war. 1522, als sich ein Teil der Bevölkerung mit der Predigt des Augustinermönches Heinrich von Zütphen in einer Kapelle der Ansgariikirche dem lutherische Gedankengut zuwandte, wurde er wie andere Kleriker und kirchliche Amtsträger zum Gehorsam gegenüber den geistlichen Oberen verpflichtet. Das hinderte die Kleriker der Kollegiatstifte St. Ansgarii und St. Willehad-Stephani nicht, 1529 lutherisch zu werden. Es folgten zahlreiche Domherren. Frese, seit 1529 Domdekan, blieb ein Parteigänger des katholischen Erzbischofs Christoph, der sich mit dem reformierten Bremen im Konflikt befand. Als erzbischöflicher Rat- und Geldgeber zählte er zu den Zeugen eines 1532 geschlossenen Vertrages zwischen dem Bremer Rat und den 104 Männern, war also in die derzeitigen Verfassungs- und Glaubensstreitigkeiten direkt involviert. Zwei Jahre später unterzeichnete er auch die Neue Eintracht von 1534 mit. Frese starb 1546 und wurde im Dom unter der Orgel begraben. Eine lateinische Gedenkschrift, die ihn als edlen, gelehrten und einflussreichen Mann rühmt, hebt besonders den Schutz hervor, den er den Armen gewährte.²² Er könnte das Armenhaus des Domes in jener von religiösen und politischen Umwälzungen geprägten Zeit entweder erhalten oder neu gegründet haben. Die in den reformierten Kirchengemeinden etablierte Verwaltung des

21 Herbert Schwarzwälder, *Geschichte der Freien Hansestadt Bremen* (wie Anm. 2), S. 215. Herzog Heinrich von Braunschweig war ein Bruder des Bremer Erzbischofs Christoph (1511–1558).

22 Luneberg Mushard, *Monumenta nobilitatis antiquae familiarum illustrium inprimis ordinis equestris in ducatibus Bremensi et Verdensi* (Denkmal der uralten/berühmten Hochadlichen Geschlechter/Insonderheit Der Hochlöblichen Ritterschafft im Herzogthum Bremen und Verden), Bremen 1708, S. 235 ff., insbesondere S. 238; Herbert Schwarzwälder/Horst von Hassel, Theodericus (Dietrich) Frese, in: *Gesellschaft für Familienforschung in Bremen* (Hrsg.): *Blätter der »Maus«*, Die Gräber im Bremer St. Petri Dom, 20. Heft, Bremen 1999, S. 36–40; Hans G. Trüper, *Ritter und Knappen zwischen Weser und Elbe, Die Ministerialität des Erzstifts Bremen*, Stade 2000, S. 924, 990.

Mit einem Dank für die Hinweise zum Rittergeschlecht Frese an den Leiter des Staatsarchivs Bremen, Herrn Dr. Konrad Elmshäuser, und den Leiter des Domarchivs, Herrn Dr. Hans-Christoph Hoffmann.

Wohlfahrtswesens durch Diakone aus den Reihen angesehener Bremer Bürger war am Dom nicht eingeführt worden; das St. Petri-Haus war als Einrichtung der Domgemeinde nicht in das städtische Armenwesen integriert.

Fünfzehn Jahre nach seiner Schließung erfolgte die Wiedereröffnung des Domes, als nach dem Schmalkaldischen Krieg (1546/47) mit Albert Rizäus Hardenberg der erste evangelische Domprediger berufen wurde. Der Dom wurde lutherisch. Im stiftbremischen Adel setzte sich eine zunehmend lutherische Gesinnung durch. Theologische Auseinandersetzungen um die Meinung Hardenbergs im Abendmahlsstreit führten schließlich 1561 zur Vertreibung des Predigers von der Domkanzel und aus der Stadt. Der Dom wurde abermals geschlossen. In den vier städtischen Kirchspielen leitete der Kirchenstreit den Übergang zur strengeren calvinistischen Religionsauffassung ein, während der Erzbischofsstuhl seit 1567 mit dem Administrator Heinrich III. von Sachsen-Lauenburg (1567–1585) besetzt war, der sich als Erster konsequent zum evangelischen Glauben bekannte.²³ Welche Folgen diese Entwicklung für das Armenhaus der Domgemeinde hatte, lässt sich aus den Quellen nicht erschließen.

St. Petri-Witwenhaus im 17. und 18. Jahrhundert

Das Armenhaus scheint, ungeachtet der Religionsauseinandersetzungen des 16. Jahrhunderts, fortbestanden zu haben. Von einem Nachfolger Heinrich III., Johann Friedrich von Schleswig-Holstein (1596–1634), wurde es mit weiteren Mitteln ausgestattet. Als der Kirchenherr dem Bremer Rat im Jahre 1611 Landbesitz mitsamt dem Zehnten verkaufte, bestimmte er, dass ein Teil des Erlöses den »verordneten Vorstehern der Armen In dem Gottshause In der Buchtstraße zu Bremen belegen«²⁴ ausbezahlen sei. Der andere Teil des Verkaufspreises wurde dem Rat überlassen, gegen Zinsleistung an die St. Petri-Armen. Diese Angaben dokumentieren nicht nur die Fortexistenz und Förderung des Armenhauses als Wohlfahrtseinrichtung des Domes, sie erschließen auch den Standort an der Buchtstraße im Dombezirk. 1638, fast 80 Jahre nach den Hardenbergischen Unruhen, ließ ein weiterer Nachfolger auf dem bremischen Bischofsstuhl, Friedrich (1634–1645; seit 1648 König von Dänemark) den Dom wieder für den lutherischen Gottesdienst öffnen. Das geschah mitten im Dreißigjährigen Krieg (1618–1648) und gegen den Willen des Rates. Gleichzeitig wurde die Domdiakonie gegründet, rund hundert Jahre nach der Einführung der Armenpflege der vier reformierten altstädtischen Kirchspiele. In der 1627 vom Bremer Rat zur Regelung der Fürsorge erlassenen Armenordnung war die Betreuung der lutherischen Bürger, die über das Stadtgebiet verstreut lebten, offen geblieben. Zur Beilegung der daraus resultierenden

23 Herbert Schwarzwälder, *Geschichte der Freien Hansestadt Bremen* (wie Anm. 2), S. 219 ff.; Herbert Schwarzwälder, *Die Bischöfe und Erzbischöfe von Bremen*, in: *Gesellschaft für Familienforschung in Bremen* (Hrsg.): *Blätter der »Maus«*, *Die Gräber im Bremer St. Petri Dom*, 17. Heft, Bremen 1997, S. 11 f.; Hans G. Trüper, *Ritter und Knappen zwischen Weser und Elbe* (wie Anm. 22), S. 738 f.

24 StAB 2-T.6.r.1.a.

ständigen Streitigkeiten und zur Ordnung der Zuständigkeiten schlossen Rat und Erzbischof 1639 in Stade einen religiös-organisatorischen Kompromiss: Die lutherischen Bürger sollten den reformierten Kirchspielen zugeordnet werden, in dem sie ihren Wohnsitz hatten, konnten aber die Messe im Dom besuchen. Taufen durften die Domprediger vornehmen, doch waren Vermählungen und Beerdigungen im Dom nicht gestattet. Die Armenversorgung der Lutheraner oblag der Domgemeinde.²⁵

Zur jener Zeit bildeten die lutherischen Glaubensgenossen in der weitgehend zum reformierten Bekenntnis übergetretenen Stadt Bremen eine religiöse Minderheit von etwa 4000 Personen der rund 20000 Einwohner zählenden Stadt, doch nahm ihre Zahl mit dem Zuzug vom Lande ständig zu. Um 1700 betrug der Anteil etwa ein Drittel der Bevölkerung, 1750 war bereits die Hälfte von rund 25000 Einwohnern lutherisch getauft. Sie zahlten eine höhere Gebühr für das Bürgerrecht und waren von den städtischen Ämtern ausgeschlossen. Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts bis Anfang 19. Jahrhundert gelangte kein Lutheraner in den Rat.²⁶

Das Domgebiet geriet bald nach der Domöffnung im Zuge der konfessionellen und politischen Auseinandersetzungen im Dreißigjährigen Krieg unter schwedische Herrschaft. Die Stadt und das Erzstift Bremen waren vom Kriegsgeschehen, von Not und Tod, Plünderung und Verwüstung, zunächst weitgehend unberührt geblieben. Erst als sich der dänische König Christian IV., Vater von Friedrich, dem minderjährigen bischöflichen Koadjutor in Bremen, auf die Seite der norddeutschen Protestanten stellte, war die vorsichtige Neutralität nicht mehr zu wahren. Nach dem Sieg der kaiserlich-katholischen Truppen über den Dänenkönig erzwang das kaiserliche Heer, das 1627/28 das Erzbistum Bremen besetzte, dort die Rückkehr zum katholischen Glauben. Die Gegenreformation endete mit dem Kriegseintritt der Schweden unter König Gustav II. Adolf auf der Seite der Protestanten im Jahre 1630. Nach seinem Tod übernahm seine Tochter Christina 1644 die Herrschaft. Im Westfälischen Frieden von Münster und Osnabrück wurde 1648 der schwedische Besitzstand in den zu weltlichen Herzogtümern säkularisierten Bistümern Bremen (ohne Stadt Bremen) und Verden als Reichslehen bestätigt. Alle kirchlichen Güter, Rechte und Einkünfte gelangten in weltlichen Besitz. Der Dombezirk mit der Domkirche und allen dazugehörigen Immobilien war schwedische Enklave im Bremer Stadtgebiet. An die Stelle des Erzbischofs als Landesherr trat die schwedische Krone, vertreten durch einen Statthalter. Zur Verwaltung der Domgüter wurde ein Beamter bestellt, der *Structurarius*. Die Domkapitel in Bremen und Verden wurden per schwedischer Resolution vom 18. September 1649 aufgehoben und ihnen alle Benefizien und damit ihre Existenzgrundlage entzogen. Stiftungen zur Unterhaltung der Armen blieben erhalten. Außerdem wurde ein Teil der Einkünfte aus den säkularisierten Gütern zur Unterhaltung des Kirchen-, Schul- und

25 Walter Dietsch, *Der Dom St. Petri zu Bremen* (wie Anm. 10), S. 308.

26 Ebd.; Ruth Prange, *Die bremische Kaufmannschaft des 16. und 17. Jahrhunderts in sozialgeschichtlicher Betrachtung* (VStAB Bd. 31), Bremen 1963, S. 78 ff.; Karl Reineke, *Das bremische Bürgerrecht*, in: *Brem. Jb.*, Bd. 32, Bremen 1929, S. 214 ff.



St. Petri Witwenhaus in der Buchtstraße, Zeichnung o. D.

Armenwesens bestimmt, das unter die landesherrliche Aufsicht des Konsistorium in Stade gestellt wurde.²⁷

Das St. Petri-Armenhaus gelangte in die organisatorische und rechtliche Zuständigkeit schwedischer Beamter in Stade. Die 1638 gegründete Diakonie als Organ der Domgemeinde trat bei der Verwaltung des St. Petri-Hauses nicht in Erscheinung. Der Structuarius übernahm die Rechnungsführung. Er hatte mit einigen Schwierigkeiten zu kämpfen: Die nach Kriegsende fortgesetzten Zwistigkeiten zwischen den Bremern und den Schweden, die Bremens 1646 erreichte Reichsfreiheit²⁸ nicht anerkennen wollten, vor allem aber

27 Herbert Schwarzwälder, Geschichte der Freien Hansestadt Bremen (wie Anm. 2), S. 318 ff; Beate-Christine Fiedler, Die Verwaltung der Herzogtümer Bremen und Verden in der Schwedenzeit 1652–1712, Stade 1987, S. 19 ff., insb. S. 120 ff.

28 Die Reichsunmittelbarkeit als »Kaiserliche Freie Reichs- und Hansestadt« hatte Bremen im Jahre 1646 mit dem »Linzer Diplom« des Kaisers Ferdinand III. (1608–1657) erreicht. Vgl. Herbert Schwarzwälder, Geschichte der Freien Hansestadt Bremen (wie Anm. 2), S. 344 ff.

der bis vor den Reichshofrat getragenen Widerstand der Domkapitulare gegen den Entzug ihrer Güter und Einkünfte, wirkten sich auch für die »Armen in der Buchtstraße«²⁹ aus. Als die schwedische Königin Christina den Meiern auf den säkularisierten Gütern 1652 die Leistungen an die Kanoniker untersagte, verweigerten oder reduzierten Bremer Bürger im Gegenzug fällige Rentengelder an das St. Petri-Armenhaus.³⁰ Zumal die schwedische Regierung schon bald nach der Übernahme der Herrschaft im Erzstift Bremen, 1647 bzw. 1650, Beträge aus Legaten von Mitgliedern des ehemaligen Domkapitels zurückhielt, die den Sozialeinrichtungen der vier stadtbremischen Kirchspiele zustanden und von den Armendiakonen eingefordert wurden.³¹ Durch die Kriegswirren mit einem starken Zustrom von Fremden in die Stadt war die Armenkasse erschöpft. Mit den Armen- und Almosenordnungen wurde die Konzentration der Mildtätigkeit zugunsten der Stadtarmen weiter forciert.³²

Aus den Quellen jener Zeit wird ersichtlich, dass das Armenhaus als integrativer Bestandteil der Vermögensverwaltung und Wohlfahrtsfürsorge der schwedischen Domenklave vom städtischen Armenwesen abgekoppelt war. Die schwedische Kammer zu Stade leistete ihre Zahlungen ausdrücklich an die Witwen im Armenhaus beim Dom.³³ Vom »wittiben Hauß« ist erstmals 1669 im Zusammenhang mit einem Legat von 150 Reichstalern im »Armen Register in der Buchtstraße« die Rede.³⁴ Wenn die nähere Bezeichnung des Witwenhauses keinen Status Quo nachvollzog, fand möglicherweise erst zu jener Zeit eine spezifische Belegung oder vielleicht eine Umwandlung in einen Alterssitz für betagte Frauen statt. Mit dieser Beschränkung auf ältere weibliche Versorgungsempfänger könnte die Einrichtung des St. Petri-Waisenhauses für lutherisch getaufte Kinder am Domshof im Jahre 1692 in Verbindung stehen.³⁵ Zur gleichen Zeit plante der Bremer Rat auf Anregung der vier Kirchspielsdiakone ein so genanntes General-Armenhaus: »Dieser Stat Armen Haus zum Behten und Arbeiten«,³⁶ das 1696 bis 1698 an der Großenstraße im Stephaniviertel errichtet wurde. Die Domdiakonie war an der Finanzierung, Verwaltung und Belegung des städtischen Armenhauses beteiligt

29 StAB 2-T.6.r.1. a.

30 Ebd.; Beate-Christine Fiedler, Die Verwaltung der Herzogtümer Bremen und Verden in der Schwedenzeit 1652–1712 (wie Anm. 27), S. 43 ff.

31 StAB 2-ad.T.3.b.9. a. (1670/71).

32 Wilhelm von Bippen, Die Ausbildung der bürgerlichen Armenpflege in Bremen, in: Brem. Jb., Bd. 11, Bremen 1880, S. 146 ff.

33 Staatsarchiv Stade Rep. 3 Nr. 3370 (1677–1679).

34 StAB 2-T.6.r.1. a.

35 SuUB Bremen Brem.b.1358; Wilhelm Arnold Walte, Die Geschichte des Armenhauses zu Bremen (wie Anm. 5), S. 244 f.. 1785 wurde ein Neubau am Domshof / Sandstraße errichtet, wo sich das Waisenhaus bis zum Verkauf des Grundstückes an die Bremer Bank im Jahre 1899 befand. Vgl. Richard Rühnick / Kurd Schulz, Die Diakonie der St. Petri Domkirche zu Bremen, Bremen 1963, S. 32 ff., siehe auch S. 87 ff.

36 StAB 2-T.6.b.1. a.; Richard Rühnick / Kurd Schulz, Die Diakonie der St. Petri Domkirche zu Bremen (wie Anm. 35), S. 37.

und wurde damit in die vom Rat angestrebte Zentralisierung der kommunalen Armenversorgung eingebunden. Den Lutheranern stand ein Drittel der Plätze im Armenhaus zu.³⁷

Das St. Petri-Witwenhaus an der Buchtstraße blieb bestehen. Es lebten 16 Frauen dort, und sechs weitere wurden in Gottesbuden versorgt, partizipierten allerdings nur an einem Teil der Einnahmen. Den Unterhalt sicherten feudally-rechtliche Abgaben und verzinslich angelegte Kapitalien, Stiftungen, Legate und Spenden. Aus der Strukturkasse wurden den 16 Witwen zwei Taler in Gold, in einem Monat Kohlen-, im nächsten Torf- und in den folgenden Leinen-, Fleisch-, Pantoffel-, Erbsen-, Speck- und Opfergeld sowie Zinsen ausgezahlt, und darüber hinaus Brot aus 3 Scheffel Roggen sowie 16 weitere Scheffel Roggen überreicht. Die Gaben hatten einen Gesamtwert von 206 Reichstalern 12 Grote pro Jahr,³⁸ so dass für jede der Frauen jährlich fast 13 Reichstaler aufgewendet wurden. Begünstigte waren zu Beginn des 18. Jahrhunderts: die Kuhlmannsche (86 Jahre), die Wulffsche (86 Jahre), Ilsabe Deichmanns (72 Jahre), Anna Lindhorns (55 Jahre), Ilsabe Cramer (79 Jahre), die Lürsche (72 Jahre), die Rabsche (81 Jahre), die Schomakersche (52 Jahre), die Brügge-mannsche (89 Jahre), Anna Cathrina Havemans (40 Jahre), Hille Horstmanns (67 Jahre), die Fürsche (61 Jahre), die Bugmannsche (62 Jahre), die Saßische (73 Jahre), die Knettsche (70 Jahre), die Schneidersche (56 Jahre).³⁹

Wer neu aufgenommen wurde, musste dem Structuarius einen silbernen Löffel geben, für die Registratur 43 Grote zahlen und dem Reitvogt für die Einführung in das Haus einen Gulden⁴⁰ sowie den übrigen 15 Witwen 15 Grote zum Willkommen überreichen. Nach dem Tod einer Witwe blieb die Stelle sechs Wochen lang unbesetzt. Alle Hausbewohnerinnen erhielten drei Grote »Kringelgeld«⁴¹. Der Nachlass fiel an das Witwenhaus. Die Kosten für den Sarg wurden übernommen und es stand jeder Witwe ein freies Begräbnis auf dem sogenannten Baumhof, dem Friedhof beim Dom, zu.⁴² Im 18. Jahrhundert baten vor allem Witwen von Dombediensteten, insbesondere der Dom-musikanten, um Aufnahme. Akzeptiert wurden auch andere Frauen, deren Ehemänner nicht im Dienst der Domgemeinde tätig gewesen waren, sofern sie lutherischer Konfession waren.⁴³

37 StAB 2-T.6.a.; StAB 2-T.6.e.; Philipp Heineken, Die freie Hansestadt Bremen und ihr Gebiet in topographischer, medizinischer und naturwissenschaftlicher Hinsicht, Bd. 2, Bremen 1837, S. 57 ff.

38 StAB 2-T.6.r.1.a..

39 StAB 6,27 V.b.1. (1722/23).

40 Um 1600: 1 Bremer Gulden = 36 Grote; 1 Bremer Taler = 72 Grote.

41 Kringel waren ein Gebäck, das in katholischer Zeit unter anderem bei Beerdigungen gereicht wurde.

42 StAB 2-T.6.r.1.a.. Der Baumhof befand sich an der Sandstraße, hinter dem Dom.

43 StAB 6,27 V.b.1 ff. Vgl. hierzu auch Götz Ruempler, 150 Jahre Bremer Domchor, in: Edda Bosse / Götz Ruempler (Hrsg.), Singet dem Herrn ..., 150 Jahre Bremer Domchor, 1856–2006, Bremen 2006, S. 13 ff.

St. Petri-Witwenhaus im 19. Jahrhundert

Mit der Übertragung der hannoverschen Domenklave an die Stadt Bremen im Reichsdeputationshauptschluss (1803) endete die eigenartige und umstrittene Situation des Doms und seiner Einrichtungen. Doch verlief die Einordnung nicht reibungslos und führte zu langwierigen kirchlichen Kontroversen, die erst 1830 mit der Anerkennung der Selbständigkeit der lutherischen Domgemeinde durch den Senat beigelegt wurden. Die Domdiakonie trat gleichberechtigt neben die anderen Kirchspielsdiakonien, die sich die Organisation und Aufgaben der städtischen Fürsorge im 1779 gegründeten Armeninstitut teilten. 1791 erfolgte die Einteilung der Stadt in Armendistrikte.⁴⁴

Für das St. Petri-Witwenhaus wurde 1803/04 zunächst eine Sicherung der ihm zustehenden Mittel vorgenommen. Den Auftrag zur Rechnungsführung des St. Petri-Witwenhauses erhielt der Notar Johann Heinrich Christian von Einem.⁴⁵ Bevor die Verhältnisse abschließend geregelt waren, zogen die Franzosen in die Stadt ein (1810–1813) und übernahmen mit der Verwaltung des Fürsorgewesens auch die des Witwenhauses.⁴⁶ Wenige Tage nach der Annektion erfolgte eine Bestandsaufnahme: Die St. Petri-Witwen besaßen das Wohnhaus an der Buchtstraße, das die Hausnummer 61 trug, und ein dazugehöriges Packhaus mit der Nummer 60. Der Unterhalt wurde aus den Zinsen der Kapitalien und aus den Einkünften aus Landbesitz bestritten. Die französische Verwaltung zog das Vermögen ein, bewilligte aber 363 Reichstaler 66 Grote für den Unterhalt der Witwen.⁴⁷ Alle milden Stiftungen, unter anderem das Armenhaus, die Witwen- und Waisenhäuser, waren der behördlichen Aufsicht der »Commission des Hospices« unterstellt. Diese von den Franzosen konstituierte Kommission zur Wohlfahrtspflege wurde nach der Befreiung bis 1817 als provisorische Verwaltungsdeputation weitergeführt. Das Gremium hatte auch die Aufgabe, die gesondert geführte Administration des Armenhauses zu rekonstruieren, wobei die vermögensrechtliche Vereinigung mit dem Mannhaus und den beiden Witwenhäusern Jacobi und Nicolai erfolgte.⁴⁸ Das St. Petri-Witwenhaus bewahrte seine Selbständigkeit.

Domdiakone übernahmen die Aufgaben des Domstructurarius. Zu Beginn der Franzosenzeit waren Bartholomäus Grovermann zum Administrator und Johann

44 Der damalige Senator und spätere Bürgermeister Johann Smidt strebte nach einer vollständigen Eingliederung und Aufhebung der Gemeinde, der sich die lutherischen Gemeindevertreter widersetzen. Daraufhin warf er ihnen vor, die historischen Zustände wieder herstellen zu wollen. Alle Spannungen der bremischen Geschichte ließen sich seiner Meinung nach aus der Kontroverse zwischen Bürgerfreiheit und klerikalen Machtanspruch erklären. Zu den sog. Nicolaischen Kirchenstreitigkeiten siehe Walter Dietsch, *Der Dom St. Petri zu Bremen* (wie Anm. 10), S. 322 ff; Richard Rüthnick/Kurd Schulz, *Die Diakonie der St. Petri Domkirche zu Bremen* (wie Anm. 35), S. 45 ff.

45 StAB 2-T.6.r.1.a..

46 Nach der Okkupation der drei Hansestädte Bremen, Hamburg und Lübeck wurde Bremen 1810 zur Hauptstadt des Departements der Wesermündungen. Die französische Herrschaft endete am 6. November 1813.

47 StAB 2-T.6.r.1.a.. 1 Reichstaler á 72 Grote.

48 StAB 2-T.6.b.16.; StAB 2-T.6.r..

Matthias Lameyer zum Inspektor des St. Petri-Witwenhauses ernannt worden, seit 1774 bzw. 1785 Diakone am Dom. Aus den seit 1817 vorliegenden Rechnungsbüchern ergibt sich eine geschlossene Reihe von Bremer Bürgern, die bis 1921 als Diakone in der Führung des Witwenhauses tätig waren. Sie traten die Verwaltung einige Jahre nach ihrer Wahl zum Diakon an und versahen sie in der Regel für zwei Jahre. Ihre Aufgaben waren vielfältig: Sie verwalteten die finanziellen Mittel, kassierten die Einkünfte und mahnten rückständige Leistungen an, kümmerten sich um die Haus- und Grundstücksangelegenheiten, insbesondere die Ausbesserung und Ausstattung des Gebäudes, um die Feuerung, und seit Ende des 19. Jahrhunderts auch um Beleuchtung, Gas und Wasser. Es gehörte zu ihren Aufgaben, die Belegung der freien Plätze vorzunehmen, die Geld- und Brotleistungen an die Witwen zu verteilen und für die Stiftung zu sammeln. Etliche Rechnungsführer kamen aus den Reihen der Kaufmannschaft und mehrere von ihnen wurden später zu Bauherren am Dom gewählt.⁴⁹

Eine Aufstellung aus dem Jahre 1826 weist folgende Bewohnerinnen des Witwenhauses aus:

- »1. Friedr. Brüggemann Witwe *1747
(weil sie dem Trunke ergeben war, des Hauses verwiesen)
- 2. Joh. Heinr. Rehling Witwe *1753
- 3. Joh. Heinr. Fedden Witwe *1747
- 4. Joh. Alb. Witte Witwe *1750
- 5. Herm Bohse Witwe *1753
- 6. Friedr. Sehmänn Witwe *1753
- 7. Hinr. Stellmann Witwe *1753
- 8. Georg Hin. Willenbrok Witwe *1756
- 9. Andr. Bödeker Witwe *1754
- 10. Wilh. Hollmann Witwe *1760
- 11. Joh. Siegm. Becker Witwe *1747
- 12. Heinr. Wilh. Heimsoth Witwe *1751
- 13. Ernst Aug. Heine Witwe *1749
- 14. Herm Schierenbeck Witwe *1749
- 15. Jürgen Murken Witwe *1756
- 16. Joh. Friedr. Jörnings Witwe *1755«.⁵⁰

Nach wie vor waren alle Witwen lutherischer Konfession.⁵¹ Jeder der Frauen stand jährlich ein Betrag von 21 Reichstalern 24 Grote, 11 Pfund Brot sowie zu Ostern Semmeln oder Klaben zu. Für einen Reichstaler konnte man 6 Pfund Butter, 6 Pfund Speck oder 5 Hühner kaufen. Ein guter Rotwein kostete 8 Grote pro Bouteille, ein Pfund Kaffeebohnen rund 30 Grote. Von der früheren

49 StAB 2-T.6.r.1.a.; StAB 2-T.6.r.1.b.1. (1818–1859). Das Bauherrenamt hat eine mittelalterliche Tradition. Als Verwalter der sogenannten Domfabrik, der Domwerkstätten, war der Bauherr für die Erhaltung und den Neubau der Domgebäude zuständig.

50 StAB 2-T.6.r.1.b.1. (1818–1859).

51 Senatsprotokoll vom 15. Juli 1835.

umfassenden Versorgung scheinen einige Leistungen entfallen zu sein, wie die Gaben für Leinen und Pantoffeln. Auch wurden außerhalb des Hauses lebende Frauen nicht mehr versorgt. Die sogenannten Gottesbuden, in denen einige der Frauen gelebt hatten, wurden nach und nach aus sozialen, hygienischen und stadtplanerischen Gründen aufgegeben. Bis 1859 beaufsichtigte ein Vogt, in der Funktion eines Hausmeisters, das Haus. Er wurde mit einem Jahresgehalt von 15 Talern entlohnt. Die Jahresrechnungen der bürgerlichen Administratoren aus den Reihen der Domdiakone wurden seit dem Ende der Franzosenzeit vom Senat genehmigt, der die Aufsicht über das Armenwesen hatte.⁵²

Im Jahre 1830, nach Beendigung der Streitigkeiten um die Anerkennung der Domgemeinde durch den Senat, erfolgte ein Neubau des St. Petri-Witwenhauses. Der derzeitige Verwalter Justus Mohr ließ anstelle des alten Gebäudes und des benachbarten Packhauses durch die Baumeister Poppe und Schröder ein neues größeres Haus an der Buchtstraße 60/61 errichten. Die Kosten beliefen sich auf 5306 Reichstaler 42 Grote. Da die Mittel zur Finanzierung nicht ausreichten, glich Mohr einen Fehlbetrag von 1044 Reichstalern 34 Grote aus eigener Tasche aus. Das Gebäude erhob sich zwei Stockwerke hoch traufenständig entlang der Straße. Vier Fensterachsen links und rechts der Eingangstür gliederten die Fassade. In die Straßenfront, über einer öffentlichen Wasserpumpe, wurde eine Steinfigur integriert, die Bischof Willehad mit einem Bettler darstellte. Die Figur soll vorher einen öffentlichen Brunnen geschmückt haben. Das neue St. Petri-Witwenhaus bot Platz für 24, statt wie bisher für 16 Witwen. Allerdings hatten nur 12 Frauen Anspruch auf das Monatsgeld und die Brotspende.⁵³

Als Versorgungsgrundlage sind in den Rechnungsbüchern des St. Petri-Witwenhauses Einnahmen aus Meierzins- und Zehntpflichten, Kapitalien, Schenkungen, Legaten und aus Freimarktgeldern verzeichnet. Darüber hinaus gab es Spenden aus dem St. Petri-Klingelbeutel, der



Willehad-Figur am neuen Witwenhaus, Buchtstraße 60/61.

52 StAB 2-T.6.r.1.b.1. (1818–1859); StAB 2-T.6.r.1.b.2. (1859–1908); StAB 2-T.6.r.1.b.3. (1909–1921).

53 StAB 2-T.6.r.1.b.1. (1818–1859).

die Aufschrift trug: »Aus Dank gegen Gott«. Bei der Stadt Bremen lag noch das Legat von 150 Talern in Gold aus dem Jahre 1669 mit einer 5 %igen Verzinsung. Weitere 100 Taler schuldete die ehemals Hannoversche Regierung in Stade. Die wesentlichsten Einkünfte bildeten nach wie vor die Abgaben verschiedener Bauern des Umlandes (Grambke, Lankenau, Stroh, Seehausen, Mittelsbüren, Hasenbüren, Woltmershausen, Rablinghausen, Osterholz, Ellen, Neuenlande, Oberneuland). Die Meier hatten dem Grundherrn Abgaben in Naturalien und Geld sowie Dienste zu leisten. Diese Meiergefälle konnten vererbt, verpfändet oder auch zugunsten wohltätiger Zwecke dotiert werden.⁵⁴

Im Zuge der sogenannten »Bauernbefreiung« erfolgte eine sukzessive Ablösung der Meierpflichten. Im vormals hannoverschen Gebiet, zu dem seit 1715/19 die Domenklave gehört hatte, war die herrschaftliche Abhängigkeit erstmals zur Zeit der französischen Herrschaft aufgehoben worden. Zwar erlangte die französische Ablöseverordnung von 1811 kaum praktische Bedeutung, aber einige Bauern nutzten, sofern ihnen die Mittel zur Verfügung standen, die Möglichkeit, sich aus den feudalen Verpflichtungen zu lösen. Zu ihnen gehörte ein zehntpflichtiger Bauer des St. Petri-Witwenhauses, Jacob Klatte auf dem Barkhof. Klattes waren ein altes Bauerngeschlecht. Als Meier saßen sie auf großen, ertragreichen Bauernhöfen der Domstruktur im Bremer Umland, neben dem Barkhof unter anderem auf dem Orthof in Pagenthorn vor dem Herdentor. Jacob Klatte kaufte sich von der Naturalverpflichtung frei, den Kornzehnten – im Umfang von jährlich drei Scheffeln Roggen⁵⁵ zu 384 Pfund Brot verbacken – zu liefern. 1821 kam es zum Streit, zum einen, weil die Witwen nicht auf die Brotgabe von jährlich 24 Pfund pro Person verzichten wollten, und zum anderen, weil der Rat die zur Zeit der französischen Herrschaft erfolgte Ablösung nicht anerkannte. Obwohl Bauer Klatte schriftlich belegen konnte, dass er sich »quit und frey« gekauft hatte, verlangte der Rat eine nochmalige Vergütung von 75 Reichstalern, die Klatte schließlich zahlte.⁵⁶



Willehad-Figur im Haus Osterdeich 70a/71.

54 StAB 2-T.6.r.1.b.1. (1818–1859); StAB 6,27 V.b..

55 1 Bremer Scheffel rd. 75 Liter.

56 StAB 2-T.6.r.1.a..

Im Laufe der folgenden Jahrzehnte befreiten sich weitere Meier von den feudalrechtlichen Abgaben. Ein Teil der Grundgefälle blieb jedoch noch bis zur Wende des 20. Jahrhunderts erhalten. Da es den Bauern oft nicht möglich war, die Ablösesumme, in der Regel das 25-fache der bisherigen Jahresleistung (Sachwerte und Dienste) des Hofes, aufzubringen, vereinbarten viele mit dem Ablösungsvertrag eine Ratenzahlung (sogenannte Abkaufgelder). Für das St. Petri-Witwenhaus war damit der Wechsel von den Natural- zu Geldeinnahmen verbunden. Die Verwalter legten das Kapital vorwiegend in Bremer Staatspapieren an. Zusätzliche Einnahmen konnten durch die Vermietung des Hofes beim Witwenhaus erzielt werden.⁵⁷ Damit war den Witwen auch die Sorge abgenommen, den Hof zu fegen, weshalb sie sich in der Vergangenheit beschwert hatten.⁵⁸ Nach wie vor ergänzten Spenden und andere freiwillige Zuwendungen wohlthätiger Bürger die Versorgung.

Nach der Gründung des Deutschen Reiches und der Umstellung von der Bremer Talerwährung auf die reichseinheitliche Markwährung (1871/72) erhielten die 12 begünstigten Witwen seit 1873 statt eines Monatsgeldes von 1 $\frac{1}{3}$ Taler künftig 4,45 Mark monatlich.⁵⁹ Das Witwenhaus blieb bei der Einrichtung der rein städtischen Armenpflege 1878 bestehen und wurde mit dem Angebot günstiger Wohnungen für bedürftige Frauen auch weitergeführt, als die Versorgung von Menschen in sozialen Notlagen seit der Einführung der Sozialversicherung 1881 an Bedeutung verlor.

St. Petri-Witwenhaus im 20. Jahrhundert

Dem St. Petri-Witwenhaus wurde 1901 bestätigt, dass es sich um eine öffentlich-rechtliche Stiftung handelte, so wie es sich aus dem Regulativ zur Verwaltung des Armenhauses und der damit verbundenen Stiftungen aus dem Jahre 1880 ergab.⁶⁰ Nach dem Ersten Weltkrieg (1914–1918) vernichtete die Inflation die solide finanzielle Basis der wohlthätigen Einrichtung. Die nicht wertbeständig angelegten Kapitalgrundlagen des Witwenhauses gingen verloren. Mittel aus anderen Stiftungen und Spenden Bremer Bürger sorgten für einen Ausgleich zur Erhaltung des Witwenhauses.⁶¹ Die Witwenstiftung verfügte in den 1920er Jahren, neben der Immobilie, wieder über ein Vermögen von rund 80000 Mark. Inzwischen wohnten 25 Frauen in dem Haus an der Buchtstraße. Nach der Zahlung eines Eintrittsgeldes von 300 Reichsmark hatten sie freie Unterkunft, Feuerung, Beleuchtung, Gas und Wasser, erhielten einen kleinen monatlichen Geldbetrag und einen Anteil an den Zinsauschüttungen zu ihrer Unterstützung.⁶²

57 StAB 2-T.6.r.1.a.; StAB 2-T.6.r.1.b.1.(1818–1859); StAB 2-T.6.r.1.b.2. (1859–1908).

58 Staatsarchiv Stade Rep. 5 a Bd. 2 Fach 325 Nr. 247 (1711). Mit einem Dank an Frau Dr. Christina Deggim für den Quellenhinweis.

59 100 Mark ca. 30 Taler.

60 StAB 2-T.6.r.1.a..

61 StAB 9,S O-3981 (Zeitungsausschnitt aus: Weser-Kurier vom 18. Dezember 1986).

62 StAB 2-T.6.r.1.b.3. (1909–1921); Adressbuch der Freien Hansestadt Bremen von 1900 ff.; Die Wohlfahrtseinrichtungen Bremens, herausgegeben von der Zentrale für private Fürsorge, Bremen 1929, S. 173.

Im Zweiten Weltkrieg wurde das Gebäude in der Bombennacht des 6. Oktober 1944 durch einen Brand völlig zerstört. Um die Tradition des Witwenhauses fortzusetzen und damit auch künftig einen Beitrag zur städtischen Wohlfahrt zu leisten, bemühte sich die St. Petri-Domgemeinde um die Wiedereinrichtung. Die Pläne richteten sich zunächst auf ein Haus in St. Magnus, Lesumer Heerstraße 26,⁶³ wurden aber zugunsten eines Neubaus am Osterdeich 70a/71 mit 14 Wohnungen für alleinstehende Personen verworfen. Durch den Verkauf des Grundstückes an der Buchtstraße im Stadtzentrum und Spenden großzügiger Bürger wurde mit Unterstützung der Domgemeinde 1961 ein neues Gebäude errichtet. Die steinerne Inschrift von 1536 wurde, wie auch die Willehad-Statue, aus den Kriegstrümmern geborgen und bewahrte auch im neu erbauten Witwenhaus die Erinnerung an Herkunft und Geschichte der sozialen Einrichtung. Das Gebäude am Osterdeich wurde im Herbst 2010 verkauft und wird seither von der Egestorff-Stiftung genutzt.

Ausblick

Die Stiftung St. Petri-Witwenhaus existiert heute, wie seit mehr als 475 Jahren, getragen vom Gemeinsinn und angewiesen auf das Engagement und die Zuwendungen Bremer Bürger. Im Sinne des Stiftungszweckes nimmt die Diakonie der Domgemeinde in Absprache mit der Bremischen Evangelischen Kirche eine Neuausrichtung der christlichen Sozialtätigkeit vor, die den Schwerpunkt auf die ehrenamtliche generationsübergreifende aktivierende Stadtteilarbeit auf Basis der nachbarschaftlichen Hilfe von Menschen für Menschen legt. Die Grundidee zum Aufbau eines sozialen Kompetenzzentrums »Alter« zeigt den aus der jahrhundertelangen Vergangenheit übernommenen Anspruch sowie die Verantwortung der Diakonie für die auch in ferner Zukunft engagiert fortwirkende Institution Stiftung St. Petri-Witwenhaus.⁶⁴

63 StAB 4,124/1-262 (1945–1952).

64 Mit einem Dank an Dombauherrin Frau Edda Bosse für die Unterstützung. Für die kooperative Zusammenarbeit und den Ausblick auf die Zukunft der Stiftung St. Petri-Witwenhaus einen Dank an Herrn Oliver Janssen, Diakon der Domgemeinde und Administrator der Stiftung St. Petri-Witwenhaus.

Anhang:

Liste der Administratoren/Verwalter des St. Petri-Witwenhauses 1810–2012

1810 – ?	Bartholomäus Grovermann
1817 – 1818	Friedrich Schröder
1818 – 1820	Friedrich Seemann
1820 – 1821	Gerhard Chr. Garlichs
1822 – 1823	Carl Chr. Strüver
1824 – 1826	Joh. Peter Berninghausen
1828 – 1829	Justus Mohr
1830	Justus Mohr für Friedrich Runge
1832 – 1833	Diedrich Heinrich Wätjen
1834 – 1835	Ludwig F. Kalkmann
1836 – 1837	Arnold Duckwitz
1838 – 1839	Johann St. Lürmann
1840 – 1841	Gottfried H. Schröder
1842 – 1843	J. N. Mohr jun.
1844 – 1845	Joh. Ludwig Schrage
1846 – 1847	Hermann von Fischer
1848 – 1849	Wilhelm F. Barkhausen
1850 – 1851	Carl August Gruner
1852 – 1853	Julius Hirschfeld
1854 – 1855	Joh. Ludwig Thiermann
1856 – 1857	Alexander Wortmann
1858 – 1859	Joh. Friedrich Gustav Hurm
1859 – 1860	Joh. Phil. Nikolaus Thiermann
1861	Georg Dransfeld
1862 – 1863	August H. Faber
1864 – 1865	Joh. Anton Adami
1866 – 1867	Nikolaus F. W. Adami
1868 – 1869	Johann Abraham Albers
1870 – 1871	Johann Wilhelm Nielsen
1872 – 1873	Franz Ernst Schütte
1874 – 1875	Friedrich Wilhelm Delius
1876 – 1877	Louis Eduard Meyer
1878 – 1879	Georg Friedrich Grosse
1880 – 1881	Louis Eduard Meyer für Friedrich Bähr
1882 – 1883	Friedrich Theodor Lürmann
1884	Caspar Gottlieb Kulenkampff jun.
1885	Helwig Schmidt
1886 – 1887	Hermann Eggers
1888 – 1889	Dr. Carl Wilhelm Spitta
1890 – 1895	Dr. Hermann Heye
1896 – 1899	Heinrich Ferdinand Emil Bömers
1900 – 1904	Friedrich Carl Biermann
1905 – 1908	Dr. Daniel Bernhard Danziger
1909 – 1910	L. Paul Overbeck

1911 – 1912	Dr. Wilhelm August Henschen
1913	Dr. August Wilhelm Schellhaß
1914 – 1919	Franz Schütte jun.
1920	Dr. August Wilhelm Schellhaß
1921	Hugo Theodor August Schmöle
1922 – 1923	?
1924 – 1927	W. H. Rempel
1928	?
1929 – 1930	Walter Heine
1931 – 1932	Erich H. Hegeler
1933 – 1936	Hans Graue
1937 – 1945	Julius T. Pavenstedt
1945 – 1946	Heinrich Horning (vertreten durch Carl Heinz Jansen)
1947 – 1951	Ludwig Helmken
1952 – 1957	Heinz Peter Koch
1958 – 1961	Carl Fritz Schünemann
1962 – 1963	Kurt Meyer
1964 – 1967	Hans Budde
1968 – 1969	Dr. Bernhard Steffen
1970 – 1975	Dieter Wandel
1975 – 1979	Dieter R. Adler
1980 – 1982	Horst Jürgens
1983 – 1989	Wolfgang Hemsoth
1990 – 1994	Michael von Hof
1995 – 1997	Dr. Michael Schlenz
1998 – 2004	Nils Bellmann
2005 – 2011	Christophe Lenderoth
seit 2012	Oliver Janssen

Quellen:

StAB 2-T.6.r.1.b.1. (1818–1859); StAB 2-T.6.r.1.b.2. (1859–1908);
StAB 2-T.6.r.1.b.3. (1909–1921);
Archiv des St.-Petri-Domes, Bestand 352-7 St. Petri-Witwenhaus;
Bestand 360-11. 4-9 Diakonie-Verwaltung, Aktive Diakonie 1945–1950;
Bestand 360-11. 10-19 Diakonie-Verwaltung, Aktive Diakonie 1950–1959;
Bestand 360-11. 20-29 Diakonie-Verwaltung, Aktive Diakonie 1960–1969;
Bestand 360-11. 30-40 Diakonie-Verwaltung, Aktive Diakonie 1970–1989,
mit einem Dank an Herrn Dr. Hans-Christoph Hoffmann;
Senator für Inneres und Sport mit einem Dank an Frau Dr. Elisabeth Vierhaus.

Zwei mittelalterliche Altargemälde im Bremer Dom-Museum – Werke aus dem Umkreis von Michael Wolgemut?

Von Ingrid Weibezahn

Die Ausgangslage

Im folgenden Beitrag sollen zwei Gemälde aus dem Besitz der St. Petri Domgemeinde untersucht werden, denen bisher nur wenig Aufmerksamkeit zuteil wurde, da sie bis vor wenigen Jahren in der nicht allgemein zugänglichen Domsakristei hingen. Es handelt sich um spätmittelalterliche Tafelgemälde mit Szenen aus der Passionsgeschichte.

Die beiden hochrechteckigen Tafeln¹ zeigen Darstellungen der Geißelung und der Kreuztragung Christi. Figurenreiche Szenen gruppieren sich in schmalen Ausschnitt eng um die Hauptperson: Auf dem Gemälde der Geißelung sind zwei in rotbraune Gewänder gekleidete Schergen mit erhobenen Armen im Begriff, Peitsche und Rutenbündel auf Christi Leib niedersausen zu lassen, während zwei weitere grün gekleidete Männer im Hintergrund den Leidenden durch Gebärden verhöhnen. Christus steht, nur mit einem weißen Lendentuch bekleidet, vor einer braunen Säule, an die er mit auf den Rücken gedrehten Armen festgebunden ist. Vor ihm auf dem im Schachbrettmuster gestalteten Boden liegt sein intensiv grün gefärbtes Gewand in reicher Faltenbildung. Christi überkreuzte Füße stehen auf einem niedrigen quadratischen Podest und sind gleichfalls an der Säule festgebunden. Im Hintergrund wird eine grau getönte Bogenarchitektur sichtbar, deren Öffnungen mit einem gepunzten Granatapfelmuster auf Goldgrund hinterlegt sind.

Auf der Darstellung der Kreuztragung steht Christus in dunkelblauem Gewand im Blickkontakt mit dem Betrachter. Sein linker erhobener Arm umschlingt den Kreuzesbalken, während die Rechte den Zipfel eines Tuches ergreift, das ihm eine links neben ihm kniende Frau entgegenhält. Die in einen kräftig roten Mantel gekleidete Frau mit schmalem tannengrünem Umhang und strahlend weißer, tief ins Gesicht gezogener Haube ist als die aus der Legende bekannte hl. Veronika zu identifizieren. Auf ihrem weißen Tuch hat sich bereits Christi Antlitz abgedrückt.

Die Szene wird vervollständigt durch einen rechts am Bildrand in Rückenansicht gegebenen, in ein rotes Wams mit Puffärmeln gekleideten Kriegsknecht mit Turban auf dem Kopf; er hält in der erhobenen Rechten eine keulenartige Schlagwaffe, mit der er den ruhig dahinschreitenden Christus bedroht. Gleichzeitig scheint der Scherge sein Gegenüber mit weit geöffnetem Mund

1 Dom-Museum Inv. Nr. 135. Maße mit Rahmen: H 130 cm, B 66 cm.

anzuschreien und dabei mit der Linken an einem um Christi Leib geschlungenen Seil zu ziehen, um ihn damit derb zum Weitergehen aufzufordern. Mit dem am vorderen Bildrand aus dem steinigen Boden aufwachsenden kleinen Pflänzchen mit bläulicher Blüte dürfte eine Ysopstaude gemeint sein und damit – wie so oft auf mittelalterlichen Gemälden – eine nur dem Kenner religiöser Pflanzensymbolik verständliche Andeutung des Leidens Christi.²

Hinter der Gestalt Christi und der knienden Veronika werden weitere Personen sichtbar: Der nach dem Bibeltext von den Soldaten zur Hilfe beim Kreuztragen herbeigerufene Simon von Kyrene³, ein alter bärtiger Mann, der bei leicht geneigtem Haupt mit der Rechten den Längsbalken des Kreuzes ergreift. Dahinter links am Bildrand eine ältere Frau, deren Kopfbedeckung aus mehreren übereinander liegenden Tüchern in Weiß, Rot und Schwarz besteht. Sie scheint im Begriff zu sein, das äußere schwarze Tuch mit der verhüllten Hand in einer Geste des Trauerns vor das Gesicht zu ziehen. Es ist vermutlich die Gottesmutter Maria. Rechts neben ihr wird ein jugendliches Gesicht erkennbar; es dürfte sich um den Jünger Johannes handeln, der in den Kreuzweg- und Kreuzigungsszenen häufig als Marias Begleiter dargestellt wird. Unmittelbar daneben erscheint ein ins Profil gedrehtes Gesicht mit einem Helm, offenbar ein Soldat, der sich höhnend an die Gottesmutter zu wenden scheint.

Die Köpfe weiterer Personen im Hintergrund sind nur ausschnittsweise durch unterschiedliche Farbgebungen angedeutet, mit Ausnahme eines weiteren Soldaten mit roter Kappe rechts im Mittelgrund, der einen sogenannten Morgenstern empor hält, eine mit spitzen Nägeln versehene mittelalterliche Schlagwaffe. – Am linken oberen Bildrand ist ein Stadttor sichtbar, aus dem sich der dargestellte Menschenstrom herausbewegt auf dem am rechten oberen Bildrand erkennbaren Weg nach Golgatha. Auch hier schließt ein goldbraunes, gepunztes Granatapfelmuster den Bildhintergrund ab.

Überlegungen zur Provenienz der Gemälde

Da die Gemälde der Öffentlichkeit lange Zeit nicht zugänglich waren, bildeten sie bislang kaum jemals Gegenstand einer eingehenden Untersuchung. Die letzte mir bekannte Würdigung der Altartafeln in Bremen geschah 1979 im Katalog einer Sonderausstellung, die das Bremer Landesmuseum (Focke-Museum)

2 Ysop wurde im Altertum als Heilpflanze genutzt und konnte in dieser Bedeutung auch im übertragenen Sinne wirksam werden; vgl. Psalm 51 (4. Bußpsalm), V. 9: »Entsündige mich mit Ysop, dass ich rein werde«. Dem Bildbetrachter wird damit nahegelegt, an seine eigene Sündhaftigkeit zu denken, die durch Christi Kreuzestod von ihm genommen wird. – Hinter der Einbeziehung dieser Pflanze an ausgesprochen exponierter Stelle auf dem Gemälde verbirgt sich außerdem ein Hinweis auf die bevorstehende Kreuzigung. So findet der Ysop während Christi Leiden am Kreuz Verwendung: »Sie aber füllten einen Schwamm mit Essig und steckten ihn auf einen Ysop und hielten es ihm dar zum Munde« (Joh. 19, 29).

3 Vgl. Mark. 15, 20-21: »... und führten ihn hinaus, dass sie ihn kreuzigten, und zwangen einen, der vorüberging, mit Namen Simon von Kyrene, der vom Felde kam, ... , dass er ihm das Kreuz trüge«.

anlässlich der großen Domrestaurierung dem St. Petri Dom und seinen Kunstschätzen gewidmet hatte. Dort wurden die Gemälde in Übereinstimmung mit früheren Einschätzungen⁴ als mittelalterlicher Dombesitz aus der Zeit um 1500 eingestuft⁵. In diesem Zusammenhang wurde die besondere Bedeutung dieser Altartafeln als authentisch bremische mittelalterliche Werke hervorgehoben.

Diese Zuordnung im Kopf, regten sich bei mir erste Zweifel, als ich beim Transport der Gemälde von der Sakristei ins Dom-Museum erstmals Gelegenheit hatte, die Rückseiten der Bilder zu betrachten. Dort fand sich nämlich auf dem mittleren Querholm des Rahmens der »Kreuztragung« der handschriftliche Vermerk *»Diese beyden Stücke von der alt deutschen Schule ohnstreitig aus den Wercken des Alb. Dürers sind restaurirt worden von L. Rotermundt in Bamberg 1807«*⁶.

Da es nun äußerst ungewöhnlich wäre, im Jahre 1807 zwei seit alters her dem Bremer Dom gehörige Gemälde

4 Vgl. Harald Busch, *Meister des Nordens – die altniederdeutsche Malerei 1450–1550*. Hamburg 1940, S. 84: Zuschreibung an einen um 1470–1500 tätigen Bremer Meister. Vgl. Alfred Stange, *Kritisches Verzeichnis der deutschen Tafelbilder vor Dürer*. 1. Bd.: Köln, ... , Niedersachsen. München 1967, S. 246, Nr. 818.

5 Vgl. *Der Bremer Dom. Baugeschichte – Ausgrabungen – Kunstschätze*. Handbuch und Katalog zur Sonderausstellung im Bremer Landesmuseum. Bremen 1979, S. 192.

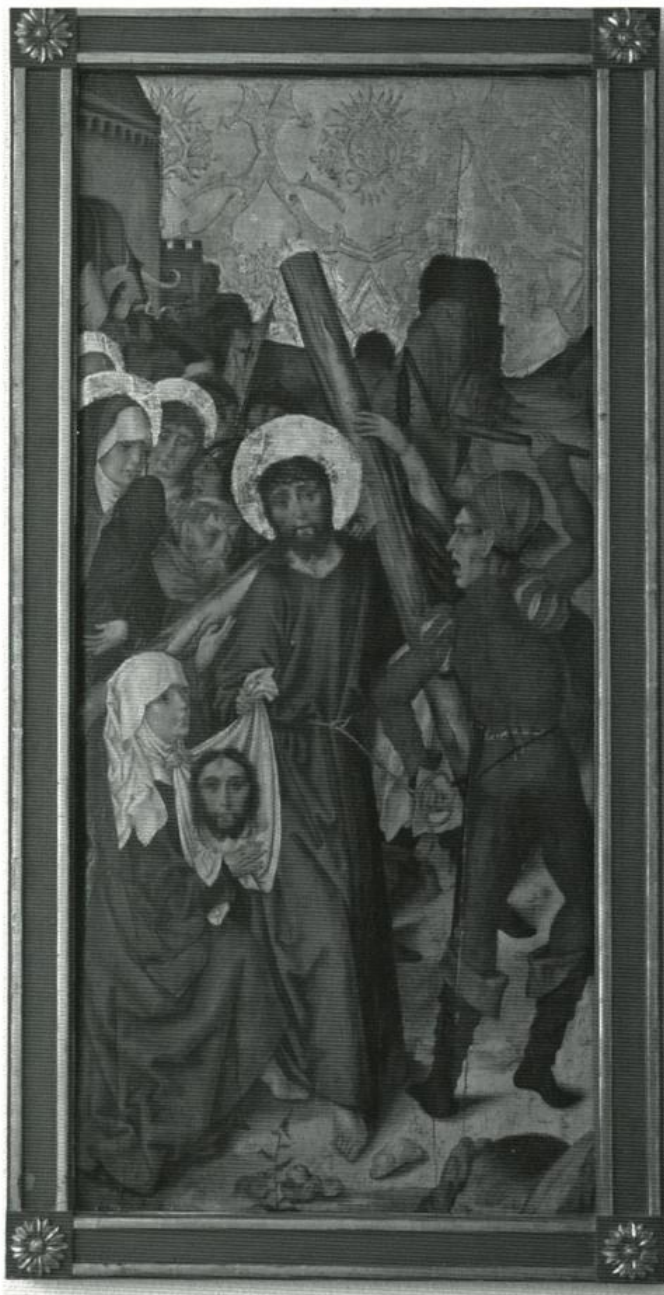
6 Zusätzlich befindet sich auf der Rückseite in der linken Ecke des oberen Querholms in roter Schrift der Hinweis *»Restauriert im Februar 1931 von Herbert Wernicke in Bremen«*.



Geißelung Christi, Dom-Museum Bremen.
(Foto: Dom-Museum)

allein zum Restaurieren nach Bamberg zu expedieren und dann wieder zurückzubefördern, schien die vermutete bremische Herkunft der Gemälde äußerst fraglich. Angesichts der Nennung des Ortes Bamberg kam eine Herkunft aus dem fränkischen Raum wohl eher in Betracht. Diese Annahme erfährt eine Unterstützung durch die Ausführungen von Hans Georg Gmelin, der in unseren Gemälden »ein starkes fränkisches Element« erkennt⁷.

Diese Überlegungen bewogen mich zu weiteren Recherchen. Die Nachprüfung in den Inventarverzeichnissen des Domes brachte ein wichtiges Ergebnis: Die erste Nennung der beiden Gemälde geschah im Dominventar von 1848⁸; ein Inventarverzeichnis von 1823 erwähnt sie hingegen noch nicht. Schon allein dies spricht nicht für alteingeführten Dombesitz, sondern für die spätere Anschaffung in der Zeit zwischen 1823 und 1848. Erstmals in einer Bremer Publikation erwähnt wurden die Altartafeln 1861. Dort spricht der Autor bei Erwähnung der beiden Tafeln von Gemälden »der altdeutschen Schule der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts«⁹, sagt jedoch leider nichts zu deren Herkunft.



Kreuztragung Christi, Dom-Museum Bremen.
(Foto: Dom-Museum)

7 Vgl. H. G. Gmelin, Spätgotische Tafelmalerei in Niedersachsen und Bremen. München-Berlin 1974, Kat.-Nr. 54, S. 228 f.

8 Vgl. »Inventar der St. Petri Domkirche aufgenommen im November 1848«. Domarchiv B 132, S. 15: »Gemälde, Bildnisse etc. im Diakonzimmer«.

9 Vgl. Hermann A. Müller, Der Dom zu Bremen und seine Kunstdenkmale. Bremen 1861, S. 41.

Ein Zufallsfund: Ankauf auf einer Auktion

So schien eine Zuordnung weiterhin recht vage, wenn nicht, wie so oft, Fortuna ihre freundliche Hand im Spiele gehabt hätte. Bei Recherchen zu einem anderen Gemälde aus Dombesitz stieß ich in der Bibliothek der Bremer Kunsthalle auf einen alten Auktionskatalog¹⁰, in dem als Nummern 299 und 300 angegeben sind:

*»A. Dürer, Holz, 49 Zoll hoch, 23 Zoll breit
Christi Geißelung.*

Das Gegenstück: die hl. Veronika vor dem kreuztragenden Christus kniend. Zwar nicht ganz verdienstlose, doch auch nicht des genannten Meisters würdige, auf Goldgrund gemalte, altdeutsche Bilder. In schwarzem Rahmen.«

Dies war nun natürlich ein wunderbarer Fund! Eine erste Überprüfung galt – nach Feststellung der identischen Motive – einem Vergleich der angegebenen Maße. Hier konnte man wohl von einer Übereinstimmung sprechen, da unsere Gemälde mit 130 cm x 66 cm den genannten Zoll-Angaben in etwa entsprachen¹¹. Ich hatte also mit diesen beiden Auktionsangeboten unsere Domgemälde identifiziert. Die erwähnten schwarzen Rahmen stimmten zwar nicht, sie waren inzwischen braunen Rahmen mit vergoldeten Eckrosetten¹² gewichen; der Stil der Rahmen weist in die Zeit des Klassizismus.

Die Erwähnung des Namens Dürer bot natürlich Anlass zu weiteren Überlegungen. Diese Nennung galt vermutlich hauptsächlich der Steigerung des Käuferinteresses, denn im weiteren Auktionstext wird diese Zuordnung stark eingeschränkt durch die Formulierung, die Gemälde seien eigentlich »nicht des genannten Meisters würdig«. Dass man im 19. Jahrhundert in den Zuordnungen zu bestimmten Künstlern recht großzügig vorging, zeigen weitere Auktionsangebote im Katalog¹³.

Diese Angaben belegen also eindeutig, dass die beiden Altartafeln keineswegs mittelalterlicher bremischer Dombesitz sind, sondern erst 1832 bei einer Versteigerung aus dem Besitz des verstorbenen Bremers Gerhard Christian Garlichs erworben wurden. Bei einer genauen Überprüfung der Rückseiten der Tafeln trat noch ein weiterer Beweis zutage. Auf dem oberen hölzernen Querholm der »Kreuztragung« sind in stark verwischter weißer Kreideschrift die rasch notierten Zahlen 299/3... zu lesen und darunter »Heng...«. Dies kann sich eigentlich nur auf die oben erwähnten Auktionsnummern und auf den

10 »Verzeichnis einer Gemälde-Sammlung ausgezeichneter Künstler, nachgelassen von dem verstorbenen Herrn Gerhard Christian Garlichs, welche Montag, den 24. October 1831 [gestrichen und darüber: 19. März 1832] u. f. Tage morgens von 10 bis 12 Uhr auf dem Hörsaale der Gelehrten Schule in Bremen durch den Auctionator J. G. Heyse öffentlich dem Meistbietenden verkauft werden soll«.

11 49 Zoll = 128 cm, 23 Zoll = 60 cm.

12 Die zwischenzeitlich links oben und unten fehlenden Rosetten des Gemäldes »Kreuztragung« sind durch Restaurator Georg Skrypzak, Berne, 2003 ergänzt worden.

13 Es werden dort auch noch ein »Rembrandt« aufgelistet (de facto ein Gemälde nach einem Stich von Henrik Goltzius) und zwei »Altdorfer« (bisher noch nicht sicher identifiziert, möglicherweise dem Hamburger Maler Johann de Kempener zuzuordnen).

Käufer beziehen. Im Auktionskatalog ist denn auch als Käufer handschriftlich ein Mann namens Hengst vermerkt; als Preis sind »4 Thaler« genannt. Im Domininventar von 1848 ist zu diesen beiden Gemälden angegeben »Geschenk von Herrn Ältermann¹⁴ Delius«.

Versuchen wir, in diese trockenen Hinweise ein wenig Leben zu bringen. Wer war Gerhard Christian Garlichs? Welche Funktion hatte der Käufer namens »Hengst«, und wieso gelangten die Gemälde schließlich als Geschenk eines Dritten, des Ältermannes Delius, an den Dom? Welche Persönlichkeit verbirgt sich hinter dem Auktionator Heyse?

Über den Vorbesitzer Garlichs konnte einiges ermittelt werden: Er stammte aus dem Ostfriesischen, wo er 1778 in Kniphausen als Sohn des Amtmanns Anton Garlichs geboren und in der ev.-lutherischen Kirche von Fedderwarden getauft wurde. Anfang des 19. Jahrhunderts ging er nach Bremen und stellte hier 1803 den Antrag auf Erteilung des Bürgerrechts¹⁵. 1804 wurde er mit Elise geb. Lambertz in St. Stephani getraut. Später muss sich Garlichs der Domgemeinde zugewandt haben, denn seine Tochter Emma Caroline wird 1809 von Pastor Rotermund im St. Petri Dom getauft¹⁶.

In dieser Zeit betrieb er zusammen mit Albrecht Friedrich Barkhausen eine Handlung für »Kattun, Seide und Modewaaren«¹⁷. Auch Hüte werden angeboten in dem Geschäft in der Wachtstraße, die damals eine wichtige Durchgangsstraße bildete, da von hier aus – anders als heute – der Zugang zur Weserbrücke erfolgte. Als aufstrebender Neubürger bemühte sich Garlichs um eine möglichst rasche Integration in der Bremer Gesellschaft: So wurde er in die St. Jacobi Bruderschaft und 1814 in das Kollegium der Domdiakone aufgenommen¹⁸. Im selben Jahr wurde er als »Oberleutnant der 1. Kompanie« der Bürgergarde geführt¹⁹. Einige Jahre später, 1825, gehörte Garlichs als wohletablierter Kaufmann sogar zu den 12 Gründungsmitgliedern der Bremer Sparkasse²⁰. Im gleichen Jahr unterstützte er gemeinsam mit sieben weiteren Honoratioren der Stadt die Gründung eines »Instituts für Privat-Concerte« in Bremen, einem Vorläufer der Philharmonischen Gesellschaft²¹.

14 Niederdeutsche Bezeichnung für Sprecher der Kaufmannschaft.

15 Vgl. St. Jacobi Bruderschaft. Die Mitglieder seit 1493. Bremen o.J., S. 541.

16 Vgl. Bremer Staatsarchiv, Gesellschaft für Familienforschung (»Maus«): Graue Mappe: Gerhard Christian Garlichs.

17 Vgl. Neues Bremisches Adreßbuch auf das Jahr 1809, Stichwort »Barkhausen et Garlichs«.

18 Vgl. Richard Rühnick und Kurd Schulz, Die Diakonie der St. Petri Domkirche zu Bremen. Bremen 1963, S. 107. Garlichs Wappen ist auf einer der Diakonentafeln in einer Seitenkapelle des St. Petri Doms zu finden: ein Herz, aus dem drei Rosen herauswachsen, ein für einen Seiden- und Modewarenhändler sehr passendes Wappen.

19 Vgl. Fritz Lemelson, Die bremische Bürgerwehr 1813–1853. In: Brem. Jb., Bd. 33 (1931), S. 297.

20 Vgl. Die Sparkasse in Bremen 1825–1950. 125 Jahre gemeinnützigen Wirkens für die Hansestadt Bremen. Bremen 1959, S. 11.

21 Mitteilung von Frau Katrin Bock in ihrem von der Stiftung Bremer Dom e.V. veranstalteten Vortrag »Das Bremer Privat-Concert. Entstehung einer bürgerlichen Musikkultur in Bremen« am 6. 3. 2012.

Wann Garlichs mit dem Sammeln von Gemälden begann, wissen wir nicht. Es ist denkbar, dass er als Händler von so kostbaren Materialien wie Seide und anderen Modeartikeln viel im Land herumkam und unterwegs bei seinen Kunden oder Lieferanten gelegentlich gerne das Angebot zum Erwerb von Gemälden ergriff²². 1822 jedenfalls muss seine Sammlung bereits ein gewisses Renommee erreicht haben, denn Adam Storck schreibt in seinen »Ansichten der Freien Hansestadt Bremen«: »Die Sammlungen des Herrn Dreiers und des Herrn Garlichs wird kein Kenner unbesehen lassen, In der Sammlung des letztgenannten Freundes der Kunst sieht man mehrere Bilder der niederländischen Schule, ... , wie man sie in wenigen Sammlungen schöner finden mögte«²³. Garlichs' Gemäldesammlung war inzwischen offenbar sogar so bedeutend, dass sie im März 1830 zu den Sehenswürdigkeiten gehörte, die dem bayerischen Prinzen Maximilian bei seinem Besuch in Bremen anlässlich einer Reise durch Norddeutschland gezeigt wurden²⁴.

Wo sich diese Kunstsammlung genau befand, lässt sich leider nicht ermitteln: ob als Dekoration in den Geschäftsräumen in der Wachtstraße oder in seinem Privathaus in der Buchtstraße 7, wohin er 1824 gezogen war²⁵ und damit quasi Nachbar des damaligen Dombauherrn Gerhard Meyer wurde, der im Haus Nr. 11 wohnte.

Nach Garlichs Tod im Dezember 1830 sollte die Versteigerung von Kunstwerken aus seinem Privatbesitz bereits im Oktober 1831 stattfinden, wurde dann aber aus unbekannten Gründen bis zum März 1832 verschoben. Am Versteigerungstag war dann der Auktionator Johann Georg Heyse, im Hauptberuf Buchhändler²⁶, zur Stelle und waltete seines Amtes im Hörsaal der

22 Dass seine Handelsbeziehungen weit über den Bremer Raum hinausgriffen, belegt kurioserweise eine Beschwerdeschrift, die er im März 1812 an den »hochzuverehrenden Herrn Maire«, also den während der napoleonischen Besetzungszeit in französischer Sprache zu betitelnden Bürgermeister, richtete. Darin beklagt er sich zusammen mit seinem Kompagnon Barkhausen, dass er beschuldigt werde, in seinem Lager englische Waren zu lagern, ein während der Kontinentalsperre schweres Vergehen. Um seine Unschuld zu beweisen, führt er genau die Herkunft seiner Waren an: »Calmuck de Sedan« (laut Meyers Großem Konversations-Lexikon, 6. Aufl., 1902 ff. ein spezielles Wollgewebe aus Sedan), »Lionner Patentstrümpfe«, »Pariser Knöpfe«, »Brandenburger Coatings und Boye« (Kammgarngewebe und friesartiger Stoff für Fischerjacken), »Quedlinburger Flanelle«, »Sächsische baumwollene Strümpfe«. Garlichs hatte also genügend Möglichkeiten, bei Geschäftskontakten auch Gemälde zu erwerben. Vgl. Staatsarchiv Bremen, 6, 2-f.3. a.V.9: Handel und Gewerbe. Deklaration der englischen Waren 1811–1813.

23 Vgl. Adam Storck, *Ansichten der Freien Hansestadt Bremen*, Bremen 1822, S. 488.

24 Vgl. Herbert Schwarzwälder, *Bremen in alten Reisebeschreibungen*. Bremen 2007, S. 326.

25 Vgl. *Neues Bremisches Adreßbuch auf das Jahr 1824*, Stichwort Gerhard Christian Garlichs. – Dieses Wohngebäude, ein zweigeschossiges Giebelhaus, ist erst während des Krieges 1944 vermutlich durch Bombeneinwirkung zerstört worden. Vgl. R. Stein, *Bremer Barock und Rokoko*, Bremen 1960, S. 338, Abb. 251.

26 Vgl. Gesellschaft für Familienforschung (»Maus«): *Stammtafel* Nr. 4965.

Gelehrtschule – also vermutlich im Refektorium des ehemaligen Katharinenklosters, das seit 1610 als »Gymnasium illustre« genutzt wurde. Dort wurden unsere beiden Gemälde für vier Taler von einem Mann ersteigert, der im Auktionskatalog nur knapp mit »Hengst« bezeichnet ist. Dahinter verbarg sich vermutlich der »Lohnbediente« August Hengst²⁷, der die Gemälde wahrscheinlich im Auftrag des eigentlichen Interessenten ankaufte.

Dieser Sponsor, wie man heute sagen würde, war niemand anderer als der Kaufmann Everhard Delius (1777–1866), der mit seinem Bruder Friedrich in der Langenstraße eine »Amerikanische Handlung«²⁸, also wohl einen Überseehandel, betrieb. Zufällig ein Jahr früher als Garlichs in das Diakonenamt am St. Petri Dom und 1827 schließlich zum Dombauherrn gewählt, war es Delius vermutlich ein Anliegen, durch den Erwerb von Kunstwerken aus dem Nachlass seines Mitdiakons einerseits die Witwe zu unterstützen und gleichzeitig etwas zur baulichen Verschönerung des Domes zu tun. So erwarb Delius außerdem auf der Versteigerung auch noch den bereits erwähnten »Rembrandt« und zwei im Auktionskatalog dem Maler Albrecht Altdorfer zugeschriebene Werke für den St. Petri Dom (alle drei Gemälde jetzt im Dom-Museum)²⁹.

Auch der 1823 gegründete Bremer Kunstverein profitierte auf dieser Versteigerung von dem Angebot und erwarb Werke aus der Sammlung Garlichs: »Jahrmarkt« von Gillis Mostaert und Jacob Grimmer (1589) und »Arkadische Landschaft« (1633) von Alexander Keirincx und Cornelis van Poelenburgh³⁰. Die Gemäldesammlung des Kunstsammlers Gerhard Christian Garlichs war also sehr weit gefächert.



Martin Schongauer, Geißelung Christi.
Kupferstich.

27 Vgl. Neues Bremisches Adreßbuch auf das Jahr 1831, Stichwort »Hengst«.

28 Vgl. Anm. 27, Stichwort »Delius, Everhard«.

29 Vgl. Anm. 13.

30 Vgl. Corinna Höper, Katalog der Gemälde des 14.–18. Jahrhunderts in der Kunsthalle Bremen. Bremen 1990, S. 234 und S. 181.

Der Versuch einer Zuordnung zu einer Künstlerwerkstatt

Ein weiterer wichtiger Punkt bei der Beschäftigung mit unseren beiden Altartafeln ist der Versuch einer Zuordnung zu einem Künstler oder seinem Umfeld. Auch für das wenig geübte Auge scheidet eine Zuschreibung zum Werk von Dürer aus; zu hölzern sind die Bewegungen der agierenden Personen, zu wenig fein ausgearbeitet die Binnenzeichnung, zu unbeholfen in manchen



Martin Schongauer, Kreuztragung.
Kupferstich.

Details die gesamte Komposition. Bedeutsam ist in diesem Zusammenhang aber die schon im Katalog des Focke-Museums genannte Abhängigkeit der Gemälde von Schongauer-Stichen³¹. Beide Gemälde, Geißelung wie Kreuztragung, sind sowohl in der Gesamtkonzeption als auch in vielen Details eng mit den Stichen aus der Kupferstich-Passion Martin Schongauers verwandt³². Allerdings macht die Änderung der Proportionen in ein schlankeres Hochformat aus den lebensvollen Schongauer-Stichen die im Vergleich dazu etwas linkisch erscheinenden Gemälde. So wirken die Bewegungen der Kriegsknechte bei der Geißelung, da sie auf der schmalen Bildfläche kaum Platz finden, ein wenig starr und eingeeengt. Und auf der anderen Tafel wird der den kreuztragenden Christus vorantreibende Soldat in eine etwas verkrampfte Drehung gezwungen, da er sonst das vorgegebene Bildformat sprengen würde; wieviel authentischer und logischer im Bewegungsablauf wirkt dagegen der emsig voranschreitende Soldat auf dem Schongauer-Stich!

Viele andere Details hingegen sind erstaunlich genau übernommen, so die gekreuzten Füße Christi auf dem Geißelungsbild, der auf den Boden geworfene Mantel in seiner sehr authentisch wirkenden Fältelung, das durch eine Schlinge gezogene Seil um Christi Leib bei der Kreuztragung, die den Zipfel des Schweißtuches haltende Hand.

31 Vgl. Adam Bartsch, *Le peintre-graveur*, II. Nachdruck, Hildesheim 1970, Nr. 12 und 16.

32 Vgl. Eduard Flehsig, *Martin Schongauer*, Straßburg 1951, S. 319.

Ein Werk aus dem Umkreis von Michael Wolgemut?

Naturgemäß nicht vorgegeben, und dadurch geradezu altertümlich wirkend, ist der zusätzlich angebrachte Goldhintergrund, der beide Gemälde abschließt. Er führt uns aber wahrscheinlich in die richtige Richtung bei der vorsichtigen Bestimmung einer Künstlerwerkstatt. Sicherlich wird man nach der Vorgeschichte nicht fehlgehen in der Annahme, dass eine solche Werkstatt im Fränkischen zu suchen wäre³³.

In diesem Zusammenhang zunächst ein Wort zum Künstler Rotermundt (auch Rotermund und Rottermund), der nach der Inschrift die beiden Altartafeln im Jahre 1807 restauriert hatte. Über diesen Maler ist nicht allzu viel bekannt. Es gibt Hinweise, dass er vorwiegend als Landschaftsmaler und Porträtist tätig war³⁴. Doch scheint er sich nebenbei offenbar auch mit der Restaurierung älterer Gemälde befasst zu haben³⁵, war aber nach Einschätzung der Kunstkritik für derartige Arbeiten nicht besonders gut geeignet: »In der späteren Zeit beschäftigte er sich meistens mit der Restauration alter Gemälde; allein es wäre besser gewesen, wenn mehrere solcher alter Bilder nicht unter seine Hände gekommen wären. Dieses ist mit den Gemälden Wohlgemuths im Kloster Heilbronn und zu Schwabach der Fall«³⁶.

Hier hätten wir also erstmalig eine Erwähnung des Namens Michael Wolgemut im Zusammenhang mit Gemälderestaurierungen durch L. Rotermundt aus Bamberg, und so liegt die Vermutung nahe, dass auch unsere beiden Bremer Gemälde ursprünglich aus dem Umkreis von Wolgemut stammen könnten.

Wer war Wolgemut?

1434 in Nürnberg geboren, erhielt Michael Wolgemut seine künstlerische Ausbildung wahrscheinlich in der Werkstatt des renommierten Nürnberger Malers Hans Pleydenwurff. 1473 heiratete er nach dem Tode seines Meisters dessen Witwe und übernahm damit auch die Leitung der Werkstatt. Es gelang ihm, die gute Tradition des übernommenen Betriebes fortzusetzen, so dass im Jahre 1486 ein vielversprechender junger Mann als Lehrling bei ihm eintrat: der damals 15-jährige Albrecht Dürer. Wolgemut war während seiner

33 Vergleichbares findet sich beispielsweise auch in den Szenen aus dem Leben Jesu auf den Flügeln des Marienaltars aus der ehemaligen Marienkirche in Frankfurt/Oder (heute in der dortigen Gertraudkirche). Dieser einer oberdeutschen, wahrscheinlich Nürnberger Werkstatt zugeschriebene Altar zeigt in den mit Goldgrund hinterlegten bogenförmigen Architekturformen und den im Schachbrettmuster gelegten Fußbodenfliesen große Nähe zu den Bremer Tafeln. Als Entstehungszeit gilt das Jahr 1489. Vgl. Ernst Badstübner / Hannelore Sachs, St. Gertraud, Frankfurt/Oder. Das christliche Denkmal, Heft 130, Regensburg 1996, S. 10–16.

34 Vgl. G. K. Nagler, Neues allgemeines Künstler-Lexikon, Bd. 15, Linz 1910, S. 243: »Johann Lorenz Rottermund, Maler, geb. 1760 Bamberg – 1820 Ansbach. Landschaften, Ansichten, Bildnisse«.

35 So reinigte er 1819 ein Altargemälde von Friedrich Herlin in der Jacobskirche in Rothenburg, das 1582 von Martin Greulich übermalt worden war. Vgl. Klaus Herbers, Die oberdeutschen Reichsstädte und ihre Heiligenkulte. Tübingen 2005, S. 117.

36 Vgl. Nagler, Künstler-Lexikon (wie Anm. 34).

Schaffenszeit auf verschiedenen Gebieten tätig, so schuf er gemeinsam mit seinem Stiefsohn Wilhelm Pleydenwurff eine Vielzahl von Holzschnitten als Illustrationen zu Schedels Weltchronik, die 1493 als Sammlung in Nürnberg erschien. Ein weiterer bedeutender Zweig seiner Tätigkeit waren neben Porträts Gemälde meist religiösen Inhalts, die er im Auftrag von Kirchen und Klöstern seiner Umgebung anfertigte³⁷.

Betrachtet man Wolgemuts Werk, so lassen sich deutliche Übereinstimmungen stilistischer Art mit unseren Bremer Altarbildern feststellen. Die gesamte Komposition der eng auf der Bildfläche zusammengedrängten Figuren begegnet auch auf Wolgemuts »Kreuztragung« (sogenannter Peringsdörfer Altar) in der Nürnberger Friedenskirche³⁸. Die Gesichter der auch hier in einen roten Mantel gehüllten Veronika sowie der hinter ihr stehenden Frau, offenbar Maria, zeigen große Ähnlichkeit in der Gestaltung mit den entsprechenden Figuren auf dem Bremer Bild. Das breitflächig angelegte Antlitz Christi mit dem waagerechten Haaransatz über der Stirn und dem verhältnismäßig flachen Oberkopf stimmt in beiden Tafeln überein. Die Gestaltung des vorgesetzten Fußes Christi in Bremen findet auf dem Nürnberger Gemälde eine Entsprechung in dem vorgesetzten Fuß des Soldaten, der seinen Arm auf den Kreuzbalken lehnt. Die geduldige Miene des Bauern Simon von Kyrene, der Christi Kreuz tragen hilft, ist auffällig ähnlich. Die Architektur des Stadttors links im Hintergrund mit dem Rundbogenfries weist große Verwandtschaft mit dem entsprechenden Tor auf dem Bremer Bild auf.

Auch die Gestaltung des Antlitzes Christi auf einem anderen Gemälde Wolgemuts in der Nürnberger Friedenskirche, einer »Auferstehung Christi«, stimmt in vielem mit Christi Haupt auf dem Schweiß Tuch der Veronika in Bremen überein: das mittig gescheitelte rotbraune Haar, das breitflächige Gesicht, der gespaltene kurze rotbraune Bart³⁹.

Eine weitere stilistische Übereinstimmung findet sich im Vergleich mit Wolgemuts Epitaphgemälde der Familie Keyper in der Nürnberger St. Lorenzkirche, entstanden um 1485: Hier wie auch in Bremen ist Christi Antlitz in leichter Rechtsdrehung mit dem relativ hoch am Kopf sitzenden linken Ohr, das frei aus dem dunklen Haar herausragt, und mit den tiefliegenden geschlossenen Augen wiedergegeben⁴⁰. Die im Nürnberger Epitaph links hinter Christus gegebene Frau mit dem dunklen Umhang, offenbar die Gottesmutter Maria, hält ganz ähnlich wie auf dem Bremer Gemälde in einem Trauergestus ein dunkles Tuch von links vor ihr Gesicht.

37 Vgl. Hans Vollmer, Allgemeines Lexikon der Bildenden Künstler, Bd. 36, Leipzig o. J., S. 175 - 181. Vgl. Anja-Franziska Eichler, Albrecht Dürer 1471 - 1528. Köln 1999, S. 13.

38 Die Nürnberger Friedenskirche übernahm 1952 Kunstwerke aus anderen zerstörten Nürnberger Kirchen, so auch den Wolgemut-Altar von 1486, der, ursprünglich für die Augustinerkirche angefertigt, 1564 nach Hl.-Kreuz überführt worden war. Vgl. Reclams Kunstführer, Bd. 1, Bayern, Stuttgart 1974, S. 687. Das Foto stellte freundlicherweise Herr Frank Lechtenfeld, Nürnberg, zur Verfügung.

39 Ich danke Herrn Lechtenfeld für die Bereitstellung weiterer Fotos zu Studienzwecken.

40 Vgl. Hermann Bauer, St. Lorenz, Mann und Frau. Nürnberg 1988, Abb. 10.

Auffällig sind an anderer Stelle die Übereinstimmungen in der Gestaltung der Heiligenscheine: Sowohl auf den Bremer Gemälden als auch auf den Bildern von Wolgemuts Marienaltar in der Stiftskirche zu Feuchtwangen (1484) wirken die Nimben wie hinter dem jeweiligen Haupt angebrachte goldene Scheiben⁴¹.

Die Nähe zu Dürer

Sicherlich geschah es nicht ohne Grund, dass sowohl in der Notiz des Restaurators Rotermundt als auch im Auktionskatalog von 1832 die Bremer Tafeln als Werke Dürers aufgeführt wurden. Eine gewisse kompositorische Verwandtschaft ist durchaus nicht von der Hand zu weisen. So ist es beispielsweise beachtenswert, dass bei der Gestaltung der Marien die Verwandtschaft zur Kreuztragung in Dürers Kleiner Holzschnittpassion (um 1509) größer ist als zu Schongauers vorab zum Vergleich herangezogenem Stich (s. Abb. S. 94): Das trauernd geneigte Haupt Mariens mit frontal wiedergegebenem Gesicht erscheint bei Wolgemut und Dürer⁴², während bei Schongauer das Gesicht im Profil durch die Haube praktisch verdeckt ist. Das im Volksgedränge rechts neben Maria erscheinende Gesicht des Jüngers Johannes ist



41 Ich danke Herrn Martin Müller, Feuchtwangen, für die Bereitstellung mehrerer Fotos zu Studienzwecken.

42 Vgl. Albrecht Dürer. Das gesamte graphische Werk. Köln 2000, S. 493.

Michael Wolgemut, Kreuztragung, Peringsdörfer Altar, Friedenskirche Nürnberg. (Foto: Frank Lechtenfeld, Nürnberg)

bei Dürer und Wolgemut deutlicher ausgeprägt als bei Schongauer. Der bei der Kreuztragung helfende Bauer Simon von Kyrene ist bei Dürer und Wolgemut in derselben Position wiedergegeben, wohingegen er bei Schongauer gänzlich fehlt⁴³.

Die Frage nach dem verwendeten Material

Ein gewisses Problem bildet die Frage nach dem für die beiden Tafeln verwendeten Holz. Leider konnte bisher bei unseren Gemälden keine gründliche Materialanalyse durchgeführt werden. Die bisherigen Publikationen nennen übereinstimmend Eiche als Material⁴⁴, wobei sie allerdings einen genauen Nachweis schuldig bleiben. Möglicherweise wurden die Autoren durch die vermeintlich bremische Herkunft der beiden Altartafeln zu diesem Schluss veranlasst, denn in der Regel wählten die Norddeutschen unter den »altdeutschen« Künstlern eher Eiche, wohingegen die Süddeutschen meist Linde oder Nadelholz bevorzugten⁴⁵. Ich neige dazu, die Einschätzung »Eiche« anzuzweifeln, da unsere beiden Tafeln für Eichenholz gewichtsmäßig zu leicht erscheinen. Gemälderestaurator Georg Skrypzak, Berne, hält Kiefernholz für möglich⁴⁶. In jüngerer Zeit hat Robert Suckale in einem sehr viel weiter gefassten Zusammenhang unsere beiden Gemälde ebenfalls als Arbeiten aus dem Umkreis von Wolgemut eingeschätzt, hält sie aber wegen der auch von ihm übernommenen Materialbenennung »Eiche« für Werke eines an Wolgemut geschulten wandernden Künstlers⁴⁷. Die oben zitierte Inschrift von Restaurator Rotermundt lässt hingegen eine Herkunft aus Süddeutschland wahrscheinlicher erscheinen.

Die genaue Datierung ist schwierig

Die bei der Beschäftigung mit bisher selten bearbeiteten Gemälden stets bedeutsame Datierung ihrer Entstehung ist bei den Bremer Tafeln schwierig. Wir können aber immerhin davon ausgehen, dass die Schongauer-Stiche – entstanden im Zeitraum von 1475/85 – einen terminus post quem abgeben. Vielleicht bietet das Jahr der Entstehung der Dürerschen Holzschnitt-Kreuztragung (1509) einen weiteren Anhaltspunkt⁴⁸.

Ähnlich ungewiss wie eine genauere Angabe der Entstehungszeit der Bremer Tafeln ist die Beantwortung der Frage, auf welche Weise die beiden

43 Das maskenhafte Gesicht im Hintergrund neben dem Kreuzbalken bei Schongauer soll doch wohl eher einen der Soldaten wiedergeben und nicht den kreuztragenden Bauern.

44 Als erster Stange, Kritisches Verzeichnis (wie Anm. 4).

45 Vgl. die Materialangaben von Eichler, Albrecht Dürer (wie Anm. 37), zu Tafelgemälden von Albrecht Dürer.

46 Mündliche Mitteilung, 2003 (vgl. Anm. 12).

47 Vgl. Robert Suckale, Die Erneuerung der Malkunst vor Dürer, Bd. 1, Petersberg 2009, S. 283; Bd. 2, S. 265/66, Anm. 732.

48 Ebd., datiert aufgrund der Schongauer-Verwandtschaft »um 1490« (Bildunterschrift von Abb. 466).

Gemälde in den Norden gelangten. Zweifellos boten die Folgen des Reichsdeputationshauptschlusses von 1803 für kunstinteressierte Personen eine großartige Gelegenheit, aus den vielen damals vor allem in Süddeutschland geschlossenen Kirchen und Klöstern Kunstwerke zu erwerben⁴⁹. Dieser Vorgang lässt sich insbesondere auch bei älteren Museumsbeständen, wie z. B. der Münchner Alten Pinakothek, immer wieder nachvollziehen, in deren Katalogen häufig ein Gemäldeerwerb nach 1803 aufgeführt wird.

Viele der nun heimatlos gewordenen Gemälde wurden an Sammler verkauft, und so könnten unsere beiden Altartafeln zunächst um 1807 in die Werkstatt des Malers Rotermundt in Bamberg und anschließend in den Besitz des Bremer Kunstsammlers Garlichs gelangt sein, der als Seidenhändler sicherlich viele Kontakte hatte. Dombauherr Delius sorgte dann dafür, dass die von ihm gestifteten Gemälde im sogenannten Diakonzimmer aufgehängt wurden, einem Raum auf der Südseite des Hochchores, und damit eine bleibende Erinnerung an ihren einstigen Besitzer, den Domdiakon Gerhard Christian Garlichs, bildeten. Für die nach wie vor an spätmittelalterlicher Malerei nicht gerade reich gesegnete Stadt Bremen und den St. Petri Dom bedeuten die beiden besprochenen Gemälde in jedem Fall eine erfreuliche Bereicherung.

49 Einen guten Einblick in diese Praxis gewährt Hans Paschke mit seinem Hinweis »1816 hat der große Kölner Sammler und Erforscher altdeutscher und niederländischer Kunst Sulpiz Boisserée (1783–1834) die Altarblätter aus dem Franziskanerkloster, die 1806 aus der Kirche entfernt worden waren, bei einem Besuche in Bamberg, bei dem er auch ›ein schönes Bild von Meister Michael Wolgemuth‹ ... bei dem Gemäldehändler Franz Ribondet erstehen sollte, bei dem Antiquar Bündle gesehen«. Vgl. Hans Paschke, Das Franziskanerkloster an der Schranne zu Bamberg. In: 110. Bericht des Historischen Vereins Bamberg. Bamberg 1974, S. 305.

»Verbrennen Sie gefälligst diesen Brief« – Zur Medizin und ihrer Bedeutung im Nachlass von Wilhelm Olbers

Von Maria Hermes

»Ich komme zu Ihnen verehrter Freund und Gönner! just mit einer nicht-astronomischen Bitte, die mir sehr am Herzen liegt und deren Erfüllung ganz von Ihrer Güte abhängt. Ich wünschte nemlich Ihren Rath über meinen Gesundheitszustand zu hören, auf den ich allein Vertrauen setze, und durch den ich allein Genesung hoffe. Ich weiß recht gut, daß meine Bitte unbescheiden sey, Sie haben mich aber immer mit solcher Güte behandelt, daß ich im Voraus Verzeihung hoffe.«¹ Diese Zeilen schrieb am 1. Februar 1812 der Astronom Heinrich Christian Schumacher, seit neun bis zehn Monaten eine stetige Abnahme seiner körperlichen Kräfte beobachtend. Der Adressat des Schreibens, die ersten Worte deuten es an, war von ihm Briefe anderen Inhalts gewohnt: Heinrich Wilhelm Matthias Olbers, seinerzeit eine in Bremen hochgeschätzte Persönlichkeit, war hier und überregional für seine astronomischen Beobachtungen und Erkenntnisse berühmt. Seinen Lebensunterhalt verdiente er jedoch mit etwas anderem: Als Arzt. Als solcher wirkte er fast 40 Jahre in Bremen. Sein ärztliches Wirken wird in der Literatur meist nur am Rande behandelt. Primär zwei Themen finden Erwähnung, wenn Wilhelm Olbers' Tätigkeit als praktischer Arzt besprochen wird: Sein Engagement für den »Tierischen Magnetismus« zwischen 1780 und 1790, jener medizinischen Richtung und Behandlungsmethode, deren norddeutsches Zentrum Bremen am Ende des 18. Jahrhunderts war; und Olbers' Tätigkeit als medizinischer Gutachter eines der Opfer der Giftmörderin Gesche Gottfried, eines spektakulären bremischen Kriminalfalls im frühen 19. Jahrhundert. Weitere Aspekte wie beispielsweise die Rolle, die die Medizin jenseits des Tierischen Magnetismus in seinem Leben spielte, werden hingegen kaum behandelt.

Hier setzt der vorliegende Beitrag an. In seinem Fokus steht die Frage, welche Bedeutung der Medizin im Nachlass Wilhelm Olbers' zukommt. Der Schwerpunkt liegt auf der Auseinandersetzung mit der *Korrespondenz* Olbers': Welche Fragen, Probleme und Themen beschäftigten ihn und seine Briefpartner, und wer waren diese? Welche Bedeutung hatte die Medizin für sein Leben? – Quellengrundlage dieses Beitrags sind die im Olbers-Nachlass der Staats- und Universitätsbibliothek Bremen vorhandenen Schriftstücke, insbesondere die »Briefe von Ärzten«, weitere Schriftstücke wurden ergänzend

1 Heinrich Christian Schumacher an Wilhelm Olbers, Altona, 01.02.1812, in: Olbers-Nachlass in der Staats- und Universitätsbibliothek Bremen, VI Sch 4. Bei den Zitaten dieses Beitrags wird die Rechtschreibung des Originals übernommen.

herangezogen. Briefe sind – auch – Ausdruck privaten Lebens, in ihnen tritt die Privatperson Wilhelm Olbers stärker in den Vordergrund als in seinen Publikationen und Vorlesungen. Die Briefe und weitere ungedruckte Quellen geben daher wie kaum etwas anderes Aufschluss über die Bedeutung der Medizin für Olbers.

Heinrich Wilhelm Matthias Olbers (1758 – 1840) war einer der bekanntesten Bremer seiner Zeit. Als gelernter Mediziner galt seine Leidenschaft der Astronomie; zahllose Nächte verbrachte er mit Himmelsbeobachtungen (hier entdeckte er u. a. zwei Planetoiden und prägte die Anfänge der modernen Kometenastronomie mit) und mit Briefwechseln mit bedeutenden Gelehrten seiner Zeit.² Doch auch im Arztberuf, dem er tagsüber nachging, beschritt er neue Wege und behandelte Patienten entsprechend des Tierischen Magnetismus. Schließlich nahm er rege am gesellschaftlichen Leben der Hansestadt teil, hielt u. a. Vorträge in der »Gesellschaft Museum« und war 1811–1813 bremischer Gesandter in Paris. Die Bremer wussten seine Leistungen zu würdigen: So war Olbers der erste Bürger der Hansestadt, der ein Konto bei der neu eröffneten Sparkasse bekam, auch der erste, für den eine Statue in den Wallanlagen errichtet wurde. – Neben seinen wissenschaftlichen Leistungen zeigen die Nachlassdokumente die alltäglichen Fragen, mit denen er sich befasste; die eigene Gesundheit und Krankheit und die der Menschen in seiner Umgebung sind infolge seines Berufs zuvorderst zu nennen.

Die Abnahme der körperlichen Kräfte war nicht die einzige Beschwerde Heinrich Christian Schumachers zu Beginn des Jahres 1812. Als das körperliche Schwächegefühl aufhörte (von dem er zunächst, wie er schrieb, Olbers nichts berichtet hatte, da es ihm nicht bedeutend genug erschienen sei und er nicht darauf geachtet habe), trat ein anderes Krankheitssymptom auf: Starkes Kopfweh. »Es vergeht kaum eine Woche wo ich nicht 2 Tage dadurch verliere«, klagte er dem Freund sein Leid. Und weiter: »Gewöhnlich fängt es des Morgens bey'm [sic] Erwachen an, und dauert bis Abends spät, und ist in den letzten Zeiten so heftig geworden, daß ich die Tage im Bette zubringen muß. Es sind sogar in den letzten Monaten Fälle gewesen wo es durch die Nacht hindurch bis in den andern Tag fortgedauert hat. Dabey ist gewöhnlich gänzliche Verstopfung, oder sehr sparsame Oeffnung.«³ In diesem Stil beschrieb Schumacher auf zweieinhalb Seiten Olbers sein Leiden und sparte dabei nicht an intimen Details. Angaben zum prinzipiell gesunden Leben des nun Erkrankten sollten dem Freund die Diagnose erleichtern. Schumacher habe bereits diverse Ärzte aufgesucht, die ihn unterschiedlichen Kuren unterzogen hätten. Doch die letzte Entscheidung über die Behandlung überließ er dem

2 Vgl. beispielsweise Georg Barkhausen, Bruchstücke aus dem Leben von Dr. Heinrich Wilhelm Matthias Olbers, in: Ärztlicher Verein zu Bremen, Biographische Skizzen verstorbener Bremischer Aerzte und Naturforscher, Bremen 1844, S. 591–660, sowie Gerd Biegel, Günther Oestmann, Karin Reich (Hrsg.), Neue Welten. Wilhelm Olbers und die Naturwissenschaften um 1800, Braunschweig 2001.

3 Heinrich Christian Schumacher an Wilhelm Olbers, Altona, 01.02.1812, in: Nl. Olbers SuUB, VI Sch 4.

Bremer: »Izt mein lieber Freund! Entscheiden Sie ob etwas dabey zu thun sey oder ob man es der Natur überlassen müsse, wohin die seite entschieden werde. Ich wollte so herzlich gerne recht gesund seyn, um etwas leisten zu können, es ist dies der tiefste und innigste Wunsch meiner Seele.«⁴

Dass es für Schumacher nicht unproblematisch und durchaus mit Überwindung verbunden war, dem Freund derart intime Details zu berichten, zeigt ein Satz am Ende des Briefes: Unterschrieben ist dieser mit »Verbrennen Sie gefälligst diesen Brief«⁵. Dass Olbers dies in diesem und in ähnlichen Fällen nicht getan hat, sondern jenen Brief seiner Sammlung von Briefen Schumachers beifügte, ermöglicht es uns heute, Näheres zu seinem Verhältnis zur Medizin zu erfahren.

Über tausend Briefe beinhaltet der Nachlass Wilhelm Olbers' in der Staats- und Universitätsbibliothek Bremen. 16 der Briefe sind im Nachlassverzeichnis als »Briefe von Ärzten« klassifiziert, angesichts des umfangreichen Nachlasses eine geringe Anzahl.⁶ Bei ihrer Betrachtung fällt zunächst eines auf: Während Olbers sonst zu ausführlichen Korrespondenzen mit anderen Personen neigte, während meist ausführliche Briefwechsel teils jahre- oder sogar jahrzehntelang hin und her gingen, in denen ganze Themenkomplexe von verschiedenen Seiten erörtert wurden und immer wieder neue Fragen auftraten, gibt es diese Wiederholungen bei den »Briefen von Ärzten« nicht. In nur wenigen Fällen ist mehr als ein Brief eines jeweiligen Arztes vorhanden. Zudem handelt es sich primär um singuläre Anschreiben stets *an* den berühmten Astronomen; wenn es auch in einigen Fällen Hinweise auf vorangegangene Anfragen Olbers' gibt.

Einer dieser Briefe wurde von August Gottlieb Richter verfasst. Ausgehend von diesem Beispiel wird im Folgenden aufgezeigt, wie die Medizin in Olbers' privater Korrespondenz verhandelt wurde. Hier hieß es: »Theuerster Freund Es ist mir nachgerade auch wahrscheinlich, daß die Empfindlichkeit der Augen gegen das Licht jetzt größtenteils örtlich ist, und zum Theil auch von der allzugroßen Furchtsamkeit der Kranken das Auge dem Licht auszusetzen, und von der Entwöhnung des Auges vom Licht herrührt. Die Mittel also die Sie anwenden das Auge allmählich wieder an das Licht zu gewöhnen haben meinen ganzen Beyfall. Sollte dadurch nach einiger Zeit nicht soviel bewirkt werden als wir wünschen, so würde ich einen Versuch mit folgendem Mittel empfehlen: Sie wissen daß bey äußerlicher Anwendung der Beladonna aufs Auge die Pupille sich sehr [...], und das Auge zuweilen ein paar Stunden lang ganz erblindet. Dies Mittel scheint also die Nervenkraft des Auges sehr zu mindern. Wie wäre es, wenn Sie den Versuch damit machten; z.B. von einer Mischung aus Extract Belladonna 3 und Aqua font einen Tropfen ins Auge

4 Ebd.

5 Ebd.

6 Siehe hierzu das Nachlassverzeichnis: Christa Edeling, Der Nachlass des Astronomen Heinrich Wilhelm Matthias Olbers in der Staatsbibliothek Bremen, Bremen 1961; Maria Hermes, Der Nachlass Heinrich Wilhelm Matthias Olbers' (1758 – 1840) in der Staats- und Universitätsbibliothek Bremen, Bremen 2010 (3 Bände).

fallen ließen, und die Wirkung observierten. Ich bin aber überzeugt daß die Lebensart der Frau Patientin viel zu ihren kränklichen Umständen beyträgt. Es kommt darauf an, ob Sie diese zweckmäßig ändern können. Sie verbinden mich unendlich wenn Sie mir nach einiger Zeit einige Nachricht geben.«⁷

Dieser Brief Richters wurde im Jahr 1798 verfasst; die Jahrhundertwende ist der Zeitraum, in dem ein großer Teil der »Briefe von Ärzten« verfasst wurde. Diese entstammen damit einer Lebensphase Olbers', in der dieser noch nicht zu Ruhm und Ehren durch seine astronomischen Beobachtungen und Entdeckungen gekommen war; erst im Jahre 1802 entdeckte dieser den Planetoiden Pallas, fünf Jahre später die Vesta. Insofern ist dieses Schreiben typisch für die genannten Schreiben im Nachlass. – Etwas anderes hingegen ist untypisch: Offenbar stellte *Olbers* eine medizinische Frage an den Absender, nicht umgekehrt. Solche Anfragen von Seiten des Bremers waren selten.

Im genannten Brief Richters geht es weiterhin um einen ganz konkreten Fall: Um eine spezielle von Olbers behandelte Patientin und ihr Augenleiden, das sich mit den angewandten Methoden anscheinend nicht therapieren ließ und bei dem nach einem neuen Therapieverfahren gesucht werden musste. Tatsächlich befassen sich diverse Briefe medizinischen Inhalts im Nachlass mit medizinischen *Detail*problemen, häufig geht es um die Behandlung eines konkreten Patienten. Dies erweckt den Anschein, medizinische Fragestellungen hätten Olbers nur aus konkretem Anlass interessiert. Doch gibt es hier eine Entwicklung: Denn es sind primär die *nach* der Jahrhundertwende entstandenen »Briefe von Ärzten«, die sich mit konkreten Fallbeispielen befassen. Die besprochenen Fälle sind entweder die Briefeschreiber selbst oder weitere, Olbers persönlich bekannte oder nicht bekannte Personen (zu ersteren zählte beispielsweise ein Bediensteter). Aus der Zeit vor 1800 beinhaltet hingegen nur ein Brief eine Fallbesprechung.

In dieser Zeit, d. h. in den 1790er Jahren und im Jahr 1787, in dem einer der genannten Briefe entstand, wurden andere, allgemeinere Themen besprochen: Der Tierische Magnetismus wurde in einem Brief behandelt, auf Olbers' Anfrage wurde ihm in zwei Briefen das Ergebnis einer Analyse des Bassumer Mineralwassers mitgeteilt, es gab Angaben zu einer Klapperschlange und der Verwendung ihrer verschiedenen Teile in der Medizin, auch von Versuchen zur Wirksamkeit eines neuen antiepileptischen Mittels wurde berichtet, letzteres mit dem Ergebnis, das Mittel werde zu überteuerten Preisen verkauft und zeitige die gewünschte Wirkung nicht.

Somit lässt sich feststellen, dass Briefe von Ärzten an Olbers sich *vor* 1800 tendenziell mit allgemeinen medizinischen Fragen und neueren medizinischen Erkenntnissen befassten, *nach* der Jahrhundertwende behandelten sie primär Fallgeschichten.⁸ Dieser Entwicklung scheint zu widersprechen, dass das einzige Tagebuch einer ärztlichen Behandlung aus dem Jahr 1786 stammt. Auf sieben (von 115) Seiten sind hier Notizen zur Behandlung einer Patientin

7 August Gottlieb Richter an Wilhelm Olbers, Göttingen, 24.02.1798, in: NL Olbers SuUB, VI R 1.

8 Einige der »Briefe von Ärzten« wiederum befassten sich nicht mit medizinischen Themen.

Olbers' und somit zum Verlauf ihrer Erkrankung und zur Wirksamkeit ihrer Therapien enthalten; die Patientin wurde mit herkömmlichen, zeittypischen schulmedizinischen Methoden behandelt (Aderlass und Brechkuren).⁹ Doch belegt dieser Entstehungszeitpunkt des Tagebuchs nur die höhere Bedeutung, die die Medizin anscheinend vor der Jahrhundertwende gegenüber der Zeit danach für den Bremer hatte.

Von einer prinzipiellen Verschiebung der Interessen Olbers' von medizinischen Forschungsfragen vor der hin zu Fallbesprechungen nach der Jahrhundertwende kann hingegen nicht die Rede sein. Denn auch vor 1800 wurden stets nur einzelne Briefe zu einem Thema gewechselt, es kam keine weitere, tiefergehende Korrespondenz zustande, in der ein Thema in mehreren Briefen oder über einen längeren Zeitraum zwischen den Brieffpartnern diskutiert worden wäre, auch die Einzelfälle verleiteten Olbers und seine Brieffpartner nicht zu weiterführenden Überlegungen oder gar medizinischer Grundlagenforschung. In ihrer Funktion als wesentliches Kommunikationsorgan naturwissenschaftlicher Forschung des 19. Jahrhunderts nutzte Olbers Briefe in der Korrespondenz mit Ärzten somit kaum.

Mit wem aber korrespondierte Olbers über medizinische Themen? Die »Briefe von Ärzten« in seinem Nachlass wurden von folgenden Autoren verfasst: Johann Abraham Albers; Johann Heinrich de Chausepie; Philipp Cornelius Heineken; Lebrecht Friedrich Benjamin Lentin; August Peter Julius du Menil (zwei Briefe); Karl Theodor Menke; Jacob Bernhard Pern; August Gottlieb Richter (zwei Briefe); Arnold Roschen; Wilhelm Sömmering (zwei Briefe); Johann Ernst Wischmann; Franz Wernekinck.¹⁰

Olbers korrespondierte somit überwiegend mit Personen, die zumindest heute nicht als berühmte Ärzte überliefert sind. Nur zwei Korrespondenten kamen aus Bremen: Johann Abraham Albers und Philipp Heineken. Mit beiden war Olbers persönlich bekannt und praktizierte teils gemeinsam mit ihnen: Gemeinsam mit Albers therapierte er beispielsweise Patienten der Methode des Tierischen Magnetismus entsprechend. Um diesen geht es jedoch nicht im genannten Brief, Albers bat seinen Kollegen hier vielmehr, während dessen Aufenthalt in Paris Exzerpte aus verschiedenen medizinischen Schriften anzufertigen, und erkundigte sich nach dem Gesundheitszustand verschiedener Personen in Paris.

Heineken hingegen betreute Olbers' Patienten, während dieser in Paris weilte, und berichtete ihm hierüber: »Die Kranken, welche ich noch ietzt [sic] für Sie zu besuchen habe sind folgende«. Der Brief gibt Aufschluss über die praktische Tätigkeit Olbers' als Arzt in Bremen: Unter den acht Fällen, über die Heineken in seinem Brief berichtet, ist ein »junge[r] Herr [...] in der Buchstraße« mit einem Nervenleiden; eine Demoiselle bei einem Schneidermeister Timm in der Kolpestraße litt an einem Katarrh; das Kind einer Bäckers sei »auch nicht eben so, wie Sie es verlassen haben«, ohne dass eine spezifische

9 Vgl. Tagebuch Wilhelm Olbers', in: Nl. Olbers SuUB, T1.

10 Weiterhin ist ein Brief eines unbekannten Absenders in den »Briefen von Ärzten« im Olbers-Nachlass enthalten.

Krankheit erwähnt wurde; ein weiterer Patient war an Husten erkrankt; der Hauptmann Wilhelmi hatte, so wurde berichtet, seinen alten Ausschlag wieder; eine Madame Küppel müsse »wohl bald wieder von ihrer lästigen Wassermasse befreit werden«; und eine weitere Demoiselle leide »noch an ihrem alten Kopfweh und unnormalem menstrual Fluße [sic]«. ¹¹

In diesem Brief Heinekens erfährt man so manches über Olbers' Patientenkreis: Dieser scheint aus Männern und Frauen, Erwachsenen sowie Kindern bestanden zu haben, die teils unterschiedlichen gesellschaftlichen Schichten entstammten; ein Hauptmann ist dabei, aber auch die wohl Angestellte eines Schneidermeisters. Patienten aus unteren gesellschaftlichen Schichten werden jedoch die Ausnahme gewesen sein: Studierende Ärzte wurden zu Beginn des 19. Jahrhunderts von ihren Patienten direkt entlohnt, dies konnten sich nur wenige leisten. Dementsprechend waren die meisten dieser Patienten wohlhabend. Ärmere Kranke wurden in Bremen hingegen im städtischen Krankenhaus im Ballhaus in der Neustadt versorgt, für dessen Betreuung zu Beginn des Jahrhunderts die Professoren für Medizin am Gymnasium illustre zuständig waren; dies waren um 1800 Johann Heineken (1761–1851), Gerhard Meyer (1725–1806) und Gottfried Reinhold Treviranus (1776–1837). ¹²

Schaut man sich die Krankheiten der Patienten an, von denen Heineken berichtet, so fällt noch etwas auf: Von den sieben Patienten Olbers', die Heineken während der Abwesenheit seines Kollegen betreute und deren Krankheit im Brief benannt wird, litten keine zwei an derselben Krankheit. Die Krankheiten der sieben Patienten werden heute sogar vier medizinischen Fachgebieten zugeordnet: Hautkrankheiten (Ausschlag), psychiatrische Erkrankungen (Nervenleiden), innere Erkrankungen (beispielsweise Kartarrh) und etwas, das später als Frauenleiden bezeichnet wurde (d.i. gynäkologische Erkrankungen; der »unnormale[...] menstrual Fluße«) waren vertreten; weiterhin allgemeinmedizinische Erkrankungen wie Kopfweh.

Jahre zuvor hatte Olbers seine Dissertation zur Sehkraft des Auges geschrieben: Mit der Arbeit »De oculi mutationibus internis« schloss er 1780 sein Medizinstudium an der Universität Göttingen ab. Er ging hier der Frage nach, wie sich das menschliche Auge bei der Wahrnehmung naher und weiter entfernter Gegenstände verändern müsse. Aufgrund seiner Ausbildung wäre er somit am ehesten Augenarzt gewesen, wäre die Professionalisierung auch der Medizin und damit die Differenzierung in verschiedene Fachgebiete nicht erst im Verlaufe jenes Jahrhunderts erfolgt, an dessen Wende er diesen Brief erhielt. In seiner ärztlichen Praxis hatte er hingegen mit einer Vielfalt von Menschen und ihren Krankheiten zu tun.

Noch eines fällt auf am Schreiben Heinekens: Die acht Fälle werden jeweils in einem Satz abgehandelt; mitgeteilt wird der Name des Patienten, in

11 Philipp Cornelius Heineken an Wilhelm Olbers, Bremen, 12. 04. 1813, in: Nl. Olbers SuUB, VI H 1.

12 Vgl. Jörg Nitzsche, Leben und Werk des Bremer Arztes und Naturforschers Gottfried Reinhold Treviranus (1776–1837). Ein Beitrag zur Sozial- und Ideengeschichte der Medizin des frühen 19. Jahrhunderts, Lübeck 1990. Hier S. 62 et al.

Ausnahmefällen sein Beruf, sein Wohnort, die Bezeichnung seiner Erkrankung und teils das Mittel, das ihm verabreicht wurde; in wenigen Fällen wurde indirekt auf den Verlauf der Erkrankung verwiesen. Thematisiert wurde hingegen *nicht* der Prozess, der zur Entscheidung für die eine oder andere Diagnose oder Behandlungsmethode führte, weder bei Olbers noch bei seinem Vertreter, und auch Krankheitsursachen wurden nicht beschrieben. Es handelt sich somit um einen bloßen Bericht über den aktuellen Stand des Umgangs Heinekens mit den Patienten Olbers', nicht um eine medizinische Debatte. Dies bestätigt die erarbeitete primär praktische Bedeutung, die die Medizin für Olbers hatte; nun, 1813, war die Zeit, in der er sich mit der Erprobung einer neuen medizinischen Richtung wie dem Tierischen Magnetismus befasste, vorüber.

Der Tierische Magnetismus spielt in der Korrespondenz Olbers' kaum eine Rolle. Dafür wird in weiteren Schriftstücken des Nachlasses auf diese Richtung verwiesen, deren norddeutsches Zentrum Bremen am Ende des 18. Jahrhunderts war. Der Tierische Magnetismus, auch nach seinem Erfinder Mesmerismus genannt, fand hier zwischen 1780 und 1790 einige Anhänger. Er beruhte, stark verkürzt, auf der Annahme, die Welt sei von einem Fluidum durchdrungen, das bei Kranken ins Stocken geraten sei und wieder ins Lot gebracht werden müsse. Der Arzt strich bei dieser Behandlung über den Körper des Kranken und verwandte dabei teils Magnete, um das ins Stocken geratene Fluidum wieder zum Fließen zu bringen. In Bremen wandten Olbers und sein Kollege Arnolt Wienholt sowie Georg Bicker diese Methode gemeinsam an. Insbesondere »an den Nerven« erkrankte Personen behandelten sie, beispielsweise bei Kontrakturen und anderen Symptomen, die man Jahrzehnte später der Hysterie zuordnete.¹³

Olbers selbst schrieb über diese Methode: »Ich bin durch meine Sinne und die sorgfältigste Beobachtung überzeugt worden, dass der sogenannte thierische Magnetismus ein grosses, wohlthätiges Mittel in verschiedenen Nervenkrankheiten sei, und dass dadurch jener sonderbare, für und bisher nicht zu erklärende Zustand der magnetischen Schlafwanderung hervorgebracht werden könne.«¹⁴ Aufschlussreich ist wiederum die Formulierung: Olbers befand den Tierischen Magnetismus für ein »wohlthätiges Mittel«, das einen »nicht zu erklärende[n] Zustand« hervorbringe. Die Faszination für diese Methode lag demnach, wie auch Alfred John herausgearbeitet hat, in der Anwendbarkeit und der Wirksamkeit des Tierischen Magnetismus, ohne dass man diese Wirksamkeit mit naturwissenschaftlichen Erklärungsmustern verstehen

13 Vgl. Tilman Hahnemann, *Die Bremer Magnetiseure. Ein Traum der Aufklärung*, Bremen 2007, sowie Alfred John, *Tierischer Magnetismus und Schulmedizin in Bremen während der Aufklärung*, Frankfurt/Main u. a. 1994; vgl. zu Olbers' Publikationen zum Tierischen Magnetismus Heinz Schott, *Der »animalische Magnetismus« zwischen Aufklärung und Romantik: Die Bremer Episode im Kontext der Medizingeschichte*, in: Gerd Biegel, Günther Oestmann, Karin Reich (Hrsg.), *Neue Welten. Wilhelm Olbers und die Naturwissenschaften um 1800*, Braunschweig 2001, S. 142-155.

14 John, *Tierischer Magnetismus* (wie Anm. 13), S. 149.

könne.¹⁵ Dadurch kam es zu einer hohen Beliebtheit der Methode, jedoch auch zu vielen Gegnern in Bremen. Der Tierische Magnetismus wurde oftmals für unwissenschaftlich befunden.

Diese Methode ist der einzige medizinische Bereich, bei dem Olbers sich mit medizinischen Grundlagen befasste. Doch auch hier spielten praktische Fragen wie phantastische, unglaubliche Erzählungen der Wirkungen des Tierischen Magnetismus, fehlende naturwissenschaftliche Erklärungen, aber auch die Ungefährlichkeit seiner Anwendung eine Rolle, auf der insistiert wurde.¹⁶ Die Auffassung, das Magnetisieren sei unmoralisch, wurde ebenso thematisiert wie die Behandlung einer Frau durch Bicker mit dieser Methode, auch erfolgte die Beschreibung der Therapie einer jungen Dame mit dem Tierischen Magnetismus. Grundlagen dieser Theorie wurden in einem weiteren Schriftstück thematisiert¹⁷: Hier ging es um die Neuheit und Originalität des Tierischen Magnetismus, um das Vorhandensein einer alle Körper durchdringenden Materie als seine Voraussetzung, um die angenommene materielle Verbindung zwischen Körper und Seele; schließlich um das Fluidum als Medium, wodurch Menschen empfinden könnten, sowie die Existenz eines Fluidums als Theorie über den Magneten. Doch ist dies das einzige Schriftstück, das sich in theoretischer Hinsicht mit dem Tierischen Magnetismus befasst; auch diese medizinische Richtung wurde für Olbers nie zum Gegenstand ausführlicher jahrelanger naturwissenschaftlich-theoretischer Forschung oder zum Objekt eines Interesses, das jenem von ihm der Astronomie entgegengebrachten ebenbürtig gewesen wäre.

Neben dem Tierischen Magnetismus ist ein weiterer Aspekt der spezifischen Medizingeschichte Olbers' für die bremische (Alltags-)geschichte von Interesse: Seine Verwicklung in den Fall der Giftmörderin Gesche Gottfried. Gesche Gottfried vergiftete zu Beginn des 19. Jahrhunderts 15 Personen, darunter drei Kinder und zwei ihrer Ehemänner, mit Mäusebutter. Olbers war Arzt in ihrer Familie und behandelte somit auch ihren ersten Ehemann, Johann Gerhard Miltenberg; ebenso ihren sechsjährigen Sohn und ihren zweiten Ehemann Michael Christoph Gottfried. Den Sohn obduzierte Olbers nach seinem Tod infolge von der Mutter verabreichter Mäusebutter, einer Mischung aus Schweineschmalz und Arsenik. Zudem verabreichte diese mehreren Personen über Jahre hinweg Gift in »nicht tödlicher Dosis«. Eines Tages waren Gerüchte aufgekomen, derzeit fünf Todesfälle im Umfeld der Gesche Gottfried könnten nicht mit rechten Dingen zugehen. Olbers wurde zur Obduktion gerufen: »Nachdem er den Leichnam durch einen Chirurgen hatte öffnen lassen, fand er gleich die Gedärme, hervorgerufen durch die Wirkung des Arseniks, in einem stark veränderten Zustand.«¹⁸ Er diagnostizierte jedoch eine Darmverschlingung als Todesursache und gab die Leiche frei.¹⁹ Hätte er die Untersuchung an

15 Vgl. John, Tierischer Magnetismus (wie Anm. 13), S. 11 und S. 191 f.

16 Vgl. Wilhelm Olbers, ohne Titel, in: NL Olbers SuUB, IV Ol 78.

17 Vgl. Wilhelm Olbers: »Nachschrift«, in: NL Olbers SuUB, IV Ol 79.

18 Peer Meter, Gesche Gottfried. Eine Bremer Tragödie, Bremen 2009, S. 35.

19 Ebd.

dieser Stelle weitergeführt wäre er, so Peer Meter, auf einen von Gift verätzten Magen gestoßen und hätte nicht die folgenschwere Fehldiagnose gestellt.

Denn dieses Kind war eines der frühen Opfer der »Giftmischerin«. Trotz der Fehldiagnose lässt sich aus den Briefen Olbers' jedoch nicht ersehen, er habe sich sein Leben lang Vorwürfe gemacht, die Vergiftung des sechsjährigen Jungen nicht entdeckt zu haben; denn so hätte er so manches Leben retten können. Der Fall der Gesche Gottfried spielt in den Briefen zwar insofern eine Rolle, als Olbers in wenigen Fällen »ausländischen«, d.i. nicht-bremischen Personen Auskunft zum Kriminalfall dieser Giftmörderin gab, wer sie gewesen sei, wie viele Menschen sie umgebracht habe, mit welcher Methode, auch die öffentliche Hinrichtung am Domshof in Bremen 1831 wurde beschrieben. Die Obduktion des Kindes wurde jedoch an keiner Stelle weder der medizinischen noch der vielen anderen Briefe in seinem Nachlass erwähnt. Auch die genuin medizinische Seite der Problematik wurde nicht besprochen, noch nicht einmal medizinische Details der Auswirkungen des Gifts beschrieben. Über das Skandalöse hinausgehend nahm der Fall der Gesche Gottfried somit keine Bedeutung im privaten Schrifttum ein.

Dies ist nicht nur aufschlussreich für Olbers' Verhältnis zur speziellen Problematik der Gesche Gottfried. Es ist auch aufschlussreich für sein Verhältnis zur Medizin. Olbers hatte, wie seine Briefe zeigen, ein ambivalentes Verhältnis zur Medizin: Auch Fälle, die für die Stadt Bremen wichtig waren, gingen ihm nicht notwendigerweise nahe, er konnte sich sogar so weit von ihnen distanzieren, sie nicht als Teil seines eigenen Lebens verstehen, dass es ihm nicht mehr notwendig erschien, seinen Briefpartnern und Freunden wie Schumacher hiervon zu berichten. Doch während Olbers sich in seinen ersten Jahren als praktizierender Arzt in der Hansestadt noch mit allgemeinen Fragen der Medizin, u. a. dem Tierischen Magnetismus, befasste, waren in späterer Zeit vor allem Einzelfälle für ihn von Bedeutung. Die Auseinandersetzung mit Grundlagenfragen kam nur vereinzelt vor: Die Medizin interessierte Olbers primär in praktischer Hinsicht als sein Beruf.

Plastisch wird dies am erwähnten Brief Heinekens: Auf eineinhalb Seiten berichtete Heineken von den Patienten, die er für Olbers während dessen Aufenthalt in Paris behandelte. Das Schriftstück ist jedoch auf vier Seiten beschriftet: Auf zweieinhalb Seiten machte Olbers astronomische Berechnungen. Dies heißt nicht, dass er sich nicht für seine Patienten interessierte. Doch blieb es bei einem praktischen Beruf; Olbers' Berufung war die Astronomie.

Das Protokollbuch der Emma Holler: »Wegen ihrer Rechtschaffenheit besonders für eine Unterstützung vom Frauenverein geeignet«

Von B ä r b e l E h r m a n n - K ö p k e

Bei meinen Recherchen zum Themenkreis weiblicher Wohltätigkeit stieß ich im Staatsarchiv Bremen auf ein kleines Notizbuch.¹ Es handelt sich dabei um ein Protokollbuch, das die Bremer Bürgerin Emma Holler, während der Jahre 1872 bis 1875 für den »Frauen-Verein von 1816« führte. Auf mehr als 140 Seiten hat Emma Holler insgesamt 40 monatliche Treffen protokolliert, die im Wechsel bei 15 verschiedenen Bremer Bürgerinnen stattfanden. Emma Holler, geborene Hegeler (1828–1912), war zu diesem Zeitpunkt Witwe. Sie war mit Johann Hermann Holler (1818–1868), dem Gründervater des Bremer Bürgerparks, verheiratet gewesen. Die Namen und Adressen sowie die Berufsbezeichnungen der Ehemänner der übrigen namentlich aufgeführten Damen lassen darauf schließen, dass sie der bürgerlichen Oberschicht angehörten. Sie stammten aus bekannten Familien von Kaufleuten, Fabrikanten und Juristen, Senatoren und Konsuln. Soziographisch gesehen wohnte der überwiegende Teil von ihnen im grünen Wallgürtel um die Altstadt an der vornehmen Contrescarpe oder in daran angrenzenden Straßen.

Die Fürsorge für bedürftige Menschen hat in Bremen eine jahrhundertealte Vergangenheit. Als erstes schriftliches Zeugnis einer karitativen Fürsorge im mittelalterlichen Bremen gilt die Stiftung eines Hospitals als Zufluchtsstätte für fremde, arme und kranke Menschen durch Erzbischof Ansgar von Bremen und Hamburg (845–865). Notleidende Menschen, die keinerlei Unterstützung seitens ihrer Familien oder wohlthätiger Mitmenschen erfuhren, wurden innerhalb des christlichen Europas zunächst durch die Kirche, Klöster oder auch klosterähnliche Gemeinschaften unterstützt. Die jeweiligen Unterstützungsmaßnahmen waren eng verbunden mit religiösen, politischen und wirtschaftlichen Veränderungen und standen ebenso in einem engen Zusammenhang mit dem jeweils geltenden gesellschaftlichen Wertekanon. Durch Vermächtnisse, Stiftungen, Schenkungen sowie anderweitige milde Gaben wurde der Lebensunterhalt Bedürftiger gewährleistet. Daher wurde auch die Bettelei als allgemein üblicher Appell an die Hilfsbereitschaft der Mitmenschen geduldet.

Mit der Reformation tritt eine Zäsur und damit ein Wandel in der Wohlfahrtsgeschichte ein. Statt einer bisherigen kollektiven Form der Mildtätigkeit gilt jetzt der Gedanke der Selbstverantwortung für das eigene Schicksal.

1 Auf die Archivalie StAB 7,107-14 wurde ich dankenswerterweise von Frau Dorothea Breitenfeld, Archivarin im Staatsarchiv Bremen, aufmerksam gemacht.

Der Einsatz der eigenen Arbeitskraft und nicht mehr die Almosen der Mitmenschen soll den Notleidenden den Lebensunterhalt sichern. Dieser Erziehung zur Arbeit trägt die zunehmende Einrichtung von Armen-, Arbeits- und Zuchthäusern Rechnung. Damit entwickelt sich das Armenwesen von der kirchlichen und privaten Fürsorge zu einer in zunehmendem Maße institutionalisierten und reglementierten öffentlichen Aufgabe.²

Als bedürftig galt, wer kein Vermögen besaß oder arbeitsfähig war, sich aber durch seine Arbeit nicht selbst ernähren konnte. Die Überwachung des Lebenswandels der zu versorgenden Armen, Alten und Waisen übernahmen seit 1526 angesehene Gemeindemitglieder, die Diakone der vier Altstadtkirchspiele der Liebfrauen-, Ansgarii-, Martini- und Stephanikirche.³ Die vier Kirchspiele oder Quartiere bildeten zusammen mit dem Dombezirk die Bremer Altstadt am rechten Weserufer. Während einfache Leute das Stephanikirchspiel bewohnten, lebten im Ansgarikirchspiel vorwiegend Handwerker. Das kleinste Martinikirchspiel war der Wohnsitz vieler wohlhabender Kaufleute und im vornehmen Liebfrauenkirchspiel wohnten die meisten Ratsfamilien.

Bremer Bürgerinnen und Bürger waren in der Tradition der Wohltätigkeit fest verankert. Die seit dem Mittelalter praktizierte Armenfürsorge wurde zu Beginn des 19. Jahrhunderts auch von der Kirche und in den aufkommenden Städten auch von Bürgern und Bürgerinnen übernommen, siehe z.B. das St. Jürgen-Gasthaus oder das erste nachzuweisende Witwenhaus, eine Stiftung der Witwe Ployes. Die Fürsorge für Bedürftige als Bestandteil eines bürgerlichen, christlichen Selbstverständnisses gehörte in den wohlhabenden Kreisen zum bürgerlichen Selbstverständnis und zeigte sich in zahlreichen bremischen Stiftungen und testamentarischen Vermächtnissen. Praktizierte Wohltätigkeit als Teil bürgerlicher Moralvorstellungen bildete mit staatlicher und privater Unterstützung die Grundlage eines hoch entwickelten Fürsorgewesens. Männliche Bürger übernahmen administrative Funktionen in Kirchen, Witwen- und Waisenhäusern oder anderen wohltätigen Institutionen. Ein derartiges bürgerliches Ehrenamt bedeutete eine Art Bewährungsprobe für künftige Aufgaben und wurde nicht selten durch die spätere Übertragung einer politischen Position anerkannt.⁴

Die Entstehung patriotischer Frauenvereine während der Befreiungskriege 1813/1814 eröffnete den bürgerlichen Frauen bislang nicht zugängliche, öffentliche Betätigungsfelder in der Fürsorge. Neben der Herstellung von Bekleidung und Verbandsmaterial sowie der Betreuung von Soldaten in den Lazaretten unterstützten die Frauen durch von ihnen eingebrachte, erhebliche finanzielle Mittel auch die hinterbliebenen Witwen und Waisen. Einige dieser

2 Wilfried Hautop / Lydia Niehoff, *Der Bremer Martinshof. Wir gehen immer gerne zur Arbeit*, Bremen 2004.

3 Die dienstältesten Diakone aus jedem der vier altstädtischen Kirchspiele übernahmen für die Dauer von zwei Jahren die Administration des Armenhauses und des allgemeinen Armenwesens.

4 Andreas Schulz, *Weltbürger und Geldaristokraten: hanseatisches Bürgertum im 19. Jahrhundert*, in: Jürgen Kocka und Manuel Frey (Hg.), *Bürgerkultur und Mäzenatentum im 19. Jahrhundert*, Band II, Berlin 1998, S. 251.

Frauenvereine setzten ihr Engagement nach 1815 fort, denn wachsende soziale Probleme boten im 19. Jahrhundert ein weites Feld für benötigte Unterstützungen nicht nur in Kriegs- und Krisen-, sondern auch in Friedenszeiten.

Im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts wurden die Altstadt, die Neustadt sowie die übrigen Vorstädte mit rund 60 000 Einwohnern in 40 Armendistrikte unter der Aufsicht eines Diakons aus den stadtbremischen Kirchengemeinden aufgeteilt. Jeweils vier der für einen Distrikt zuständigen Diakone unterstanden einem Institutsdiakon, ein elfter kümmerte sich um die auf dem Land verpflegten Armen, und der zwölfte war mit der Generaladministration betraut. Die zwölf Diakone bildeten zusammen mit dem Direktor des Instituts, einem gewählten Mitglied des Senats, die Session. Sie wurden von fünf besoldeten städtischen Armenpflegern unterstützt.⁵

Im Dezember 1834 verlieh der bremische Senat dem seit 1816 bestehenden »Frauenverein für verschämte Arme von 1816« die Rechte einer juristischen Person. Nach den Bestimmungen des Vereins waren »nur solche Bedürftige [...] zu unterstützen, welche von der städtischen Armenpflege keine Gaben« erhielten.⁶ Das Stadtgebiet wurde in Distrikte unterteilt, von denen es 1872 fünf gab. Jeder Distrikt wurde von einer auf vier Jahre gewählten Vorsteherin geleitet, die »die Bücher zu führen und genaue Berichte über die Bedürftigen ihres Distriktes zu erstatten« hatte.⁷ Emma Holler war offensichtlich die Vorsteherin vom »I. Bezirk, östlich Altstadt, Vorstadt etc.«.⁸ Auf die Armenfürsorge in diesem Gebiet bezieht sich ihr Protokollbuch. Das Vermögen des Vereins bestand zum einen »aus dem unantastbaren früher angesammelten Kapitale«,⁹ und zum anderen aus dem »Sparpfennig-Conto«, auf dem Zinsen, Vereinsbeiträge, Legate¹⁰ und Geschenke gutgeschrieben wurden. Auch die Einnahmen einer jährlichen Verkaufsausstellung von gespendeten Gegenständen und Handarbeiten gingen auf dieses Konto, das zur Begleichung der jährlichen Ausgaben diente. Über eine Aufnahme in den Verein entschied

5 Wilfried Hautop/Lydia Niehoff, Der Bremer Martinshof (wie Anm. 2).

6 StAB 2-T.6.p.2.F.3. § 2, Absatz 1 der Vereinsstatuten des »Frauenvereins für verschämte Arme von 1816«, in der gedruckten Fassung von 1903.

7 StAB 2-T.6.p.2.F.3. § 5 der Statuten des »Frauenvereins für verschämte Arme von 1816«, in der gedruckten Fassung von 1903.

8 StAB 2-T.6.p.2.F.3. Die Unterteilung lautete hier: I. Bezirk, östlich Altstadt, Vorstadt etc.; II. Bezirk westlich Altstadt; III. Bezirk östlich Vorstadt; IV. Bezirk westlich Vorstadt; V. Bezirk Vorstadt.

9 Der Ursprung dieser Kapitalquelle ist leider nicht dokumentiert.

10 StAB 2-T.6.p.2.F.3. Hierzu zählte auch die Elisen-Stiftung. Über sie wurde Folgendes in den Unterlagen des Frauenvereins vermerkt: »In ihrem am 4. Januar 1850 verlesenen Testamente bestimmte Fräulein Elise Müller eine Summe von 1000 Taler Gold, deren Zinsen jährlich an ihrem Geburtstage, dem 15. September einer treuen Dienstmagd verabfolgt werden sollten. Durch spätere Legate ist das Kapital so vermehrt, dass jetzt jährlich vier Gaben, im Januar, April, Juli und September verteilt werden können. Das jüngste Mitglied der Pupillenkommission verwaltet laut Testamentsbestimmung das Vermögen, doch führt der Frauenverein für verschämte Arme von 1816 die Listen der Bewerberinnen und hat das Recht, die Empfängerinnen auszuwählen.«

jeweils der Vorstand. Der Mitgliedsbeitrag betrug mindestens 15 Mark, für unverheiratete Personen mindestens 10 Mark jährlich.¹¹

Bei der Entscheidung über Zuwendungen an Bedürftige orientierten sich die Frauenvereine am Vorgehen der städtischen Armenpflege. Es erfolgte auch im Bremer Frauenverein eine direkte Zuweisung oder Empfehlung bedürftiger Personen – hier handelte es sich fast ausschließlich um Frauen – durch Armenärzte, Armenpfleger, Pastoren und weitere »respektable« Personen. Die für einzelne Stadtbezirke zuständigen »Besuchsdamen« unternahmen Kranken- und Armenbesuche, überprüften die Unterstützungsgesuche und entschieden über die so genannte »Würdigkeit« der Bedürftigen. Die Zuwendungen wurden jeweils befristet gewährt – zumeist für drei Monate. Nach Ablauf der Frist konnte ein neues Gesuch gestellt werden, das wiederum mit erneutem Besuch und erneuter Beurteilung verbunden war.

Während der Zeit von 1875 bis 1882 wurden allein im »I. District« des Frauenvereins rund 100 Frauen unterstützt, davon ein Drittel ausschließlich mit einmaligen Extragaben von 5,- bis 30,- Mark. Die finanzielle Hilfe wurde zumeist für drei Monate festgelegt und betrug monatlich zwischen 3,- und 11,- Mark; am häufigsten wurde eine Unterstützung zwischen 3,- und 6,- Mark gewährt. Eine Erhöhung der Zuwendung während der Laufzeit oder bei Verlängerung fand selten statt; es mussten triftige Gründe dafür vorliegen, wie etwa eine »zunehmende Kränklichkeit«. Auch die nach der Reichsgründung 1872 erfolgte Umstellung von Reichstalern auf Mark¹² konnte zu einer – allerdings individuellen – Erhöhung führen, da, wie vermerkt wurde, »mit der Markrechnung [...] alle Lebensbedürfnisse theurer geworden« waren. Im Allgemeinen war die finanzielle Hilfe des Frauenvereins als Beitrag zu den Lebenshaltungskosten gedacht, aber auch eine Unterstützung zur Mietzahlung wird mehrfach erwähnt. Zusätzliche Zuwendungen konnten zudem einmalig und zweckgebunden sein, wie z.B. für einen Krankenhausaufenthalt, für ein Paar Schuhe oder als Schulgeld oder den Nähunterricht der Kinder bedürftiger Frauen.

»§ 2, Punkt 2: Vorzugsweise ist eine Unterstützung solchen Personen zu gewähren, welche, durch widrige Schicksale um ihr Ansehen und ihren Wohlstand gebracht, fremde Hülfe in Anspruch nehmen müssen.«

Die primäre Zielgruppe der hierunter fallenden Personen bestand vor allem aus unverschuldet in Not geratenen bürgerlichen Frauen. Das war beispielsweise der Fall bei Frau Becker, die sich »früher in besten Verhältnissen« befand. Ihre Bedürftigkeit resultierte daraus, dass »ihr Mann Unglück im Geschäft (Weingeschäft) [hatte] und seit 11 Jahren [als] verschollen« galt. Eine Kapitänswitwe bedurfte der Hilfe, weil ihr Mann »leider nichts in die Seefahrts-Casse eingesetzt« hatte und sie mittellos zurückließ. Auch einer Zahnarztwitwe, deren Mann »in letzter Zeit sehr zurück gekommen war«, wurde finanzielle Hilfe zugestanden. Für viele der zu diesem Kreis gehörenden unterstützten

11 Ebd. § 2, Punkt 6 u. Punkt 7.

12 100 Mark entsprachen ca. 30 Reichstalern.

»verschämten Armen« war eine öffentliche Hilfe durch die städtischen Armenanstalten gesellschaftlich unannehmbar; private Wohltätigkeit wie hier durch den Frauenverein wurde dagegen akzeptiert.¹³

Angehörige des Militärs zählten gleichfalls zum unterstützungswürdigen Kreis, vor allem wenn eine entsprechende Empfehlung vorlag, wie bei der 73-jährigen Witwe Tuchlinsky. Ihr Mann hatte als Unteroffizier gedient und nicht zuletzt wegen der Empfehlung von Oberst Bruggemann hielten die Damen des Vereins sie »für eine dauernde Unterstützung geeignet«. Ebenso wurde die Witwe des Feldwebels Müller monatlich unterstützt und erhielt zudem zu »Weihnachten eine Extragabe«.

»... erhielt obige Gabe, weil sie augenblicklich sehr in Noth ist...«

Dem häufig tragischen Schicksal der um Hilfe bittenden Frauen konnten sich die bürgerlichen Besuchsdamen nicht verschließen, und sie berichteten auch ausführlich über einzelne Fälle. Die folgenden Eintragungen schildern die Lebensumstände der Familie Willing: »Der Mann war ein sehr geschickter Bildhauer, der durch [...] Überanstrengung [...] geisteskrank wurde. Der erst spät zu Rath gezogene Arzt hält den Zustand nicht für heilbar. Durch Vermittlung des Armeninstituts wird er in nächster Zeit aufs Land kommen. Die Frau ist katholisch, sie war schon einmal verheirathet mit einem Schriftsetzer, sie hatte 3 Kinder, wovon 2 im katholischen Waisenhaus sind [...]. Die Frau ist tüchtig und arbeitsam und hat, da der Mann in diesem Winter wenig verdienen konnte, die Familie durch Nähen und Stricken ernährt.« Die Familie wurde mit mehreren Extragaben von insgesamt 47,- Mark unterstützt und der letzte Bericht hält fest, der Bildhauer sei in eine Irrenanstalt eingewiesen worden und bald darauf verstorben. Die Erwähnung dem katholischen Glauben angehörender Bedürftiger belegt, dass diese Tatsache von den vermutlich überwiegend protestantischen Besuchsdamen toleriert wird und keinen Ausschlussgrund für eine Unterstützung bedeutete.

Ein weiterer Bericht betraf die Familie Hesselmeier. Der Familienvater war früher als Buchhalter tätig gewesen und hatte »seine Familie ins tiefste Elend gebracht«. Doch ist hier die Ursache – er hatte betrügerisch gehandelt – selbst verschuldet, jedoch wurde seine Gefängnisstrafe nicht zwangsläufig seiner Familie angelastet. Aufgrund der finanziellen Not und vor allem der häufigen Erkrankungen der Kinder bewilligen die Besuchsdamen eine Einmalzahlung von 30,- Mark.

Das Schicksal der unterstützungsbedürftigen Frau Strempel hingegen nahm eine unvorhergesehene Wendung. Sie hatte die Wassersucht und bedurfte kräftiger Nahrung, daher erhielt sie eine einmalige Zuwendung. Ihr Mann kümmerte sich um sie und auch die kleinen, kränklichen Kinder. Schließlich erbot sich ihre Schwester, sie in Osnabrück zu pflegen. Der letzte Eintrag überraschte wohl alle Beteiligten und ist beim heutigen Stand der Medizin

13 Heide Gerstenberger, Armut und ihre Verwaltung 1875–1920, in: Wiltrud U. Drechsel, Hrsg., Arme Leute, Teil 1. Beiträge zur Sozialgeschichte Bremens, Heft 2, Bremen 1981, S. 7–29.

kaum vorstellbar: »Es hat sich herausgestellt, dass die Aerzte sich getäuscht hatten, die Frau Stempel hat ein Kind bekommen.«

Ein weiterer, ausführlicher Bericht informiert über die Lebensumstände der Witwe Beermann: »Der Mann [...]. wurde vor einigen Wochen, aus einem Wirthshause kommend von einem ganz herunter gekommenen Menschen, Hannes Käbel, erstochen. Die arme Frau bleibt mit 5 Kindern im Alter von 15 bis zu einem halben Jahre zurück.« Den Plänen der Witwe zufolge möchte diese mit einem Gehilfen das Drechslergeschäft fortsetzen. Sie erhält vom Frauenverein zwei Beihilfen »um einige Anschaffungen für ihr Geschäft machen zu können«. Ein späterer Eintrag informiert über eine positive Entwicklung: Die Verwandten haben »jeder einen Sohn zu sich genommen, der eine wohnt in England, der andere in Hannover. Witwe Beermann bat noch sehr um eine einmalige Unterstützung um nicht genöthigt zu sein ihr Haus zu verkaufen. Sie wird sich dann helfen können, da ihr noch einiges Vermögen von ihres Mannes Seite zufällt.« Hier greifen offensichtlich das verwandtschaftliche Netzwerk sowie eventuell eine finanzielle Vorsorge des Mannes. Das war vermutlich auch in vielen anderen Familien der Fall, die sich in einer finanziellen Notlage befanden und die dann seitens der Familie unterstützt wurden. Es konnte jedoch auch so ausgehen, wie bei der bereits erwähnten Familie Hesselmeier, deren Familienvater sich im Gefängnis befand. Im Protokoll wird vermerkt, dass zuvor »wohlhabende Verwandte des Mannes« die Familie unterstützt hätten, diese seien »es aber jetzt müde.«

Die üblicherweise praktizierte Unterstützung der Eltern durch ihre Kinder scheint den Protokollen zufolge längst nicht immer zu greifen und zwingt verwitwete Frauen, um eine finanzielle Hilfe beim Frauenverein nachzusuchen. Mehrfach wird erwähnt, dass die verheirateten Kinder keine finanzielle Hilfe bieten könnten, da sie selbst zahlreiche Kinder zu versorgen hätten. Bei der Witwe Wendt, die mit monatlich 1,50 Mark unterstützt wird, reicht selbst der Verdienst eines Sohnes, der als Schreiber arbeitet, nicht aus. Die Mutter ist deshalb auf eine Zuwendung angewiesen, zumal auch ein weiterer, sich in Amerika aufhaltender Sohn unfähig ist, zum Lebensunterhalt der Mutter beizutragen. Ebenso belegt der Fall der Witwe Fiege, dass eine Auswanderung der Söhne in das viel gelobte Land Amerika nicht zwangsläufig den erhofften Reichtum bringt, da laut Protokoll sogar beide dort lebenden Söhne »nicht im Stande [seien], viel für sie zu thun«. Und die Vorsitzende Emma Holler muss in einem anderen Fall feststellen: »Von ihren vielen Kindern [ist] keines im Stande, sie zu ernähren.« Völlig hoffnungslos erscheint jedoch die Lage, wenn, wie bei Witwe Dörgeloh vermerkt, diese »das Unglück [hatte] auch ihren letzten Sohn [...] zu verlieren und mit ihm ihren Ernährer«. Anders erscheint hingegen die Sachlage bei der Witwe Schneider, denn dort verhindern offenbar familiäre Unstimmigkeiten eine finanzielle Hilfe für die Mutter. Diese wurde bislang von ihrer Tochter unterstützt. Doch »seit nun ihr Sohn, ebenfalls Schneider und mit einer Französin verheirathet im Juni vorigen Jahres zurückgekehrt ist aus Paris und bei der Mutter wohnt, will die Tochter die Mutter nicht mehr unterstützen. Der Sohn, obgleich er und seine Frau fleißig sind, verdient aber zu wenig um die Mutter alleine ernähren zu können«.

Auch das damalige Erbrecht konnte Frauen in Notlagen bringen wie etwa über die Witwe Schröder berichtet wird, die »lange Jahre Wärterin in guten Häusern [war und] sich erst später mit einem Wittwer der Bleicher war, verheirathet [hatte]. Da das Haus an die Stiefkinder fiel [sei] ihr fast nichts geblieben«. Ein ähnliches Schicksal erfuhr die Witwe Rauch, die ihren Mann, einen Witwer, »plötzlich am Schlage« verlor. »Da sie unterlassen hatte, Brautbriefe zu machen, so musste sie nicht allein ihr eigenes Vermögen, sondern auch ihre Kleidung u.s.w. mit den Kindern theilen, so dass ihr schließlich so gut wie nichts blieb«.

Nicht selten verursachte die Trunksucht der Männer eine finanzielle Bedürftigkeit. Das war bei den unterstützten Witwen Wendt und Schiffler der Fall, deren Männer als Zigarrenmacher »an den Trunk« kamen. Das gleiche Los traf auch die Witwe Pansing sowie die Witwe Klebahn. Die Trunksucht der Ehemänner hatte die Familien weit über den Tod der Ernährer hinaus »ins Elend gebracht«.

Etliche Notizen verweisen im Übrigen auf eine zusätzliche Unterstützung der betroffenen Frauen von anderer Stelle und teilweise scheinen sich auch die Damen des Frauenvereins dafür zu engagieren. So steht im März 1873 im Protokoll: »Wwe Schneider ist recht krank und bemühten wir uns bei Frau Vellguth eine Unterstützung vom Krankenverein für sie zu erhalten.« Über Jungfer Harding ist zu erfahren, sie habe »in verschiedenen Familien Mittagstische und manche Unterstützung«, und eine zusätzliche Notiz erwähnt, sie würde außerdem eine monatliche Gabe vom Herrenverein erhalten Für die Familie König, deren Ernährer »schon lange krank, jetzt auf dem Krankenhause, wahrscheinlich unheilbar« ist, wird eine finanzielle Hilfe durch das Armeninstitut angestrebt. Eine dortige Unterstützung könnte laut Statuten des Armeninstituts z.B. maximal für »kränkliche und völlig erwerbsunfähige Eheleute, bei 2 und mehreren Kindern je 3 M mehr [d.h.] 21–30 Mark« bedeuten.¹⁴

»§ 2, Punkt 3: Regelmäßige Gaben sollen nur alleinstehenden Frauen verliehen werden, die das sechzigste Lebensjahr überschritten haben oder krank und gebrechlich sind, doch können auch alte Ehepaare dauernd unterstützt werden.«

Die entsprechend diesen Vorgaben unterstützten alleinstehenden Frauen erhalten zumeist monatlich 5,- Mark wie beispielsweise die 87-jährige Witwe Klee und die 80-jährige Witwe Lange. Der 85-jährigen Knochenhauer-Witwe Allmers steht den Notizen zufolge eine jährliche Witwen-Rente in Höhe von 80 Reichstalern (ca. 240,- Mark) zu. Damit sei ihr nur ein Leben »in sehr dürftigen Umständen« möglich; sie erhält daher »aufgrund ihres fortgeschrittenen Alters« diese monatliche Zuwendung. Die Eintragungen im Protokollbuch bestätigen, dass mit den »regelmäßigen Gaben« tatsächlich fast ausschließlich Frauen unterstützt werden. Lediglich in einem Fall erhält ein Ehepaar

14 StAB 2-T.6.d.5.b.3.Punkt 5 der »Unterstützungen nach der Praxis des Armeninstituts 1875«.

eine finanzielle Hilfe, die nach dem Tode der Ehefrau auch dem Ehemann weiter gewährt wird.¹⁵

Auffällig ist in diesem Zusammenhang der große Kreis ehemaliger Hausangestellter, der unterstützt wird. Die Fürsorge für früheres Dienstpersonal beruhte bei bürgerlichen Familien auf einer langen Tradition und reichte weit über den Bestand des Arbeitsverhältnisses hinaus. Die bereits erwähnte, 60-jährige »Jungfer Harding [hatte] in vielen Häusern gedient und später auf Monate verschiedenen Damen aufgewartet«. Durch einen Schlaganfall wurde sie arbeitsunfähig und die Damen des Frauenvereins sehen sich moralisch zu einer Unterstützung von monatlich 3,- Mark verpflichtet – nicht zuletzt wegen der »Rechtschaffenheit« der Hilfsbedürftigen sowie dank einer Empfehlung der bürgerlichen Frauen »Frau Capelle und Frau Bummerstedt«. Auch Jungfer Röwer war in verschiedenen Häusern als Haushälterin tätig »bis sie zu schwach dafür wurde« und wird mit 8,- Mark unterstützt. Witwe Michael, eine frühere Kammerjungfer von Frau Hagedorn, und Witwe Bock, die »lange in der Rauschenbergschen Familie« diente, haben zwar jeweils einen Platz im St. Petri-Witwenhaus erhalten, doch werden sie vom Frauenverein weiterhin mit 3,- Mark unterstützt.

Knapp 10 % der in den Protokollen erfassten Frauen waren oder wurden entweder im St. Petri-Witwenhaus oder im Jacobi-Witwenhaus untergebracht. Obwohl ihnen dort eine Basishilfe in Form von freier Wohnung, Feuerung und Brot gewährt wurde, erfolgte auch weiterhin eine finanzielle Unterstützung durch den Frauenverein.¹⁶ – Witwe Helmbrecht diente früher bei Senator Klugkist. Über ihre Lebensumstände wird wieder ausführlicher protokolliert. Demzufolge kam ihr Mann zehn Jahre zuvor auf tragische Weise ums Leben: »... er wurde zwischen einem Kohlenwagen und einer Mauer gequetscht«. Zwar schlage sich die Bedürftige redlich durch mit einem Verkauf von schwedischen Zündhölzern, doch längere Krankheit während des Winters habe ihre Einkünfte stark beeinträchtigt.

Zum erweiterten Kreis der Hausangestellten und damit zum Kreis der vorrangig zu Unterstützenden zählten auch die so genannten Sechswochenfrauen, die jeweils für eine bestimmte Zeit vor und nach der Geburt eines Kindes die bürgerliche Wöchnerin unterstützten. Witwe Horn wird als »68jährige sehr nette Sechswochenfrau« beschrieben; sie erhält eine Extragabe und weitere Unterstützung. Ebenso erweist sich die Sechswochenfrau Ebeling, die »früher in vielen ersten Häusern beschäftigt« war, als unterstützungswürdig. Ihre finanzielle Notlage entstand dadurch, dass sie »ihre Ersparnisse für ihre Tochter und Schwiegersohn geopfert« hatte.

»§ 2, Punkt 4: Eine Unterstützung aber an jüngere Frauen oder jüngere Familien kann nur als einmalige Gabe gewährt werden, und muß eine etwaige Wiederholung von jedesmaliger neuer Bewilligung abhängen.«

15 StAB 2-T.6.d.5.b.3. Die aus dem Jahre 1875 vorliegenden »Unterstützungen nach der Praxis des Armeninstituts« der Armenpfleger führen übrigens nur entsprechend bedürftige Eheleute, keine älteren, alleinstehenden Frauen auf.

16 Vgl. auch Lydia Niehoff, Ein Zeichen christlicher Nächstenliebe. Die Geschichte des St.-Petri-Witwenhauses in diesem Band.

Die Notwendigkeit einer finanziellen Hilfe zeigte sich gleichermaßen bei verwitweten Frauen mit kleinen Kindern. Die häusliche Betreuung der Kinder schränkte zumeist die verbleibende Möglichkeit eines Gelderwerbs durch Heimarbeit stark ein. Folgende Beispiele belegen die Problematik: Witwe Markuschat bekam kurz nach dem Tode ihres Mannes ihr siebtes Kind. Doch obwohl sie zwei ältere Söhne ins reformierte Waisenhaus abgibt, bleibt sie durch die Betreuung des Säuglings unterstützungsbedürftig und erhält daher »die schöne Extragabe« von 30,- Mark. Die bereits erwähnte Bildhauer-Witwe Willing sah sich bereits vor dem Tode des Ehemannes gezwungen, die beiden älteren Kinder ins Waisenhaus zu geben. Die Pflege eines jetzt erst wenige Monate alten Kindes schränkt ihre Verdienstmöglichkeit durch Nähen und Stricken zunächst so stark ein, dass der Frauenverein ihr mit insgesamt dreimaligen Extragaben finanziell helfen musste.

Die Unterbringung von Kindern im Waisenhaus, in einer Bewahranstalt oder bei Bekannten oder Verwandten eröffnet die Möglichkeit, einem außerhäuslichen Gelderwerb nachzugehen. Und so beabsichtigt auch Witwe Moritz, ihre beiden jüngsten Kinder in die Bewahranstalt zu schicken, um als Plätterin oder Krankenpflegerin arbeiten zu können. Und Witwe Meister, die ihren Lebensunterhalt mit Näharbeiten verdient, nutzt die Gelegenheit, ihr »6jähriges Kind jetzt [durch] Bekannte in der Neustadt« betreuen zu lassen.

Bei der Gewährung oder Ablehnung finanzieller Zuwendungen brachten bürgerliche Frauen ihre Wertevorstellungen ein.¹⁷ Bescheidenes Auftreten, devotes und tugendhaftes Verhalten verhalfen zu einer positiven Beurteilung durch die Besuchsdamen. So wurde festgehalten, dass ein »bescheidener, guter Eindruck« hinterlassen wurde, es sich um »eine nette gebildete Frau« oder eine Frau »aus gutem Mittelstande« handelte oder diese »als sehr rechtschaffen empfohlen« wurde. So wird Jungfer Calinardi, die »68jährige[n] Tochter eines Conditors«, günstig beurteilt – da sie nicht nur ihre 89-jährige Tante pflegt, sondern »von guter Familie und daher für [den] Verein [als] ganz passend« befunden – und mit regelmäßig 6,- Mark monatlich unterstützt. Witwe Richters, »eine nette, gebildete Frau«, schränke sich offensichtlich »in der theuren Zeit« sehr ein; ihre monatliche Beihilfe wird daher von 3,- auf 5,- Mark erhöht. Bei der Bewilligung einer Unterstützung für Frau Koffke fanden die Besuchsdamen »eine anständige, feinere Frau aus besserer Familie [vor] und erhielt sie daher als besondere Vergünstigung [...] eine einmalige Gabe.« Die Herkunft, der dokumentierte Arbeitswillen – sie arbeitete für ein Weißwarengeschäft – und das Verhalten von Frau Koffke haben offenbar die Entscheidung über die »Würdigkeit einer Unterstützung« positiv beeinflusst. Denkbar wäre sogar eine weitergehende Unterstützung durch zusätzliche, private Aufträge für Näh- oder Stickarbeiten von bürgerlichen Mitgliedern des Vereins.

17 Gleiche Kriterien galten auch für den von jungen Bremer Kaufleuten 1804 gegründeten »Verein zum Wohlthun«. Vgl. hierzu Sylvelin Wissmann, Ein gutes Zeichen der Zeit. 200 Jahre Verein zum Wohlthun in Bremen, Bremen 2004.

»§...da sie uns beim Besuche nicht sehr gefiel...«

Das Protokoll vom April 1873 über die Zuwendung an Familie Großmann zeigt, welche Kriterien zu einer negativen Beurteilung führen konnten. Danach war »Frau Großmann [...] eine unbedeutende Frau und schwache Mutter, man [sagte] von der Tochter, daß sie leichtsinnig sei, [...] sie und [der] Sohn [...] machten [...] beide durch ihre auffallende Kleidung und unpassendes Benehmen einen unangenehmen Eindruck.« Sie wird dessen ungeachtet jedoch vom April 1873 bis März 1874 unterstützt. Auch Witwe Gätjen gefiel aus nicht näher beschriebenen Gründen »beim Besuche nicht sehr«, so dass die ihr zugedachte halbjährliche Unterstützung zurückgehalten wurde. Ein anderer Eintrag lässt eine eindeutige Begründung vermissen. Festgehalten wird lediglich: »Wwe. Kollmann bat wieder um eine Unterstützung wegen Krankheit der Tochter, doch scheint sie uns für den Verein nicht geeignet und wird ferner nicht berücksichtigt werden.«

Witwe Moritz hatte vermutlich ihre Notlage zum Teil selbst verschuldet, da »vielleicht auch zu gutes nicht für ihren Stand passendes Leben [...] die Familie so herunter gebracht [habe] dass sie von der Güte ihrer Verwandten [...] und wohlwollender Privatleute leben [müsse]«. Diese Darlegung der Lebensumstände stellt klar die Sichtweise einer bürgerlichen Frau dar, die die Notlage der Witwe Moritz als persönliche Verfehlung betrachtet, da diese versäumt hat, für einen »Notgroschen« zu sorgen und statt dessen »in Saus und Braus« ihr Geld verbraucht hat. Sie hatte sich angemaßt, ein Leben über dem üblichen ihres Standes zu führen – so die Wahrnehmung. Bei Jungfer Welker handelt es sich um »eine kränkliche, allein stehende Näherin, 34 Jahre alt [die] wenig selbst verdienen« könne und »größtentheils von der Unterstützung ihrer Verwandten« lebe. Negativ wird bewertet, dass sie sich »nicht mit ihren Vermiethern vertragen [könne], noch [sich] in Gunst bei Privatleuten und Geschäften zu setzen« wisse. Die hier angeführten negativen Eigenschaften wie unpassendes Benehmen und ein tadelnswertes Verhältnis zu Vermietern, Privatleuten und Geschäften sind relativ fassbare Gründe, doch bei den übrigen Aussagen handelt es sich um diffuse Bewertungen. Die verschiedenen aufgeführten Argumente für oder gegen eine Unterstützung und die zum Teil dennoch davon abweichende Entscheidung zeigen, dass es keineswegs um eine objektive Beurteilung ging. Vielmehr erscheint die Praxis willkürlich und von der individuellen Auffassung der Besuchsdamen geleitet, gleichwohl auf der Basis eines nicht explizit formulierten bzw. niedergelegten Wertekanons.

Trotz ihres fortgeschrittenen Alters versuchten die Frauen, so weit wie möglich selbst zu ihrem Lebensunterhalt beizutragen, was für die Beurteilung der Würdigkeit von großer Wichtigkeit war. Die über siebzigjährige Witwe Bürkel geht laut Protokoll »noch mitunter für halbe Tage zum Waschen aus oder zum Plätten bei ihren früheren Kunden«. Sie erhält später einen Platz im Jakobi-Witwenhaus und wird durchgehend mit monatlich 3,30 Mark unterstützt. Sowohl Jungfer Kettler, eine erblindete, ehemalige Plätterin, als auch Witwe Krohne, ebenfalls »fast ganz erblindet«, beschäftigen sich trotz ihrer Sehhinderung noch mit Strickarbeiten, um zu ihrem Lebensunterhalt beitragen zu können. Das gleiche trifft für die Witwe Kracht zu, die zudem noch gelähmt

ist. Die jeweilige Unterstützung ist sehr unterschiedlich und reicht von monatlich 1,50 Mark bis 6,- Mark.

Für allein stehende Frauen bedeutete die Anfertigung von Handarbeiten häufig die einzige Möglichkeit, für ihren Lebensunterhalt aufzukommen. Die häufigsten Tätigkeiten, die immer wieder im vorliegenden Protokollbuch erwähnt werden, sind Strick- und Näharbeiten. Dementsprechend ernähren sich Jungfer Röwer, Witwe Pansing und die geschiedene Frau Vahlert »durch Stricken und Nähen« und auch die Witwe Dörgeloh »kann nur mit Stricken noch etwas verdienen«. Da der Verdienst trotz allen Fleißes sehr gering ist, erweist sich eine finanzielle Hilfe zwischen monatlich 3,- und 6,- Mark als lebensnotwendig. Selbst ein Handel mit Nähzubehör erbrachte kaum mehr als ein Existenzminimum. So ist in den Aufzeichnungen des Frauenvereins nachzulesen, dass die »Geschwister Hulle [zwar] einen Laden mit Band und Zwirn [betreiben] aber nicht besonders vorwärts zu kommen [scheinen].« Ähnlich verhielt es sich bei Jungfer Wehrum, deren unzureichende Einnahmequelle ein kleiner Verkauf von Band etc. bot.

Die Besuchsdamen des Frauenvereins haben offenbar die Verdienstmöglichkeiten durch Handarbeiten als Gegebenheit akzeptiert. Erst im zwanzigsten Jahrhundert schafften es die Frauen- und die sozialdemokratische Bewegung, über den Zusammenhang zwischen bürgerlichen Frauen als Auftraggeberinnen für gering bezahlte Textilarbeiten und dem Einkommen der auf der untersten sozialen Stufe stehenden Näherinnen und Stickerinnen aufzuklären.

Immer wieder zeigt sich in den Aufzeichnungen die Altersarmut von Frauen – auch solcher mit bürgerlichem Hintergrund. Da die Verdienstmöglichkeiten auf Dienstleistungen in bürgerlichen Haushalten beschränkt waren, versiegte diese Einnahmequelle bei Krankheit und körperlichen Gebrechen. Übrig blieben lediglich Einkünfte durch die Anfertigung von gestrickten Strümpfen und Näharbeiten. Doch selbst diese Tätigkeit reichte nicht einmal für einen bescheidenen Lebensunterhalt, so dass die Frauen auf Zuwendungen wohlthätiger Einrichtungen wie dem Frauenverein oder die städtische Armenfürsorge angewiesen waren.

Der Bremer Kunstmaler Heinrich Fette (1858–1903): »Jahrelang der erste Mitarbeiter Fitgers«

Von Peter Ulrich

Person und Werk Arthur Fitgers (1840–1909), des allgewaltigen Malers, Schriftstellers und Beherrschers der Bremer Kunstszenen zur Gründerzeit, sind weitgehend in Vergessenheit geraten.¹ Schon am Ende seines Lebens war es still um ihn geworden. Dazu kommt, dass viele von Fitgers Raumausmalungen in Privathäusern, öffentlichen Gebäuden und Schiffen durch Kriegseinwirkung, aber auch durch unsachgemäße Behandlung, verloren gegangen sind. Dennoch sind Teile seines Werks präsent – erinnert sei z. B. an die Wandgemälde im Ratskeller und im Kaisersaal der früheren Hauptpost in Bremen, die beiden im Bremer St. Petri Dom ausgestellten Gemälde »Anbetung der Könige« und »Grablegung«, die Wandgemälde »Welttheile und Winde« für das Haus Seefahrt – heute im Überseemuseum Bremen und im Schifffahrtsmuseum Bremerhaven zugänglich –, die Ausmalung des Treppenhauses der Hamburger Kunsthalle, die Raumausmalungen im Hamburger Rathaus und die Gemälde für das Oldenburger Schloss. Die Städtische Galerie Haus Coburg in Delmenhorst, dem Geburtsort des sogenannten »Malerpoeten«, erinnert durch wechselnde Ausstellungen aus ihrer umfangreichen Fitger-Sammlung ebenfalls an das Schaffen Fitgers.

1 Aus der Literatur zu Arthur Fitger seien hier genannt: Hermann Tardel, Artikel Fitger, Arthur, in: *Bremische Biographie des neunzehnten Jahrhunderts*, Bremen 1912, S. 133–145; Helmut Wocke, *Arthur Fitger. Sein Leben und Schaffen*, Stuttgart 1913; Hermann Tardel, *Arthur Fitger als Publizist. Mit einer Bibliographie von 332 Beiträgen in Zeitungen und Zeitschriften*, in: *Brem. Jb.* 28 (1922), S. 80–95; Georg von Lindern, *Arthur Fitger. Maler und Dichter 1840–1909. Mit einem Vorwort von Dr. Günter Busch, Direktor der Kunsthalle Bremen*, Delmenhorst 1962; Wilhelm Gilly de Montaut, *Studie zum malerischen Œuvre des Delmenhorster Malerpoeten Arthur Fitger*, Delmenhorst 1984; Regine C. Hrosch, *Arthur Fitger. Der Bremer Maler der Gründerzeit*, in: Hartmut Roder (Hrsg.), *Bremen Handelsstadt am Fluss*, Bremen 1995, S. 50–51; dies., »Welttheile und Winde«. *Arthur Fitgers Gemälde im Haus Seefahrt zu Bremen. Eine Studie zur Kunst der Gründerzeit*, Bremen 1996; Wolfgang J. Türk, *Dokumente einer Entfremdung. Hermann Allmers und Arthur Fitger (1840–1909)*, in: *Mensch sein und den Menschen nützen. Hermann Allmers und seine Künstlerfreunde*, Katalog zur Ausstellung der Hermann-Allmers-Gesellschaft e.V. und des Landkreises Cuxhaven im 100. Todesjahr von Hermann Allmers, Otterndorf 2002, S. 91–117; Hermann Allmers. *Briefwechsel mit bremischen Freunden. Briefwechsel I. Im Auftrag der Hermann-Allmers-Gesellschaft hrsg. v. Hans Gerhard Steiner*, Bremen 2010. – Der Verfasser dankt Frau Dorothea Breitenfeldt als Bearbeiterin und Kennerin des Nachlasses von Arthur Fitger im Staatsarchiv Bremen für sachliche Hinweise und freundliche Hilfe.

Die Fülle der großformatigen Raumdekorationen und Gemälde konnte der zu seiner Zeit gefeierte Künstler über 35 Jahre nur mit einem Helferkreis bewältigen. Zu den wichtigsten Mitarbeitern gehörten zeitweise die Maler Heinrich Fette (1858–1903)², Kunz Meyer (1859–1953)³ und der Niederländer Cornelis Jetses (1873–1955)⁴. Auch der bekannte Bremer Marinemaler Carl Fedeler (1837–1897)⁵ sowie der spätere Historienmaler und Mosaizist Wilhelm Wiegmann (1851–1920)⁶ arbeiteten an den Raumausmalungen Fitgers mit. Im Gegensatz zu Meyer, der ab 1914 mit Meyer-Waldeck signierte, Jetses, Fedeler und Wiegmann ist Fette heute vergessen. Dennoch ist auch er im übertragenden und praktischen Sinn als eine rechte Hand Fitgers zu bezeichnen. Denn dieser war nach eigenem Bekunden Linkshänder – zu seiner Zeit ein außerordentlicher Makel – und außerdem auf einem Auge blind. Fitger selber sagt über diese Schwächen 1900 in seiner Skizze »Aus meinem Leben«:

»Denn bei all meinem Fleiß und bei aller leichten Beweglichkeit meiner Phantasie, die vielleicht von Haus aus auf guten Wegen geht, darf ich mir nicht verschweigen, dass mir einige der allerwichtigsten Vorbedingungen für einen wirklichen Maler fehlen. Ich bin auf einem Auge blind, stockblind. Ich sehe also alles nur halb, ich sehe namentlich beim Studium nach der Natur

- 2 Zu Fette sind dem Verfasser drei Nachrufe bekannt: *** , Heinrich Fette †, in: *Weser-Zeitung* vom 24. September 1903, Erste Morgenausgabe. Hinter dem Kürzel *** verbirgt sich Arthur Fitger, vgl. Tardel, Fitger als Publizist (wie Anm. 1), S. 93; Mfr., Heinrich Fette †, in: *Bremer Courier* vom 25. September 1903, Zweites Blatt, Morgen-Ausgabe. Hinter dem Kürzel Mfr. verbirgt sich Julius Mühldorfer, vgl. Anm. 9; Karl Schäfer, Heinrich Fette †, in: *Bremer Nachrichten* vom 26. September 1903, Zweites Blatt. – Zu Heinrich Fette und seiner Familie außerdem: *Bremer Adressbücher, Stammtafel der Familie Johann Heinrich Joachim Fette* (Nr. 13457) vom 19. Juni 1903, StAB, sowie die Online-Datenbanken der Maus, Gesellschaft für Familienforschung, Bremen.
- 3 Zu Meyer (Meyer-Waldeck): Artikel Meyer, Kunz, in: Friedrich von Boetticher, *Malerwerke des neunzehnten Jahrhunderts. Beitrag zur Kunstgeschichte*, 2. Bd., Dresden 1891–1901 (Nachdruck 1969), S. 35; Artikel Meyer-Waldeck, in: *Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart*, begründet v. Ulrich Thieme und Felix Becker, hrsg. v. Hans Vollmer, Bd. 24, Leipzig 1930 (Nachdruck Leipzig 1999), S. 489; Artikel Meyer-Waldeck, Kunz, in: *Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler des 20. Jahrhunderts*, hrsg. v. Hans Vollmer, Bd. 3, Leipzig 1956 (Nachdruck 1999), S. 383 f.
- 4 Zu Jetses: Jan A. Niemeijer, *Cornelis Jetses schilder-illustrator*, Groningen 1978. Jetses war u. a. 1899 an dem Außenwandgemälde des heiligen Georgs auf der Heldburg beteiligt.
- 5 »Bei der Ausmalung des Treppenhauses der Börse in Bremen durch A. Fitger malte Fedeler für diesen das heimkehrende Schiff.« Johann Focke, Artikel Fedeler, Carl, in: *Bremische Biographie* 1912 (wie Anm. 1), S. 130 f. Wilhem Gilly de Montant sagt vorsichtig: »Es darf mit einiger Berechtigung vermutet werden, dass in der Fitger-Werkstatt ... der geschätzte Marinemaler Carl Fedeler tätig (war).« Gilly, Fitger (wie Anm. 1), S. 15; ders.: »1878 ... ›Die wilde Jagd‹, Aquarell R. Oppenheim, Berlin, unter Mitarbeit von Fedeler.« Ebd., S. 22.
- 6 Artikel Wiegmann, Wilhelm, in: *Allgemeines Lexikon der bildenden Künste* (wie Anm. 3), Bd. 35 (1942), S. 531.

mein Modell immer ganz anders als meine Zeichnung oder mein Bild; ich bin daher genötigt, den Kneifer in fortwährender Bewegung zu halten, bald auf der Nase, bald drunten, tausendmal während eines einzigen Aktes. Das kann natürlich nichts Gescheites werden. Anstatt wie andere, mit normalem Blick begabte Maler die Natur in der Ursprache lesen und anbeten zu können, bin ich auf eine Art Übersetzung, auf einen Erwerb aus dritter Hand angewiesen. So habe ich mich mein ganzes Leben lang mit den Schwierigkeiten einer sogenannten korrekten Zeichnung herumschlagen müssen, und aller Wahrscheinlichkeit nach werde ich wohl auch zur Grube fahren, ohne mich, trotz aller erdenklichen Mühe und Redlichkeit, eines Sieges rühmen zu können. Weiter aber kommt zu dem Mangel des einen Auges auch noch ein Mangel der Hand. Ich bin links. Zwar ist meine rechte Hand völlig normal und zu jeder Verrichtung geschickt, aber sobald ich Kohle oder Pinsel ergreifen soll, muss die Linke dran. ... Linkshändig, d. h. linkisch, bin ich all mein Leben lang geblieben, und die kleinen oder großen technischen Witze mir anzueignen, den Pinseldruck fortissimo hier, das leichte Geschummer pianissimo hier, all diese zahllosen Nuancen der Virtualität sind mir versagt gewesen; nichts bleib mir übrig, als in linkischer Biederkeit herauszustottern, was ich gemeint hatte.«⁷

Dieser Beitrag versteht sich als ein Hinweis auf Person und Werk Fettes, der wohl am längsten dem Fitgerschen Helferkreis angehörte. Eine ausführliche Darstellung des heute unbekannten Bremer Künstlers, seines Werkes und dessen Einordnung in die lokale norddeutsche Kunstszene des ausgehenden 19. Jahrhunderts sind wünschenswert. Zugleich wäre sie ein Baustein zu der noch ausstehenden Biografie, dem wissenschaftlichen Werkverzeichnis und der kunsthistorischen Bewertung Arthur Fitgers, dessen bedeutender und umfangreicher schriftlicher Nachlass sich im Staatsarchiv Bremen befindet.⁸

»Jahrelang der erste Mitarbeiter Fitgers«⁹ – wer war Heinrich Fette? Der Bremer Pädagoge und Volkskundler Hermann Tardel sagt in seinem Artikel über Arthur Fitger in der Bremischen Biographie von 1912 über ihn: »Im Laufe der Jahre häuften sich die privaten und öffentlichen Aufträge Fitgers so sehr,

7 Arthur Fitger, Aus meinem Leben, in: Kunst für Alle 15 (1900), S. 40 - 41.

8 StAB 7,79 Nachlass Arthur Fitger. Der Nachlass enthält keine Briefe Fettes an Fitger und umgekehrt.

9 Mühldorfer, Fette (wie Anm. 2). Zu Julius Mühldorfer (1859–1903): Der in Görlitz geborene Malermeister erwarb 1890 das Bremer Bürgerrecht (StAB 2 -ad P.8.A.6. a.5 Nr. 94) und führte seitdem bis zu seinem Tod laut Bremer Adressbücher ein Atelier für Theatermalerei in Bremen. So erscheint er im Bremer Adressbuch von 1900 als »Mühldorfer, Jul. Aug. Wilh. Vincenz, Atelier für Theatermalerei, Mecklenburger Straße 25«. Mühldorfer veröffentlichte eine eigene Arbeit über Fitger, in welcher er diesen sehr positiv bewertet und die ihn als zum Umkreis Fitgers gehörig ausweist: J. Mühldorfer, Arthur Fitger, in: Velhagen & Klasings Monatshefte, März 1903. Mit Mühldorfer hat Heinrich Fette nach Aussage Fitgers den Theatervorhang für das Arbeitererholungshaus auf der kaiserlichen Werft in Kiel um 1899 gemalt, vgl.: Fitger, Fette (wie Anm. 2). Mühldorfer starb fünf Wochen nach Fette in Bremen am 26. Oktober 1903, in: Leichenbucheintragung, Buch 1903, S. 710, Online-Datenbank der Maus, Gesellschaft für Familienforschung, Bremen. Leichenbuch der Verwaltung des Friedhofs Riensberg, Bremen.



Heinrich Fette in Kostümierung, um 1890. Im Nachlass von Arthur Fitger hat sich dieses Foto und ein weiteres Bild von Fette mit folgender Widmung erhalten: »Seinem hochverehrten Freunde und Meister zur freundlichen Erinnerung von seinem getreuen H. Fette«. (Foto: StAB)

dass er sie nicht allein bewältigen konnte, sondern eine Reihe von Malgehilfen heranziehen musste, von denen sein Freund Heinrich Fette der Bedeutendste ist.«¹⁰ Fitger selber bezeichnet ihn als »meinen vortrefflichen Freund«:

»Indem ich mich der Quantität meiner Arbeiten mit einer eigentlich unstatthaften Selbstgefälligkeit rühme, fühle ich mich jedoch auch verpflichtet, einiger helfender Freunde dankbar zu gedenken, ohne deren rüstiger Mitarbeiterschaft mir solche Massenproduktion nicht möglich gewesen wäre. Ich will sie nicht alle einzeln mit Namen aufführen, zumal auf einen geschickten, wirklich helfenden in der Regel drei Trottel zu rechnen waren, deren stupendes Nichtkönnen oft schon nach wenigen Tagen zu sofortiger Auszahlung des bedungenen Quartalshonorars und zu einem Abschiede auf Nimmerwiedersehen führte. Nur meinem vortrefflichen Freund Heinrich Fette, einem bremischen Landsmanne, der seit mehr als fünfzehn Jahren sein eigenes großes Talent fast brachliegen lässt, um mir mit unerschütterlicher Treue beizustehen und mit seiner künstlerischen Gewissenhaftigkeit da nach dem Rechten zu sehen, wo meine Flüchtigkeit nur allzu gern bereit wäre, eine Hand voll Noten unter den Tisch zu werfen, möchte ich an dieser Stelle meinen herzlichen Dank aussprechen, dass seine solide, strenge rechte Hand in zahlreichen Fällen zum Gelingen des Ganzen ebenso viel getan hat, wie meine nervöse flüchtige linke.«¹¹

Johann Heinrich Joachim Fette war, wie Fitger sagt, von Geburt Bremer. Er kam am 24. Dezember 1858 als Sohn des gleichnamigen Malermeisters (1823–1894) und der Anna Margaretha Fette, geborene Meyer (1837–1887), zur Welt. Heinrich hatte vier jüngere Geschwister: 1862 folgte Johann Heinrich Ehlert, 1863 Johann Heinrich, 1865 Marie Sophie Dorothee und 1867 Gustav Ferdinand. Die Fettes waren eine alte Bremer Malerfamilie. Ob sie mit dem Bremer Maler Hans Fedden verwandt sind, der »1536 Knöpfe und Schlüssel auf dem Dache des Hauses zu Bederkesa (Burg Bederkesa – Verfasser) und ... 1542 das Malwerk auf dem Rathaus (reinigte)«¹², muss dahingestellt bleiben. Heinrichs Vater hatte 1847 sein eigenes Malergeschäft gegründet, welches er laut Bremer Adressbuch zuerst in der gr. Rosenstraße 20, später in der Schwanenstraße 24 betrieb. Von hier hatte man einen Durchgang zum Wall 95, wo die Fettes später ein zweigeschossiges Haus bewohnten.¹³

10 Tardel, Artikel Fitger (wie Anm. 1), S. 139.

11 Fitger, Leben (wie Anm. 7), S. 87. Auch an anderen Stellen hat Fitger Heinrich Fette als Freund bezeichnet: In einem Brief vom 3. April 1887 an den Architekten Martin Haller in Hamburg schreibt er: »Inzwischen hat mein Freund Fette den Streitt'schen Jagdzug sehr mit vorbereitet, so dass ich jetzt selber mich mit aller Kraft an die Ausarbeitung geben kann.« Der »Streitt'sche Jagdzug« war ein Fries im Hamburger Hotel Streit. Am 9. April 1887 fragt Fitger Haller: »Kann ich mit meinem Freund Fette, den ich zur Hamb. Kunstaussstellung eingeladen, ... im Hamburger Hof logieren?« Beide Briefe: StAB 7,79-138.

12 Johann Focke, Bremische Werkmeister aus älterer Zeit, Bremen 1890, S. 58.

13 Zum Grundstück Am Wall 95 vgl.: Rudolf Stein, Klassizismus und Romantik in der Baukunst Bremens. I. Das Gebiet der Altstadt und der alten Neustadt, der Wall und die Contrescarpe, Bremen 1964, S. 390.

Nach Karl Schäfer (1870–1942), der von 1899 bis 1910 als wissenschaftlicher Assistent am Bremer Gewerbemuseum wirkte, ließ sich der junge Fette zum Dekorationsmaler ausbilden.¹⁴ 1877 trat er »als einer der ersten Schüler des Gewerbemuseums in Direktor Töpfers Atelierunterricht ein.«¹⁵ August Töpfer (1834–1911) war seit 1873 in Bremen tätig und richtete hier die Technische Anstalt für Gewerbetreibende ein, aus der später das Gewerbemuseum hervorging und dessen Direktor er wurde. »Zuerst schuf er ein Zeichenbüro für Handwerker, dann eine Bibliothek und Vorbildersammlungen, darauf die Sammlung von alten kunstgewerblichen Erzeugnissen, die für heutige gewerbliche Bedürfnisse als Vorbild zu dienen geeignet sein sollten. Auch rief er später eine kleine kunstgewerbliche Fachschule für Maler, Bildhauer und Tischler ins Leben.«¹⁶

Nach der Ausbildung bei Töpfer, deren Hauptinhalt die Dekorationsmalerei war, brach der junge Bremer Künstler nach München auf. Hier schrieb er sich am 18. Oktober 1881 an der berühmten Akademie der Bildenden Künste im Fach Antikenklasse ein.¹⁷ Unter Wilhelm von Kaulbach und Karl von Piloty hatte die Münchener Akademie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Weltruhm erlangt. Wer seine direkten Lehrer waren, wissen wir nicht. Auch hier bildete er sich in der Dekorationsmalerei weiter. Fitger sagt darüber: »Von der Dekorationsmalerei war er ausgegangen, die Dekorationsmalerei hatte er vorzüglich in München gepflegt...«¹⁸. Das erste Jahr des Münchener Aufenthaltes konnte Fette selber bezahlen, ein zweites mit Hilfe eines Bremer Staatsstipendiums.¹⁹

Nach wohl zwei Jahren Abwesenheit kehrte Fette in seine Heimatstadt zurück und trat hier vermutlich 1883/1884 in das Malergeschäft seines Vaters ein. Schäfer berichtet, dass der junge Künstler zugleich Aktzeichenkurse am Gewerbemuseum einrichtete, dem er überhaupt durch verschiedene Tätigkeiten weiter verbunden blieb. Für Fette war es wichtig, sich stets am Objekt weiterzubilden: »Ohne ständig erneute Modellstudien gab es für ihn kein Figurenbild.«²⁰ Arthur Fitger zeichnet ihn in seinem Nachruf vom 24. September 1903 ebenso: »Wo er nicht die exaktesten Naturstudien gemacht hatte, fühlte er sich unwohl; seine Phantasie war weniger tätig als seine Beobachtungsgabe; das Modell war der Brunnen, aus dem er schöpfen musste...«²¹

14 Schäfer, Fette (wie Anm. 2). – Zu Karl Schäfer: Eberhard Lutze, Artikel Schäfer, Karl, in: *Bremische Biographie 1912–1962*, Bremen 1969, S. 435 f.

15 Schäfer, Fette (wie Anm. 2). – Zu August Töpfer: Johann Focke, Artikel Töpfer, August, in: *Bremische Biographie 1912* (wie Anm. 1), S. 490 f.

16 Focke, Töpfer (wie Anm. 15), S. 491.

17 Akademie der Bildenden Künste München, Matrikelnummer 040065: Heinrich Fette, Matrikelbuch 1841–1884.

18 Fitger, Fette (wie Anm. 2).

19 Fette erhielt 1881 ein Bremer Staatsstipendium: »5. Ein Stipendium des Unterstützungsfonds für junge Gelehrte und Künstler an den Kunstmaler Heinrich Fette mit 300 Mark per Jahr auf ein Jahr.« StAB 3-S.7.Nr.24 / Nr. 10; Fitger, Fette (wie Anm. 2).

20 Ebd.

21 Ebd.

Seit ungefähr 1884/1885 wurde Fette zu einem wichtigen Helfer Arthur Fitgers. Wann und wie er mit Fitger in Kontakt gekommen war, ist bisher unbekannt. Es kann hier nicht endgültig festgestellt werden, an welchen Werken Fitgers Heinrich Fette sich beteiligt hat.²² Unbestritten ist, dass er sich eingebracht hat.²³ Vermutlich hat er die Vorarbeiten mitgeleistet und am Schluss hier und da korrigierend eingegriffen. So sagt Karl Schäfer: »Wenn man seine Kunst beurteilen will, wird man den Theatervorhang, an dem er offenbar bloß die ausführende Hand des Fitgerschen Entwurfes war, außer Acht lassen; auch seinen Anteil an den Wand- und Deckenbildern des Künstlervereins festzustellen wird in diesem Sinne kaum lohnen.«²⁴ Der Bremer Theatermaler Julius Mühldorfer zeichnet das Verhältnis zwischen Fitger und Fette so: »Jahrelang der erste Mitarbeiter Fitgers, hatte naturgemäß seines väterlichen Freundes und Meisters großartige dekorativ-monumentale Schaffensart auch seinen Arbeiten das Gepräge gegeben. Fitger selbst hat häufig genug der bedeutenden Verdienste des Verstorbenen auf das Ehrendste gedacht. Fette aber war mehr als nur ein Helfer; in ihm steckte ein großes selbständiges künstlerisches Empfinden und Ausdrucksvermögen ...«²⁵

Um 1892 verließ Fette Bremen wieder für zwei Jahre, um sich während eines Italienaufenthaltes in Rom und Neapel weiter fortzubilden. Dazu hatte er ein privates Stipendium erhalten, dessen Geber heute unbekannt ist.²⁶ In Italien konnte er nach Schäfer »seiner rasch ausgereiften dekorativen Begabung die

22 Im Rahmen dieser Arbeit muss darauf verzichtet werden, den Briefwechsel zwischen Martin Haller – ca. 500 Briefe – und Arthur Fitger – ca. 700 Briefe – sowie den ebenfalls zum Thema wichtigen Briefwechsel zwischen Otto Knille und Arthur Fitger (StAB 7,79-15) im Hinblick auf Fette und dessen Anteil am Werk Fitgers erschöpfend auszuwerten.

23 Schäfer, Fette (wie Anm. 2): »... und an zahlreichen dekorativen Gemälden, die in den letzten Dezennien hier in Bremen, in Hamburg und an anderen Orten ausgeführt worden, hat seine kräftige Hand und seine strenge Gewissenhaftigkeit entscheidend mitgewirkt.«

24 Ebd. Zum Theatervorhang: »12. Juli 1889: Stadttheater: Vorhang. Die Deputation überreicht eine von den Malern A. Fitger und H. Fette entworfene Skizze, deren Ausführung von der Baudeputation empfohlen wird. Dieselbe enthält die bildliche Darstellung: Die Göttin der Poesie umgeben von Symbolen der ernsten und heiteren Dichtung. Zustimmung der Bürgerschaft am 17. Juli.«, in: Hubert Wania, Dreißig Jahre Bremen 1876–1905. Chronologisches Verzeichnis aller denkwürdigen Ereignisse, Bremen 1906, S. 81. Fitger schreibt dazu: »Weit weniger glücklich war er mit dem Vorhange, den er nach einer Skizze von A. Fitger unter Zuhilfenahme eines Berliner Kollegen auszuführen unternommen hatte. Für ein so schwieriges Problem reichte seine Erfahrung nicht aus; sein Schönheitsgefühl ließ ihn im Stiche und mancherlei Verdruss begleitete seine angestrenzte Mühe. ... Der Bremer Vorhang ist eine Scharte auf der sonst so blanken Klinge seiner Malereien; er selbst empfand das tief und mochte ihn nicht mehr nennen hören.« Fitger, Fette (wie Anm. 2).

25 Mühldorfer, Fette (wie Anm. 2).

26 Fitger, Fette (wie Anm. 2): »... und in später Zeit verdankte er es der Hochherzigkeit eines hiesigen Kunstfreundes, einen fast zweijährigen, sorglosen Aufenthalt in Italien nehmen zu können.«

Abrundung geben, die ihn zu künstlerischer Selbständigkeit befähigte«. ²⁷ Und Arthur Fitger resümiert anlässlich einer Besprechung von Fettes Illustrationen zu Wilhelm Hauffs Phantasien im Bremer Ratkeller ²⁸ darüber wohlwollend: »Fette steht im Begriff, nachdem er noch einige Porträts vollendet haben wird, bei denen es ebenso wenig wie bei seinen früheren Arbeiten auf Schönfärberei und Modejournalspesen abgesehen ist, einen längeren Studienaufenthalt in Italien zu nehmen; der klassische Boden von Rom hat noch keinem, der ernstlich danach gerungen hat, die künstlerische Läuterung und Weisung versagt ...«. ²⁹ In Rom malte Fette dann eine Anzahl »größerer Ölgemälde« für das Haus der Bremer Freimaurerloge »Zur Hansa«. ³⁰ Es ist möglich, dass Fettes unbekannter Förderer Bruder dieser Loge war – vielleicht aber auch Fitger selber.

Überblickt man die große Anzahl von Fitgers Arbeiten, insbesondere die Raumausmalungen, wird die hohe Wertschätzung dieses Künstlers vor allem durch das Bremer, aber auch durch das Hamburger Bürgertum sowie anderer Auftraggeber der damaligen Zeit deutlich. Tardel bemerkt daher im Hinblick auf Fitgers umfangreiches Werk und dessen Helferkreis: »Nur so erklärt sich der kolossale Umfang seiner Malereien – er scherzt selber einmal über die Kilometer Frieskompositionen, die Hektare Plafondbilder, die Hunderte allegorischer Gestalten und die Tausende von Putten, die er auf Leinwand gesetzt hat.« ³¹ Fitger hat diese große Anzahl von Wandgemälden, die zumeist auf Rahmen gezogen an die Wände gesetzt wurden, bis 1890 in seinem Atelier oben im Rutenhof am Domshof geschaffen. Heute steht auf dem Grundstück des ehemaligen Rutenhofs, 1873–1875 als Geschäfts- und Bürohaus von dem Baumeister Lüder Rutenberg erbaut, einer der großen Bremer Auftraggeber Fitgers, das Gebäude der Bremer Landesbank. Ab 1890 arbeitete Fitger in dem großen Atelier seines neu erbauten Hauses in Bremen-Horn (damals Horn bei Bremen), das auf dem Grundstück Ecke Schwachhauser Heerstraße / Bürgermeister-Spitta-Allee stand. ³² Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das durch Einquartierung mitgenommene Haus nach einem Brandschaden leider abgerissen. ³³

27 Schäfer, Fette (wie Anm. 2).

28 Arthur Fitger, Eine neue illustrierte Ausgabe von Hauffs Phantasien im Bremer Ratkeller, in: Weser-Zeitung vom 12. April 1892. Fette illustrierte Hauffs Märchen in der Ausgabe von Felix Bobertag 1891 mit zwei Darstellungen. Ebenfalls 1891 hatte er davon die Zeichnung »Im Bremer Ratkeller. Anknüpfend an Wilhelm Hauffs »Phantasien« in der Zeitung »Über Land und Meer. Deutsche Illustrierte Zeitung« 1891, S. 310, veröffentlicht. Diese Darstellung zeigt den Autor Wilhelm Hauff im Ratkeller an einem Tisch stehend inmitten einer sitzenden Gesellschaft aus dem 18. Jahrhundert.

29 Fitger, Eine neue illustrierte Ausgabe (wie Anm. 28).

30 Mühldorfer, Fette (wie Anm. 2).

31 Tardel, Artikel Fitger (wie Anm. 1), S. 139.

32 Georg von Lindern, Der Lebensweg des Künstlers, in: Lindern, Fitger (wie Anm. 1), S. 19: »Nach eigenen Plänen wurde 1890 in Horn bei Bremen ein geräumiges Künstlerheim gebaut. Tag für Tag wurde im großen Atelier – oft mit vier Hilfskräften – gearbeitet, und die Zahl der hier entstandenen Schöpfungen ist erstaunlich groß.«

33 Günter Busch, Vorwort zu Lindern, Fitger (wie Anm. 1), S. 9.

Aufgrund des Fitgerschen Werkverzeichnis von Helmut Wocke³⁴ kann Fette an folgenden Aufträgen beteiligt gewesen sein (Fitger sagt 1900: »Seit mehr als fünfzehn Jahren« – beginnen wir mit dem Jahr 1885):

- 1885: Dekoration im Hause von Georg Plate, Bremen
- 1885: Zwei Plafonds (Deckengemälde) im Hause Emil Hasse, Altona
- 1885: Fassade der Kaiser-Brauerei in Hamburg
- 1885/1886: Wandgemälde im Treppenhaus der Hamburger Kunsthalle
- 1886: Oberon und Titania. Deckengemälde im Hause Eduard Behrens, Hamburg
- 1886: Deckengemälde im Speisesaal des Hauses H. Kellner, Bremen
- 1887: Drei große Wandgemälde im Speisesaal von »Streit's Hotel«, Hamburg
- 1887: Plafond und Wandgemälde im Hause Emil Plate, Bremen
- 1887: Plafond und Wandgemälde im Hause Theodor Hoffmann, Bremen
- 1888: Wandgemälde im Hause Plaut, Hamburg
- 1888: Zwei Wandgemälde im Hause Baron Ohlendorff, Hamburg
- 1888: Plafonds im Hause Fritz Achelis, Bremen
- 1888: Plafond im Hause Baron Rainach, Frankfurt am Main
- 1888: Wandgemälde im Rutenstift, Bremen
- 1889: Dekoration und Wandbilder auf dem Dampfer »Kaiser Wilhelm II«
- 1889: Vierzehn Bilder für den Speisesaal des Herzogs von Meiningen, Altenstein
- 1890: Vestibül im Hause H. Kellner, Bremen
- 1890–1892: »Import« und »Export« – Zwei Friese auf der Galerie der Neuen Börse, Bremen
- Um 1890: Lünetten im Ruheraum des russisch-indischen Bades, Badeanstalt, Bremen
- Um 1890: Wandmalereien im Speisesaal des Hauses Gustav Lahusen, Bremen
- 1892: Fries im Konfirmandensaal des Dompredigers Volkmar Schluttig, Bremen ?
- 1892: Aus dem »Sommernachtstraum« – Wandgemälde im Schloss Rickmers, Horn ?
- 1894: Darstellungen deutscher Volksmärchen im Hause Hachez, Bremen
- 1895: Gemälde im Remter des Ratskellers, Hamburg
- 1895–1897: Gemälde im Hamburger Rathaus (Kaisersaal, Senatstreppe, Phönixsaal)
- 1896: Deckengemälde für das Haus der Dynamitgesellschaft, Hamburg
- 1896: Zwei Friese im Schloss des Herzogs zu Meiningen, Heldburg / Thüringen
- 1897: Darstellungen aus »Figaros Hochzeit« im Hause Wätjen, Bremen
- 1897: Gemälde im Postmuseum, Berlin
- 1898: Gemälde »Anbetung der Könige«, St. Petri Dom, Bremen

34 Wocke, Fitger (wie Anm. 1), S. 141 ff. Seit über 100 Jahren steht ein wissenschaftliches, malerisches und zeichnerisches Werkverzeichnis Fitgers aus.

- 1898: Gemälde »Grablegung Christi«, St. Petri Dom, Bremen
- 1898: Gemälde im Repräsentationssaal des Schlosses zu Oldenburg
- 1898: Fries im Hause Frese, Bremen
- 1898/1899: Gemälde im Schütting zu Bremen
- 1898: Gemälde im Festsaal des Künstlervereins, Bremen

Hier kann als fest bezeugt gelten, dass Fette 1888 an der Ausmalung des Saales im Rutenstift beteiligt war, das der bekannte Baumeister Lüder Rutenberg gleich links neben der Friedenskirche an der Humboldtstraße errichtet hatte und welches aus zwanzig Häusern für bedürftige Familien sowie einem Versammlungssaal bestand.³⁵ Die Kunstchronik führt 1889 über Fettes Beteiligung dort aus:

»Arthur Fitger hat kürzlich im Saale des sog. Rutenstifts zu Bremen im Auftrage des Herrn L. Rutenberg daselbst eine Reihe von Wandgemälden vollendet und damit die Stadt um eine weitere Sehenswürdigkeit bereichert. In sieben Temperagemälden stellt der Künstler die Werke der Barmherzigkeit dar und zwar in einer sittenbildlichen Auffassung. So hat er das Liebeswerk, Durstige zu tränken, veranschaulicht durch einen jungen Landsknecht, der dem verwundeten Kameraden im Helm Wasser herbeiholt. Ein Ackersmann, der von seiner Pflügerarbeit ausruht und mit einer wandernden Zigeunerin nebst deren Kind sein Brot teilt, illustriert die Speisung der Hungrigen usw. Diese Gemälde sind von reichen Flachornamenten eingefasst, die Decke des Saals ist mit strengem Flachornament geschmückt. Die Entwürfe zu diesem Schmuckwerk rühren von Heinr. Fette her. Sie bekunden ebenso durch die Fülle der Formen wie durch die weiche Harmonie der Farben das reiche Talent des jungen Künstlers, der durch den Plafond des Stadttheaters bereits die Aufmerksamkeit auf sich zog.«³⁶

Wahrscheinlich hat Heinrich Fette sich auch an der Ausführung der Gemälde selbst im Rutenstift beteiligt. Möglicherweise ist sein Bruder, der Bremer Malermeister Ehlert Fette, ebenfalls zeitweise zum Helferkreis um Fitger zu rechnen. Um die Jahrhundertwende scheint Fette dann allerdings eigenständiger geworden zu sein. Der ein Jahr jüngere Julius Mühldorfer resümiert in seinem Nachruf darüber:

»Lebhaften Anteil nahm er an dem kräftigen Ringen und Regen unserer Tage auf dem Gebiete der Kunst – und wenn er nicht lärmend offen Partei nahm und sich im Kunstkampf vordrängte, so war es wiederum sein Feingefühl, seine vornehme Bescheidenheit und die Pietät gegen den verehrten Meister, die ihn davon abhielt. Hatte er sich doch in den letzten Jahren längst künstlerisch frei gemacht und wie jeder wahre Künstler sich zu eigener Auffassung, Naturanschauung und Technik durchgerungen.«³⁷

35 Vgl. Herbert Schwarzwälder, Das Große Bremen-Lexikon Bd. 2, Bremen 2003, S. 751.

36 Kunstchronik. Beiblatt zur Zeitschrift für bildenden Kunst und zum Kunstgewerbe 24 (1889), Sp. 285.

37 Mühldorfer, Fette (wie Anm. 2).

Was aber hat nun der Künstler Heinrich Fette neben der aufopferungsvollen und fruchtbaren Zusammenarbeit mit Arthur Fitger eigenständig geschaffen? Mit Sicherheit stammten von ihm die in Rom gefertigten Gemälde für die Freimaurerloge »Zur Hansa« (1892/93), deren Verbleib ungeklärt ist, sowie die Deckenmalereien im Vestibül des Gewerbemuseums (1898)³⁸, das Hafenbild in der Eingangshalle des Schüttings (1898/1899)³⁹ – alle im Zweiten Weltkrieg zerstört – und vier große Gemälde für den Festsaal des Arbeitererholungshauses auf der kaiserlichen Werft in Kiel (1900–1902)⁴⁰, deren Verbleib unbekannt ist. Die Wandgemälde zeigten Motive aus dem maritimen historischen Umfeld Kiels: Eines stellte einen Wikingerüberfall dar, ein zweites eine Kieler Werft, auf welcher ein Seekreuzer erbaut wird, und ein drittes zeigt einen Fackelzug der Kieler Werftarbeiter vor dem Kaiser. Diesem Auftrag voraus ging die Ausführung des Bühnenvorhangs des Festsaals mit Julius Mühldorfer. Die Aufträge hatte der Bruder des Bremer Wasserbaudirektors Ludwig Franzius, der Geheime Admiralitätsrat Georg Franzius (1842–1914)⁴¹ in Kiel, Fette verschafft.⁴² Der Künstler schuf diese Gemälde in seinem Atelier oben im Haus des Künstlervereins an der Domsheide.⁴³

Bis in unsere Gegenwart hinein haben sich in Bremen zwei großformatige Gemälde Fettes erhalten: Im Eingangsbereich der Bremer Stiftung Alten Eichen von 1596 hängen von Fette die beiden großformatigen Gemälde »Christus bei Maria und Martha«⁴⁴ und »Lasset die Kindlein zu mir kommen«,

38 Schäfer, Fette (wie Anm. 2). Das Gewerbemuseum wurde 1873 gegründet und 1877/1878 in einem Gebäude von Friedrich Wilhelm Rauschenberg in der Kaiserstraße (heute: Bürgermeister-Smidt-Straße) untergebracht. 1898 / 1899 wurde es erweitert. In diesem Zusammenhang hat Heinrich Fette das Vestibül ausgemalt. Vgl.: Schwarzwälder, Das Große Bremen-Lexikon 2003, Bd. 1, S. 307. Fitger sagt über diese Ausmalungen: »Besondere Ehre und Freude war es ihm, das Vestibül unseres Gewerbemuseums zu malen. Als ehemaliger Zögling der Kunstgewerbeschule musste er einen doppelten Reiz empfinden, nunmehr mit gereifter Kraft zu zeigen, was er geworden war. Diese Malereien sind in ihrer Zeit an anderer Stelle sehr freundlich beurteilt worden; wir unsererseits zählen sie nicht zu seinen besten; die allegorischen Damen und ihre unvermeidliche Puttibegleitung lagen ihm nicht so bequem wie die Momente des wirklichen Lebens.« Fitger, Fette (wie Anm. 2).

39 Schäfer, Fette (wie Anm. 2). Zur Renovierung des Schüttings 1895–1899 vgl.: Peter Hahn, 450 Jahre Haus Schütting. Sitz der Handelskammer Bremen, Bremen 1988, S. 65 ff.

40 Schäfer, Fette (wie Anm. 2); Fitger, Fette (wie Anm. 2).

41 Anneliese Kunstreich, Artikel Franzius, Georg Albrecht Nicolas Ludwig Friedrich, in: Martin Tielke (Hrsg.), Biographisches Lexikon für Ostfriesland, Bd. 3., Aurich 2001, S. 145–148.

42 Fitger, Fette (wie Anm. 2): »Admiralitätsrat Franzius, der Gründer und die Seele jenes Kieler Etablissements, war durch die Bremer Leistungen auf Fette aufmerksam geworden ...«.

43 Schäfer, Fette (wie Anm. 2).

44 Abgebildet in: Die Macht der Nächstenliebe. Einhundertfünfzig Jahre Innere Mission und Diakonie 1848–1998, Ausstellungskatalog, S. 147.

beide nach Angelika Timm wohl ursprünglich bestimmt für den Betsaal des neuen Waisenhauses der Stiftung in Bremen-Horn, das 1904 bezogen wurde.⁴⁵

Heinrich Fette hat neben den genannten und wohl anderen, heute unbekannten großformatigen Ausmalungen von Sälen auch kleinere Gemälde geschaffen.⁴⁶ Zwei dieser Bilder stellte er im Bremer Kunstverein aus, in dessen Eigentum sich heute kein Werk Fettes befindet: So weist der Katalog der Großen Gemäldeausstellung 1892 ein unverkäufliches Porträt aus, der des Jahres 1900 ein Bild mit dem Titel »Marine, 1100 M.«.⁴⁷

Auch als Zeichner sowie als Illustrator machte Fette sich einen Namen: 1891 veröffentlichte er neben der oben genannten Darstellung »Im Bremer Ratskeller. Anknüpfend an Wilhelm Hauffs »Phantasien im Bremer Ratskeller« den Holzschnitt »Der Ratskeller zu Bremen«.⁴⁸ Er zeigt verschiedene Räumlichkeiten und bekannte Besucher wie Matthias Claudius, Victor v. Scheffel und Wilhelm Hauff. Dennoch: Sein Werk ist heute kaum fassbar. Arthur Fitger sagt:

»Fettes Arbeiten sind nicht sonderlich von dem Stern der Popularität begünstigt worden: wir haben schon erwähnt, wie oft er seine Kraft an die zweite Stelle treten ließ; eine Anzahl eigener Gemälde hat das Schicksal, zur Ausschmückung von Freimaurerlogen, mithin für das große Publikum unzugänglich, geschaffen worden zu sein. ... So stellte er so gut wie niemals seine Staffeleigemälde öffentlich aus.«⁴⁹

Heinrich Fette war viele Jahre eine rechte Hand Arthur Fitgers. Über die menschlichen Beziehungen der beiden Männer wissen wir nichts weiter, als dass sie neben der malerischen Tätigkeit auch eine Freundschaft verbunden haben muss, wie Fitger selber sagte. 1891/1892 traten in den Kreis der Fitger'schen Helfer der Maler und spätere bekannte Buchillustrator Kunz Meyer und um 1895 der junge Niederländer Cornelis Jetses ein, später ebenfalls ein bekannter Maler und Buchillustrator in den Niederlanden. Dieser studierte seit 1894 an der Bremer Gewerbeschule. Anlässlich eines Besuches dort lernte Fitger den jungen Kunststudenten kennen und lud ihn spontan mit diesen Worten zur Mitarbeit bei ihm ein: »Sie haben schon gewonnenes Spiel. Wollen Sie mein Schüler werden?«⁵⁰ Fitger dominierte als unangefochtene Autorität in seinem Mitarbeiterkreis, ohne den er sein immenses Werk niemals hätte

45 Angelika Timm, 400 Jahre. Vom Roten Waisenhaus zur Stiftung Alten Eichen 1596–1996. Die Geschichte eines Bremer Kinderheims, Bremen 1996, S. 65.

46 So berichtet Arthur Fitger 1892 von einigen Porträts, die Fette noch fertigstellen wolle, in: Fitger, Eine neue illustrierte Ausgabe (wie Anm. 28).

47 Katalog der achtundzwanzigsten Großen Gemälde-Ausstellung des Kunstvereins in Bremen, eröffnet am 1. März 1892, Bremen 1892, S. 18; Katalog der zweiunddreißigsten Gemälde-Ausstellung des Kunstvereins in Bremen, 15. Februar bis 15. April 1900, Bremen 1900, S. 12. Freundliche Auskunft von Herrn Thomas Schrader, Kunsthalle Bremen.

48 In: Über Land und Meer. Deutsche Illustrierte Zeitung 1891, S. 313.

49 Fitger, Fette (wie Anm. 2).

50 Niemeijer, Jetses (wie Anm. 4), S. 45.

schaffen können. Kunz Meyer resümiert 1900 über Heinrich Fette und Cornelis Jetses in der Zeitschrift »Die Kunst für alle« 1900:

»Dass bei dieser vielseitigen, umfangreichen Tätigkeit Fitgers nicht jeder Strich von seinem Pinsel stammen kann, ist selbstverständlich, und es ist ganz im Sinne von Fitgers nobler Natur, dass es hier erwähnt wird, wie treu ein jüngerer Bremer Künstler, Heinrich Fette, ihm schon seit längeren Jahren mit seiner Kunst zur Seite steht. Daneben auch mit eigenen Arbeiten beschäftigt, ist Fette der ständige Freund und Mitarbeiter im Atelier Fitgers, der mit großem Verständnis den Spuren von Fitgers Kunst folgt und sie begleitet. Während aber H. Fette schon nach einigen Studien an der Münchener Akademie in den Bannkreis Fitgers trat, hat sich zu ihm seit einigen Jahren noch ein junger, talentvoller Holländer gesellt, Corn. Jetses, der als Lithograph ausgebildet, vor einigen Jahren auf Fitgers Veranlassung sich zum ersten Male schüchtern mit Leinwand und Farbe versuchte. Es wäre ungerecht gegen Fitger, wenn man unerwähnt lassen würde, in welcher überraschenden Weise sich hier sein Einfluss geltend gemacht hat. Aus dem peinlich gewissenhaften Lithographen ist in einigen Jahren ein freier Künstler geworden, der mit sicherem Strich und breitem Pinsel den Wegen seines Meisters folgt. Hier zeigt sich ein überraschendes Resultat der Begabung Fitgers, die das Gute erkennend, es mit sich fortreißt und zu immer höheren Höhen. Möge es den beiden genannten jungen Künstlern noch lange beschieden sein, im anregenden Verkehr mit Fitger in der Nähe der Flamme seines Geistes zu weilen, sich nicht an ihr versengend, im Genusse ihres Lichtes und ihrer Wärme im eigenen Boden zu wachsen und zu gedeihen und schließlich eigene schöne Blüten zu treiben.«⁵¹

Ganz so einfach mit Fette war es dann doch nicht für Kunz Meyer! In Briefen an Arthur Fitger im Jahr 1899 – also kurz vor seiner Veröffentlichung »Arthur Fitgers malerische Schöpfungen« im Jahr 1900 – spricht Meyer eine andere und wohl ehrlichere Sprache. Es ging darum, wen von seinen Bremer Helfern Fitger Kunz Meyer zur Seite stellen solle, um die Grundlagen zur Darstellung des heiligen Georgs an der Fassade des Turmes auf der Heldburg bei Meiningen zu legen. Herzog Georg II. von Sachsen-Meiningen – im Volksmund auch der Theaterherzog genannt⁵² – hatte Fitger mit der Ausführung betraut.

51 Kunz Meyer, Arthur Fitgers malerische Schöpfungen, in: Die Kunst für Alle 15 (1900), S. 138.

52 Vgl. den Briefwechsel zwischen Arthur Fitger und der Herzogsfamilie von Sachsen-Meiningen, StAB 7,79-25-30. Georg von Lindern sagt über das Verhältnis Fitgers zu Herzog Georg II. von Sachsen-Meiningen: »Mit ›Adalbert von Bremen‹ und dem interessanten Nachspiel ›Hie Reich! Hie Rom‹ und der ›Hexe‹ (1876 / Verfasser) bringt er kraftvolle Dramen auf die Bühne, die sich gegen die Kirchengewalt wehren. Gerade das Kulturkampfdrama ›Die Hexe‹ wurde zu einem Ereignis, das Fitger für alle Zeiten zum ›Dichter der Hexe‹ abstempelte, obwohl spätere Werke noch bedeutender waren. Die ›Hexe‹ eroberte sich bald viele Bühnen des In- und Auslandes. ... Der freimütige und kunstfreudige ›Theaterfürst‹, Herzog Georg II. von Sachsen-Meiningen, ließ die ›Hexe‹ immer wieder von seiner Meiningen Musterbühne aufführen, und es galt als besonders

Der hatte daraufhin seinen früheren Mitarbeiter Kunz Meyer, nun in München wohnhaft, zur Heldburg geschickt, um den Auftrag zu beginnen. Dafür benötigte Meyer jedoch Hilfe aus Bremen. Also fragte er seinen früheren Lehrer Arthur Fitger, wen er schicken wolle. Mehrfach beschäftigte Meyer sich in seinen Briefen daher mit Heinrich Fette, so ausführlich in einem Brief vom 2. April 1899 aus München:

»Ich habe nun die Zeit über schon manchmal über die kommende Zeit in Heldburg nachgedacht u. mich mit der ganzen Sache immer mehr u. mehr befreundet. Eine Schwierigkeit sehe ich nur. Sie liegt nicht in der Arbeit, auf die ich mich freue u. die ich zu Ihrer u. des Herzogs Zufriedenheit zu genügen hoffe; sondern sie liegt in der Person des Kollegen Fette; auch hier nicht in Bezug auf die Arbeit; denn er hat schon ... mit Kainschen Farben gemalt u. ich bin fest überzeugt, dass wir so gut zusammen arbeiten können, dass man nicht zwei Handschriften erkennen wird; ich meine vielmehr das Zusammen-sein außerhalb der Arbeit. Herr Fette ist ein verschlossener, zurückhaltender Mensch, der dabei eine große Empfindlichkeit besitzt, u. diese fühle ich, besonders, wenn der Herzog sich uns gegenüber verschieden geben sollte. Da fühle ich mich mit Herrn Jetses schon leichter; aber ich begreife auch, dass Sie ihn lieber in Bremen behalten. Ich werde mir natürlich Fette gegenüber die größte Mühe geben u. hoffe, dass alles glatt gehen wird, aber einige Sorge habe ich in der Beziehung doch.«⁵³

Schließlich schreibt Kunz Meyer aus Heldburg am 9. Juli 1899 nach Vollen-dung des großen Außenwandgemäldes an Fitger, nachdem Jetses, wohl auch Fitger selber und möglicherweise zeitweise Fette an dem heute restaurierten Giebelgemälde gearbeitet hatten:

»Für Herrn Fette habe ich nach der Heldburger Episode noch weniger übrig, als vorher u. werde jedenfalls in Zukunft jede Gelegenheit vermeiden, mit ihm irgendwie, sei es als Mensch oder als Künstler, in Konkurrenz zu treten. In dem Artikel über Sie soll er aber seinen Honig haben! Meine Schwierigkeiten beim Malen waren auf die rohe, anstreicherhafte Untermalung u. Aufzeichnung des Herrn F. zurückzuführen. Na! Gott verzeih mir, wenn ich ihm Unrecht tue; ich hab nun einmal die Antipathie!«⁵⁴

Heinrich Fette hörte zu den Stillen im Lande. Hören wir noch einmal Karl Schäfer: »Heinrich Fette hat nie nach hohen Lorbeeren in der Kunst gekämpft;

rühmlich, die ›Hexe‹ in einer Gastspiel-Darstellung der durch ganz Deutschland ziehenden Meininger Schauspieler gesehen zu haben. Georg von Meiningen heiratete übrigens in dritter Ehe die oldenburgische Schauspielerin Ellen Franz, die dann zur ›Freifrau von Heldburg‹ erhoben wurde. Zwischen dem fürstlichen Ehepaare und Fitger entwickelte sich eine so innige Freundschaft, dass ständig Briefe wechselten, gegenseitige Besuche keine Seltenheit mehr waren und einmal eine gemeinsame Reise nach England unternommen wurde.« Georg von Lindern, Lebensweg, in: Lindern, Fitger (wie Anm. 1), S. 23 f.

53 Kunz Meyer an Arthur Fitger am 2. April 1899, in: StAB, 7,79-18.

54 Kunz Meyer an Arthur Fitger am 9. Juli 1899, ebd.

er tat als tüchtiger Mann seine Pflicht, ohne Pathos, ehrlich und gründlich ...«.⁵⁵ Neben seiner eigenen Kunst, die heute weitgehend unbekannt ist, ist Fette als ein wichtiger Mitarbeiter Arthur Fitgers interessant. Er hatte ausführend Anteil am Bremer Kunstbetrieb jener Zeit, die heute unter dem Stichwort »Historismus« oft allzu schnell abqualifiziert wird. Nach Fitgers eigenen Worten bewahrte ihn Fette hier und da vor sogar oft vor Flüchtigkeit, und so gebührt diesem durchaus Anteil am Ruhm der Fitgerschen Kunst.

Heinrich Fette starb am 20. September 1903 in der Schwanenstraße 47 (früher Schwanenstraße 24) und wurde am 24. September auf dem Riensberger Friedhof beigesetzt. Er war 44 Jahre alt geworden. Die Todesursache ist nicht bekannt. Die Todesanzeige lautete:

»Nach kurzer schwerer Krankheit
hat der unerbittliche Tod uns
unseren lieben Bruder und Schwager

Heinrich

genommen.

Elert Fette und Frau
Johann Fette und Frau
Marie Fette
Gustav Fette

Bremen, 22. Sept. 1903

Die Beerdigung findet am Don-
nerstag 10 ½ Uhr von der Kapelle
d. Riensberger Friedhofs aus statt.⁵⁶

Julius Mühldorfer berichtet zwei Tage später in seinem Nachruf: »Gestern morgen begruben wir ihn. Hell und warm schien die Sonne auf die reiche Fülle der Blumen- und Kranzspenden, die den Sarg deckten, als wollte sie durch ihren herbstlichen milden Kuss ebenfalls Abschied nehmen von dem, dem Licht und Sonne in seinem Künstlerberuf Lebelement war, und der so oft mit Meisterhand des allbelebenden Gestirns wunderprächige Wirkung in seiner unendlichen Mannigfaltigkeit auf seinen Bildern und Skizzen wiedergegeben hatte.«⁵⁷

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Bremer Familie Fettes. Die alte handwerkliche Malertradition der Familie setzte Heinrich Fettes Bruder Ehlert

55 Schäfer, Fette (wie Anm. 2).

56 Bremer Nachrichten vom 22. September 1903, Zweites Blatt; Weser-Zeitung vom 23. September 1903, Zweite Morgenausgabe.

57 Mühldorfer, Fette (wie Anm. 2).

fort, der das väterliche Geschäft neben der Schwanenstraße auch in der Goethestraße 36 sowie später in der Humboldtstraße 116 betrieb. Er war mit Adelheid Wrissenberg verheiratet, einer Tochter des Rohproduktenhändlers Hermann Heinrich Wrissenberg. Adelheid Fette, geborene Wrissenberg, war eine Schwester des Großvaters des Verfassers dieser Erinnerung und somit eine Schwippschwägerin Heinrich Fettes. Das Ehepaar Ehlert und Adelheid Fette hatte vier Kinder, darunter Helmut und Herbert. Beide wurden wie ihre Vorfahren Malermeister: Helmut übernahm das Familiengeschäft in der Humboldtstraße, während Herbert 1933 das bekannte Malergeschäft »Abraham Joseph Neumark« von dem Malermeister Max Neumark weiterführte. Dieses wurde nicht arisiert, sondern war bereits durch die Weltwirtschaftskrise in Mitleidenschaft gezogen worden.⁵⁸ Die Malergeschäfte von Helmut und Herbert Fette waren bekannt und geachtet. Beide überstanden den Zweiten Weltkrieg; heute bestehen sie nicht mehr.

Heinrich Fettes zweitjüngerer Bruder Johann Heinrich (1863–1928) war Schlossergeselle und mit Doris Emilie Karoline Fette, geborene Jacobsen, verheiratet. Die einzige Schwester Marie (1865–1916) blieb unverheiratet – möglicherweise hat sie ihrem Vater nach dem Tod der Mutter 1887 und später dem älteren Bruder Heinrich den Haushalt im elterlichen Haus in der Schwanenstraße geführt. Der jüngste Bruder von Heinrich Fette, Gustav Ferdinand (1867–?), betrieb als selbständiger Schlossermeister eine Kunstschmiedewerkstatt in der Bauernstraße 4 im Bremer Steintorviertel und war spezialisiert auf Grundstücksgitter. Er wohnte Am Wall 95. Nachforschungen zu heute lebenden Nachkommen der Familie Fette führten bisher zu keinem Ergebnis.

Die Fettes waren als Handwerker durchaus renommiert. Dafür spricht, dass sie mit ihrer Malerwerkstatt 1899 während der Umgestaltung und Restaurierung des Schüttings im Auftrage des Dombaumeisters Ernst Ehrhardt (1855–1944) umfangreiche Arbeiten ausführten. Die im Archiv der Handelskammer aufbewahrte Abrechnung mit dem Kopf: »Rechnung, H. Fette, Maler, Goethestr. 36, Schwanenstraße 24, Atelier zur Auslieferung stylgerechter Decorationsmalereien – Anstreicherarbeiten« sagt darüber: »Das Sandsteinportal abgebeizt und ausgebessert: 145 Reichsmark / Die Wände abgebeizt, gestrichen und mattiert: 90 Reichsmark / Das sämtliche Holzwerk abgebeizt als: Treppen, Treppengeländer, Türen, ... und Windfang, dasselbe geölt, verkittet und lackiert: 315 Reichsmark. Zusammen: 550 Reichsmark« Dombaumeister Ehrhardt bescheinigte am 27. Februar 1899 die Richtigkeit der Ausführung; der Malermeister Ehlert Fette quittierte am 11. März 1899.⁵⁹ Die Fettes waren also als Kunst- und Dekorationsmaler, Malermeister und Schmiedemeister in ein berufliches Netzwerk eingebunden, das sie auch mit Arthur Fitger, August Töpfer, Karl Schäfer, Hermann Tardel, Ernst Ehrhardt und deren Umfeld verband.

58 Zu Max Neumark und dessen Malergeschäft: Günther Eisenhauer, Artikel Richard Neumark und seine Familie, in: Lebensgeschichten. Schicksale Bremer Christen jüdischer Abstammung nach 1833. Hospitium Ecclesiae. Forschungen zur Bremischen Kirchengeschichte 23 (2006), S. 170–180.

59 Archiv der Handelskammer Bremen, H II 1, Bd. 4 (25./27. Februar 1899).

Die Kunst Fitgers gehört heute der Vergangenheit an. Bereits am Ende seines Lebens hatte er sich und seine Welt überlebt. Ein neues Jahrhundert war angebrochen. Gustav Pauli, der junge Direktor der Bremer Kunsthalle, wandte sich vehement den damals ebenfalls jungen Malern und Malerinnen Worpswedes sowie dem französischen Impressionismus zu⁶⁰ und erwarb hier für Bremen wichtige und richtungsweise Werke. Dagegen bezog Fitger als langjährige Autorität der alten Kunst in vielfachen Rezensionen in der Weser-Zeitung, deren Chefredakteur sein Bruder Emil Fitger war, eindeutig Stellung. Am bekanntesten ist seine vernichtende Kritik über das Schaffen der jungen Paula Becker.

Aber seine Zeit war abgelaufen und damit sein Nachruhm begrenzt. Gleichwohl besitzt seine Kunst auch heute noch etwas Mitreißendes, Heiteres, Tiefgründiges und manchmal auch Skurriles.⁶¹ Fitger selber schrieb von sich und seiner Kunst 1896 in der ihm eigenen knorrigen Art an einen unbekannten Empfänger, dem er seine Porträtphotographie auf dessen Wunsch hin zusandte:

»Sie werden nach meinen Dichtungen vielleicht eine grämliche Physiognomie erwartet haben! Allein die Dichtung ist nur die eine Hälfte meines Wesens, die andere ist die Malerei, und da bin ich ein freudiger Heide, ein Feind unserer sozialpietistischen Misuraapostel, einer der noch an Makart und nackte Weiber glaubt. Es würde mich freuen, wenn Sie auch von diesem Faktor Spuren in meinen Zügen zu erkennen vermöchten.«⁶²

60 Pauli sagt über Arthur Fitger: »Die schwelgerische Art seines Talents, der sich eine Neigung zu Anzüglichkeiten eigentümlich verband, ließ ihn als einen Geistesverwandten des fatalen Wilhelm Kaulbach erscheinen. Die leicht gebärende Phantasie erlaubte beiden ein behendes Schaffen, nur freilich in oberflächlichen und gleichzeitig einschmeichelnd gefälligen Formen. Die scheinbare Schöpferkraft stützte sich in den einem Falle auf Cornelius, in dem anderen Falle (Fitger) auf Hans Makart. Beide ernteten bei ihrem Publikum klingende Erfolge – ohne dass sie sich dadurch selbst befriedigt fühlten. Denn auch dieses hatten diese beiden Tagesgrößen gemein, dass sie im Grunde wohl wussten, was an ihnen war oder nicht war, und ihre Lobredner insgeheim entsprechend einschätzten. Wer sich selber so durchschaut, den kann keine Anerkennung sättigen, vielmehr entlädt sich das heimliche Missvergnügen entweder in sarkastischer Welt- und Menschenverachtung oder in hämischer Kritik der glücklicheren Genossen.« Gustav Pauli, *Erinnerungen aus sieben Jahrzehnten*, Tübingen 1936, S. 156.

61 Der Hamburger Architekt Fritz Schumacher mahnt 1935 in seinen *Erinnerungen*: »Zur Zeit wird Fitger in Bremen erheblich unterschätzt. ... Als die Malerei der Zeit anfang, mit der Natur zu ringen, sah er darin nur den Abfall vom Idealen. Der Erfolg der »Worpsweder« war ihm unbegreiflich. Seine maßlose Kritik beim ersten Auftreten Paula Becker-Modersohns ist historisch geworden. Obgleich die Bremer die Künstlerin damals ebenso wenig verstanden, gehört es seitdem zum guten Ton, über den Maler Fitger die Achseln zu zucken. ... Vielleicht führt das wachsende Interesse für Wandmalerei allmählich wieder zu einer gerechteren Beurteilung der positiven Seiten in Fitgers Künstlertum.« Fritz Schumacher, *Stufen des Lebens. Erinnerungen eines Baumeisters*, Stuttgart und Berlin 1935, S. 395.

62 Brief Arthur Fitgers vom 15. September 1896 an einen unbekannten Adressaten anlässlich der Zusendung seiner vom Adressaten gewünschten Porträtphotographie.

Dieser Fitgerschen Welt aus »Makart und nackten Weibern« war der eher realistische Fette über Jahre hin verhaftet und verpflichtet, bevor er sich von Fitger langsam zu lösen begann. Wohl mag die übergroße Anzahl von Putten dem Werk Fitgers heute eher Abbruch tun und es hier und da in die Nähe des allzu Gefühlsseligen rücken – dennoch ist es Ausdruck einer Zeit, welche von einem Fortschrittsglauben geprägt war und doch zugleich auf die Katastrophe des Ersten Weltkriegs zusteuerte. Aber Fitgers Kunst konnte nach 1914 dem Grauen des Ersten Weltkriegs nichts entgegensetzen. Gleichwohl gebührt ihr heute eine neue Bewertung: »Die Stadt Bremen, die Fitger ›einst verhimmelte und dann vergaß‹, wie ein Nachruf auf den Maler in dessen Todesjahr 1909 betont, ›wird das Gedächtnis dieses Mannes immer hochhalten.‹ Es wäre an der Zeit, Arthur Fitger mit kritischer Distanz seinen historischen Ort in dem für Bremen wichtigen Abschnitt des 19. Jahrhunderts zurückzugeben.«⁶³

Am ehesten ist die Kunst Fitgers mit der des gleichaltrigen, wenn auch früh verstorbenen Österreichers Hans Makart (1840–1884) zu vergleichen. Fitger war wie dieser vor allem ein phantasievoller Entwerfer und zugleich ein rascher Maler weitflächiger Kompositionen. Seine Kunst kam im Großformatigen vollends zur Geltung. Nach eigenem Bekunden malte er hier und da sogar flüchtig. Aber sein Helferkreis, Heinrich Fette hier in hervorgehobener Stellung, korrigierte ihn hierin, wenn nötig. Letztlich jedoch führte auch Fette nur aus, was Fitger entworfen und begonnen hatte. So sagt Schäfer über Fette: »In seinen humorvollen Erzählungen ein launiger, scharf zuschauender Beobachter von Land und Leuten war Fette auch in seiner Kunst mehr ein trockener Realist und Wirklichkeitsmaler, als dass er sich an literarische Phantasien gewagt und dabei den gesunden Boden des Naturstudiums unter den Füßen verloren hätte.«⁶⁴

Ein solcher Mann, der sich selbst zurücknehmen konnte, sowie die übrigen Mitglieder des Helferkreises waren für das Wirken Fitgers unabdingbar. Im Hinblick auf sie können wir zwar nicht von einer Schule Fitgers sprechen, da sie bis auf Fette, Wiegmann, Meyer, Fedeler und später Jetses niemals eigenständig aus des Meisters langem Schatten hervortraten, wohl aber von einer Malerwerkstatt. In ihr spielte Heinrich Fette über Jahre eine herausragende Rolle, bevor er um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert an künstlerischer Eigenständigkeit gewann. Sein früher Tod jedoch ließ diese nicht weiter ausreifen. Fette hatte erkannt, dass seine künstlerische Begabung zeitweise mehr in der Teilhabe an der Kunst Fitgers zur Geltung kam als im eigenen Werk. So wurde er eine rechte Hand Arthur Fitgers. Ohne ihn und im Weiteren ohne den Helferkreis hätte es die Fitgersche Kunst in ihrer Qualität und Quantität so nicht gegeben. Hören wir noch einmal Arthur Fitger zu seinem Freund und Helfer:

Brief im Eigentum des Verfassers. Zu dem in vielem Fitger vergleichbaren Wiener Künstler Hans Makart grundlegend mit Literatur ab 1974: Erich Marx, Peter Laub (Hrsg.), Hans Makart (1840–1884), Salzburg 2007.

63 Hrosch, Fitger (wie Anm. 1), S. 51.

64 Schäfer, Fette (wie Anm. 2).

»Anspruchslos, still, ohne Clique, ohne Claque, ging er still seines Weges ... Heinrich Fette war ein Mann von lauterstem Künstlergeist, keines unreinen Nebengedanken fähig; er war zu verschlossen, um alle Welt zum Freunde, er war aber auch zu abgeschlossen in sich, um einen einzigen Feind zu haben. Er ist einer von denen, deren die große Welt bald, deren der wahre Freund niemals vergisst.«⁶⁵

⁶⁵ Fitger, Fette (wie Anm. 2).

Hindenburg in Bremen – Februar 1921 und April 1924

Von Klaus Auf dem Garten

Am Dienstag, dem 8. Februar, und Mittwoch, dem 9. Februar 1921, hatte die Hansestadt »hohen Besuch«: zwei pensionierte Generäle des jüngst aufgelösten kaiserlichen deutschen Heeres, Paul von Beneckendorf und von Hindenburg (1847–1934) und Erich Ludendorff (1865–1937), waren auf Einladung des Ruhrindustriellen Hugo Stinnes (1870–1924) zum Bremer Vulkan in Vegesack gekommen, um dem Stapellauf eines Frachters der Stinnes-Reederei beizuwohnen, der auf den Namen »Hindenburg« getauft werden sollte.¹ Ein baugleicher Dampfer mit dem vorgesehenen Namen »Ludendorff« war dort noch im Bau. Am 4. Februar befasste sich der Senat erstmals mit dem Besuch Hindenburgs, als Bürgermeister Donandt (1852–1937) das »Gerücht« davon bestätigte und man in die Besprechung »über die diesem Ehrenbürger zu erweisende Aufmerksamkeit«² eintrat. Drei Tage später erging in getrennten Schreiben an den »Generalfeldmarschall von Hindenburg« und an den »General der Infanterie von Ludendorff«³ die Einladung des Präsidenten des Senats zu einem »Frühstück« im Kreise des Senats mittags 1 Uhr »in den Räumen des Rathauses«. Die Tatsache, dass Hindenburg Bremer Ehrenbürger war, hätte wohl schon allein diese Einladung gerechtfertigt.

1 Bei der Recherche zu den Unternehmensgeschichten stadtbremischer Werften stieß ich auf Archivalien über Hugo Stinnes und seine Geschäftsbeziehungen zum Bremer Vulkan; darunter auch solche über den Stapellauf von D. HINDENBURG im Februar 1921, bei dem Hindenburg selbst die Taufrede hielt. Die Lektüre der Artikel der Bremer Tagespresse über Hindenburgs Besuche in Bremen zeigte mir, was ich in dieser Form nicht erwartet hatte: eine Spaltung der bremischen Bevölkerung, deren einer Teil dem alten Mann zu Füßen lag, ein anderer Teil ihn verfluchte oder verlachte. Einen Schlüssel zu diesem Polarisierungsphänomen lieferte mir Wolfram Pyta mit seiner Hindenburg-Biographie: Hindenburg. Herrschaft zwischen Hohenzollern und Hitler, München 2007, in deren Licht ich die damaligen Zeitungen neu lesen lernte. Hiernach übte Hindenburg schon vor seiner Wahl zum Reichspräsidenten eine aus seinem im Kriege gewonnenen Charisma gespeiste »Herrschaft« aus, was mich besonders interessierte. Seine Bremen-Besuche als Amtsträger 1926 und 1928 habe ich deswegen nicht behandelt.

2 StAB 3-B.16. Nr. 48.

3 Ludendorff hatte kein *von* vor seinem Namen; offensichtlich geblendet von den vielen »vons« – in Begleitung Hindenburgs befanden sich sein Sohn, der »Herr Hauptmann von Hindenburg« und sein Schwiegersohn, der »Herr Rittmeister von Pentz« – glaubten die Hanseaten, auch Ludendorff in diesen Adelskreis einordnen zu müssen.

Aus Anlass von dessen 70. Geburtstag am 2. Oktober 1917 hatte der Senat nämlich am 14. September des Jahres die Verleihung der Ehrenbürgerwürde beschlossen und in Form einer »Mitteilung« die Bürgerschaft am 2. Oktober offiziell darüber informiert.⁴ Die Abgeordneten begrüßten einstimmig den Beschlussvorschlag des »Bürgeramtes«⁵, in dem es u. a. hieß: »In dankbarem Gedenken an die Schlacht von Tannenberg und an die Winterschlacht in Masuren, in denen es der genialen Führung des Feldmarschalls von Beneckendorff und von Hindenburg gelang, den Feind trotz dessen großer zahlenmäßigen Überlegenheit entscheidend zu schlagen und die Befreiung Ostpreußens herbeizuführen, [...] hat das deutsche Volk, das seitdem mit unbegrenztem Vertrauen zum Generalfeldmarschall von Hindenburg aufblickt, seine Ernennung zum Chef des Generalstabes mit Jubel begrüßt und ist der festen Überzeugung, dass er den Krieg zu einem für Deutschland glücklichen Ende führen wird. Dieses in Deutschland vorhandene felsenfeste Vertrauen in Generalfeldmarschall von Hindenburg, der mit Recht der Nationalheros des deutschen Volkes genannt wird, und das Bewußtsein, ihm zu unauslöschlichem Danke verpflichtet zu sein, herrschen auch in Bremen.[...] Jeder Bremer wird es sich zur Ehre anrechnen, daß Generalfeldmarschall von Hindenburg das Ehrenbürgerrecht, durch dessen Verleihung ihm Bremen seine unbegrenzte Verehrung hat beweisen wollen, angenommen hat.«⁶ Hier wird in einer Sprache des Herrscherlobes und -dankes nicht mehr nur ein verdienter Mann – wie die 17 Ehrenbürger vor ihm – geehrt, sondern die Person Hindenburg ist über den Tannenberg-Mythos hinaus offenbar schon selbst zum Mythos geworden, womit sie der Sphäre des Nur-Militärischen entrückt und in die des Politischen eingetreten war. In einem Glückwunschschreiben vom 29. September an den »sieggewohnten Schlachtenlenker und genialen Führer der Heere aller deutschen Stämme« hatte der Senat zusätzlich seine Zuversicht bekundet, er möge für Deutschland den Frieden erkämpfen, »dessen es zur Sicherung seiner Stellung in Europa und seiner weltwirtschaftlichen Weiterentwicklung bedarf.«⁷ Damit war wenigstens, wenngleich nur dezent angedeutet, auch das Interesse der 1917 in Bremen politisch führenden Kaufmannschaft zum Ausdruck gekommen. Im Übrigen wurde der 70. Geburtstag Hindenburgs – ähnlich wie in vielen anderen Städten des Reiches auch⁸ – in Bremen als eine Art Volksfest mit Beflaggung, einem feierlichen Dankgottesdienst in der Liebfrauenkirche, einem Promenadenkonzert in der Börse sowie öffentlichen Feiern auf dem Marktplatz und in den Centralhallen begangen; am Abend dieses Tages besuchte der Senat geschlossen eine Aufführung von Kleists »Prinz von Homburg«.⁹ Natürlich wurde auch nicht versäumt,

4 StAB 3-B.6. Nr. 247/2. Zum Bremer Ehrenbürgerrecht vgl. Hartmut Müller, Vom Ehrenbürgerrecht der Freien Hansestadt Bremen, in: Brem. Jb. 78, 1999, S. 190 - 200.

5 Ein Parlamentsausschuss in der Art eines »Ältestenrates«, eine Institution von 1848.

6 Verhandlungen der Bremischen Bürgerschaft vom Jahre 1917, Sitzung 1-22, Bremen 1917, S. 268; dort auch die Unterstreichungen. Zum Chef der (3.) Obersten Heeresleitung (OHL) war Hindenburg im August 1916 ernannt worden.

7 StAB 3-B.6. Nr. 247, Bd. 3.

8 Hamburg und Lübeck z. B. hatten ihm ebenfalls ihr Ehrenbürgerrecht verliehen.

9 Vgl. den ausführlichen Bericht der »Bremer Nachrichten« vom 3. Oktober 1917.

im Zusammenhang mit all diesen von einem speziellen Festausschuss organisierten Feierlichkeiten an die Zeichnung der 7. Kriegsanleihe zu erinnern, womit man dem Feldmarschall »an diesem Tag eine besondere Freude bereiten« könne, wie dieser »dem deutschen Volke mitteilen ließ«. Letztere Meldung verbreitete das SPD-Organ »Bremer Bürgerzeitung« (BBZ) am 2. Oktober zusammen mit einem Artikel, in dem die Bremer Sozialdemokraten dem Geburtstagskind ihren Dank aussprachen und zugleich darauf hinwiesen, dass es die »Hingebung«, der »Opfergeist« der großen Masse vor allem auch der »deutschen Arbeiterorganisation« gewesen seien, die es möglich machten, sich »schon über drei Jahre lang siegreich gegen die ganze Welt« zu verteidigen. Ferner wies der Artikel den »Unfug« der Alldeutschen zurück, den von diesen ersehnten annexionistischen Frieden als »Hindenburgfrieden« zu bezeichnen – die Friedensresolution des Reichstages sei ja schließlich auch »mit der Billigung des Generalstabes« erfolgt. Tatsächlich enthielt die Resolution einen symbolischen Schulterschluss mit der kämpfenden Truppe, also auch mit deren Oberster Führung: »In seiner Einigkeit ist das deutsche Volk unüberwindlich. Der Reichstag weiß sich darin eins mit den Männern, die in heldenhaftem Kampf das Vaterland schützen. Der unvergängliche Dank des ganzen Volkes ist ihnen sicher.«¹⁰

Anfang September 1918, also ein Jahr nach den Geburtstagsfeierlichkeiten, hatten Bremer Schüler und ihre Eltern, aber auch Patienten in den Wartezimmern und Hausfrauen in den Einkaufsläden die Gelegenheit einer weiteren »Begegnung« mit Hindenburg, als das Generalkommando in Altona die Militärkommission des Senats aufforderte, »die erhebenden vaterländischen Gedanken« Hindenburgs in Form eines Flugblattes unter der Überschrift »Was Hindenburg sagt!« unter die Leute zu bringen. Sein Text ist im Wesentlichen ein optimistisch gehaltener Aufruf gegen die schlechte Stimmung, gegen Gerüchte, Zweifel und »feindliche Lügen.« Die Kernbotschaft lautete: »Wir haben im Osten den Frieden erzwungen und sind stark genug, es auch im Westen zu tun, trotz der Amerikaner. Aber stark und einig müssen wir sein.« Das DIN A5-Faltblatt zeigt den Kopf des Generalfeldmarschalls – »Nach dem Leben gezeichnet von Prof. Hugo Vogel.«¹¹ Am 28. September musste die OHL die Kriegsniederlage eingestehen, womit sich Hindenburgs »vaterländische Gedanken« als eine Ansammlung schönfärberischer Durchhalteparolen erwiesen.

Seit diesem September 1918 waren fast zweieinhalb Jahre vergangen. In dieser Zeit war der Krieg für Deutschland verloren gegangen und in Berlin die Republik ausgerufen worden. In Bremen entstand eine kurzlebige Räterepublik, die am 4. Februar 1919 durch Reichstruppen unter Oberst Gerstenberg und ein lokales Freiwilligenkorps unter Major Caspari militärisch beendet

10 Schlussätze der Friedensresolution einer Reichtagsmehrheit vom 19. Juli 1917. Diese Resolution forderte einen »Verständigungsfrieden« ohne gewaltsame Gebietsabtretungen oder ökonomische / finanzielle Ausplünderung anderer Völker. Dass die Sozialdemokraten Hindenburg auf ihrer Seite glaubten, beruhte auf Wunschdenken.

11 Vorgang und Flugblatt in StAB 4,36 - 493.

wurde. Nach dem Zwischenspiel der Provisorischen Regierung aus fünf Mehrheitssozialdemokraten und der verfassungsgebenden Bremer Nationalversammlung stellte die Bürgerschaftswahl vom 6. Juni 1920 den letzten Senat des Ancien regimes zum Teil wieder her: sechs seiner Mitglieder hatten schon vor 1918 dem Senat angehört, darunter die beiden Bürgermeister Dr. jur. Martin Donandt als Präsident des Senats und Dr. jur. Theodor Spitta; außer dem parteilosen Donandt gehörten alle anderen dreizehn Senatoren der Deutschen Demokratischen Partei (DDP) bzw. der Deutschen Volkspartei (DVP) an. Dieser Senat hatte nun keineswegs eine Parlamentsmehrheit hinter sich; diese lag vielmehr bei den drei Parteien des linken Spektrums, der USPD (30,7 %) als stärkster Fraktion, der MSPD (18,3 %) und der KPD (4,5 %) – die Gräben, die zwischen ihnen lagen, machten eine gemeinsame Senatsbildung unmöglich. Der neue, rein bürgerliche Senat war also lediglich ein »geschäftsführender Senat« und auf die Tolerierung durch die MSPD angewiesen. Wie zu erwarten, kam es schnell zum Eklat, als sich der Senat Ende November 1920 plötzlich der linken Mehrheit gegenüber sah, die die Auflösung der »Stadtwehr« beschloss, denn auch die MSPD sah jetzt nicht mehr die Notwendigkeit, weiter die im Februar 1919 auch von ihr mit eingerichtete konterrevolutionäre Bürgermiliz zu unterhalten, deren Auflösung USPD und KPD seit Längerem immer wieder vergeblich gefordert hatten. Dem Senat war damit eigentlich die Geschäftsgrundlage entzogen; er trat aber nicht zurück, sondern konterkarierte diesen Beschluss damit, dass er einen Volksentscheid darüber anstrebte. Ein Misstrauensantrag der USPD vom 3. Dezember führte dann dazu, dass die Bürgerschaft mit den Stimmen der bürgerlichen Fraktionen eine Volksabstimmung darüber beschloss, ob der Senat zurücktreten oder die Bürgerschaft neu gewählt werden solle.¹²

Die Volksabstimmung fand am 9. Januar 1921 statt und ergab eine Mehrheit für das Verbleiben des Senats, was Neuwahlen zur Bürgerschaft erforderlich machte, die für den 20. Februar festgesetzt wurden. In diese Zeit, in der die parteigebundene oder parteiaffine Tagespresse – Bremer Nachrichten, Bremer Zeitung und Weser-Zeitung »rechts«¹³ / Bremer Arbeiter-Zeitung (USPD) und Bremer Volksblatt (MSPD) »links« – massiv in den sofort einsetzenden Wahlkampf eingriff, »platzte« die Nachricht vom Kommen Hindenburgs. Es war klar, dass beide Seiten versuchen würden, dieses Ereignis für sich zu nutzen. Es liegt dabei auf der Hand, dass das bürgerliche Lager, zu dem der Senat und damit auch die Verwaltung gehörten, hierbei im Vorteil war, zumal es auch privat ganz andere organisatorische und materielle Ressourcen mobilisieren

12 Der hier vereinfacht dargestellte Konflikt Senat-Bürgerschaft ist detailliert geschildert bei Herbert Schwarzwälder, Geschichte der Freien Hansestadt Bremen, Bd. III. Bremen in der Weimarer Republik (1918–1933), Hamburg 1983, S. 275 ff.

13 Die Bremer Nachrichten (BN) des Schünemann-Verlages standen der bürgerlich-liberalen DDP, die Bremer Zeitung stand der DVP bzw. der DNVP nahe. Die renommierte Weser-Zeitung war 1917 von Schünemann an eine Gruppe aus Unternehmen des Bremer Industrie- und Handelskapitals verkauft worden und kehrte erst 1929 wieder zu Schünemann zurück. Vgl. Hartwig Gebhardt, Zeitungen und Journalismus in Bremen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in: Brem. Jb. 57, 1979, S. 183–246.

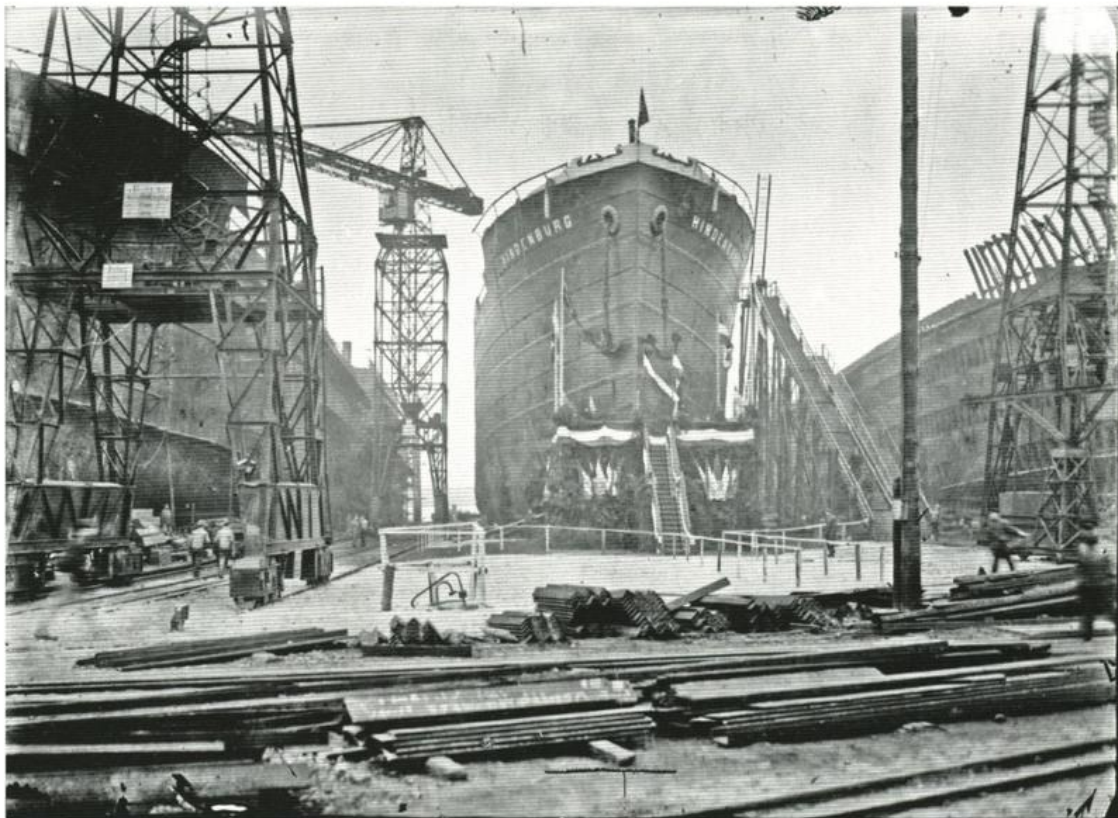


Abb. 1: Dampfer Hindenburg auf dem Bremer Vulkan im Festschmuck für Schiffstaupe und Stapellauf, Februar 1921. (Foto: StAB 7,2121/2 Bildbestand Vulkanwerft)

konnte als das proletarische. Die Frage war, wie sich der Ehrenbürger Hindenburg selbst verhalten würde.

Der Verlauf des dreitägigen Hindenburg-Besuches ist nur durch die Berichte der Zeitungen zu rekonstruieren. Hier soll im Wesentlichen den »Bremer Nachrichten« gefolgt werden, denn ihre Auflage war größer als die aller anderen Tageszeitungen zusammen. Sie wurde auch in Arbeiterkreisen gelesen.¹⁴ Schon am Dienstag, dem 8. Februar 1921, meldeten sie, Hindenburg werde in Hillmanns Hotel wohnen und forderten diejenigen ihrer Leser, die »noch eine Flagge auf dem Boden liegen« hätten, auf, sie »heute und morgen« wehen zu lassen – das konnten nur die Farben Schwarz-Weiß-Rot sein¹⁵. Hindenburg traf gegen 10 Uhr mit dem planmäßigen Schnellzug aus Hannover auf dem Hauptbahnhof ein, wo schon eine »große Menge« versammelt war. *»Und nun kam er geschritten, in Generalsmantel und Mütze, ganz unverändert die liebe*

14 Ihr Kleinanzeigenteil (Wohnungen, Verkäufe, Stellenmarkt etc.) gab ihr einen »Gebrauchswertvorsprung« (Gebhardt, ebenda) vor der rechtsbürgerlichen und proletarischen Konkurrenz.

15 Eine evtl. Beflaggung öffentlicher Gebäude mit den alten Reichsfarben kam natürlich nicht in Frage, da die Weimarer Verfassung in Art. 3 Schwarz-Rot-Gold vorschrieb.

und verehrte Gestalt, wie sie in aller Herzen lebt. Brausende Hoch- und Hurrah-Rufe erfüllten den Raum, während der Gefeierte sich freundlich grüßend und dankend zum Ausgang bewegte, um dort ein Auto zu besteigen. Rasch war dieses von einer großen Menge umringt, die unaufhörlich dem Generalfeldmarschall zujubelte und ihn nicht entrinnen lassen zu wollen schien.«¹⁶ Vor dem Hotel sammelte sich schnell eine große Menschenmenge, die »Deutschland, Deutschland über alles« anstimmte, woraufhin Hindenburg am Hotelfenster erschien, »das greise Haupt entblößte«, auf die »in stürmische Rufe ausbrechende Menge« hinuntersah und sich dankend verneigte. »Hocherfreut, ›ihn‹ gesehen zu haben, löste sich die Ansammlung auf und machte einer neuen Platz, die sich wieder ihren Glücksaugenblick ersang. Das wiederholte sich über Mittag hinaus ungezählte Male. Es erinnerte an ferne Zeiten, in denen das deutsche Volk seinen alten Heldenkaiser Wilhelm I oder dessen eisernen Kanzler zu umjubeln pflegte.«¹⁷

Gegen zwei Uhr mittags – es hatte sich wieder »eine nach Tausenden zählende Menschenmenge« eingefunden, Fenster und Balkone der umliegenden Häuser waren besetzt, Bäume in den Wallanlagen erklettert – erschien unter Führung des Oberprimaners Götte ein Festzug des Vaterländischen Jugend-Ausschusses mit schwarz-weiß-roten Fahnen und einem großen Lorbeerkranz mit der Aufschrift: »Dem unbesiegten Helden – Die bremische Jugend«. Gesungen wurde »Deutschland über alles« und »O Deutschland hoch in Ehren.«¹⁸ Beide Generäle erschienen am offenen Fenster. Der Oberprimaner Wilckens¹⁹ hielt eine Ansprache, in der er den Willen der Jugend bekundete, »Deutschland zur früheren Macht und Größe wieder emporzubringen« entgegen den »himmelschreienden Bedingungen« der Entente. Die gegenwärtigen schweren Zeiten seien leichter zu ertragen, wenn man so große Vorbilder habe, wie Hindenburg eines für sie sei²⁰. »In diesem Geiste wollen wir weiterarbeiten, bis Deutschland wieder in aller Größe dasteht, bis die Ostmark, Elsaß-Lothringen und Oberschlesien, falls es polnisch werden sollte, wieder

16 BN vom Mittwoch, dem 9. Februar 1921.

17 Ebd.

18 Das heute gänzlich unbekannte Lied soll eines der bekanntesten vaterländischen Soldatenlieder des Weltkrieges gewesen sein und gehörte auch zum Liederkanon der Schule. Seine erste Strophe lautet: »O Deutschland hoch in Ehren / Du heil'ges Land der Treu / Stets leuchte deines Ruhmes Glanz / In Ost und West aufs neu! / Du stehst wie deine Berge fest / Gen Feindes Macht und Trug, / Und wie des Adlers Flug vom Nest / Geht deines Geistes Flug. // Haltet aus! Haltet aus! / Zeigt ihm, zeigt dem Feind / Daß wir treu zusammen stehn / Daß sich unsre alte Kraft erprobt / Wenn der Schlachtruf uns entgegen tobt! / Haltet aus im Sturmgebraus!« // Text: Ludwig Bauer (1859). Vgl. www.volksliederarchiv.de

19 Möglicherweise Sohn des Stadtwehr-Kommandanten Rittmeister Egbert Wilckens.

20 Pyta (wie Anm. 1), S. 456, spricht von der »dortigen Schülerschaft«, die diese »Huldigung« dargebracht habe, obgleich es sich dabei bestenfalls um ein paar hundert Gymnasiasten gehandelt haben dürfte. Pyta benutzt hier ganz unkritisch als Quelle den Journalisten Paul Lindenberg, der 1917 einen »Hindenburg-Kalender für Volk und Heer« herausgegeben hatte. Übrigens hatte Reichspräsident Ebert schon 1919 die höheren Schulen als »Brutstätten der Reaktion« bezeichnet.

einmal dem deutschen Vaterlande einverleibt sind (Bravo!)«. Hindenburg antwortete, indem er »für die freundlichen Worte« dankte, die Bescheidenheitsformel »Pflicht und Schuldigkeit« benutzte und ebenfalls dankend auf seinen »Mitarbeiter und Helfer« Ludendorff wies, der neben ihm stand. Ferner dankte er dem »treuen Heere, das bis zum letzten Augenblick seine Schuldigkeit getan hat, bis ein Teil auf Irrwege kam, das waren aber nicht die Helden von Tannenberg und von der Somme, sondern andere Elemente.« Fast unauffällig zeigt sich in letzterer Bemerkung ein Hindenburg, der bei aller Biederkeit in Sprache und Gestus doch gezielt Giftpfeile abzuschießen wusste, hier eine der vielen Varianten der Dolchstoß-Legende, die er seit seiner Anhörung vor einem Untersuchungsausschuss des Reichstages am 18. November 1919 unaufhörlich unters Volk brachte und mit ihr große Teile der bremischen und deutschen Bevölkerung ausgrenzte und stigmatisierte. Im Übrigen wird er mit den deutsch-nationalen Tiraden des Schülers weitgehend übereingestimmt haben. Die Veranstaltung vor dem Hotel schloss mit dem Lied »Eine feste Burg...«, woraufhin sich die Menge verließ und die beiden Generäle zur Schiffstaufe nach Vegesack aufbrechen konnten.

Die kurzen Zitate aus dem eine ganze, enggedruckte Zeitungsseite füllenden Bericht von Hindenburgs erstem Besuchstag machen deutlich, dass dieser die Menge keineswegs als bloßer »Ehrenbürger« Bremens anzog, sondern dass ihm offenbar überindividuelle, überpersonale Qualitäten zugeschrieben wurden. Zieht man journalistische und interessengeleitete Übertreibungen des (bürgerlichen) Autors ab, ebenfalls die große Zahl bloß Neugieriger und »Gaffer«, so scheint doch richtig zu sein, dass eine sehr große Zahl von Bremerinnen und Bremern Hindenburg sehen und hören wollte und zwar unabhängig davon, ob sich die Gelegenheiten dazu gewissermaßen »spontan« ergaben oder ob sie von interessierten Kreisen geplant und regelrecht »gestaltet« wurden, wie der Festzug der Gymnasiasten beispielsweise vermuten lässt, der ohne das Wirken von deren Lehrern und/oder Eltern im Hintergrund schwer vorstellbar ist. Mehr noch: bei der Zeitungslektüre drängt sich der Eindruck auf, als sei die Stippvisite Hindenburgs anlässlich eines primär privaten und unpolitischen Ereignisses wie die Taufe eines Frachtdampfers eine große, sorgfältig koordinierte Wahlkampf-Aktion der bürgerlichen Parteien und ihrer Presseorgane, bei der Hindenburg routiniert mitwirkte, denn er war solche Huldigungen gewohnt und erwartete sie auch. Ob der Senat direkt daran beteiligt war, muss dahingestellt bleiben; eher scheint er von der Teilnahme so großer Bevölkerungskreise überrascht worden zu sein, beschloss er doch erst am 8. Februar »schulfrei« für alle Schüler am folgenden Tag.²¹

Abgesehen von einer ungewöhnlich großen Zuschauermenge verließ am Dienstagnachmittag der Stapellauf in Vegesack jedenfalls nach außen hin

21 StAB 3-B.16. Nr. 48. Natürlich hatte es immer schon schul- oder unterrichtsfrei mit oder ohne vorhergehende Schulfeier für alle oder nur bestimmte Schülergruppen gegeben; anlässlich des Besuches eines Ehrenbürgers, der als Privatmann kam, ist das und die Begründung: »um den Schulkindern Gelegenheit zu einer Begrüßung des Gastes zu geben« aber doch bemerkenswert. Vgl. StAB 4,36-493, Akte betr. »Patriotische Schulfeiern etc.«

vergleichsweise unspektakulär. Die »Norddeutsche Volkszeitung« vom gleichen Tag hatte kräftig die Trommel gerührt und ihre Leser aufgefordert zu flaggen und sich zur Begrüßung des hohen Gastes an die Anfahrtsstraßen (Bremer-, Hafen-, Bismarck-, Gerhard-Rohlf's-Straße) zu stellen, denn »nicht nur durch Flaggen, sondern auch mit dem Herzen wollen wir Deutschlands größten Mann, der auch im Unglück mit dem Volke ausgehalten hat, willkommen heißen.«²² Auf der Werft selbst ruhte ab vier Uhr nachmittags die Arbeit, als sich ein »ungeheurer Strom« von Menschen auf das Gelände ergoss. Als Hindenburg und Ludendorff in Begleitung von Hugo Stinnes und dessen Ehefrau Cläre sowie von Werftdirektor Nawatzki sich endlich durch die Menge hindurchgearbeitet hatten und auf der Taufkanzel erschienen, trugen sie Generalsmantel und Helm (die »Pickelhaube«) und hatten das Großkreuz des Eisernen Kreuzes angelegt. Trotz dieses martialischen Äußeren fiel dann die kurze Taufrede Hindenburgs sehr zivil aus und wird sich nur wenig von anderen Taufreden unterschieden haben – allerdings wohl abweichend durch einige charakteristische Nuancen, wenn er vom Willen Deutschlands sprach, mit allen Völkern in Frieden zu leben, »solange es ihm die Ehre erlaubt«, oder die Segnungen eines »ehrlichen« Friedens beschwor. Goldene Worte – sie wurden in Form einer Postkarte mit dem Faksimile der Rede-Handschrift verbreitet. Die obligate Flasche Sekt ließ anschließend Frau Cläre Stinnes mit den Worten »Du sollst »Hindenburg« heißen« am Schiffsrumpf zerschellen.

Ihr Ehemann Hugo Stinnes, Herr über eines der größten Wirtschaftsimperien Deutschlands und als derzeitiger Reichstagsabgeordneter der DVP auch einer der Sprecher der deutschen Industrie, hatte schon 1909 beim Bremer Vulkan je zwei 2700- bzw. 5000-BRT-Kohlendampfer für seine Hamburger Hugo Stinnes GmbH bauen lassen. Ein weiterer Kontakt zu Bremen ergab sich 1915 durch die Zusammenarbeit mit Ludwig Roselius und dessen Kriegszielprogramm, das den Anschluss von ganz Belgien und Polen an Deutschland und im Übrigen eine Verständigung mit England über die Aufteilung der beiderseitigen Machtsphären beinhaltete. In diesem Zusammenhang korrespondierte Stinnes auch mit Hindenburg und Ludendorff und besuchte sogar im Mai 1916 das Hauptquartier von »Ober-Ost« im litauischen Kowno, wo Hindenburg »zu einer erstrangigen politischen Anlaufstelle« wurde.²³ Als Vertreter einer Friedensregelung nicht ohne deutsche Annexionen und Befürworter des uneingeschränkten U-Boot-Krieges konnte Stinnes Hindenburg gegen den amtierenden OHL-Chef Falkenhayn (der einen Separatfrieden im Osten anstrebte) und gegen Kanzler Bethmann-Hollweg (der den uneingeschränkten U-Boot-Krieg ablehnte und in Preußen endlich das allgemeine Wahlrecht einführen wollte) den Rücken stärken. 1919 nahm Stinnes Kontakt zum NDL-

22 Anspielung auf die Tatsache, dass Hindenburg nach der Abdankung und Abreise seines »Allerhöchsten Kriegsherrn« Wilhelm II. nicht etwa zurücktrat, sondern als Chef der OHL bis zu deren Auflösung am 3. Juli 1919 gleich nach Unterzeichnung des Friedensvertrages die Rückkehr und Demobilisierung des Heeres begleitete. Reichskanzler Ebert bekundete ihm dafür öffentlich seinen Respekt.

23 Pyta (wie Anm. 1), S. 188.

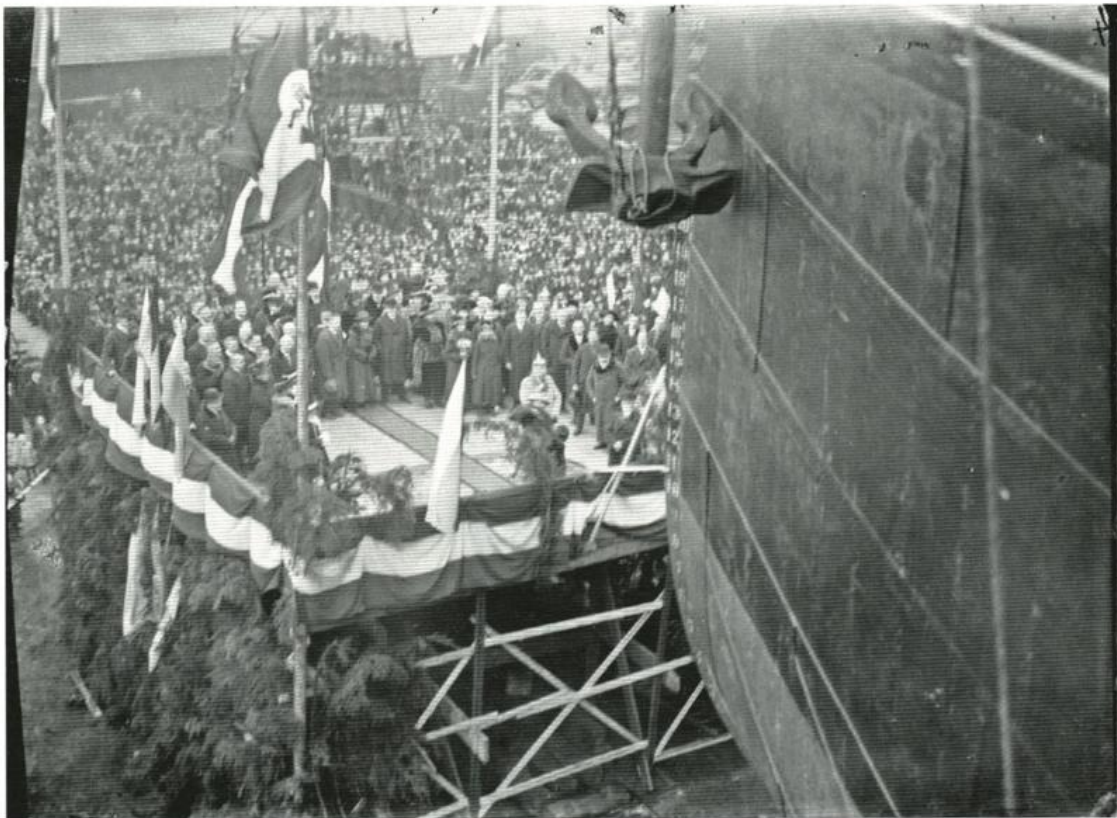


Abb. 2: Schiffstaufe des Dampfers Hindenburg auf dem Bremer Vulkan am 8. Februar 1921 durch Cläre Stinnes. Paul von Hindenburg (mit Pickelhaube) stehend hinter der Taufpatin. (Foto: StAB 7,2121/2 Bildbestand Vulkanwerft)

Generaldirektor Philipp Heineken mit dem Vorschlag auf, zusammen mit ihm und der HAPAG den Wiederaufbau der deutschen Handelsflotte mit modernen, dieselgetriebenen Fracht- und Passagierschiffen in Angriff zu nehmen. Das Projekt scheiterte schnell an den Eifersüchteleien der beiden Großreedereien und deren gemeinsamer Abneigung gegen allzu starken Einfluss der Ruhrindustrie im Allgemeinen und von Stinnes im Besonderen im Schiffahrtsgeschäft.²⁴ Stinnes ließ sich davon nicht abhalten, seine eigenen Pläne weiter zu verfolgen, wozu er 1920 insgesamt vier Schiffe beim Bremer Vulkan bestellte, die bei einer Länge von 150 Metern mit 7880 BRT vermessen waren und in den Südamerika-Dienst eingestellt wurden. Diese kombinierten Fracht- und Passagierschiffe waren konventionelle Einschrauben-Dampfer und trugen die Namen ARTUS, OLIVA, HINDENBURG und LUDENDORFF.²⁵ Dem Stapellauf von HINDENBURG verlieh die »Berliner Illustrierte Zeitung« mit einem Foto von Hindenburg und Stinnes als »Ereignis der Woche« überregionale

24 Vgl. Gerald D. Feldman, Hugo Stinnes. Biographie eines Industriellen 1870–1924, München 1998, S. 580 f.

25 Weitere Details bei Reinhold Thiel, Die Geschichte des Bremer Vulkan Bd. II 1919–1945, Bremen 2009, S. 15 f.

Bedeutung, die sie sicher nicht im Stapellauf selber, sondern im Zusammenwirken des umstrittenen Industriellen-Politikers mit dem populären Helden-Politiker sah.²⁶

Stinnes waren die politischen Verhältnisse in Bremen also vermutlich gut bekannt; Hindenburg hatte die Stadt während seines Kommandos in Oldenburg in den frühen 1890er Jahren mehrfach besucht. Die Einladung Hindenburgs durch Stinnes lag durchaus in beiderseitigem Interesse: beide konnten sich durch das entsprechende Presseecho persönlich weiter profilieren und das »rechte« Lager stärken, vor allem die im Bürgerschaftswahlkampf stehende DVP, der Hindenburg politisch nahestand und die mit Stinnes' Parteifreunden Apelt, Bömers, Gruner, Hobelmann und von Spreckelsen im Geschäftsführenden Senat vertreten war.²⁷ Anders als Stinnes nahm Hindenburg gern jede Gelegenheit wahr, sich »dem Volk« zu zeigen, stellte sich aber auch »Vertretern der Bremer Presse« zu »Unterredungen« zur Verfügung, über die die »Bremer Nachrichten« am 9. Februar ausführlich berichteten. Hindenburg habe dabei geäußert, »daß man jetzt Einigkeit in unserem Volk« brauche und die »alten Fehler des Parteiwesens« ablegen müsse; der Parlamentarismus sei bei etwa 17 Parteien [im Reichstag – d. Verf.] »unsinnig«. Es müsse eine Revision des Versailler Vertrages angestrebt werden; die »Nichtigkeit des französischen Charakters« hätten die Leute kennengelernt, ebenso, wie »viehisch« sich die Polen in Oberschlesien benähmen. Eine gewisse Gedankenarmut und Formelhaftigkeit seiner Aussagen schaden Hindenburg nicht, im Gegenteil: sie wurden als Unaufgeregtheit, als Geradlinigkeit und Treue zu sich selbst ausgelegt, Eigenschaften, die viele an Berufspolitikern vermissten. Im Übrigen sprach er aus, was die meisten Deutschen dachten, eingeschlossen auch breite sozialdemokratische Kreise.

Der Vormittag des zweiten Besuchstages war nicht nur einem Pressegespräch gewidmet, sondern Hindenburg empfing auch das Offizierskorps des in Bremen stationierten Reichswehrbattallions unter Führung von Major von Engelbrechten, Vertreter des Deutschen Offiziersbundes und Abordnungen von Jugendgruppen der DDP, DVP und DNVP, die Blumen- und Obstkörbe als Huldigungsgeschenke übergaben. Eine Rundfahrt durch den Bürgerpark und »einen Teil der Stadt« – vermutlich das Bürgerparkviertel und Schwachhausen – mit überall »neuen lauten Begrüßungen« sowie ein Besuch bei der Stadtwehrwache im Lloydgebäude folgten. Es ist unwahrscheinlich, dass Hindenburg nicht wusste, welche Provokation sein Auftreten vor der heftig umstrittenen Stadtwehr bedeutete oder dass der ihn begleitende Senator Bömers ihn ohne seine Zustimmung in diese Situation gleichsam hineinmanövriert

26 Berliner Illustrierte Zeitung, 30. Jg., Nr. 8 vom 20. Februar 1921.

27 Schon im Januar 1920 hatten die Parteiführer von DVP und DNVP Hindenburg zur Kandidatur für die Reichspräsidentenwahl gedrängt, die im März offiziell verkündet wurde. Die Wahl kam aber nicht zustande, da die »Weimarer Koalition« aus MSPD, DDP und Zentrum das von der Verfassung geforderte Wahlgesetz auf die lange Bank schob und so der von der Nationalversammlung gewählte Ebert Reichspräsident bleiben konnte.

hätte. Dort angekommen, schritt Hindenburg die Front der strammstehenden Stadtwehrmitglieder ab und hielt obendrein eine knappe Ansprache, in der er u. a. betonte, dass diese »ihren schweren Dienst« nicht nur für Bremen, sondern »auch für das ganze Reich« aufgenommen hätten²⁸. Mit solchen Bemerkungen hielt er die Wunden offen, die die Novemberrevolution mit ihren Begleiterscheinungen in allen politischen Lagern geschlagen hatte. Hier sprach keiner, der den Ausgleich suchte und »versöhnen« wollte, obgleich er die Vokabeln »Einigkeit«, »Einheit« und »Volksgemeinschaft« ständig im Munde führte. Die Sozialdemokratie war für Hindenburg ohnehin »kein vollwertiger Teil der deutschen Nation«.²⁹ Sein Kanzler Hitler brachte es am 23. März 1933 vor der Abstimmung über das Ermächtigungsgesetz in typischer Brutalität auf den Punkt, indem er am Schluss seiner Rede, zur SPD-Fraktion gewandt, sagte: »Ich will auch gar nicht, daß Sie dafür stimmen! Deutschland soll frei werden, aber nicht durch Sie!«³⁰

Neben den Jubelszenen am Bahnhof und vor dem Hotel, der Rundfahrt und dem Stapellauf in Vegesack, die »dem Volk« ausgiebig Gelegenheit gaben, ihr Idol zu sehen, gab es als Höhepunkte des zweiten Tages Besuche Hindenburgs bei den innersten Kreisen der bremischen Oberschicht, nämlich bei der Handelskammer und beim Senat im Rathaus. Laut BN war der Marktplatz schon »lange vor der Mittagszeit« von einer »unabsehbaren«, »ungeheuren« Menschenmenge besetzt, die den Gast aus Hannover mit »nicht enden wollendem Jubel« (wie hat sich das angehört?) begrüßte. Im Schütting selbst wurde er vom Handelskammer-Präses Gottfried Koch, Chef der Silberwarenfabrik Koch & Bergfeld, empfangen. Im Festsaal hielt dieser eine Ansprache, in der er u. a. auf die »geschichtliche Mission« der Hansestädte einging, die berufen seien, »Deutschland über die Meere hinweg mit der Welt zu verbinden«, was aber nur »unter Schutz und Schirm eines starken Reiches« möglich sei. Der »unglückliche Ausgang« des Krieges sei nicht »die Schuld unseres tapferen Heeres und seiner Führer« – die Legende vom »Dolchstoß« gehörte mittlerweile offenbar zum politisch-mentalischen Alltagshaushalt bürgerlicher Kreise – und Deutschlands »Nationalheld« Hindenburg, der Name Hindenburg sei es, »an dem wir uns alle aufrichten müßten«. Auch in Zukunft werde dieser Name vor allem der Jugend »als Leitstern voranleuchten«. Der so Angesprochene dankte mit den stereotypen Wendungen wie bei allen anderen Gelegenheiten und hütete sich auch hier, irgendwelche politischen, womöglich parteipolitischen Statements abzugeben, die sein sorgfältig gepflegtes Image, über den Parteien zu stehen, hätten beschädigen können.

Die letzte offizielle Ansprache hielt dann anlässlich des Mittagessens im Rathaus der Präsident des Senats, Bürgermeister Donandt. Sie war vergleichsweise kurz, geschickt komponiert und verriet den literarisch geschulten Bildungsbürger. *»Es war am 2. Oktober 1917, die Stadt prangte in reichem Flaggenschmuck und auf dem Marktplatz drängte sich Kopf an Kopf eine*

28 BN vom 10. Februar 1921.

29 Pyta (wie Anm. 1), S. 672.

30 Detlef Junker (Hg.), Deutsche Parlamentsdebatten, Bd. II 1919–1933, Frankfurt 1971, S. 258.

frohbewegte Menge, und als der Präsident des Senats vom Altane des Rathauses verkündete, daß Generalfeldmarschall von Hindenburg Ehrenbürger Bremens geworden sei, da brauste ein vieltausendstimmiger Jubel zum Himmel empor. Es war nicht nur der ruhmgekrönte Feldherr, der im Verein mit seinem genialen General-Quartiermeister [gemeint ist Ludendorff – d. Verf.] die deutschen Heere von Sieg zu Sieg führte, ebenso sehr oder noch mehr war es der große deutsche Mann in seiner schlichten Würde, dem damals am 70. Geburtstage die allgemeine Begeisterung, nicht nur in Bremen, sondern im ganzen Reiche gegolten hat. Das deutsche Volk hat einen schweren, dunklen Weg vor sich. Wir gehen diesen Weg getrosten Mutes, denn was auch unsere Feinde dem deutschen Volke antun mögen in kalter Berechnung [England!] oder in kläglichster aus Angst geborener Rachsucht [Frankreich!], sie werden damit nur erreichen, daß das deutsche Volk wieder zusammengeschmiedet wird in gemeinsamer Not zu stahlharter Einheit und dann wird kommen die Morgendämmerung eines besseren Tages. Bis dahin müssen wir uns in dem Jammer der Gegenwart aufrichten an unserer großen Vergangenheit und immerdar wird das deutsche Volk seines Hindenburg gedenken in treuer Verehrung, in unwandelbarer Dankbarkeit. Denn wer den Weg zum Herzen seines Volkes gefunden hat, der lebt ewig im Herzen des Volkes. Es kann die Spur von seinen Erdentagen nicht in Äonen untergehen.»³¹

Bemerkenswert an dieser Rede ist die Leerstelle zwischen »von Sieg zu Sieg« und dem »schweren, dunklen Weg« – die Anwesenden werden sie jeder für sich gefüllt haben. Bemerkenswert aber auch die Formulierung »noch mehr« – nämlich als dem Feldherrn – habe die »allgemeine Begeisterung« dem »großen deutschen Mann« gegolten. Sie stützt einmal mehr die These, dass nur drei Jahre nach »Tannenberg«, als der ersehnte »Siegfrieden« so weit entfernt war wie eh und je, die Person Hindenburg nicht mehr als Nur-Soldat wahrgenommen wurde, sondern schon als eine Projektionsfläche kollektiver Sinnzuschreibung und als »Inkarnation deutschen Wesens«³², als Verkörperung nationaler Einheit und Kontinuität, fungierte. Hindenburgs Ruf als Feldherr war eben nur die »Basis seiner mythischen Überhöhung.«³³ Es muss gefragt werden, was denn die Faktoren waren, die diese Überhöhung ermöglichten, worin die »Spur« bestand, die Donandt beschwor, als er die letzten Worte von Goethes Faust (»Zum Augenblicke dürft ich sagen:/ ›Verweile doch, du bist so schön!/
Es kann die Spur von meinen Erdentagen / Nicht in Äonen untergehn.«) auf Hindenburg anwendete.

Was seinen äußeren, jedermann sichtbaren Weg bis Oktober 1917 angeht, ist dessen Ausgangspunkt die Vernichtung der russischen Narew-Armee durch die 8. Deutsche Armee Ende August 1914 in einer Kesselschlacht mit 30000 Toten und 90000 russischen Gefangenen. Zum Oberbefehlshaber dieser deutschen Armee war der schon pensionierte und bis dato völlig unbekannte Paul von Hindenburg erst kurz vorher berufen worden, als man eine dekorative Figur suchte, »einen polierten Helm mit Pickelhaube, der zum Strategen

31 Redetext und alle vorangegangenen Zitate aus BN vom 10. Februar 1921.

32 Pyta (wie Anm. 1), S. 119.

33 Ebd., S. 91.

Ludendorff paßte.«³⁴ Der spektakuläre Sieg im Osten fiel zusammen mit der deutschen Niederlage an der Marne im Westen, womit der Schlieffenplan gescheitert war. Da sich ähnliche Vernichtungsschlachten nicht wiederholten, erhielt Hindenburg eine Art Feldherrnmonopol, wodurch sein Name zum »Synonym für deutsche Siege überhaupt« wurde. Der Feldherrnmythos »trotzte den realen militärischen Gegebenheiten und überdauerte selbst die Kriegsniederlage von 1918, die eigentlich Hindenburg als Chef der Heeresleitung zu verantworten hatte.«³⁵ Hindenburg kümmerte sich persönlich darum, dass als Schlachtort »Tannenberg« in die Annalen einging, ein unbedeutender Ort, der bei den Operationen 1914 kaum eine Rolle gespielt hatte, aber wegen der Niederlage der deutschen Ordensritter 1410 gegen ein polnisch-litauisches Heer eben dort einen hohen symbolischen Wert besaß. Nun konnte man 1914 als »Rache« oder »Wiedergutmachung« für 1410 deuten. Nicht zuletzt dieser geschichtspolitische Coup war es, der den sofort nach »Tannenberg« einsetzenden Personenkult beflügelte. Zuschreibungen wie »Starke Nerven« oder »Fels in der Brandung« wurden begünstigt durch sein Alter, seine hochgewachsene Gestalt, eine betont ruhige und langsame Sprechweise. Hindenburg arbeitete ganz bewusst und planmäßig an dem Bild, das sich die Öffentlichkeit von ihm machen sollte und an der Rolle, die er spielen zu müssen glaubte: so nahm er Einfluss auf die Künstler, die ihn in Feldherrnpose allein oder mit Ludendorff auf großen Ölgemälden oder in intimeren Porträts darstellten, autorisierte preiswürdige Drucke davon für die guten Stuben³⁶, unterhielt enge Kontakte zu einflussreichen Journalisten und beschwor in unzähligen Ansprachen, Interviews, Widmungen und Grußadressen den »Geist von 1914«. Bedeutende Karriere-Spuren waren weiterhin seine Ernennung zum Feldmarschall sowie zum Oberkommandierenden des gesamten Ostheeres (»Ober-Ost«, November 1914), die Winterschlacht in Masuren (Februar 1915) mit wiederum 92000 russischen Gefangenen und schließlich der Aufstieg zum höchsten deutschen Soldaten als Chef der Obersten Heeresleitung (August 1916). Schon 1915 erschien eine von seinem Bruder Bernhard verfasste Biographie, bereits 1920 seine Erinnerungen »Aus meinem Leben«.³⁷ Diese multimediale Selbstinszenierung einerseits und eine mit der Dauer des Krieges sich steigernde Sehnsucht

34 Ebd., S. 45.

35 Ebd., S. 95.

36 Der Ullstein-Verlag erhoffte sich sogar für den US-Markt Absatzchancen für seine Hindenburg-Kunstdrucke und vertraute einige tausend Exemplare dem Handels-U-Boot BREMEN an, das aber schon bei seiner ersten Ausreise im Juli 1916 spurlos verschwand. Pyta (wie Anm. 1), S. 128 f. spricht irrtümlich von »Versenkung«.

37 Diese »Erinnerungen« enthalten am Anfang des letzten Kapitels »Mein Abschied« die berühmt-berüchtigten Sätze: »Wir waren am Ende! Wie Siegfried unter dem hinterlistigen Speerwurf des grimmen Hagen, so stürzte unsere ermattete Front; vergebens hatte sie versucht, aus dem versiegenden Quell der heimatlichen Kraft neues Leben zu trinken...« Als »Ghostwriter« dieser »Erinnerungen« fungierte Oberst Ritter Mertz von Quirnheim, derzeit Oberquartiermeister Kriegsgeschichte, einer Abteilung des Großen Generalstabes, die Hindenburg nach kriegsbedingter Auflösung im Oktober 1918 wieder eingerichtet hatte; er war Hindenburg mit hundertprozentiger Loyalität ergeben; vgl. Pyta (wie Anm. 1), S. 435 ff.

großer Bevölkerungsteile nach einer symbolischen Repräsentanz der Nation, die Ruhe, Sicherheit und Siegeszuversicht ausstrahlte, bereiteten die Bühne vor, die er schließlich als charismatische Herrscherfigur betreten sollte.

Der lange Krieg zerstörte allmählich den »Geist von 1914« und den »Burgfrieden«; er löste auch die aus gemeinsamer Not geborene »Volksgemeinschaft« auf. blieb die Verweigerung der Kriegskredite auch lange Zeit Sache einer Minderheit in der SPD-Reichstagsfraktion, so konnten die Opfer, die der Arbeiterschaft in den Schützengräben und an den Werkbänken der Rüstungsindustrie abgefordert wurden, die immer lautere und aggressivere Kriegsziel Diskussion bürgerlich-nationalistischer Kreise sowie die beharrliche Weigerung, das preußische Dreiklassenwahlrecht abzuschaffen, den Krieg immer mehr nicht nur als Krieg des Klassenstaates nach außen, sondern auch als Klassenkrieg nach innen erscheinen lassen. Die schon seit der Jahrhundertwende sichtbar werdenden Risse innerhalb der Sozialdemokratie vertieften sich bekanntlich dadurch bis zur organisatorischen Spaltung. Die scharfen Auseinandersetzungen nicht nur innerhalb des linken, sondern auch innerhalb des rechten Spektrums sowie zwischen den »Lagern« selbst ließen die Person Hindenburg unberührt, der auch die Novemberrevolution – anders als Ludendorff³⁸ – ungerupft überstand: Seine gleichsam »symbolische Panzerung« (Pyta) machte ihn unangreifbar.

Proteste aus der Arbeiterschaft des Bremer Vulkan gab es gleichwohl, als bekannt wurde, dass ein Stinnes-Schiff seinen Namen tragen sollte. Der Arbeiterrat der Werft setzte die Unternehmensleitung so unter Druck, dass sie Stinnes darum bat, den Dampfer nicht »Hindenburg« zu taufen, was dieser natürlich ablehnte und mit dem Abbruch der Geschäftsbeziehungen drohte. Am für den Stapellauf vorgesehenen Tag, also am 8. Februar 1921, stimmte die Belegschaft über die Zulassung des Stapellaufs ab: 1800 waren dafür, 1200 dagegen – letztere werden vor allem Anhänger der USPD und KPD gewesen sein. Hindenburg und Ludendorff wurden dann allerdings »sogar von zahlreichen Arbeitern Ovationen dargebracht«.³⁹ Am folgenden Tag rügte die »Bremer Arbeiter-Zeitung«, das Organ der USPD, die Teilnahme neugieriger Arbeiter, Arbeiterfrauen und Kinder an den Aufläufen vor Hillmanns Hotel als eine »Affenschande«, lobte aber die Werftarbeiterschaft dafür, dass sie »an der Hindenburg-Maskerade nicht teilgenommen, sondern geschlossen das Werftgelände verlassen hat«, was nicht ganz der Wahrheit entsprach. Im Übrigen wandte sich die Zeitung in scharfer Polemik gegen Hindenburg, Ludendorff und Stinnes und die Begleitumstände ihres Besuches in Bremen:

38 Ludendorff als der eigentlich militärisch-strategische Kopf der OHL wurde schon am 26. Oktober entlassen; an seine Stelle trat General Wilhelm Groener. Hindenburg wurde noch gebraucht, um den Übergang in die parlamentarische Monarchie »symbolisch abzufedern« (Pyta (wie Anm. 1), S. 348). Ludendorff selber floh – als ihm im November in Berlin der Boden zu heiß wurde – unter falschem Namen mit einem finnischen Diplomatenpass nach Schweden.

39 Vgl. Herbert Schwarzwälder (wie Anm. 12), S. 280. Schwarzwälder gibt hier das Datum des Stapellaufes irrtümlich mit dem 10. Februar an. Georg Bessel, 150 Jahre Schiffbau in Vegesack, Bremen 1955, S. 109, berichtet lediglich, Ludendorff sei »nicht ohne Widerspruch begrüßt« worden.

»Wir konstatieren folgende Tatsachen: Hindenburg und Ludendorff, die Personifizierung des systematischen Massenmordes und Deutschlands Zusammenbruch, weilen in Bremen. Und daß nicht nur die eine Seite des neuen Deutschlands, die Militärdiktatur, zur Geltung komme, ist auch Hugo Stinnes, als der Vertreter der nacktesten Kapitalherrschaft zugegen. [...] Vor Hillmanns Hotel, wo man abgestiegen, tobt ein durch die bürgerlichen Presselakaien wildgemachter deutschnationaler Pöbel in chauvinistischer Stimmung. [...] »Er« tritt auf den Balkon, und der deutschen Hundeseele, der bei Stockprügeln, Fußtritten und majestätischen Blicken am wohlsten, bleibt das Herz stocken. Die Gaffer brüllen »Deutschland über alles«. Der Vaterländische Jugendausschuß, losgelassen von alldeutschen Oberlehrern und hakenkreuzlerischen Schulvorsteherinnen, bringt einen Kranz: »Dem unbesiegten (!) Helden – Die bremische Jugend«. [...] Der deutsche Spießer und zwar seine besonders dickfellige Bremer Spezies saugt wonnetrunken in sich hinein: Generalsuniform, goldener Helm, Orden. In Bremen steht sich inzwischen die mit nationalistischen Seichereien besoffen gemachte Menge die Beine in den Leib. Sie ist befriedigt, als sie wieder Hurras rufen und »Ihn« in Demut anschauen kann.«⁴⁰

Der Artikel schliesst: »Der bürgerliche Geschäftssenat, der es sich zur Hauptaufgabe gemacht hat, die Bürgerschaft stets aufs neue zu provozieren, läßt heute die bremischen Schulen schließen. Ein Skandal ohnegleichen! So wird die Schule zu nationalistischer Stimmungsmache rücksichtslos mißbraucht, der Senat zollt, als Diener des Kapitals, den Massenmördern und dem König der Geldsäcke seinen Tribut.«

Der Mythos Hindenburg wirkte auf die Redakteure um Alfred Faust so, dass sie in ihm einen politischen Feind erkannten, der bekämpft werden musste, obgleich er weder einer Partei angehörte noch irgendein Amt innehatte. Zugleich war ihnen die Gefahr bewusst, dass eben dieser Mythos negativ auf das politische Bewusstsein der Arbeiterschaft wirkte, zumal die Bürgerschaftswahl bevorstand und man die Reihen geschlossen halten musste. Dazu kam, dass es schon vor dem USPD-Parteitag in Halle im Oktober 1920 mit der Spaltung über der Frage des Beitritts zur III. Internationale und der folgenden Abwanderung eines Teils der Partei zur KPD auch in der Bremer USPD entsprechende Auflösungserscheinungen gab. – Ließ dies alles es nicht ratsam erscheinen, eine möglichst radikale Sprache zu wählen? Eine sachliche Berichterstattung, die zwischen Nachricht und Kommentar deutlich zu trennen

40 Bremer Arbeiter-Zeitung vom 9. Februar 1921.

41 Alfred Faust (1883 – 1961), im Elsass geboren, arbeitete vor dem Ersten Weltkrieg als Werbechef für Ludwig Roselius' Kaffee-Handels-AG (Kaffee-HAG), war dann von 1914 – 1918 Kriegsteilnehmer und trat 1917 der USPD bei. 1919 Mitbegründer der »Bremer Arbeiter-Zeitung« und deren Chefredakteur. Von 1920 bis 1933 Mitglied der Bürgerschaft, ab 1922 für die MSPD, ab Juli 1932 auch deren Reichstagsabgeordneter; Redakteur der »Bremer Volkszeitung«. 1949 Rückkehr aus dem Elsass nach Bremen, bis zu seinem Tode Pressechef des Senats (vgl. Artikel »Faust« in: Bremische Biographie 1912 – 1962). In der Redaktion der »Bremer Arbeiter-Zeitung« wirkten neben ihm Hans Hackmack und Friedrich Henke (Bruder von Alfred Henke, einer der beiden Vorsitzenden der USP-Reichstagsfraktion). Die Vereinigung der Rest-USP mit der MSPD fand im September 1922 statt.

weiß, gab es ja in der von Parteizeitungen dominierten deutschen Presselandschaft der Weimarer Republik ohnehin nur in Ausnahmen. Die Amerikaner hatten ab 1945 gute Gründe, diesen Typ parteigebundener oder parteinaher Gruppen-Presse nicht wieder aufleben zu lassen bzw. solche Bestrebungen schlicht zu verbieten.

Verglichen mit der seitenlangen und über drei Tage gehenden, fast gleichlautenden Berichterstattung der drei bürgerlichen Zeitungen war diejenige der »Bremer Arbeiter-Zeitung« (USPD) und des »Bremer Volksblatt – Bremer Bürgerzeitung« (MSPD) zum Hindenburg-Besuch äußerst kurz. Die Mehrheitssozialdemokraten griffen in ihrem einzigen Artikel vom 9. Februar dabei weder Hindenburg, noch Ludendorff oder Stinnes direkt persönlich an, sondern konzentrierten sich auf das Verhalten des Senats. Unter der Überschrift »Hurra, Hurra!« betonten sie, dass die beiden Ex-Generäle als Privatpersonen gekommen seien und kritisierten, »daß die Unterrichtskanzlei (wahrscheinlich auf Veranlassung des Senats, getrieben durch den Bürgerausschuß⁴³) ganz wie in der wilhelminischen Zeit, wenn Lemberg gefallen, Warschau erobert oder was sonst geschehen sein mochte, »schulfrei« verordnete, heute in der deutschen Republik aus Anlaß eines Besuches einiger Privatpersonen ebenfalls so verfährt. Hiergegen muß entschieden protestiert werden. Es ist eine Anmaßung sondergleichen, einfach die Schulen zu sperren und damit ganz einseitig zugunsten der nationalistischen Parteien zu handeln. Der reaktionäre Kurs in Bremen ist drastisch durch diese Verordnung demonstriert. Hindenburg redete, verglich Bremen mit Bayern und ließ erkennen, daß er die politische Seelenverwandtschaft des Geschäftssenats mit dem Regime Kahr-Escherich⁴⁴ wohl erfaßte.«⁴⁵

Ein Vergleich der beiden »linken« Zeitungen ergibt einen bemerkenswerten Unterschied bei der Darstellung der Person Hindenburgs. Die »Arbeiter-Zeitung« (USPD) benutzt als stärksten Ausdruck die Bezeichnung »Massenmörder«

42 Die Bremer KPD hatte derzeit keine eigene Zeitung. Die in Hamburg erscheinende »Die Rote Fahne. Organ der K.P.D. Sektion der III. Internationale Bezirk Nordwest« brachte am 10. Februar 1921 lediglich einen kleinen Artikel über die Teilnahme von Stinnes und Ludendorff an dem Stapellauf von D. HINDENBURG am 8. Februar und darüber, dass beide am Vortag, dem 7. Februar, Gäste des reaktionären, strikt republikfeindlichen Hamburger Nationalklubs im Hotel Atlantic gewesen seien. Ludendorff wird hier übrigens als »Massenschlächter« bezeichnet.

43 Gegründet im November 1918 als eine Art Gegengewicht zum Arbeiter- und Soldatenrat; später das Kartell der bürgerlichen Parteien.

44 Hinweis auf die Ansprache Hindenburgs vor der Stadtwehr; Forstrat Georg Escherich (1870–1941) organisierte in Bayern die 1919 gebildeten bürgerlichen Selbstschutzorganisationen bzw. Einwohnerwehren und wurde im Mai 1920 »Reichshauptmann« der Dachorganisation (»Orgesch«) aller deutschen Bürgermilizen. Unter dem Schirm der bayrischen Regierung Gustav von Kahr entwickelte sie sich zu einer allgemeinen Wehrbewegung, wurde aber im Juni 1921 – auch auf Drängen der Entente – von der Reichsregierung aufgelöst. Das war auch das definitive Ende der Bremer Stadtwehr. Hindenburg verband mit Escherich eine lebenslange Jagdkameradschaft.

45 Bremer Volksblatt vom 9. Februar 1921.

und schminkt ihn damit zum Verbrecher um.⁴⁶ Das »Volksblatt« (MSPD) dagegen bemüht sich, ihn durch die Häufung der Ausdrücke »Privat« bzw. »Privatperson« zu einem »normalen« Menschen zurückzustutzen.⁴⁷ Dem Hindenburg-Mythos konnten beide Strategien nicht beikommen – im Gegenteil: sie liefen Gefahr, die Leser gegen sich aufzubringen, da sie mit ihren so konträren Stilisierungen Hindenburgs die spezifische Rolle, die dieser im Gefühlshaushalt der Deutschen spielte, verfehlten. Das galt wahrscheinlich auch für große Teile der eigenen, »linken« Leserschaft, ganz sicher aber für bürgerliche Leser. Tatsächlich machte sich die bürgerliche Presse diese mögliche Wirkung zunutze: Die »Bremer Nachrichten« vom 11. Februar druckten unter der Überschrift »Schimpfkanonade der sozialistischen Presse gegen Hindenburg und seine Verehrer« die Artikel der »Arbeiter-Zeitung« und des »Volksblatt« vom 9. Februar vollständig ab, »damit weite Kreise einmal erfahren, wie diese Zeitungen und ihre Parteien Bremen nicht nur wirtschaftlich zu schädigen sich bemühen, sondern auch jedes Gerechtigkeitsgefühl für einen der größten Deutschen verloren haben. Ohne Hindenburg und seine Mitarbeiter (!) lägen viele deutsche Städte und Fluren verwüstet da und hätten Millionen überhaupt keine Hüsung und keine Aussicht, Verdienst oder Unterstützung zu bekommen.«

Zitiert seien noch einmal die »Bremer Nachrichten« in ihrer abschließenden Berichterstattung über »die beiden Hindenburgtage«: *»Keiner langen Stimmungsmache hatte es bedurft, um in Bremen den vaterländischen Geist, die dankbare Ehrerbietung vor großem vaterländischen Verdienst und höchster persönlicher Würde derart emporlodern zu lassen, wie es geschehen. [...] Vaterlandsliebe und Treue, Dankbarkeit und Heldenverehrung haben Bremen bei seinen Huldigungen beseelt, das allerdings mit einer Kraft, die uns manche halbentschwundene Zukunftshoffnung wiedergeben konnte. Deshalb: Heilige Flamme glüh, glüh und verlösche nie!«*⁴⁸ Es muss dahingestellt bleiben,

46 Den Satz: »Soldaten sind Mörder« – heute noch von Pazifisten und Antimilitaristen benutzt – brauchte Kurt Tucholsky in der Glosse »Der bewachte Kriegsschauplatz« in der »Weltbühne« Nr. 31 vom August 1931. Er hatte schon ab 1919 Soldaten, vor allem Offiziere, gelegentlich als Mörder bezeichnet.

47 Die generelle Verschonung der Person Hindenburgs durch die MSPD erklärt Pyta (wie Anm. 1), S. 399, durch den Respekt, den sich dieser durch sein Verhalten nach dem 9. November 1918 »bis weit in die demokratische Linke hinein« erworben habe; »scharfe Kritik« sei an ihm »nur noch von den politisch randständigen linkssozialistisch-kommunistischen Kräften geübt« worden. Der Zeitgenosse Emil Ludwig, der seine Hindenburg-Biographie von 1935 – die im Amsterdamer Querido-Verlag erschien – als einen »Beitrag zur Psychologie der Deutschen« verstanden wissen wollte, kommentierte das Verhalten der »neuen Führer« ganz anders: »Die neuen Führer taten beinahe nichts, um der Außenwelt zu beweisen, daß Deutschland sich geändert hätte, aber alles, um der Innenwelt zu beweisen, es sei gar nicht so schlimm. Im beständigen Kampf gegen ihre radikalen Brüder, die einen sozialistischen Staat erstrebten, suchten sie den Anschluß an die alte Welt [...].« (Emil Ludwig, Hindenburg. Legende und Wirklichkeit, Taschenbuchausgabe München 1965, S. 168).

48 BN vom 10. Februar 1921.

ob die »Heilige Flamme« der Hindenburg-Begeisterung Auswirkung auf den politischen Ertrag dieser Tage hatte oder nicht; das Wahlergebnis vom 20. Februar 1921 jedenfalls, zehn Tage danach, spricht dafür: die »sozialistische« Mehrheit in der Bürgerschaft war dahin.

Hindenburg hat Bremen nach diesem Februar 1921 noch dreimal besucht: im April 1924 anlässlich der Fertigstellung des NDL-Dampfers COLUMBUS, im Oktober 1926 zum Antrittsbesuch als Reichspräsident und im August 1928 zum Stapellauf des Schnelldampfers BREMEN. Die Zeit zwischen seinen Aufenthalten im Februar 1921 und April 1924 waren weitere Krisenjahre der Republik, insbesondere das Jahr 1923, das sich zum »Katastrophenjahr« für Deutschland und Bremen auswuchs.⁴⁹ Die Einführung der Rentenmark am 15. November 1923 brachte zwar das Ende der Inflation, aber mit der folgenden Stabilisierungskrise auch Produktionsrückgänge, steigende Arbeitslosigkeit und Lohnkämpfe. Die Verarmung des Mittelstandes blieb unumkehrbar. Die Schiffbaukonjunktur der Inflationsjahre verebbte, der Wiederaufbau der deutschen Handelsflotte geriet ins Stocken. Da war es ein Lichtblick, dass der NDL im Frühjahr 1924 endlich einen neuen 32.500-BRT-Passagierdampfer in Fahrt setzte. Die Reederei bzw. ihr Aufsichtsratsvorsitzender Philipp Heineken (1860–1947) lud Hindenburg für den 11. April zur Besichtigung nach Bremerhaven ein, wo der Dampfer im Kaiserhafen lag. Der immer noch äußerst populäre Hindenburg verschaffte dem NDL durch seinen Besuch ein reichsweites, werbewirksames Echo – gleichzeitig mag die Einladung auch eine Art Trostpflaster dafür gewesen sein, dass der Transatlantik-Liner mit Rücksicht auf das Ausland nun doch nicht – wie eigentlich vorgesehen – seinen Namen tragen konnte.

Hindenburgs Bremen-Besuch vom 10. bis 12. April 1924 verlief ganz ähnlich wie der von 1921: Ankunft und Übernachtung in Bremen, am folgenden Tag Aufenthalt in Bremerhaven, am dritten Tag zurück von Bremen nach Hannover. Ende März befasste sich der von Heineken informierte Senat mit der Angelegenheit und beschloss, auch diesmal »dem Generalfeldmarschall nach seiner Rückkehr von der Besichtigung in Bremerhaven von seiten des Senats eine Aufmerksamkeit zu erweisen und ihn als Gast zu begrüßen.[...] In Betracht zu ziehen sei, hierzu das Offizierskorps, Vertreter der Marine usw. heranzuziehen.«⁵⁰ Am 8. April, also zwei Tage vor der Ankunft Hindenburgs, teilte Senator von Spreckelsen (DVP) für die Polizeikommission mit, es sei in

49 D. h. Ruhrkampf, kommunistische Aufstandsversuche, Inflation, Arbeitslosigkeit, Streiks und Massenelend, Radikalisierung; im November schließlich der Hitler-Ludendorff-Putsch in München, der auch in der Bremer DNVP seine Unterstützer hatte. Wenige Tage nach dem 9. November 1923 fanden Wahlen zur Bürgerschaft statt (18. November), deren Ergebnis die befürchtete Stärkung linker und rechtsradikaler Gruppierungen war. Die neue, antisemitische Deutsch-Völkische Freiheitspartei (DVFP) brachte es auf 7 Mandate, die DNVP stieg von 8 auf 12, die KPD von 6 auf 18 Mandate. Die DVP sank von 30 auf 26, die DDP von 23 auf 16, die VSPD schließlich von 51 auf 36 Bürgerschaftssitze. Demnach wäre eine »Große Koalition der Verlierer« möglich gewesen, doch der bürgerliche »Fachsenat« blieb im Amt.

50 StAB 3-B.16. Nr. 64

Bremen und Bremerhaven »mit Huldigungen aus den Kreisen der Bevölkerung zu rechnen«, wobei ein »Zusammenströmen der Bevölkerung« zu erwarten sei. »An sich« seien Versammlungen unter freiem Himmel »nach den bestehenden gesetzlichen Bestimmungen« – nämlich nach dem Bannmeilen-Gesetz – nicht erlaubt. Von Sreckelsen empfahl daher dem Senat, die bei dieser »Gelegenheit zusammenkommenden Personen als Versammlung unter freiem Himmel im Sinne der gesetzlichen Bestimmungen« nicht anzusehen und dementsprechend die Polizeibehörden anzuweisen, nicht einzuschreiten.⁵¹ Da für den 7. Mai Reichstagswahlen anstanden, muss diese Ausnahme-Regelung ganz in Analogie zu 1921 auch als Wahlkampf-Aktion zur Mobilisierung des bürgerlich-nationalen Milieus gedeutet werden, wozu für Hindenburg auch Gelegenheiten zu Ansprachen und zur Entgegennahme entsprechender Beifallskundgebungen gehörten. Große Menschenansammlungen wie 1921 vor dem Hotel waren dieses Mal nicht vorgesehen, da Hindenburg privat bei Heineken an der Contrescarpe 137 wohnte und am Anreisetag (Donnerstag, den 10. April) – am Abend des Tages starb Hugo Stinnes – nicht in der Öffentlichkeit erschien. Der zweite Tag (11. 4.) war dem Besuch Bremerhavens gewidmet, der dritte Tag (12. 4.) begann mit dem »Ständchen« einer Reichswehrkapelle vor Heinekens Haus. Anschließend erfolgte eine recht ausgedehnte Auto-Rundfahrt durch östliche Stadtteile mit Besuchen bei Generalmajor a.D. Paul von Lettow-Vorbeck in der Colmarer Straße 39 und bei Adolf Held in der Hollerallee 61.⁵² Beide Männer standen Hindenburg politisch nah: Held, Lüdendorff-Freund und Eigentümer eines bedeutenden Handelshauses im Ibero-Amerika-Geschäft, finanzierte den radikalen DNVP-Ableger DVFP, in der auch Mitglieder der noch verbotenen NSDAP vorübergehend aktiv waren. Diese dezidiert rassistische, antisemitische, antikommunistische und antirepublikanische Gruppierung gehörte zu den Teilen des radikal-nationalistischen Lagers, die seit 1921 erheblich ideologisch und organisatorisch aufgerüstet hatten. So besaß die Bremer DVFP sog. »Wanderabteilungen« als Saalschutz, eine militärisch gedrillte und uniformierte Truppe mit Hakenkreuzarmbinden.⁵³ Lettow-Vorbeck war Mitglied des Stahlhelms und der DNVP.⁵⁴

Mögen Hindenburgs Besuche bei ihnen auch der Auffrischung alter Bekanntschaften gedient haben, so hatte er doch ein darüber hinausgehendes Interesse: er wusste, dass er in ihren Kreisen, wie schon einmal 1920, als möglicher Kandidat für die 1925 anstehende Volkswahl des Reichspräsidenten gehandelt wurde. Es ist plausibel anzunehmen, dass er die Gelegenheit wahrnahm,

51 Vgl. ebd.

52 Das Polizei-Programm mit der Route für den 12. 4. liegt dem Senatsprotokoll bei.

53 Vgl. Schwarzwälder (wie Anm. 12), S. 334. Zu Held (1859–1927) s. den Artikel von Friedrich Prüser in: *Bremische Biographie 1912–1962*, S. 228; Prüser nennt ihn hier, etwas verschämt, einen Mann »von ausgeprägter völkischer Gesinnung«.

54 Paul von Lettow-Vorbeck (1870–1964) war als Berufsoffizier beteiligt an der Niederwerfung des Boxer-Aufstandes, des Herero-Nama-Aufstandes und schließlich Kommandeur der Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika. Ab 1919 Mitglied der DNVP und 1928–1930 deren Reichstagsabgeordneter. 1920 aus der Reichswehr entlassen. Seit 1923 in Bremen wohnhaft, arbeitete er als Großhandelskaufmann in der Firma Konrad Keller & Cie.

die politische Lage zu sondieren und Informationen aus Bremens bürgerlichen Parteien einzuholen. Auch wenn Hindenburg im folgenden Jahr seine Entscheidung für die Annahme der Reichpräsidenten-Kandidatur bis zum zweiten Wahlgang hinauszögerte, hatte er doch vorher mit allen bürgerlichen Parteien und Gruppierungen Kontakt gehalten, denn sein politisches Credo lautete immer schon, dass ein Wiederaufstieg Deutschlands nur auf der gemeinsamen Basis *aller* bürgerlichen, nicht-sozialistischen Kräfte möglich sei. Standesdünkel kannte dieser ostelbische Junker dabei nicht.

Ebenso wie der äußere Verlauf des zweiten Hindenburgbesuches in Bremen dem ersten ähnelte, waren auch die Verlautbarungen der Bremer Tagespresse vom April 1924 in ihrem Tenor nicht viel anders als diejenigen vom Februar 1921. Die Person Hindenburgs hatte von ihrem Polarisierungspotential nichts verloren. Zwar war die Berichterstattung der bürgerlichen Presse dieses Mal deutlich kürzer, auch gab es kein »schulfrei« oder offizielle Empfänge – mit Ausnahme eines »einfachen Bierabends« im Kreise aktiver Offiziere beim Senat. Doch gab es wieder etliche Gelegenheiten, Hindenburg zu sehen, was die bürgerlichen Parteien und nationalen Organisationen nutzten, um ihre Mitglieder zu mobilisieren. Es scheint, dass im Vergleich zu 1921 die Beteiligung der Bevölkerung sehr viel geringer war, was neben der schon 1921 gestillten Neugier und einer allgemeinen politischen Lethargie auch einer unklaren Kommunikation über Ort und Zeit von Hindenburgs Erscheinen gelegen haben mochte, was wiederum mit dem viel privateren Charakter dieses zweiten Besuches zu tun hatte. Während »eine ansehnliche Menschenmenge« am Hauptbahnhof Hindenburg erwartete, war dieser schon per Auto aus Hannover gekommen und bei Heineken abgestiegen, wo sich »einen Menge findiger Leute angesammelt« hatte und »blaue und grüne Polizei« für Ordnung sorgte.⁵⁵ Man sang wieder »O Deutschland hoch in Ehren« und das Deutschlandlied, worauf Hindenburg auf dem Balkon erschien, grüßte und kurze Dankesworte sprach. Ähnliche Szenen spielten sich auch am nächsten Morgen vor Heinekens Haus ab. In Bremerhaven nahmen »Schupo-Einheiten, die Schulen, die nationalen Jugendverbände, die Vereinigten Bremerhavener Gesangsvereine und viele andere Aufstellung«. Auf der Gangway der COLUMBUS stehend hörte sich Hindenburg »eine begeisterte Ansprache« eines »Herrn aus Geestemünde« an und erwiderte in »kurzen und kernigen Worten«; danach gemeinsamer Gesang des Deutschlandliedes. Beim Besuch der NDL-Verwaltung gab es Aufläufe bei Ankunft und Verabschiedung vor dem Gebäude. Die BN erwähnen für die Besuchstage insgesamt fünf Mal das Absingen des Deutschlandliedes, wobei Hindenburg auf Balkonen oder an Fenstern erschien, immer in feldgrauem Mantel und Offiziersmütze oder »entblößt«. Die Zeitung brachte zwei große Fotos von ihm, einmal mit Heineken vor dessen Haus, das andere auf der Gangway in Bremerhaven.

55 Alle folgenden Zitate entstammen, wenn nicht anders angemerkt, den Bremer Nachrichten vom 11., 12. und 13. April 1924. »Blaue« Polizei: Ordnungs- oder Schutzpolizei; »grüne« Polizei: kasernierte Sicherheitspolizei als eine Art Regierungsschutztruppe unter Major Caspari.



Abb. 3: Bremerhaven, 11. April 1924: Ein »Hoch!« auf das neue Flaggschiff des Norddeutschen Lloyd. Hindenburg und neben ihm Heineken auf der Gangway von D. COLUMBUS. (Bundesarchiv, Bild 102 - 00365, Fotograf: Georg Pahl)

Was die SPD und KPD angeht, war ihr Interesse an Hindenburg offenbar weitgehend erschöpft. In ihrer Berichterstattung stand nicht seine Person im Mittelpunkt, sondern die Reaktionen der bürgerlichen Presse, der Polizei und der bremischen Hindenburg-Verehrer. Das KP-Organ »Nordwestdeutsches Echo« raffte sich unter der Überschrift »Heil!« zu einer kurzen, satirisch getönten Veralberung des Besuchsereignisses auf:

»Der bremische Spießbürger hat wieder einmal seine großen Tage, verbunden mit kalten Füßen, Stockschnupfen, Blähungen und viel Bier. Herr Feldwebel Hindenburg weilt in Bremen. Herr Feldmarschall Hindenburg ist bekanntlich durch einen B r e m e r, Herrn Oberlehrer H e i d r i c h, im Jahre 1914, in die deutsche Literatur eingeführt worden, vermittels des schönen Liedes: ›Das ist der Herr von Hindenburg‹, in dem sich immer ›Hindenburg‹ auf ›Vorn und hinten durch‹ miteinander reimten.⁵⁶ Herr Hindenburg

56 Der Führer des Bremer Wandervogel e.V., der Studienrat Oskar Heidrich (1878–1955), übernahm 1914 auf Bitten des Senats die Bremer Ortsgruppe des Jungdeutschlandbundes. Ob er der Verfasser des folgenden Liedtextes war, konnte nicht verifiziert werden, ist aber auch unwahrscheinlich. Die Erwähnung seines Namens im Zeitungsartikel spielt wahrscheinlich auf den Jungdeutschlandbund als nationalistischen und bellizistischen Wehrverein an:



Abb. 4 (oben) und 5 (rechts unten): Besuch des Reichspräsidenten von Hindenburg in Bremen am 21. Oktober 1926, Abfahrt vom Privathaus von Senator Heinz Bömers, Hollerallee 13. (Foto: StAB 7,210 Familie Bömers)

gehört also zu seinem Bremen, und sein Bremen gehört zu Herrn Hindenburg! Schorse Kunoth⁵⁷ hatte in fetten Lettern in den ›Nachrichten‹ am Donnerstag die erschütternde Mitteilung verbreiten lassen, daß Herr Hindenburg zur Besichtigung des Lloydampfers ›Columbus‹ am Nachmittag in Bremen eintreffen würde. Ein Gedicht auf Hindenburg (›Wie lieb ich Dich, mein Hindenburg‹) hatte Schorse diesmal merkwürdigerweise nicht gemacht. [...].⁵⁸

»Da sprach der Herr von Hindenburg / ›Die Russen werd'n gelaust / In einer Weise, daß sie Furcht / verspür'n vor Deutschlands Faust! / Auf, deutsche Jungs!‹ sagt Hindenburg, / ›nun feste druff und dran! / Haut sie von vorn und hinten durch / Bis auf den letzten Mann!‹« www.volksliederarchiv.de gibt als Verfasser Eugen Jürsch an.

57 Georg Kunoth (1863–1927) war von 1899 bis kurz vor seinem Tod Chefredakteur der Bremer Nachrichten. Von 1900 bis 1924 gehörte er als Vertreter der 4. Klasse bzw. der DDP der Bürgerschaft und der Bremischen Nationalversammlung an. Neben seiner journalistischen Tätigkeit schrieb er kleine Theaterstücke, Gedichte und Couplets und komponierte Märsche, Walzer und Polkas. Heute noch beliebt ist sein Lied »Ein Prosit der Gemütlichkeit!« Vgl. den Artikel »Kunoth« in der Bremischen Biographie 1912–1962.

58 Nordwestdeutsches Echo – Organ der K.P.D. Bezirk Nordwest vom 12. April 1924. Sperrung im Original.

Etwas ausführlicher beschäftigte sich das SPD-Organ »Bremer Volkszeitung« unter der Titelzeile »Hindenburgrummel und seine Kehrseite« mit dem Besuch:

»Diese Gelegenheit hat sich nun die typische Spezies Untertan, die Hurra-brüller und Hepp-Heppschreier, nicht entgehen lassen, sich wieder einmal an seiner eigenen Nichtigkeit und an der ›übermenschlichen Größe‹ eines Mannes einer verlorenen Zeit zu berauschen. Da wurde stundenlang in hündischer Demut vor verschlossenen Türen und dito Fenstern gelauert, um dann den berühmten ›Herzschlag‹ auszusetzen, wenn ›Er‹ sich zeigte. [...] Und die bürgerliche Presse konnte des widerlichen Geschleims nicht genug tun. Jede Straße wurde in ihren Berichten erwähnt und heilig gesprochen, durch die die Hindenburgsche Benzinkutsche gerast war. Man brachte förmlich ›Hofberichte‹ von ›Ihm‹, berichtete über jeden Dreck, der sich bei Hindenburgs Besuch in Bremen ereignete.«⁵⁹

Ihr Hauptaugenmerk richtete die Zeitung auf die öffentlichen Kundgebungen und Demonstrationen, die ihrer Meinung nach »keineswegs einen ›allgemeinen vaterländischen‹, sondern einen ausgesprochen nationalistisch-hakenkreuzlerischen Charakter trugen. Diese von nationalistischen Radauelementen beherrschten Demonstrationen spielten sich inmitten der Bannmeile und unter den Augen der Polizei ab, die anscheinend Befehl erhalten hatte, aus patriotischen Gründen von einem Bannmeilengesetz und dem Verbot der Abhaltung öffentlicher Kundgebungen ›nisch zu wissen‹.«⁶⁰ Bei der Ankunft Hindenburgs zum offiziellen Empfang hätte sich vor dem Eingang des Rathauses »eine große



59 Bremer Volkszeitung vom 15. April 1924.

60 In dem kleinen Bremen war möglicherweise der entsprechende Senatsbeschluss durchgesickert, außerdem kannte man seine Pappenheimer.

Demonstration angesammelt«, die von uniformierten Hakenkreuzlern beherrscht gewesen sei. Gesungen sei dabei neben der »Wacht hat am Rhein« und »Deutschland hoch in Ehren« auch das Lied »Hakenkreuz am Stahlhelm, schwarzweißrotes Band. Jung-Hitler werden wir genannt«⁶¹. Als einige Mitglieder des republikanischen »Vortrupp Reichsadler« sich unter die Versammlung mischten, habe ein Beamter der grünen Polizei gemeint, »man müsse sich doch wohl entfernen, denn sie wirkten wie eine Provokation. Erst ein blauer Polizist mußte diesem biederem Verteidiger der Republik plausibel machen, daß man die Republikaner nicht wegweisen dürfe.«⁶²

Insbesondere dieser letzte Vorfall vor dem Rathaus führte zu einem parlamentarischen Nachspiel. Die Fraktion der KPD reichte eine Interpellation an den Senat ein, worin es u. a. hiess: »Ist dem Senat bekannt, daß am Freitag, dem 11. April d. J., nachmittags, aus Anlass der Anwesenheit des Herrn Hindenburg vor dem Rathaus, also innerhalb der Bannmeile, eine nationalistische Demonstration stattgefunden hat? Ist dem Senat bekannt, dass bei dieser Demonstration die Polizei durch ihr duldsames Verhalten diese Kundgebung geradezu begünstigte im Gegensatz zu ihrem Verhalten bei proletarischen Ansammlungen innerhalb und außerhalb der Bannmeile, wo sie regelmäßig brutal und provozierend vorging? Ist der Senat bereit, in Zukunft auch für die Arbeiterdemonstrationen die Bannmeile freizugeben?«⁶³ Auf der Bürgerschaftssitzung am 25. April erläuterte der Vorsitzende der KPD-Fraktion, Fritz Globig,⁶⁴ kurz die Interpellation und forderte den Senat auf, endlich einmal zuzugeben, dass er eine Klassenpolitik betriebe und Gesetze entsprechend unterschiedlich anwende. Der zuständige Senator von Spreckelsen (DVP) fertigte ihn damit ab, dass es sich keineswegs um eine Demonstration gehandelt habe, sondern um ein spontanes Zusammenströmen der Bevölkerung, die ihren Ehrenbürger begrüßen wollte. Im Übrigen: »An diesem Tage war nicht »Herr Hindenburg« in Bremen, sondern der bremische Ehrenbürger Feldmarschall von Hindenburg (Lachen links, Sehr richtig! Rechts), der Mann, dessen Verdienste über jeden Angriff erhaben sind (Zuruf Faust: Steht er über dem Gesetz?), der Mann, für den das deutsche Volk glüht und dem das deutsche Volk unauslöschlichen Dank schuldig ist für seine jahrelange Tätigkeit zur Ehre und zum Ruhme des deutschen Vaterlandes (Beifall r., Lachen links)[...] Die Besprechung der Interpellation wird abgelehnt. (Zuruf rechts: Das wäre auch nur eine Kinderei! Kaisen: Diese Rede war eine Kinderei!). Präsident: Herr Kaisen, ich muß das zurückweisen.«

61 Der genaue Text des dort gesungenen Liedes ist nicht bekannt. Die erste Strophe des sog. »Kampfliedes der Brigade Erhardt« von 1919 lautet jedenfalls: »Hakenkreuz am Stahlhelm, / Schwarz-weiß-rotes Band, / Die Brigade Erhardt / Werden wir genannt. / Arbeiter, Arbeiter, / Wie mag es dir ergehn, / Wenn die Brigade Erhardt / Wird einst in Waffen stehn.«

62 Bremer Volkszeitung vom 15. April 1924.

63 Verhandlungen der Bremischen Bürgerschaft vom Jahre 1924, Sitzung 1-26, Bremen 1924, S. 250.

64 Fritz Globig (1892–1970), Chemigraph von Beruf, 1923 nach Bremen, Redakteur der »Arbeiterzeitung«. Unter Stalin zu 10 Jahren Arbeitslager verurteilt, ab 1955 in der DDR.

Hier haben wir eine der seltenen Situationen, wo SPD und KPD eine gemeinsame Position – hier im Kampf gegen den beiden Parteien verhassten bürgerlichen Senat – vertraten. Der tiefe Graben, der sich dabei wieder einmal zwischen dem »sozialistischen« und »bürgerlichen« Lager in der Stellung zu Hindenburg auftat, scheint dagegen unüberbrückbar. Dennoch mussten diese – der Not gehorchend – doch einmal zusammenkommen, als vor der Reichspräsidentenwahl 1932 der Alarmruf »Hitler ante portas!« auch die Sozialdemokraten dazu brachte, sich auf Hindenburg als ihren Kandidaten festzulegen. Nur neun Monate nach seiner Wahl öffnete Hindenburg Hitler das Tor, indem er ihm die Verwirklichung seines Traumes vom Wiederaufstieg des Reiches zu alter Macht und Herrlichkeit aus dem Geist der »Volksgemeinschaft«⁶⁵ anvertraute, zu der nun alles, was »links« war, nicht mehr gehörte.

Eine gewisse Nonchalance gegenüber seiner Person, wie sie sich schon 1924 in den Berichten der Bremer linken Parteipresse zeigte, macht deutlich, dass Sozialdemokraten und Kommunisten in ihm nicht mehr – wie noch 1921 – den Militär, sondern nur noch den »alten Papa Hindenburg« (so die Volkszeitung) sahen, den man politisch nicht ernst zu nehmen brauchte. Sie konnten deshalb auch nicht sehen, welche Funktion der mythisch überhöhte Hindenburg und alles, was er verkörperte, im emotionalen und mentalen Haushalt des bürgerlich-konservativen Milieus innehatte und damit auch nicht den politisch gefährlichen Irrationalismus, in dem große Teile des deutschen Bürgertums über 1933 hinaus verharren.⁶⁶

65 Dem zurückblickenden Betrachter erscheint der hohe Stellenwert dieser »Volksgemeinschaft« als Ausdruck (noch) nicht bewältigter gesellschaftlicher Umwälzungen und Modernisierungen, wie sie die Deutschen in voller Wucht ab den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts getroffen hatten, als innerhalb von nur drei Generationen ein Agrar- in einen Industriestaat verwandelt wurde mitsamt der Herausbildung einer antagonistisch verfassten Klassengesellschaft. Die »Volksgemeinschaft« fungierte folglich als der »gelebte Mythos einer kollektiven Krisen-Biographie. Die autoritäre Nostalgie war die ebenso verständliche wie unzutreffende Lektion aus der Erfahrung des Krieges, obwohl nicht dieser selbst, sondern die durch ihn dramatisch beschleunigte Intensität und Verlaufsgeschwindigkeit der »Modernisierung«, die fehlende Vermittelbarkeit der »Sinnhaftigkeit« dieses Wandels die soziale Zumutbarkeit und politische Akzeptanz der Veränderungen verhinderten.« So Günter Mai, »Verteidigungskrieg« und »Volksgemeinschaft«. Staatliche Selbstbehauptung, nationale Solidarität und soziale Befreiung in Deutschland in der Zeit des Ersten Weltkrieges (1900–1925), in: Wolfgang Michalka (Hg.), Der Erste Weltkrieg. Wirkung, Wahrnehmung, Analyse, München 1994, S. 583–602, hier: S. 596.

66 Diese prognostische und diagnostische Schwäche wird u. a. thematisiert in dem Sammelband von Thomas Koebner (Hg.), Weimars Ende. Prognosen und Diagnosen in der deutschen Literatur und politischen Publizistik 1930–1933, Frankfurt 1982.

Bremens Polizeioberst Walter Caspari – ein Kriegsverbrecher?

Von Hans Wrobel

1957: Walter Caspari – für viele Bremer ein fester Begriff

Am 26. Juli 1957 feierte Walter Caspari seinen achtzigsten Geburtstag. Der *Weser-Kurier* schrieb mit Fug und Recht, »der ehemalige Polizeigeneral und Oberst a. D., Ritter des Ordens Pour le mérite« sei »für viele Bremer ein fester Begriff.«¹ Caspari, 1877 in Detmold geboren, war Berufsoffizier geworden.² 1900/1901 hatte er im Ostasiatischen Expeditionskorps in China gegen die »Boxer« gekämpft. Seit 1906 diente er im Infanterieregiment (1. Hanseatisches) Nr. 75 in Bremen. Von 1914 bis 1918 stritt er in Belgien und Frankreich. Als Major und Bataillonskommandeur kehrte er heim, ausgezeichnet mit dem höchsten Orden »Pour le mérite.«³ Am 4. Februar 1919 beteiligte er sich mit dem »Freikorps Caspari« an der Niederwerfung der Bremer Räterepublik. Viele Bürgerliche sahen in ihm den Befreier von Kommunismus, Bolschewismus und Anarchie. Von 1919 bis 1933 kommandierte er, vom Senat zum Polizeioberst ernannt, die 2400 Mann starke Ordnungspolizei des Landes. Im April 1933 versetzte ihn der jetzt von Nationalsozialisten beherrschte Senat in den Altersruhestand und verlieh ihm den »Charakter« eines Polizeigenerals – was so viel heißt wie: Er beförderte ihn ehrenhalber zum General mit dem Recht, dessen Uniform zu tragen. Ab 1940 befehligte Caspari als Oberst der Wehrmacht Ersatzeinheiten in Delmenhorst. Stationiert war er in einer Kaserne, die seit Mai 1938 nach ihm benannt war und die 1957, an seinem 80. Geburtstag, immer noch Caspari-Kaserne hieß. Das klingt wie die an Ehrenreiche Vita eines Soldaten und Polizisten, der sich seit des Kaisers Zeiten ums Vaterland und um Bremen verdient gemacht hat und der auch für eine

1 *Weser-Kurier* vom 26. Juli 1957.

2 Vgl. zum Ganzen die im Staatsarchiv Bremen vorhandenen Personensammler 9, S. 9-17-44 zu Walter Caspari, dessen Personalakte StAB 4, 10-Akz. 30-28, ferner den biographischen Artikel von Kurt Heyser in: *Bremische Biographie 1912–1962*, Bremen 1969, S. 90 ff., sowie die umfangreiche Darlegung zu Casparis Lebens- und Karrieredaten bei Karl Schneider, *Von der Sicherheitspolizei zum Polizeibataillon 105 – Ein Beitrag zur Bremer Polizeigeschichte*, Bremen 2010, S. 448 ff.

3 Über die ausgezeichnete Waffentat (»Nachtangriff in der Durchbruchschlacht gegen Fauvreuil«) bei der »Großen Schlacht in Frankreich« 1918 unterrichtet die Geschichte des Infanterieregiments Bremen (1. Hanseatisches) Nr. 75, Bremen 1934, S. 350 f., im Folgenden: »Regimentsgeschichte«. Vgl. ferner in: *Infanterieregiment Bremen im Felde 1914–1918*, Bremen 1919, S. 127-133.

Kaserne der Bundeswehr noch als Namenspatron taugte. Indes gibt es eine andere, kaum bekannte Seite in diesem Leben. Ein belgisches Kriegsgericht hat Walter Caspari am 25. März 1925 in Abwesenheit zum Tode⁴ verurteilt: Er habe als Chef der 3. Kompanie des Regiments Nr. 75 am 18. August 1914 in der Ortschaft Hougaerde⁵ einen Priester und einen Landwirt vorsätzlich getötet. Auch der Oberreichsanwalt in Leipzig hat 1925 wegen Mordes in zwei Fällen gegen ihn ermittelt. Was hat es damit auf sich?

August 1914: Hauptmann Caspari zieht in den Krieg

Am 1. August 1914 erklärte das Deutsche Reich Russland den Krieg. Am 3. August folgte die Kriegserklärung an Frankreich. Am 4. August 1914 marschierten deutsche Truppen in Belgien ein – dem kein Krieg erklärt war. Diese Invasion veranlasste Großbritannien am gleichen Tag, dem Reich den Krieg zu erklären, was jetzt auch Belgien tat. In Bremen machte das Infanterieregiment Nr. 75 mobil. Am 6. August 1914 feierte Garnisonspfarrer Groscurth mit den Soldaten im Dom das Abendmahl. Derart geistlich gestärkt wurde das Regiment nach Aachen transportiert. Es gehörte zum rechten deutschen Flügel, der dem Schlieffen-Plan folgend⁶ möglichst schnell Belgien besetzen sollte, um sodann in Frankreich einzudringen und dessen Armeen zu vernichten. Der Vormarsch des Regiments auf die Festung Lüttich (Liège) an der Maas (Meuse) begann am 8. August. »Mit brausenden Hurras wurde 2.50 Uhr nachmittags die belgische Grenze bei Gemmenich überschritten.«⁷ Der erste Schrecken des Krieges vermittelte sich den Bremern im »Anblick toter Pferde, die vereinzelt in den Chausseegräben lagen und zu Patrouillen Danziger Totenkopfhülsen gehörten, die aus dem Hinterhalt von Franktireurs erschossen worden waren, und endlich auch in erschossenen Menschen.«⁸

»Franktireurs, Hinterhalt« – das wurden schnell Schreckensworte für die deutschen Soldaten. Weil die belgische Armee die offene Feldschlacht vermied und »eine Taktik der Nadelstiche, des plötzlichen Angriffs und des schnellen Rückzugs«⁹ praktizierte, meinten die Deutschen, sie hätten es wie im Krieg

4 Erwähnt bei Fritz Peters, *Zwölf Jahre Bremen 1921–1932*, Einträge vom 6. April 1925 und 10. Mai 1925.

5 Die Schreibweise dieser Ortschaft ist ebenso wie die des Nachbarorts Outgaerden in den Quellen uneinheitlich. Hier wird vereinheitlichend von Hougaerde und Outgaerden gesprochen. Beide Orte sind seit 1977 zusammengelegt; die aktuelle Schreibweise ist Hoegaarden und Outgaarden.

6 Das Regiment Nr. 75 bildete mit dem Hanseatischen Infanterieregiment (2. Hanseatisches) Hamburg Nr. 76 die 33. Infanteriebrigade, die der 17. Infanteriedivision unterstand, die wiederum zum IX. Armeekorps (Altona) gehörte, das der 2. Armee, ab dem 16. August 1914 der 1. Armee zugeteilt war.

7 Regimentsgeschichte (wie Anm. 3), S. 31; eine Fotografie, die den Grenzübergang zeigt, findet sich vor S. 33.

8 Ebd., S. 32 f., wo ein Bericht des Unteroffiziers Lattemann wiedergegeben wird.

9 Lothar Wieland, *Belgien 1914. Die Frage des belgischen »Franktireurkrieges« und die deutsche öffentliche Meinung von 1914 bis 1936*, Frankfurt am Main, Bern, New York 1984, S. 4.

gegen Frankreich 1870/71 mit einem »Volkskrieg« zu tun,¹⁰ in dem neben der regulären Armee Freischärler, »Franktireurs« kämpften – in Zivil, aus dem Hinterhalt, heimtückisch. Sie würden Verwundeten die Ohren abschneiden, die Augen ausstechen, sie umbringen und Tote ausrauben. Lothar Wieland spricht von einer »Franktireurpsychose«, die das deutsche Heer ergriffen hatte.¹¹ John Horne und Alan Kramer verwenden den Ausdruck »Franktireurwahn.«¹²

Die deutschen Truppen reagierten brutal auf vermeintliche Aktionen¹³ von Freischärlern. Sie sahen darin eine völkerrechtlich verbotene Einmischung belgischer Zivilisten in den Truppenkampf und antworteten mit Repressalien.¹⁴ Häuser, Dörfer und Städte gingen in Flammen auf. Zivilisten wurden als Geiseln genommen, getötet, verschleppt. Viele wurden von deutschen Soldaten gezwungen, vor der angreifenden Truppe herzugehen – als Schutz vor befürchteten Angriffen von Franktireurs.¹⁵ Der Freischärlerei besonders verdächtig waren katholische Geistliche, die den Deutschen als Organisatoren des zivilen Widerstandes galten.¹⁶ Priester wurden häufig – wie andere Honoratioren – als Geiseln genommen¹⁷ und auch bei Angriffen als menschlicher Kugelfang benutzt.¹⁸ Nach Horne und Kramer haben deutsche Soldaten 1914 in Belgien bei Repressalien 5521 Zivilisten getötet,¹⁹ darunter 49 Priester.²⁰

10 Vgl. John Horne / Alan Kramer, *Deutsche Kriegsgreuel 1914. Die umstrittene Wahrheit*. Hamburg 2004, S. 180.

11 Wieland, *Belgien* (wie Anm. 9), S. 5, 10 ff.

12 Horne / Kramer, *Kriegsgreuel* (wie Anm. 10), S. 140 u.ö. Ihr Werk dürfte die umfassendste Auseinandersetzung mit diesem Wahn sein. Zu dessen Entstehung, Ausbreitung und Ausformungen vgl. dort speziell Kapitel 3, S. 139 ff.

13 Dazu ebd., S. 189: »Dass der Volkskrieg eine Wahnvorstellung der Deutschen war, bedeutet nicht, dass es keinen Widerstand von Zivilisten gegeben hätte... Obwohl es Hinweise auf unkoordinierte Widerstandshandlungen gibt, sind die Indizien in keinem Fall überzeugend.«

14 Diese Meinung herrschte noch lange nach dem Ende des Krieges. Deutsche Völkerrechtler rechtfertigten härteste Maßnahmen gegen das »verbrecherische Benehmen der Bevölkerung.« Gegen Geiselnahme könne »nichts eingewendet werden, diese (müsse) vielmehr als eine Sicherung des Völkerrechts und der Humanität anerkannt werden. Soll es nicht gestattet sein, wildgewordene Völker durch Geiselnahme zu Vernunft und Moral zu zwingen?« So der Völkerrechtler v. Kirchenheim in: *Wörterbuch des Völkerrechts und der Diplomatie*, Berlin und Leipzig 1924, Stichwort Geiseln, S. 372.

15 Näheres zu diesen Formen der Kriegsführung umfassend bei Horne / Kramer, *Kriegsgreuel* (wie Anm. 10), S. 636, Anlage 1 »Deutsche Kriegsgreuel 1914: Zwischenfälle mit zehn oder mehr getöteten Zivilisten«.

16 Zum Ganzen vgl. ebd., S. 158 ff.

17 Vgl. ebd., S. 405.

18 Vgl. ebd., S. 31, 61 f.

19 Ebd., S. 121.

20 Diese Zahl nennt Wieland, *Belgien* (wie Anm. 9), S. 23. Horne / Kramer, *Kriegsgreuel* (wie Anm. 10), S. 394, 398 geben eine von dem belgischen Primas Kardinal Mercier genannte Zahl von »mindestens 43 Geistlichen« wieder. – Von deutscher Seite behauptete Beispiele für Aktivitäten katholischer Priester finden sich

Das Bremer Regiment Nr. 75 traf bald auf die Spuren angeblicher Taten von Franktireurs und deutscher Vergeltungsmaßnahmen. Hauptmann Caspari berichtete von toten Soldaten, die Franktireurs aus dem Hinterhalt getötet hätten.²¹ Und er sah das von deutschen Soldaten angesteckte, zwischen Aachen und Lüttich gelegene »brennende Franktireur-Dorf Herve,«²² dessen Flammen »am Horizont empor leuchteten.«²³ Am Abend des 8. August konnte das Regiment sein Biwak bei dem Dorf Berneau nördlich von Herve erst beziehen, nachdem Sanitäter »das Schlachtfeld aufgeräumt« – sprich die seit Tagen unbestattet umher liegenden toten Zivilisten begraben – hatten, die »im Kampfe mit biwakierenden deutschen Truppen gefallen waren. Etwa 25 Leichen fanden wir in den Gärten und Häusern.«²⁴ Das Ansehen belgischer Kleriker war unter den norddeutschen und überwiegend protestantischen Soldaten miserabel. Ein Offizier des Infanterieregiments Nr. 76 aus Hamburg sprach von »monsieur le curé, diese(r) unheimlichste(n) Gestalt Belgiens.«²⁵

18. August 1914: Die »Feuertaufe« des Regiments Bremen in Hougaerde

Am 13. August 1914 verließ das Regiment Nr. 75 nach dem Fall der Festung Lüttich sein Biwak und ging über die Maas. Im Verband der 33. Infanteriebrigade marschierte es – bis dahin ohne »Feindberührung« – nach Westen. Am 18. August stand es südlich von Tienen (Tirlemont). Ein »Divisions-Befehl« der 17. Division gab bekannt, dass die belgische Armee »teilweise verstärkte« Stellungen zwischen den Flüssen Gette und Grande Gette bezogen hatte.²⁶ »Hinter der Grande Gette hatten Teile der belgischen Armee wieder Front gemacht,«²⁷

bei Wieland, ebd., S. 23, 24, 70; sie gehen bis zu dem Vorwurf, Priester seien als Führer von »Franktireurbanden« in Erscheinung getreten. – Diese – bald als unzutreffend erkannten – Anschuldigungen gegen katholische Geistliche stießen nicht nur beim belgischen Klerus, sondern auch bei Teilen der deutschen Katholiken auf Widerspruch. Vgl. dazu näher ebd., S. 70; Horne/Kramer, ebd., S. 392 ff., 405.

21 Regimentsgeschichte (wie Anm. 3), S. 33.

22 Ebd., S. 42, wo ein früherer Bericht Casparis wiedergegeben wird.

23 Ebd., S. 32 nach Bericht Dr. Peters. Vgl. dazu bei Horne/Kramer, Kriegsgreuel (wie Anm. 10), S. 30: »In Herve und der Umgebung wurden am 8. August das Rathaus sowie 300 Wohnhäuser und Bauernhöfe zerstört und insgesamt 38 Bewohner getötet, meist während sie aus den brennenden Gebäuden zu fliehen versuchten.«

24 Regimentsgeschichte (wie Anm. 3), S. 34 unter Bezugnahme auf einen Bericht des Hauptmanns Mylius. Nach belgischen Quellen waren in Berneau am Abend des 4. August »deutsche Soldaten in Panik (geraten), schossen aufeinander und töteten elf ihrer eigenen Leute; die Schuld an dem Zwischenfall wurde belgischen Zivilisten gegeben, von denen am nächsten Tag zehn erschossen wurden, darunter eine Familie mit fünf Kindern, die sich in einem Keller versteckt hatte.« Horne/Kramer, Kriegsgreuel (wie Anm. 10), S. 25 m.N.

25 Wilhelm Nau, Beiträge zur Geschichte des Regiments Hamburg, Bd. 1, Der Marsch auf Paris, Hamburg 1924, S. 16.

26 Nach dem Bericht von Herbert von Sydow, Das Infanterie-Regiment Hamburg (2. Hanseatisches) Nr. 76 im Weltkriege 1914/18, Oldenburg-Berlin 1922, S. 15.

27 Regimentsgeschichte (wie Anm. 3), S. 36.

meldet die Regimentsgeschichte. Es begann die »Schlacht an der Gette.« Am Nachmittag des 18. August bekam die 33. Infanteriebrigade den Befehl zum Angriff. Das zur Brigade gehörende Regiment Nr. 75 sollte von Autgaerden aus dessen Nachbarort Hougaerde besetzen, gelegen in der Region Flandern, Provinz Brabant, Arrondissement Leuven am Fluss Grande Gette. Hauptmann Caspari und seine 3. Kompanie führten den Angriff an. Der schon zitierte Offizier des ebenfalls zur 33. Brigade gehörenden Regiments Nr. 76 hat berichtet: »Hougaerde liegt unter unserem Artilleriefeuer und brennt. Dort greifen die 75er, unser Brigaderegiment an.«²⁸ Gegen 18 Uhr 25 langt Casparis Kompanie vor Hougaerde an. Caspari führt seine Männer in den Ort. An der Spitze der Kompanie geht ein katholischer Priester, flankiert von Hauptmann Caspari und Leutnant Noffke. Die Soldaten stoßen auf eine Barrikade. Ein heftiges Feuergefecht mit belgischer Infanterie beginnt. Am Ende weichen die Belgier über die Grande Gette zurück. Der Priester ist tot – und noch ein belgischer Zivilist. Der Hamburger Gewährsmann schreibt: »Am anderen Morgen sehen wir die Spuren des Häuserkampfes und die furchtbaren Verwüstungen und Brände in der Hauptstraße von Hougaerde. Dort liegen noch die Leichen des Pfarrers und des Maires ... Hauptmann Caspari ... war mit seiner Kompanie vom Pfarrer und Maire freundlich geleitet in das friedliche Städtchen hineinmarschiert und hatte dann überraschend aus einer Fabrik Feuer erhalten. Die ersten Schüsse trafen den Pfarrer und den Maire.«²⁹ Über den unbestattet daliegenden Priester schreibt die Geschichte des Regiments Nr. 75, er habe »hier als Verräter seinen Lohn gefunden.«³⁰

30. Juni 1924: Caspari wird in Belgien wegen vorsätzlicher Tötung angeklagt

Dass ein katholischer Priester aus Autgaerden namens Jean Gorris am 18. August 1914 in Hougaerde zu Tode kam, ist belegt. Belgiens Exilregierung setzte 1914 eine Kommission ein, die deutsche Völkerrechtsverletzungen dokumentieren sollte.³¹ 1915 legte sie »Reports on the violation of the right of nations and the laws and customs of war in Belgium 1915« vor. Dort ist in der Reihe der 1914 getöteten katholischen Geistlichen des Erzbistums Mechelen (Malines) auch der Name des Priesters Gorris aus Autgaerden genannt. Unter Nr. 21 des Berichts findet sich ein Hinweis auf die Umstände seines Todes während des Angriffs am 18. August 1914: »The Germans attacked the Front of La Gette at the village of Hougaerde, driving ahead of them a priest (the curé of Autgaerden), who was killed.«³² Von einem zu Tode gekommenen belgischen Maire berichtet diese Quelle nichts. Gleichwohl: Der Tod des Curé

28 Nau, Beiträge (wie Anm. 25), S. 20.

29 Ebd., S. 21.

30 Regimentsgeschichte (wie Anm. 3), S. 42.

31 Über die Einsetzung dieser Kommission und die (völlig negative) Einschätzung ihres Berichts durch die deutsche Seite vgl. bei Wieland, Belgien, (wie Anm. 9), S. 32 f.

32 Nr. 21 in »Reports on the violation of the right of nations and the laws and customs of war in Belgium (Publication on behalf of the Belgian Legislation) www.archives.org/stream/.

Gorris und des anderen Mannes veranlasste Belgiens Militärstaatsanwaltschaft, den Hauptmann Walter Caspari wegen vorsätzlicher Tötung bei einem belgischen Militärgericht anzuklagen.

Grundlage dieses und anderer belgischer Strafverfahren gegen deutsche Soldaten waren die Artt. 227 bis 230 des Vertrags von Versailles. Danach konnten die Siegermächte vor ihren Gerichten und nach ihrem Strafrecht gegen deutsche Soldaten verhandeln, die angeklagt waren, die Gesetze und Gebräuche des Krieges verletzt zu haben, wie sie in der Haager Landkriegsordnung vom 18. Oktober 1907 fixiert waren – das Deutsche Reich hatte die Haager Abkommen von 1907 im Jahr 1910 ratifiziert.³³ Deutschland war nach dem Vertrag verpflichtet, mutmaßliche Kriegsverbrecher auszuliefern. Frankreich



Hauptmann Walter Caspari (26. 7. 1877 – 29. 6. 1962) gegen Ende des Ersten Weltkrieges mit dem Orden Pour le Mérite, 20. April 1918. (Foto: StAB 10,B)

und Belgien hatten im Februar 1920 die Auslieferung von 853³⁴ bzw. 185³⁵ deutschen Militärs gefordert. Die Reichsregierung hatte dies strikt abgelehnt und angeboten, die Fälle vom Oberreichsanwalt untersuchen und vom Reichsgericht in Leipzig aburteilen zu lassen. Der Reichstag beschloss einschlägige

33 Bekanntmachung über die Ratifikation von 12 auf der Zweiten Haager Friedenskonferenz abgeschlossenen Abkommen vom 18. Oktober 1907. Vom 27. Januar 1910, RGBI. S. 375. Das »Vierte Abkommen, betreffend die Gesetze und Gebräuche des Landkriegs« ist bekannt als die »Haager Landkriegsordnung«, es besteht aus 9 Artikeln und einer »Anlage zum Abkommen (annexe à la Convention).

34 Zahlenangabe nach Horne/Kramer, Kriegsgreuel (wie Anm. 10), S. 517.

35 Wieland, Belgien (wie Anm. 9), S. 103.

Gesetze.³⁶ Die Sieger akzeptierten, behielten sich ihre Rechte aber vor. Das Reichsgericht hatte in wenigen Fällen entschieden³⁷ – freilich auf eine Art und Weise, die Frankreich und Belgien im Juli 1922 veranlasste, künftig vor eigenen Gerichten gegen mutmaßliche deutsche Kriegsverbrecher zu verhandeln – »nötigenfalls auch in Abwesenheitsverfahren.«³⁸ Zwischen August 1922 und Ende 1925 führte die belgische Justiz rund 150 derartige Verfahren.³⁹ Die Kooperation mit deutschen Behörden suchte sie nicht und unterrichtete die Reichsregierung weder über eingeleitete noch über abgeschlossene Verfahren. Informiert wurde lediglich die Presse. Wenn deren Berichte über die deutsche diplomatische Vertretung in Brüssel in Deutschland bekannt wurden, leitete der Oberreichsanwalt in Leipzig regelmäßig ein Ermittlungsverfahren gegen die Betroffenen ein.

Walter Caspari geriet zunächst nicht in das Visier der belgischen Militärjustiz. Seine Auslieferung wurde nicht verlangt. Wann und auf Grund welcher Erkenntnisse Ermittlungen gegen ihn begannen, ergibt sich aus den zur Verfügung stehenden belgischen Akten nicht. Am 30. Juni 1924 reichte der Militärstaatsanwalt eine Anklage (*réquisitoire*) gegen Caspari bei dem *Conseil de Guerre de la province de Brabant* (Kriegsgericht von Brabant) in Brüssel ein. Die Anklageschrift ist – ebenso wie das übrige Dossier der Staatsanwaltschaft – nicht mehr vorhanden.⁴⁰ Den Resten der Akten lässt sich der Vorwurf gegen Caspari entnehmen: Er habe am 18. August 1914 in Hougaerde zwei Männer aus Autgaerden vorsätzlich getötet oder töten lassen. Nämlich den Pfarrverweser (*curé desservant*)⁴¹ Jean Gorris und den Landwirt (*cultivateur*) Edouard Poffé. Ob es sich bei Edouard Poffé um einen »Maire«, Bürgermeister, gehandelt hat, ergeben die Akten nicht.

22. August 1924: Caspari schreibt einen Artikel in den Bremer Nachrichten

Im August 1924 müssen die ehemaligen 75er in erwartungsvoller Erregung gewesen sein. Der Kriegsbeginn und die »Schlacht an der Gette« jährten sich zum 10. Male. Am 20. und 21. September würde in Bremen ein »Regimentsappell« stattfinden, an Höhepunkten reich: In der einstigen Garnisonskirche Unser Lieben Frauen sollte ein Denkmal für die Gefallenen des Regiments eingeweiht werden. Geplant war ein Feldgottesdienst auf der Bürgerparkwiese hinter dem Parkhaus, gehalten von dem früheren Garnisonspfarrer Groscurth.

36 Gesetz zur Verfolgung von Kriegsverbrechen und Kriegsvergehen v. 18. 12. 1919, Reichsgesetzblatt (RGBl.) 1919, 2125 und Ergänzung dazu vom 24. 3. 1920, RGBl. 341. Ein weiteres Gesetz stammt vom 12. 5. 1921, RGBl. 508.

37 Dazu umfassend Horne / Kramer, *Kriegsgreuel* (wie Anm. 10), S. 506 ff.

38 Ebd., S. 516.

39 Ebd., S. 517.

40 Gemäß einer Auskunft des belgischen *Allgemeen Rijksarchief en rijksarchief in den provincien – Rijksarchief te Brussel I (Anderlecht)* vom März 2011. Dagegen wird das handschriftliche Urteil des Gerichts mit Zustellungsvermerk dort verwahrt.

41 Es handelt sich um einen Pfarrer, der vom Bischof eingesetzt wird, wenn der reguläre Pfarrer länger oder auf Dauer sein Amt nicht ausübt.

Der Verein »Ehemalige des Aktiven Feldregiments Bremen Nr. 75« wollte seine Fahnen weihen. Ein Vorbeimarsch vor dem General von Quast auf der Holler-Allee würde das Geschehen abrunden.⁴² Passend zum Ereignis, fast genau 10 Jahre nach dem ersten Kampfeinsatz des Regiments in Hougaerde, erschienen am 22. August 1924 in den Bremer Nachrichten »Persönliche Erinnerungen von Major a.D. Caspari.« Unter der Überschrift »Die Feuertaufe« schilderte er den Angriff seiner 3. Kompanie auf Hougaerde am 18. August 1914 und den gewaltsamen Tod eines »Mannes in geistlicher Kleidung.«

Man las: »Im Vormarsch durch Belgien näherten wir uns am 18. August 1914 der Gette... Standen wir vor der ersten Schlacht? Durch freie Felder strebte die Spitze der am Anfang der 33. Infanterie-Brigade marschierenden Kompanie »Bremen« dem an der Gette gelegenen Städtchen Hougaerde zu. Nichts war vom Feinde zu sehen, nichts zu hören. Dieses Nichts ringsum war beklemmend. Ein erlösendes Aufatmen war's daher, als uns in einem Hohlweg, 1 km von Hougaerde entfernt, harmlos schlendernd und in einem Buche lesend, ein Mann in geistlicher Kleidung entgegen kam. Unsere Frage, ob Hougaerde noch von den Belgiern besetzt sei, verneinte er und beantwortete unser Erstaunen verbindlich mit dem Anerbieten, uns durch Hougaerde zu begleiten.

»Les soldats belges se sont retirés déjà le matin«, beteuerte er.⁴³

Eine leise zur Vorsicht mahnende Stimme in meinem Innern ließ mich aber doch vom Pferde steigen. Fast schämte ich mich. Unsere Kavallerietruppe musste ja noch voraus sein.

Uns mit dem Manne in geistlicher Kleidung über die Teilnahme der belgischen Zivilbevölkerung an den Kämpfen unterhaltend, marschierte die Spitze in Hougaerde ein. Kein lebendes Wesen zeigte sich. Alle Türen und Fenster waren geschlossen. Die Lage fing an, unheimlich zu werden. Leutnant Noffke und ich sahen uns immer bedenklicher an und achteten immer schärfer auf den zwischen uns gehenden Mann. Der gefiel uns nicht mehr so recht. Etwas Starres, Verzweifelteres glaubte ich jetzt in seinen Zügen zu sehen.

Waren wir in eine Falle hineingeraten?

Da tauchte hinter einer Biegung der Straße eine Barrikade auf und im gleichen Augenblick sprang auch schon der Mann in geistlicher Kleidung mit hochgehobenem Rock in katzenartigem Sprunge links einer sich öffnenden Haustür zu – und wäre entkommen, wenn ihn nicht noch soeben Leutnant Noffke hinten am Rockzipfel erwischt hätte.

42 Alle Angaben nach Bremer Nachrichten vom 21. September 1924. Der mit einem Vorbeimarsch zu ehrende General von Quast hatte von 1913 bis 1917 das IX. Armeekorps Altona befehligt, dem das Regiment unterstellt war. – N.B.: Eine von Bremens Kommunisten für den 21. September geplante Anti-Kriegskundgebung war von der Polizei zuerst genehmigt, dann aber »aus Gründen der öffentlichen Sicherheit« untersagt worden (vgl. Bremer Nachrichten vom 21. September 1924). Die Bremer Nachrichten empörten sich ebd. darüber, dass die (sozialdemokratische) Bremer Volkszeitung die verbotene Veranstaltung einen »Antikriegs-Appell« genannt und damit zu einem »Gegenstück des Regimentsappells gestempelt« habe.

43 »Die belgischen Soldaten sind schon am Morgen abgezogen«.

Und nun ging die Hölle um uns los! Aus allen Häusern, von den Dächern, von der Barrikade von vorn, von hinten, rechts und links prasselte aus nächster Entfernung ein fürchterliches Feuer auf uns nieder.

Das war die Feuertaufe! ... Als erster in dieser verteufelt ausgeklügelten Falle fiel der Mann in geistlicher Kleidung einer Kugel seiner eigenen Landsleute zum Opfer...⁴⁴

Zum Tod eines zweiten belgischen Zivilisten sagte Caspari nichts.

23. März 1925: Der Oberreichsanwalt ermittelt gegen Caspari wegen Mordes

Das belgische Verfahren gegen Caspari war deutschen Behörden jedenfalls seit Februar 1925 bekannt. Das Auswärtige Amt hatte dem Reichsjustizminister und dem Reichswehrministerium am 3. Februar 1925 eine Meldung der belgischen Zeitung »Le Soir« vom 22. Januar 1925 übermittelt. Darin hieß es, das Kriegsgericht von Brabant werde am 25. März 1925 gegen den Hauptmann Caspari von der 3. Kompanie des Infanterieregiments Nr. 75 verhandeln; ihm liege der Mord an dem Pfarrer Jean Gorris und dem Landwirt Edouard Poffé am 18. August 1914 in Autgaerden zur Last (aura à répondre de l'assassinat à Autgaerden). Ein weiterer übergebener Ausschnitt aus der Zeitung »Dernière Heure« besagte, Caspari sei des Mordes (assassinat) an Gorris und Poffé in Autgaerden angeklagt. Das Auswärtige Amt hatte hinzugefügt: Caspari sei in der belgischen Auslieferungsliste nicht genannt. Der Reichsjustizminister übergab die Unterlagen dem Oberreichsanwalt in Leipzig, der sie am 5. März 1925 dem Reichswehrministerium übersandte mit dem Ersuchen, »nach der Persönlichkeit des Beschuldigten geeignete Nachforschungen anzustellen und den Sachverhalt, soweit dortseits möglich, aufklären zu lassen.« Sodann leitete er am 23. März 1925 unter dem Aktenzeichen »a J 49/25« ein Ermittlungsverfahren gegen »Caspari, Walter, Major a.D., Polizeioberst, ... wegen Mordes in Autgaerden« ein.⁴⁵ Bevor das Reichswehrministerium ihm geantwortet hatte, fand am 25. März 1925 in Brüssel die Verhandlung gegen den abwesenden Walter Caspari statt.

25. März 1925: Caspari wird in Abwesenheit zum Tode verurteilt

Zulässig war eine Verurteilung in Abwesenheit (jugement par défaut) nach belgischem Recht dann, wenn ein Angeklagter sich trotz formeller Ladung – das konnte auch eine öffentliche Ladung sein – dem Gericht nicht stellte. Das Urteil erging allein auf der Grundlage der von der Anklage vorgelegten Beweise – soweit das Gericht sie für schlüssig hielt. Ein Verteidiger konnte für einen Abwesenden nicht auftreten – also auch dessen Sicht und entlastende Beweise nicht in das Verfahren einbringen. Stellte sich ein Verurteilter später

44 Diese Darstellung fand auch Eingang in die 1934 erschienene Regimentsgeschichte (wie Anm. 3), S. 38.

45 Die Ermittlungsakte wird unter R 3003/a J 49/25 im Bundesarchiv Berlin verwahrt (nahe der einstigen Hauptkadettenanstalt Lichterfelde, in der Caspari vor Zeiten zum preußischen Offizier erzogen worden war).

der Justiz, so konnte er Berufung einlegen.⁴⁶ Dann wurde neu verhandelt, allerdings war die Beweiserhebung eingeschränkt.

Die fünf Richter des Kriegsgerichts hörten den Staatsanwalt und prüften sein Vorbringen. Sie müssen es für schlüssig gehalten haben, denn sie befanden Caspari der vorsätzlichen Tötung (*homicide avec préméditation*) in zwei Fällen für schuldig. Er habe am 18. August 1914 in Hougaerde den Pfarrverweser Jean Gorris von Autgaerden und den Landwirt Eduard Poffé, ebenfalls aus Autgaerden, getötet. Caspari habe entweder als Täter oder Mittäter gehandelt – sei es, indem er die Taten selbst beging oder sei es, dass er bei ihrer Begehung unmittelbar mitgewirkt oder irgendeinen ursächlichen Beitrag geleistet habe, ohne die das Verbrechen nicht geschehen wäre, sei es, dass er durch Geschenke, Versprechen, Drohungen oder den Missbrauch von Befehlsgewalt (*abus d'autorité ou de pouvoir*) zu den Taten unmittelbar angestiftet habe (*provoquant directement*). Dadurch habe er zugleich gegen die Haager Landkriegsordnung verstoßen – besonders gegen deren Art. 4, wonach Kriegsgefangene zwar der Gewalt der feindlichen Regierung unterstehen, nicht aber der Gewalt der Personen oder Abteilungen, die sie gefangenen genommen haben – also nicht der Gewalt Casparis. Ferner bezog sich das Gericht auf Art. 46 des Annexes zur Landkriegsordnung, der unter anderem bestimmt, dass das Leben der Bürger eines besetzten Staates zu achten sei. – Die Strafe lautete auf Tod und Rangverlust. Das Urteil sollte auf einem Platz in Hougaerde vollstreckt werden.

Das Urteil sagte nichts über den Hergang der Tat. Unklar bleibt, ob Caspari nach Überzeugung des Gerichts die Männer selbst erschoss, ob er den Befehl gab, sie vor ein Erschießungskommando zu stellen oder sie während des Kampfes totzuschießen oder ob sie auf seinen Befehl als Schutzschild vor den deutschen Soldaten hergetrieben und dabei erschossen worden waren – wie es die belgische Kommission 1915 im Bezug auf Gorris dargestellt hatte. Der Text nimmt lediglich Bezug auf die verschollene Anklageschrift des Staatsanwalts und zitiert eher formelhaft Vorschriften des angewandten belgischen Strafrechts. Erschließen lässt sich: Caspari wird für den Tod zweier belgischer Bürger verantwortlich gemacht, die er gefangen genommen und nach der Haager Landkriegsordnung als Kriegsgefangene zu behandeln hatte. Sie unterstanden nicht seiner Gewalt und er hatte ihr Leben zu achten. Das hat er nach Meinung des Gerichts nicht getan.

Belgien hat auch dieses Urteil der Reichsregierung nicht förmlich mitgeteilt. Unter dem 25. März 1925 übersandte die deutsche Gesandtschaft in Brüssel dem Auswärtigen Amt eine wenige Zeilen umfassende Notiz der Zeitung »La Dernière Heure«.⁴⁷ Danach ist Caspari als Urheber der Ermordung (*comme auteur des assassinats*) des Curé von Autgaerden, Jean Joris,⁴⁸ und des Land-

46 Auf dem Urteil gegen Caspari ist die entsprechende Rubrik wie üblich schon vorgedruckt: »... Devant Nous, Gréffier du Conseil de Guerre du Brabant, sous-signé, comparai ... le ... condamné ... le ... quel ... déclare ... vouloir interjeter appel du jugement rendu contre ... à l'audience du ... «.

47 Ermittlungsakte Bl. 16.

48 Hier handelt es sich sicherlich um einen Schreibfehler. Gemeint ist Jean Gorris.

wirts Edouard Poffé aus dieser Gemeinde in Abwesenheit zum Tode verurteilt worden. Die beiden unglücklichen Opfer der deutschen Grausamkeiten seien im August 1914 während der deutschen Invasion erschossen (fusillés) worden. – Dem Verurteilten wurde die Entscheidung in öffentlicher Form zugestellt, da Caspari keinen bekannten Wohnsitz habe: Der Gerichtsvollzieher heftete das Urteil am 18. Mai 1925 an das Tor des Militärgerichtsgebäudes in Brüssel, Rue des Minimes 21, und ließ eine Mitteilung über die so bewirkte Zustellung in die Zeitung »La Nation Belge« einrücken. Auch in Hougaerde wurde die Entscheidung öffentlich angeschlagen.

6. April 1925: Aufruhr in Bremen

»Belgisches Todesurteil gegen Oberst Caspari« meldeten die »Bremer Nachrichten« auf Seite 1 ihrer Ausgabe vom 6. April 1925. Eine Meldung aus Brüssel besage, Caspari sei beschuldigt, »beim deutschen Einmarsch August 1914 den Pastor Gorris aus Autgarten und einen anderen Einwohner erschossen zu haben.«⁴⁹ Die Nachricht schlug in Bremen wie eine Granate großen Kalibers ein. Die Empörung in bürgerlichen Kreisen war gewaltig, die Ablehnung einhellig. Die Bremer Nachrichten riefen schon in der Mitteilung vom 6. April 1925 den Kern von Casparis Aufsatz vom 22. August 1924 ins Gedächtnis. »Vor dem Städtchen traf der Oberst den Geistlichen und rückte mit ihm zusammen in die Stadt ein, wo sich kein lebendes Wesen zeigte. Bei einer Biegung der Strasse sahen sie plötzlich eine Barrikade vor sich, und im gleichen Moment versuchte der Geistliche zu entkommen, was ihm aber nicht gelang, da Leutnant Noffke ihn am Rockzipfel festhielt. Dann setzte der Feuerüberfall ein, und als erster fiel der Geistliche den Kugeln seiner eigenen Landsleute zum Opfer.«⁵⁰ Die Zeitung sprach von einer »Schandjustiz, die fortdauernd in Belgien und Frankreich gegen deutsche Offiziere wegen angeblicher Kriegsgräuel geübt wird. Solche Urteile entspringen lediglich der Absicht, die Hassgefühle in der Bevölkerung immer wieder gegen die Deutschen aufzurühren.« Das Urteil sei ein »Justizverbrechen, da einwandfrei feststeht, dass der getötete Pastor durch belgische Kugeln gefallen ist.« Die Zeitung forderte die Reichsregierung zum Protest auf – im Interesse der unantastbaren Ehre der Betroffenen und des Ansehens und der Würde des Reiches. Am 9. April 1925 druckte das Blatt eine gekürzte Fassung der »Feuertaufe« ab und behauptete, Caspari sei »wegen Erschießung mehrerer belgischer Bürger zum Tode verurteilt«. Auch jetzt wurde das Urteil »Justizverbrechen« genannt, weil Caspari die Tat gar nicht begangen habe.

Auch die sozialdemokratische Bremer Volkszeitung nannte das Urteil »lächerlich« und meinte, das Kriegsgericht von Brabant habe »durch eine Serie von Todesurteilen gegen deutsche Offiziere sich der Lächerlichkeit genügend preisgegeben.« Caspari sei »völlig unschuldig« und habe die Ereignisse in seinem Aufsatz in den Bremer Nachrichten vom 22. August 1924 geschildert; aus ihm gehe hervor, »dass Caspari wie jeder andere tapfere Offizier sein

49 Hervorhebung im Original.

50 Hervorhebungen im Original.

Leben persönlich einsetzte, seine Truppe gegen Angriffe des belgischen Militärs und der belgischen Franktireurs mit allen vorgesehenen und improvisierten Kriegsmitteln schützte.«⁵¹ Die Ehre Casparis könne am »allerwenigsten durch ein belgisches Kriegsgericht verletzt« werden.⁵²

10. Mai 1925: Der Protest des »Volksbundes Rettet die Ehre« im Parkhaus

Eine besonders mächtige Stimme gegen das Urteil erhob der »Volksbund Rettet die Ehre.«⁵³ Dieser Bund war 1919 in Bremen von dem Domprediger Dr. Otto Hartwich⁵⁴ gegründet worden. Retten wollte er die deutsche Ehre zuvörderst vor der »Kriegsschuldlüge« und der »Kriegsverbrechenslüge.« Er bekämpfte die im Versailler Vertrag verankerte Auffassung der Siegermächte, Deutschland habe den Krieg nicht nur verursacht, sondern ihn auch mit verbrecherischen Mitteln geführt – nicht zuletzt im August 1914 in Belgien. Von Bremen aus trug der Volksbund seine konträre Meinung hinaus in alle Welt. Der Fall Caspari erschien ihm als Musterbeispiel böswilliger Siegerjustiz. Er erhob schärfsten Einspruch und organisierte eine Protestveranstaltung »gegen die Schandurteile französischer und belgischer Kriegsgerichte«⁵⁵, die am 10. Mai 1925 im Parkhaus im Bürgerpark zu Bremen stattfand.

Domprediger Dr. Hartwich redete. Das belgische Abwesenheitsverfahren spreche jedem Gerichtsverfahren Hohn; das Gericht habe weder den Angeklagten noch deutsche Zeugen zu Wort kommen lassen. Das sogenannte Gericht in Brabant habe die unglaubliche Dreistigkeit gehabt, ein Todesurteil zu sprechen, weil Caspari angeblich den Pfarrer Gorris aus Hoegaerde und einen anderen Einwohner dieser Gemeinde habe erschießen lassen. Der Fall Caspari interessiere als besonders instruktives und typisches Beispiel für den Charakter der Justizkomödie, die man in Belgien und Frankreich Woche für Woche vor der ganzen Welt aufführen dürfe. Hartwich zitierte aus Aufzeichnungen eines Soldaten, der Augenzeuge der Vorfälle vom 18. August 1914 gewesen war, nämlich des jetzigen Oberpostsekretärs Reinberg, Bremen, Kölnerstrasse 36. Am fraglichen Tag, meinte Hartwich, habe Caspari wegen der ganzen Situation gar keine Möglichkeit gehabt, den Befehl zur Erschießung des Pfarrers Gorris und des anderen Zivilisten zu geben und

51 Bremer Volkszeitung vom 7. April 1925.

52 Bremer Volkszeitung vom 8. April 1925.

53 Zu diesem Bund vgl. Herbert Schwarzwälder, Geschichte der Freien Hansestadt Bremen, Bd. III, Bremen in der Weimarer Republik 1918–1933, Bremen 1995, S. 471. Ausführlich Eva Determann und Antje Matthies, Der Volksbund Rettet die Ehre Bremen 1918–1936. Universität Bremen, Hausarbeit 1995. Ein Bildnis von Dr. Hartwich (1861–1948), aufgenommen um 1930 findet sich bei Herbert Schwarzwälder (diese Anm. oben), S. 505.

54 Zur Vita Hartwichts vgl. Emil Hackländer in: Bremische Biographie 1912–1962, S. 209. Hackländer berichtet: »Zutiefst traf ihn der Verlust des 1. Weltkrieges, den sein patriotisches Herz erst nicht zu fassen vermochte.« Der Patriotismus Hartwichts sei aber »weit entfernt gewesen von blindem Nationalismus« – was auch seine »Ablehnung des Nationalsozialismus« zeige.

55 Bericht dazu in Bremer Nachrichten vom 11. Mai 1925.

»auch von seinen Mannschaften konnte keiner Muße haben, solchen Füsiliierungsbefehl zu vollstrecken. Der vom Fanatismus geborene Blödsinn von Brabant ist so offenkundig, dass wir uns jedes weitere Wort darüber sparen könnten.« Aber auch wenn Caspari den Befehl gegeben hätte, »den Geistlichen – diesen Halunken« zu erschießen, »so wäre auch dies eine vollkommen berechtigte Maßnahme gewesen«, denn Belgier und Franzosen seien die »beiden Völker in Europa, die den völlig rechtswidrigen Franktireurkampf, d.h. die verbotene Einmischung der Zivilisten in den Truppenkampf »ausgeübt« haben. Sein Fazit hieß: »Das Kriegsverbrechen lag hier auf belgischer Seite und es wäre in Hougaerde ungesühnt geblieben, wenn der Pfarrer Gorris nicht einer belgischen Kugel zum Opfer gefallen wäre.« – Die Versammlung beschloss, Eingaben an die Reichsregierung und den Reichstag zu richten und einen Bericht über die Versammlung im Parkhaus der in- und ausländischen Presse zugänglich zu machen. »Nach einem Schlussliede des Gesangsvereins und einer Erinnerung Pastor Hartwichts an die Beckensammlung sang die Versammlung das Deutschlandlied, um dann still auseinander zu gehen.«

Der Oberreichsanwalt ermittelt weiter gegen Walter Caspari

Unabhängig von dem Brüsseler Urteil setzte der Oberreichsanwalt seine Ermittlungen gegen Caspari fort. Unter dem 2. April 1925 teilte das »Reichswehrministerium – Zentralstelle für Völkerrechtsverletzungen beim Truppenamt« ihm mit, es handele sich im vorliegenden Fall »zweifelloso« um Walter Caspari.⁵⁶ »Derselbe teilte hierher mit, dass er am 18. August 1914 als Kompanie-Chef der 3. Komp. Inf. Reg. 75 mit der Spitze dieser am Anfang der 33. Infanterie-Brigade marschierenden Kompanie über Autgaerden in Hougaerde einmarschiert sei. Hier wäre die Spitze in einen vorbereiteten Feuerüberfall geraten, an dem sich Belgier in Zivilkleidung beteiligten. Der besondere Vorgang mit einem Belgier in geistlicher Kleidung ist in beiliegender Anlage geschildert. Polizeioberst Caspari glaubt bestimmt annehmen zu können, dass seine Verurteilung – wegen Ermordung eines Pfarrers und eines Einwohners aus Autgaerden – sich auf obigen Vorgang bezieht.«

Die angesprochene »Anlage« fehlt in den Ermittlungsakten. Es dürfte sich aber um Casparis Artikel »Die Feuertaufe« vom 22. August 1924 gehandelt haben. Versuche des Oberreichsanwalts, belgische Unterlagen zu bekommen, sind nicht dokumentiert. Unter dem 7. April 1925 beantragte er bei dem Amtsgericht Bremen, den Beschuldigten Caspari zu vernehmen und ihn zu befragen, welche Zeugen seine Sachdarstellung bestätigen könnten. Am 21. April 1925 erschien Caspari in Begleitung seines Verteidigers Rechtsanwalt Dr. Lemke vor dem Richter Dr. Noltenius und bat, die Sache auszusetzen; er werde im nächsten Termin einen »schriftlichen Bericht« zur Akte geben.

56 Bl. 6 der Ermittlungsakte des Oberreichsanwalts.

28. April 1925: Casparis »Bericht« an das Amtsgericht Bremen

Das geschah am 28. April 1925. Casparis Bericht blieb im Kern bei der Darstellung in den Bremer Nachrichten vom 22. August 1924. »Am 18. August 1914 marschierte ich als Kompaniechef bei der Spitze (2 Gruppen unter Leutnant Noffke) meiner den Vormarsch der 33. Infanteriebrigade sichernden 3. Kompanie Inf. Reg. 75 über Gossoncourt – Château Ast auf das an der Gette liegende Dorf Hougaerde zu. Als ich mich mit der Spitze dem Bahnhof von Hougaerde näherte, kam uns auf dem vom Bahnhof in östlicher Richtung führenden Hohlweg ein in einem Buche lesender Mann in geistlicher Kleidung entgegen. Meine Frage an ihn, ob Hougaerde von den Belgiern besetzt sei, verneinte er und beteuerte mehrfach, dass die belgischen Soldaten schon am Morgen abgerückt seien, die Bevölkerung sehr friedlich (paisible) sei und die Einwohner nicht auf uns schießen würden. Als ich diese Beteuerungen bezweifelte, bot sich der Mann in geistlicher Kleidung sofort aus freien Stücken an, uns durch Hougaerde zu führen, um uns die Wahrheit seiner Aussage beweisen zu können. Mit dem Mann in geistlicher Kleidung marschierten wir in Hougaerde ein. An einer Biegung der Straße – etwa halbwegs zwischen der Bahn und der Gette – standen wir plötzlich vor einer kurz hinter der Straßenbiegung sorgsam gebauten Barrikade. Im gleichen Augenblick sprang der Mann in geistlicher Kleidung schnell einer sich öffnenden Haustür zu. (Wir haben später festgestellt, dass alle anderen Haustüren und Tore in der Nähe verschlossen und zum größeren Teil verrammelt waren). Als Leutnant Noffke den Mann in geistlicher Kleidung noch festhielt, wurden wir überfallartig aus allen Häusern von vorn, hinten und seitwärts stark beschossen. ... Ehe wir selbst ... das Feuer erwidern konnten, wurde mit als Erster der Mann in geistlicher Kleidung getroffen, also durch eine Kugel seiner eigenen Landsleute.« Abschließend schrieb Caspari: »Einwandfrei ist mehrfach festgestellt, dass sich von der Zivilbevölkerung Männer und Frauen am Kampfe beteiligt haben.«

In einer mündlichen Ergänzung erklärte Caspari dem Gericht: Es sei »positiv sicher«, dass der »Pfarrer« »durch das Feuer seiner eigenen Landsleute gefallen ist.« Auch habe er seinen Leuten keinen Befehl gegeben, auf die Belgier zu schießen; dies sei Sache des Leutnants Noffke als Führer der beiden Spitzengruppen gewesen. Er, Caspari, habe die Kompanie zum Angriff angesetzt und den Angriff durchgeführt. Auch habe weder er noch »ein anderer von uns« den Befehl zur Erschießung des Pfarrers gegeben. »Wäre er von uns erschossen oder wäre auch nur ein derartiges Gerücht in Umlauf gewesen, würde ohne jeden Zweifel dieses sich wie ein Lauffeuer innerhalb der Kompanie und des Regiments verbreitet haben. Es ist jedoch nie davon gesprochen.« – Von der Erschießung des Bauern Edouard Poffé wisse er gar nichts und habe auch nie davon gehört.

Abschließend benannte er fünf Zeugen aus seiner einstigen Kompanie, sämtliche wohnhaft in Bremen. Der Zeuge Bormann war jetzt Zugwachtmeister bei der Polizei und in dieser Eigenschaft Casparis Untergebener. Leutnant Noffke war im September 1914 in Frankreich gefallen.

Mai 1925: Das Amtsgericht vernimmt Casparis Zeugen

Das Amtsgericht Bremen hat die Zeugen am 12. und 19. Mai 1925 vernommen.⁵⁷ Alle gaben an, von der Erschießung eines Bauern namens Poffé wüssten sie nichts. Sie bestätigten als in allen Punkten richtig die Aussage Casparis und machten sie sich zu eigen. Die zwei Spitzengruppen der Kompanie, bestehend aus je 8 Mann und befehligt von Leutnant Noffke, seien auf den Pfarrer »in seinem Talar«⁵⁸ gestoßen. Caspari, der neben der Gruppe ritt, sei vom Pferd gestiegen und habe mit ihm in französischer Sprache geredet, »die ich nicht verstand.«⁵⁹ Ein andere Zeuge erinnerte sich nicht mehr an den Inhalt des Gesprächs, sondern konnte nur noch angeben, »dass der Pfarrer bat, doch seine Gemeinde zu schützen.« Caspari habe erwidert: »Sie wissen sehr wohl, dass wir keine friedliche Zivilbevölkerung belästigen; wir führen Krieg gegen belgische und französische Soldaten. Der Geistliche ging mit uns weiter« nach Hougaerde hinein. An einer Biegung der Straße »nimmt der Pfarrer seine Beine unter den Arm ... In demselben Augenblick prasselt ein mörderisches Gewehrfeuer auf uns nieder...«⁶⁰ Nach einer anderen Aussage sei der »Pastor« der Truppe »in seinem Talar« entgegengekommen und habe erklärt, »dass sie die friedlichsten Leute seien. Kaum waren wir einige Schritte weiter, da wollte dieser schwarze ... (unleserlich) sich verdrücken. Ein heftiges Gewehrfeuer aus den Fenstern überfiel uns.«⁶¹ Bezeugt wurde, dass der Mann im Talar den Kugeln seiner Landsleute zum Opfer fiel. Der »Pfaffe« sei getroffen und Schmerzenslaute von sich gebend am Boden gelegen, sei weiter getroffen worden »und sank dann nieder« – schon bevor die Deutschen das Feuer erwidert hätten. Dies hätten sie nicht sofort gekonnt, weil sie keinen Feind gesehen hätten.⁶² Zudem seien sie »Gewehr über« marschiert.⁶³ Keinesfalls habe Caspari einen Befehl zum Feuern erteilt, das habe Leutnant Noffke getan.⁶⁴ Polizeizugwachtmeister Bormann resumierte seine Aussage in Anklängen Casparischer Diktion: »Hiernach kann es einem Zweifel nicht unterliegen und ist mit positiver Sicherheit der Fall dass der Pfarrer von den Kugeln seiner eigenen Landsleute gefallen ist.«⁶⁵ Ein anderer Zeuge konnte sich zwar nicht erinnern, gesehen zu haben, wie der Pfarrer fiel, aber nach seiner und seiner sämtlichen Kameraden Überzeugung »kann er nur von den Kugeln seiner eigenen Landsleute gefallen sein.«⁶⁶ Ein Zeuge, der nicht bei der Spitzengruppe gewesen war und den Vorfall selbst nicht beobachtet hatte, berichtete, »als sich am Abend nach dem Gefecht die Kompanie sammelte,

57 Alle Angaben nach Bl. 18 ff. der Ermittlungsakte.

58 Aussage Reinberg.

59 Aussage Bormann.

60 Schriftliche Aussage Reinberg, vom Gericht zu den Akten genommen.

61 Aussage Reinberg.

62 Aussage Bormann.

63 Aussage Bormann; was wohl bedeutet, man sei nicht sofort zum Schusse bereit gewesen.

64 Aussage Schulenburg, Bormann.

65 Aussage Bormann.

66 Aussage Reinberg.

hörte ich sofort von dem Vorfall mit dem Pastor. Der Vorfall wurde immer nur so erzählt, dass der Pfarrer die Spitze an die Barrikade geführt habe und bei dem plötzlich einsetzenden Feuerüberfall aus den Häusern von den Kugeln seiner eigenen Landsleute gefallen sei.«⁶⁷ Keine Rede könne davon sein, dass Caspari befohlen habe, den Priester zu erschießen, denn »uns beschäftigten derartig viel Eindrücke, da wir noch nie im Kugelregen gestanden hatten, dass mir persönlich ganz gewiss nicht der Gedanke kam: Wo bleibt denn nun der Pfaffe?« Derselbe Zeuge ist sich sicher, dass dem Hauptmann Caspari »nicht eingefallen ist, den Pfaffen zu erschießen, auch hat er nie den Befehl gegeben, ihn zu erschießen.«⁶⁸ – Ein Zeuge spricht ohne nähere Erläuterungen von »Verrat«: »Die Soldaten waren allgemein über den Verrat des Pfaffen derartig entrüstet, dass es im Laufe des Feldzuges uns noch lange Mühe kostete, unsere Leute zur Ruhe zu bringen, wenn sie einen Pfarrer sahen.«⁶⁹

Und Frantireurs? Ein Zeuge, der erst später in den Ort kam, erklärte, er sei beschossen worden. Er habe gesehen, »wie eine Frau aus einem Fenster einen Krankenträger, der mit der Verbindung eines Verwundeten beschäftigt war, von hinten erschoss. Auch sonst hat sich neben dem belgischen Militär, das zum größten Teil Zivilkleidung angelegt hatte, die Zivilbevölkerung einschließlich der Bahnbeamten lebhaft am Kampfe beteiligt.«⁷⁰

Ein Zeuge hat einen von ihm selbst gezeichneten Plan von Hougaerde zu den Akten gereicht. Man erkennt u. a. belgische Schützengräben, den Hohlweg, auf dem Casparis Leute auf den Priester trafen, die Straße, die in den Ort einführt. An der Biegung der Straße ist die »Pfarrerleiche« eingezeichnet.⁷¹ Eine »Landwirtsleiche« fehlt.

Vorhalte des Gerichts oder Nachfragen sind in den Protokollen nicht vermerkt. Die Zeugen wurden vereidigt.

26. Mai 1925: Der Oberreichsanwalt stellt das Verfahren ein.

Am 19. Mai 1925 gingen die Akten an den Oberreichsanwalt zurück.⁷² Am 26. Mai 1925 stellte er das Verfahren ein. In seine Akte schrieb er: Der Pfarrer von Autgaerden sei durch das Feuer seiner eigenen Landsleute getötet worden. Zur angeblichen Tötung des Landwirtes Poffé hätten die Zeugen »überhaupt nichts bekundet«. Und: »Belgisches Aufklärungsmaterial ist nicht mehr zu erwarten.«⁷³ Unter dem gleichen Datum teilte er »dem Major a. D. Walter Caspari in Bremen« ohne weitere Begründung mit: »In der Strafsache gegen

67 Aussage Guhl.

68 Schriftliche Aussage Reinberg. Es handelt sich um den Postinspektor Robert Reinberg, den Domprediger Hartwich bei seiner Rede im Parkhaus als Zeugen des Geschehens benannt hat; angesichts der Ähnlichkeit der Argumentation ist anzunehmen, dass Hartwich sich aus dem Text inspirierte, den Reinberg dem Amtsgericht übergeben hat.

69 Aussage Reinberg.

70 Aussage Guhl, Ermittlungsakte Bl. 32 f.

71 Anlage zur Aussage Reinberg, Ermittlungsakte Bl. 31.

72 Nach den Geschäftsgangsvermerken Bl. 32.

73 Verfügung vom 26. Mai 1925, Bl. 33.

Sie, in der Sie am 28. April 1925 vor dem Amtsgericht Bremen gerichtlich vernommen worden sind, habe ich das Verfahren eingestellt.«⁷⁴

Nach deutschem Recht ist Walter Caspari unschuldig. Nach belgischem Recht hat er sich eines Kriegsverbrechens schuldig gemacht.

Manchmal bringen strafrechtliche Ermittlungen Erhellendes über Kriegsverbrechen zu Tage. In diesem Fall nicht. Die Ermittlungen des Oberreichsanwalts sind schon wegen des Verzichts auf die Heranziehung belgischer Dokumente nicht geeignet, der Wahrheit allzu nahe zu kommen – mag dieser Verzicht auch mit mangelnder Kooperation Belgiens begründbar sein. Aber das soll unvertieft bleiben: Der Oberreichsanwalt stand allgemein nicht in dem Rufe, das Äußerste zu tun, um deutsche Soldaten eines Kriegsverbrechens zu überführen. Er stellte die Verfahren ein und traf damit die Haltung der allermeisten Deutschen.

Das belgische Verfahren ergibt keine Hinweise zum Hergang der Tat. Offenbar bezieht das Gericht sich nicht auf den Bericht der Kommission von 1915, wonach jedenfalls Gorris vor der angreifenden Truppe hergetrieben wurde und dabei zu Tode kam. Nach der Darstellung in der Presse hat das Gericht für bewiesen erachtet, die Männer seien fusiliert (fusillés) worden. Selbst wenn man eine redaktionell entstellte Wiedergabe der Entscheidung für denkbar hält, wird man die Verwendung des Begriffes »fusiliert« so deuten müssen, dass Caspari die Männer von Soldaten der 3. Kompanie durch Erschießen habe hinrichten lassen. Indes ist das nicht nur wegen der fehlenden Übereinstimmung mit dem Bericht von 1915 zu bezweifeln. Casparis Vorbringen erscheint schlüssig und einleuchtend, es wäre Tagesgespräch in der Kompanie und im Regiment gewesen, wenn er befohlen hätte, einen Priester durch Erschießen hinzurichten. Ein solches »Tagesgespräch« ist indes nicht nachzuweisen. – Von dem belgischen Urteil gilt mutatis mutandis das, was über die Tätigkeit des Oberreichsanwalts zu sagen ist: Es ging um die Bestätigung des eigenen nationalen Standpunkts und darum, die deutschen Verdächtigen, wenn man ihrer schon nicht habhaft werden konnte, in einem formalen Strafverfahren zu verurteilen – wohl wissend, dass diese Abwesenheitsurteile von der deutschen Kritik zerrissen und in Belgien nicht vollstreckt werden würden. Aber die belgische Öffentlichkeit konnte wenigstens erkennen, dass die sie empörenden Taten deutscher Militärs bei der Invasion im August 1914 nicht ungesühnt blieben.

Noch weniger Aufklärung bringen die Angaben Casparis und »seiner« Zeugen. Letztere kannten Casparis »Bericht« vom 28. April 1925, erklärten ihn für richtig und machten ihn zum Inhalt ihrer eigenen Aussage. Eine sensible Würdigung kann an »abgesprochene« Aussagen denken. Nicht alle Zeugen waren unmittelbar dabei; verstanden das Französische nicht und einige berichten von Erzählungen, die sie gehört haben. Die vorgetragenen Fakten ergeben kein überzeugendes Bild. Gesetzt, Caspari sei dem aus Hougaerde kommenden »Mann in geistlicher Kleidung« tatsächlich am Hohlweg begegnet – und andere Aussagen dazu gibt es nicht –, so zögert man doch, die Umstände dieses

74 Abschrift der Mitteilung findet sich in der Personalakte Casparis in StAB 4, 10 - Akz. 30 - 28.

Zusammentreffens für zutreffend geschildert zu halten: An einem Abend im August 1914 soll dieser Mann zwischen den Fronten der belgischen und der deutschen Armee durch die Felder geschlendert sein, in einem Buche lesend? Das will dann doch zu idyllisch erscheinen – vor allem dann, wenn man die Schilderung des Hamburger Offiziers würdigt, Hougaerde sei mit Artillerie beschossen worden und habe gebrannt. Direkt unglaublich ist die Behauptung, der geistlich gekleidete Belgier habe, von Caspari befragt, aus freien Stücken den Abzug der belgischen Soldaten gemeldet und sich dazu noch erboten, die feindliche Truppe durch den Ort zu geleiten – um ausgerechnet einem feindlichen Offizier zu beweisen, seine Angaben seien wahr. Wenn Gorris aus Hougaerde kam, muss er von der Barrikade gewusst haben und davon, dass belgische Infanterie Stellungen im Ort bezogen hatte. Seine – falsche – Angabe über den Abzug der Belgier wäre so lebensgefährlich gewesen wie sein mit Wahrheitsliebe motiviertes »Angebot« zum Geleit zum Ortsausgang in Richtung Paris. Er musste damit rechnen, dass Caspari sich darauf eingelassen hätte und er seine Wahrheitsliebe hätte beweisen müssen. Ein solches Angebot wird Gorris demnach kaum gemacht haben – es sei denn, man nähme an, er hätte die deutschen Angreifer gezielt in den Hinterhalt locken wollen. Dann müsste man ihn wohl auch für einen Selbstmörder aus vaterländischem Gefühl halten.

Ebenso kann man Caspari nicht abnehmen, er habe Gorris' Angaben getraut und sich von ihm geleiten lassen. Des Hauptmanns Caspari »Wahrheit« stand im Divisions-Befehl, wonach die Belgier in verstärkter Stellung an der Gette stünden. Er marschierte hier an der Spitze des Angriffs der 33. Brigade auf eben diese Stellung zu. Vorsicht war geboten und die gehörige Eigen-sicherung zu befehlen. Einem katholischen Priester – und auch diesem vielleicht bloß geistlich gekleideten (also wohl verkleideten?) Herrn, vielleicht ein verkappter Franktireur – war zu misstrauen. Und doch konnte er nützlich sein. Er konnte die Truppe durch den Ort geleiten und einen »Wahrheitsbeweis« erbringen – freilich zu den Bedingungen Casparis. Plausibel wäre dieser Ablauf: Caspari hat Gorris sistiert. Seine Überlegung könnte gewesen sein: Erstens können wir diesen verdächtigen Mann nicht weiter vor der angreifenden Brigade durch die Felder laufen lassen. Und zweitens wollen wir sehen, ob die Belgier wirklich fort sind und ob die Bevölkerung bestimmt nicht schießt – weil sie sonst zuerst auf ihren Priester schießen müsste.

Demnach hätte nicht der Priester den Hauptmann in den Ort geleitet, sondern der Hauptmann den Priester – gegen dessen Willen, an die Spitze der Truppe gestellt, links und rechts von Hauptmann und Leutnant flankiert und aufmerksam beobachtet, gefolgt von den 16 Soldaten der Spitzengruppe. Unterwegs belehrt Caspari Gorris über die deutschen Auffassungen zur »Teilnahme der belgischen Zivilbevölkerung an den Kämpfen«. Am Inhalt dieser »Unterhaltung« kann kaum ein Zweifel sein: Wehe dem Mann in geistlicher Kleidung, wenn auf die Deutschen geschossen wird. Dann steht er an der Spitze, die belgischen Schützen vor sich und die deutschen Soldaten hinter sich. Da mag dann die Beobachtung von Caspari und Noffke zutreffen, Gorris habe beim Einmarsch in den Ort einen zunehmend starren und verzweifelten Eindruck gemacht. Gorris hätte nämlich vor den beiden gewusst: Die Deutschen

liefen in einen Hinterhalt. Und er, Gorris, würde mitten zwischen Angreifern und Verteidigern stehen. Das Gefecht beginnt. Gorris wird tödlich getroffen. Ihm wird das Schicksal zuteil, das einem menschlichen Schutzschild zuge-dacht ist.

Aber das wäre nicht die »deutsche« Sicht auf den Vorfall gewesen. Caspari und seine Leute verbreiteten ihre Wahrheit sofort und noch am Abend des 18. August im deutschen Biwak von Hougaerde. Der Hamburger Offizier hat sie aufgeschrieben: Caspari wird von einem Priester (und einem Maire) »freundlich« in das »friedliche Städtchen« hinein geleitet. Dort wird die Truppe »überraschend« angegriffen. »Die ersten Schüsse trafen den Pfarrer und den Maire.«⁷⁵ Diese Version wird weiter erzählt, sie lebt in der Geschichte des Regiments fort.

Caspari hat die Legende in den Bremer Nachrichten vom 22. August 1924 weiter gesponnen und aus ihren Elementen einen strafrechtlichen Schutzwall um sich errichtet. Sein Artikel liest sich wie eine Schutzschrift gegen den denkbaren Vorwurf, er könnte für den Tod von Gorris strafrechtlich verantwortlich sein – auch wenn nicht zu belegen ist, dass Caspari von der belgischen Anklage wusste, als er den Text verfasste oder verfassen ließ. Seine Darstellung macht eine Verteidigung nach zwei Seiten möglich. Erstens gegen den Vorwurf, er habe Gorris *gezwungen*, an der Spitze der Truppe in den Ort zu gehen, denn Gorris erbot sich dazu. Und zweitens gegen die Behauptung, er habe *befohlen*, Gorris zu erschießen. Dieser Befehl wäre allein schon deswegen ins Leere gegangen, weil Gorris den Kugeln seiner Landsleute schon ganz zu Anfang des Kampfes erlegen war. Diese Verteidigung hat sich im Verfahren des Oberreichsanwalts bewährt. Der konnte sein Verfahren begründet und geschwind einstellen.

Und auch das ist Teil der deutschen Sicht auf das Geschehene: Gorris, das Opfer wird zum Franktireur im Priestergewand gestempelt und zum Verräter, der seinen »Lohn« empfangen hat. Sein Lohn ist offenbar der Tod. Die Leiche bleibt zur allgemeinen Abschreckung unbestattet auf der Straße liegen. Worin der »Verrat« liege, wird zwar nirgends gesagt, er wird aber in dem Versuch zu sehen sein, Caspari zu täuschen und in den Hinterhalt zu locken. Gorris hat sich also in den Kampf der Truppen eingemischt – wie überhaupt in Hougaerde Zivilisten – auch eine Frau – und sogar Bahnbeamte mitgeschossen haben sollen. Auch dies ist nicht glaubhaft: Wäre es so gewesen, wie es die Zeugen behauptet haben: Über Hougaerde wäre ein denkwürdiges Massaker hereingebrochen. Aber in der deutschen Sicht waren Franktireurs am Werk. Und Gorris war einer davon. Also war er zu Recht des Todes von deutscher Hand. Aber belgische Kugeln waren schneller. Niemand hat die Logik dieser Legende präziser formuliert als Domprediger Otto Hartwich, der bei seiner Rede im Parkhaus dem »Halunken« Gorris nachgerufen hat: »Das Kriegsverbrechen lag hier auf belgischer Seite und es wäre in Hougaerde ungesühnt geblieben, wenn der Pfarrer Gorris nicht einer belgischen Kugel zum Opfer gefallen wäre.«

75 Nau, Beiträge (wie Anm. 25), S. 21.

Was also könnte geschehen sein in Hougaerde am 18. August 1914, als Jean Gorris zu Tode kam (und Edouard Poffé?)? Man weiß es nicht genau. Aber schwerlich das, was Caspari und seine Zeugen darüber berichtet haben.

4. Juli 1962: Die Bundeswehr präsentiert das Gewehr

Das Todesurteil von Brüssel machte Caspari im Ansehen der Öffentlichkeit zum Opfer belgischer Schandjustiz. Schnell war es vergessen. Auch Kurt Heyser erwähnt es in seinem biographischen Text von 1969 zu Caspari nicht.⁷⁶ Caspari blieb vielen Bremern ein »fester Begriff« – aus allerlei Gründen. Hougaerde 1914 gehörte nicht dazu. Sein Tatenruhm tönte, in Stein gemeißelt lange nach. In einer Grünanlage der Caspari-Kaserne in Delmenhorst war seit den 30er Jahren ein Gedenkstein für den Namenspatron des Hauses und das Regiment Nr. 75 aufgestellt. »Der Gedenkstein, der daran erinnert, dass insgesamt 19735 Bremer beim ehemaligen Infanterie-Regiment 75 gedient haben, würdigt die Verdienste Casparis als Kompaniechef und Bataillonsführer und ehrt gleichzeitig die 3800 Gefallenen des Regiments.«⁷⁷ Caspari wird als »einer der tapfersten Führer« und Träger des Ordens »pour le mérite« bezeichnet. Als Orte seines Einsatzes werden genannt Marne 1914, Champagne 1915, Somme 1916, Flandern 1917, die große Schlacht in Frankreich 1918, die Befreiung von Bremen 1919. Belgien 1914 fehlt.⁷⁸ Nach dem Krieg war der Stein verschwunden, fand sich aber wieder und wurde auf Wunsch Casparis »von der Bundeswehr ... ohne besondere Feierlichkeiten« erneut aufgestellt.⁷⁹ Er überstand den Abriss der Kaserne. Er soll »als Außenexponat in der Lehrsammlung der Logistikschule der Bundeswehr in Garlstadt«⁸⁰ stehen.

Walter Caspari starb am 29. Juni 1962 in Bremen. Die Todesanzeige nannte ihn »Polizei-General i. R. und Oberst a. D.« und »Ritter des Ordens pour le mérite und Träger anderer hoher Kriegsauszeichnungen.«⁸¹ Nachrufe galten dem »hoch verehrten Kommandeur der Schutzpolizei«, der »Vorbild und Kamerad« gewesen sei.⁸² Zur Trauerfeier im Krematorium Riensberg am 4. Juli 1962 erschienen leitende Beamte der Bremer Polizei im Dienstanzug (ohne Pistole), begleitet von zwei Kranzträgern. Ebenfalls anwesend waren Offiziere der Bundeswehr. »Soldaten der Bundeswehr und frühere Angehörige der afrikanischen Schutztruppe hielten am Sarg die Totenwache.«⁸³ »Sprecher der alten bremischen Regimenter, des Verbandes Deutscher Soldaten und

76 Heyser, Caspari (wie Anm. 28).

77 Bremer Nachrichten vom 10. November 1960, »Wieder Caspari-Gedenkstein.«

78 Angaben nach www.Caspari-Kaserne-Delmenhorst.

79 Bremer Nachrichten (wie Anm. 77).

80 Angaben nach www.Caspari-Kaserne-Delmenhorst.

81 Bremer Nachrichten vom 2. Juli 1962.

82 Vgl. Schneider, Sicherheitspolizei (wie Anm. 2), S. 455.

83 Bremer Nachrichten vom 5. Juli 1962. Die Präsenz von ehemaligen Angehörigen der Schutztruppe erklärt sich damit, dass eine Einheit der Bremer Schutzpolizei seit 1929 die Tradition der Kolonialpolizei von Deutsch-Südwestafrika »pflegte«, vgl. Schneider, ebd., S. 114 f.

des Alpenvereins entboten dem Toten letzte Grüße.«⁸⁴ Das Musikkorps der Bremer Polizei umrahmte den Akt. Es müsste das Lied vom guten Kameraden intoniert haben. »Als der Sarg sich senkte, präsentierte vor dem Portal ein Ehrenzug der Bundeswehr.«⁸⁵

84 Bremer Nachrichten vom 5. Juli 1962.

85 Ebd.

Die Stadtzeitschrift »Der Schlüssel« und »Bremens deutsche Aufgabe«: Wirtschaftsjournalismus, NS-Propaganda und Geschichtskultur (1936–1943)

Von Jörn Brinkhus

I.

»Der Schlüssel sei kein Verlagsobjekt im üblichen Sinne, sondern ein wertvolles bremisches Propagandamittel« – so bewertete der Hauschild-Verlag die von ihm vertriebene Monatszeitschrift.¹ Doch auf welche Erfahrungen stützt sich diese Einschätzung, inwiefern trifft sie zu? Welches inhaltliche Profil besaß die zwischen 1936 und 1943 erscheinende bremische Zeitschrift, welche Autoren zog sie an? Und wo war ihr Ort in der gelenkten Öffentlichkeit des »Dritten Reichs«?

Lassen sich die ersten Fragen noch im engen Rahmen einer quellengesättigten Stadt- und Landesgeschichte behandeln², so zielt der dritte Themenkomplex auf mehr: Als halb-offizielles Publikationsorgan, das von der Freien Hansestadt finanziert, verantwortet und überwacht, aber nicht inhaltlich gestaltet wurde, nahm der »Schlüssel« Themen, Ideen und Argumentationsmuster auf, die zum Teil deckungsgleich mit Inhalten der reichsweiten NS-Propaganda waren, die sich aber ebenso gut einem breiteren »völkischen« Denken zuordnen lassen, zum Teil aber auch von Vertretern der alten, national-konservativen Eliten vertreten wurden.³ Um das Profil des »Schlüssels« nicht nur inhaltlich beschreiben, sondern auch politisch verorten zu können, sind einleitende Bemerkungen zum Wesen des NS-»Weltanschauung« notwendig.

1 Vermerk, 03.04.1939, StAB 3-P.5. Nr. 695 /1/.

2 Für die Frage nach der Entwicklung dieser Monatsschrift lassen sich umfangreiche Quellen des Staatsarchivs heranziehen. Laut Auskunft von Frau Lydia Niehoff hat sich im Firmenarchiv von Hauschild keine Überlieferung erhalten. Zur Rekonstruktion eines inhaltlichen Profils wertet dieser Beitrag den ersten Jahrgang des »Schlüssels« intensiv aus, und verfolgt dann die Behandlung einzelner Themen in den folgenden Jahrgängen. Vgl. zum verlegerischen Umfeld: Hartwig Gebhardt: Zeitung und Journalismus in Bremen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in: Bremisches Jahrbuch (Brem. Jb.), Bd. 57 (1979), S. 183–246.

3 Vgl. dazu: Hans Mommsen: Zur Verschränkung traditioneller und faschistischer Führungsgruppen in Deutschland bei Übergang der Bewegungs- zur Systemphase, in: Wolfgang Schieder (Hg.): Faschismus als soziale Bewegung. Deutschland und Italien im Vergleich, Hamburg 1976, S. 157–181.

Schon frühzeitig hat die Zeitgeschichtsforschung herausgestellt, dass der Nationalsozialismus auf keiner kohärenten Ideologie basierte. Ebenso stellten Hitlers in »Mein Kampf« und anderen Schriften formulierte Einlassungen lediglich eine Synthese gängiger Topoi rechtsradikaler Programmatik der Weimarer Republik dar und präsentierten sich nicht als originärer oder origineller politischer Entwurf aus einem Guss, sondern vielmehr als »Konglomerat« (Kurt Sontheimer) »völkischen«, radikal-nationalistischen und antisemitischen Gedankenguts. In der politischen Praxis zeichnete sich die NS-»Weltanschauung« durch eine erhebliche Elastizität aus, die sich aus der Unschärfe des Inhalts und den Schnittmengen mit anderen politischen Strömungen und Positionen der 20er und 30er Jahre ergab.⁴ Mithin kann man sich das antidemokratische Denken auf der »rechten« Seite des politischen Spektrums während der Weimarer Republik als einen ideologischen Zusammenhang vorstellen, der von konservativen bis hin zu rechtsradikalen Positionen reichte.⁵ Dieses Kontinuum verband bürgerlich-nationales mit »völkischem« Denken: Als Grenzstein zur politischen Mitte stand beispielsweise ein konventioneller, gegen den Versailler Frieden gerichteter Revisionismus, der den Krieg nur als letztes Mittel der Politik ansah, während am extremistischen Rand ein kriegerischer »Lebensraum«-Imperialismus vorherrschte, dem Kriege eigentlicher Zweck der Politik waren.

Nachdem das NS-Regime nach 1933 eine kritische Publizistik ausgeschaltet hatte, begrenzten die Pressepolitik und Presselenkung das Spektrum veröffentlichter Meinungen sodann auf diesen Ausschnitt der national-konservativen bis rechtsradikalen Positionen, und auch der Inhalt des »Schlüssels« orientierte sich an dem politisch gesetzten Rahmen, der das Feld regimekonformer Themen und Meinungen einfasste.⁶ Die gängigen Zeitströmungen, die Eingang in die Monatsschrift fanden, lassen sich mit einigen Schlagwörtern umreißen: Hegemonieplanungen für Mitteleuropa, Autarkiekonzeptionen, Ostrevisionismus, Kolonialimperialismus, Antisemitismus, Rassenideologie.⁷

4 Vgl. Helga Grebing: Der Nationalsozialismus. Ursprung und Wesen. München 1959, S. 50; Eberhard Jäckel: Hitlers Weltanschauung. Entwurf einer Herrschaft, Stuttgart 1969, S. 142-160; Kurt Sontheimer: Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik. Die politischen Ideen des deutschen Nationalismus zwischen 1918 und 1933, München 1978 (Originalausgabe: 1962), S. 134-141.

5 Für Bremen wurde die Spannweite solcher politischen Vorstellungen an Hand der Tagespresse untersucht von: Hartwig Gebhardt: Der Weg nach rechts – Anmerkungen zur politischen Funktion der bürgerlichen Zeitungen Bremens 1928–1932, in: Brem. Jb., Bd. 69 (1990), S. 191-202. Vgl. zum Komplex: Michael Wildt: Die Ungleichheit des Volkes. »Volksgemeinschaft« in der politischen Kommunikation der Weimarer Republik, in: Frank Bajohr (Hg.): Volksgemeinschaft. Neue Forschungen zur Gesellschaft des Nationalsozialismus, Frankfurt a. M. 2009, S. 24-40.

6 Vgl. zur Presselenkung im NS-Staat: Konrad Dussel: Wie erfolgreich war die nationalsozialistische Presselenkung?, in: Vierteljahrshefte zur Zeitgeschichte, Bd. 58 (2010), S. 543-562, mit einer Besprechung der Literatur.

7 Vgl. Ludolf Herbst: Das nationalsozialistische Deutschland 1933–1945, Frankfurt a. M. 1996, S. 25-62.

Gemeinsam war diesen politischen Konzepten und Lehren, dass sie die vorangegangene, ungeliebte Republik kritisierten und diffamierten, Zielperspektiven für die neue, noch weitgehend unbestimmte politische Ordnung formulierten und anschlussfähig für identitätsstiftende Begriffe wie »Volk«, »Nation« oder »Reich« waren.⁸

Doch der »Schlüssel« kann nicht auf eine lokale Ausprägung dieses im »Dritten Reich« wirkungsmächtigen ideologischen Hintergrunds reduziert werden. Statt nur danach zu fragen, wie offensichtlich oder subtil sich seine Autoren an den einzelnen Elementen der inkohärenten NS-»Weltanschauung« orientierten, oder einseitig den propagandistischen Gehalt der Artikel zu betonen, soll dieser Aufsatz aufzeigen, wie diese Zeitschrift konzeptionell und inhaltlich zur Konstruktion einer bremischen Identität beitrug. Damit setzte sich der »Schlüssel« natürlich nicht in Opposition zum herrschenden Regime, aber er formulierte den Anspruch, dass Bremen als Stadt und Land von den anderen Regionen des »Dritten Reichs« unterscheidbar blieb und nicht dem zentralistischen NS-Staat als ein beliebiger Bestandteil untergeordnet wurde.⁹

Da diese Selbstdefinition Bremens auf Vorstellungen der Stadt-, Landes- und Hansegeschichte gründete und Themen der Heimatbewegung aufnahm, ermöglicht eine Analyse des »Schlüssels«, Schlaglichter auf die zeitbedingte Ausprägung und ideologische Deformation der bremischen Geschichtskultur während des »Dritten Reichs« zu werfen.¹⁰ Denn viele Artikel des Hefts verkürzten Thesen, Beispiele oder Themen, die die bremische Geschichtsschreibung an anderer Stelle ausführlicher behandelte. Dieser Aufsatz wird solche Bezugnahmen rekonstruieren, weil diese schon während der Weimarer Republik publizierten Beiträge der Bremen-Historiographie einen geistigen und kulturellen Hintergrund bildeten, vor dem die Artikel des »Schlüssels« zu sehen sind, wenn man ihren Inhalt und Sinn verstehen möchte. Gleichzeitig kann exemplarisch nachvollzogen werden, wie Vertreter der örtlichen Elite in Politik, Verwaltung und Kultur »Geschichte als Argument« (Alexander

8 Vgl. als Aufriss: Stefan Breuer: Ordnungen der Ungleichheit – die deutsche Rechte im Widerstreit ihrer Ideen 1871–1945, Darmstadt 2001. Es fällt schwer auf diesem ideologischen Feld ein eng umrissenes Terrain abzustecken, das sich als genuin nationalsozialistisch kennzeichnen lässt.

9 Vgl. zu dieser Funktion von Kulturpolitik: Volker Dahm: Nationale Einheit und partikulare Vielfalt. Zur Frage der kulturpolitischen Gleichschaltung im Dritten Reich, in: Vierteljahrshefte zur Zeitgeschichte, Bd. 43 (1995), S. 221–265.

10 Vgl. zum Begriff der Geschichtskultur: Edgar Wolfrum: Geschichte als Waffe. Vom Kaiserreich bis zur Wiedervereinigung, Göttingen 2002. Für Bremen und Nordwestdeutschland: Helmut Stubbe da Luz: Im Dienst an »Bremens deutscher Sendung«? Die Historische Gesellschaft Bremen und ihr Umfeld in der NS-Zeit, in: Brem. Jb., Bd. 86 (2007), S. 270–318, und Dietmar von Reeken und Uwe Ohainski: »... gebildet zur Pflege der landesgeschichtlichen Forschung«. 100 Jahre Historische Kommission für Niedersachsen und Bremen 1910–2010, Hannover 2010 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen, Bd. 255).

Demandt) nutzten, um bei der Stadtbevölkerung für das Regime zu werben¹¹, aber auch um gegenüber den Zentralinstanzen im Interesse der Hansestadt selbstbewusst aufzutreten.

II.

Den Anstoß für die Gründung des »Schlüssels« gab der Regierende Bürgermeister Otto Heider, der in der Senatssitzung vom 4. Februar 1936 »auf die Notwendigkeit der Gründung einer spezifisch bremischen illustrierten Zeitschrift« hinwies. Diese solle sich »namentlich mit der niedersächsischen Kultur und der bremischen Wirtschaft« befassen, aber sich auch der »Behandlung der bremischen Geschichte« widmen und »ihre Beziehung zur Reichsgeschichte« beleuchten. Dem Bremer Stadtoberhaupt war es wichtig, etwas »kulturell Hochstehendes« zu schaffen, nämlich ein Monatsheft, das Wirtschaftsjournalismus, Feuilleton und Populärgeschichtsschreibung miteinander verband. Dabei standen nicht unbedingt Information oder Unterhaltung im Vordergrund. Vielmehr führte Heider aus, dass »nur eine solche Zeitschrift geeignet sei, namentlich den Reichsministerien die Bedeutung Bremens wirkungsvoll vor Augen zu führen.«¹² Der Bremer Senat sah in diesem Monatsheft also nicht nur ein Instrument zur städtischen Imagepflege, sondern verband damit die Hoffnung, bei der Regimespitze und der Reichsbükratie im Sinne Bremens zu werben.

Motiviert wurde dieses Bestreben durch den Bedeutungsverlust, den alle Länder des Deutschen Reichs im Zuge der »Machtergreifung« erlitten hatten.¹³ Da der Bundesrat als Organ der Interessenwahrung wegfiel, blieb der Landespolitik nur die Möglichkeit, bei den Berliner Ministerien, Stäben und sonstigen Behörden direkt zu antechambrieren. Im Speziellen trieb die Bremer Politiker allerdings der gefährdete staatsrechtliche Status der Hansestadt um, da die Position der Länder durch die NS-Machtergreifung unterhöhlt worden war, ohne dass ein durchgängiger Zentralstaat oder eine neue klare Regionalgliederung an die Stelle der zerschlagenen föderalen Ordnung traten. Dieses Problem verschärfte sich für die Hansestadt noch, weil die Deutsche Gemeindeordnung ursprünglich nicht auf Bremen angewendet wurde und damit auch der kommunalrechtliche Zustand unentschieden blieb. Carl Röver, der durchsetzungsstarke Oldenburger Gauleiter, nutzte diese unklare Lage, die nicht zuletzt durch Hitlers Zurückhaltung vor einer klaren Entscheidung über den Staatsaufbau des »Dritten Reichs« verlängert wurde, und setzte sich für

11 Vgl. Alice von Plato: Stadtjubiläen im Nationalsozialismus, in: Die Alte Stadt, Bd. 28 (2001), S. 29-38, zu dieser Funktion von städtischer Identität im Nationalsozialismus.

12 Auszug aus der Ns. der Senatorenbesprechung, 04.02.1936, StAB 3-P.5. Nr. 695/1/.

13 Vgl. zu dem Verhältnis Reich-Länder und der Frage der »Mittelinstanzen« des NS-Staats sowie den Reichsreformplänen: Michael Ruck: Partikularismus und Mobilisierung. Traditionelle und totalitäre Regionalgewalten im Herrschaftsgefüge des NS-Regimes, in: Sven Reichardt (Hg.): Der prekäre Staat. Herrschen und Verwalten im Nationalsozialismus, Frankfurt a. M. 2011, S. 75-120.

die Bildung eines Verwaltungsbezirks »Weser-Ems« ein, der ausdrücklich auch Bremen einschließen sollte, aber für den die Gauhauptstadt Oldenburg als politisches und administratives Zentrum vorgesehen war. Erst mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs wurden die Planungen für eine »Reichsreform« auf Weisung des Diktators ausgesetzt, und so blieb der Status quo bis zum Kriegsende bestehen.¹⁴ Im Jahr 1935 allerdings war es nur zu verständlich, dass die Bremer Landespolitik nach Wegen suchte, ihre Einflussmöglichkeiten auf das Berliner Entscheidungszentrum zu mehren, um einen drohenden Verlust des Status eines Landes abzuwenden.

Nachdem der Senat rund zwei Monate später die Herausgabe der Zeitschrift unter dem Titel »Der Schlüssel. Bremer Beiträge zu deutschen Kultur und Wirtschaft« zustimmend zur Kenntnis genommen hatte¹⁵, konkretisierte Heider seine Zielvorstellungen in einem Brief an den Verlag H. M. Hauschild, der mit dem Verlagsgeschäft beauftragt worden war.¹⁶ Insbesondere wollte Heider den »deutschen und ausländischen Lesern vor Augen führen, was die Freie Hansestadt Bremen in ihrer zwölfhundertjährigen Geschichte für Deutschland in kultureller und wirtschaftlicher Hinsicht geleistet hat«. Diese historische Legitimation des bremischen Staatswesens gründete er auf der Behauptung, dass ein »dem Preußentum ebenbürtiges Hanseatentum« bestehe. Gegenüber dem Verlag erwähnte Heider als Leserschaft ausdrücklich Kaufleute und deren Geschäftsfreunde, was bedinge, dass »das Wirtschaftliche und das Kulturelle in erster Linie betont werden, das schließt aber nicht aus, daß auch politische Beiträge, die aufklärend auf das Ausland wirken können, in dieser oder jeder [sic!] Nummer veröffentlicht werden.«¹⁷ Indem Heider auf die Bremer Kaufmannschaft als eine zahlungskräftige Leserschaft verwies, stellte er das Projekt dem Verlag gegenüber als wirtschaftlich rentabel dar – bezeichnenderweise übergang er die erhoffte politische Funktion als Einflussorgan gegenüber den politischen Entscheidungskreisen in Berlin.

Vorausgegangen waren diesem Brief intensive Verhandlungen über das Verlagsprojekt, die auf Seiten der Freien Hansestadt Bremen der damalige Geschäftsführer des Bremer Verkehrsvereins, Dr. Georg Borttscheller, federführend betrieb. Im Februar 1936 erbat Borttscheller zunächst Angebote von drei Bremer Verlagshäusern (Weser-Druckerei Diedrich Putscher, H. M. Hauschild und Carl Schünemann), wobei der erfahrene Journalist seine Ausschreibung am Modell der Zeitschrift »Heimat und Reich« orientierte. Diese

14 Vgl. Detlef Schmiechen-Ackermann: Die nationalsozialistische Herrschaft im »völkischen Kernland« des »Dritten Reichs«. Politik und Gesellschaft in den NS-Gauen Ostthannover, Südthannover-Braunschweig und Weser-Ems, in: Gerd Steinwascher (Hg.): Geschichte Niedersachsens. Bd. 5: Von der Weimarer Republik bis zur Wiedervereinigung, Hannover 2010, S. 201-450, hier: S. 286-314, und Dietmar von Reeken: Wissenschaft, Raum und Volkstum. Historische und gegenwartsbezogene Forschung über Niedersachsen 1910-1945, in: Niedersächsisches Jahrbuch, Bd. 68 (1996), S. 73 f., mit weiteren Angaben zur Literatur. Vgl. auch: Frank Lutz: Die deutsche Gemeindeordnung in Bremen, Hildesheim 1980.

15 Auszug aus der Ns. der Senatorenbesprechung, 08.04.1936, StAB 3-P.5. Nr. 695/1/.

16 Regierender Bürgermeister an H. M. Hauschild, 29.04.1936, StAB 3-P.5. Nr. 695/1/.

17 Regierender Bürgermeister an H. M. Hauschild, 29.04.1936, StAB 3-P.5. Nr. 695/1/.

»Monatshefte für Westfälisches Volkstum« (so der Untertitel) wurden vom Westfälischen Heimatbund herausgegeben, wobei ein in Bochum ansässiger Verlag für die Einnahmen aus dem Verkauf und Anzeigen im Gegenzug nicht nur den Druck, den Vertrieb und die Werbung übernahm, sondern dem Heimatbund monatlich eine Provision überwies. Aus dieser Summe bestritt der Heimatbund die Personal- und Bürokosten der Schriftleitung, so dass er über die komplette inhaltliche Freiheit verfügte.¹⁸

Der Geschäftsführer des Verkehrsvereins wollte sich an diesem verlegerischen Konzept orientieren; freilich sollten die Bremer Monatshefte seiner Meinung nach »sehr viel spritziger sein« als ihr Pendant aus Westfalen.¹⁹ Die Angebote der Verlagshäuser, die in der Geschäftsstelle an der Stintbrücke eingingen, versprachen allerdings keine Kostenübernahme. Ganz im Gegenteil: Nach Borttschellers Meinung hatten alle Verlage »kalte Füße« bekommen. Sowohl die Weser-Druckerei als auch der nachträglich um ein Angebot gebetene NS-Gauverlag Weser-Ems verlangten eine komplette Übernahme des Unterschusses.²⁰ Auf dieses Kalkül wollte sich Borttscheller nicht einlassen. So bemerkte er, dass von einem Verlag, der kein unternehmerisches Risiko zu tragen bereit sei, auch keine Anstrengungen bei der Verbreitung der Publikation zu erwarten seien. Obwohl er die »Apothekerpreise« kritisierte, neigte Borttscheller zunächst zu Verhandlungen mit diesem Unternehmen, nicht zuletzt wegen der erwarteten sehr guten Qualität. Freilich stand einer Beauftragung Schünemanns die gefährdete Zukunft des Unternehmens im Weg. Das Verlagshaus befand sich in einem harten Kampf mit der NS-Partei-presse, der in persönlicher Diskreditierung und wirtschaftlichem Ruin zu enden drohte.²¹ Borttscheller nahm 1936 nicht zu Unrecht an, »dass die Firma selbst Endgültiges nicht beschliessen kann, solange ihr eigenes Schicksal ungewiss ist.« Mögen es die unsicheren Zukunftsaussichten des Schünemann-Verlags gewesen sein oder dessen im Vergleich zu den Mitbewerbern höhere Preise – der Auftrag ging schließlich ohne ausführliche Begründung an den Verlag H. M. Hauschild.²²

Freilich waren manche Details der Finanzierung zwischen den Partnern noch offen, auch nachdem das erste Heft erschienen war. Die Übereinkunft, die erst Anfang 1937 in letztgültiger Fassung zustande kam, beließ die inhaltliche Gestaltung schließlich beim Verlag, der den dafür zuständigen Schriftleiter,

18 Vermerk, 21.02.1936, StAB 3-ad P.5. Nr. 695.

19 Alle Zitate aus: Borttscheller an Heider, 27.02.1936, StAB 3-P.5. Nr. 695 /1/. Gänzlich unergiebig zum Thema »Schlüssel« sind Borttschellers Memoiren: Georg Borttscheller: Bremen, mein Kompaß. »Schön war's«, Bremen 1973.

20 Heider selbst forderte Borttscheller auf, ein Angebot beim Gauverlag einzuholen, nicht zuletzt »um eventuellen Differenzen vorzubeugen« (Lüth an Borttscheller, 02.03.1936, StAB 3-P.5. Nr. 695 /1/). Dieses erwies sich aber als nicht konkurrenzfähig (Bremer Zeitung an Borttscheller, 11.03.1936, StAB 3-P.5. Nr. 695 /1/).

21 Vgl. Lydia Niehoff: 200 Jahre Schünemann. Die Geschichte des Bremer Druck- und Verlagshauses Carl Ed. Schünemann KG 1810–2010, Bremen 2009, S. 134–144.

22 Schreiben Borttscheller an Lüth, 12.03.1936, StAB 3-P.5. Nr. 695 /1/. Zur Geschichte des Unternehmens: Lydia Niehoff: 1855–2005. 150 Jahre Druckerei und Verlag H. M. Hauschild Bremen, Bremen 2005, S. 96–100.

Friedrich Lindemann, bezahlte und auch sonst alle Kosten für Redaktion, Herstellung und Vertrieb übernahm. Unter Hinzuziehung der Angaben aus dem im Februar 1936 eingegangenen Angebot, summierten sich diese auf rund 2.000.– RM monatlich. Demgegenüber trat der Regierende Bürgermeister als Herausgeber auf, sollte vor dem Erscheinen eines Heftes über dessen Inhalt informiert werden und behielt sich vor, Änderungen an Beiträgen oder deren komplette Streichung zu verlangen. Finanziell garantierte die Hansestadt dem Verlag während des ersten Jahres eine monatliche Durchschnittseinnahme von 1.500 RM aus dem Verkauf von 2.000 Heften à 0,75 RM; die ausdrückliche Abnahme dieser Hefte (wie noch in einem Vertragsentwurf vorgesehen) erfolgte nicht.²³ Der Verlag erwartete also einem Überschuss von rund 500.– RM, der durch den Verkauf der übrig gebliebenen 500 Exemplare und die Anzeigenwerbung auszugleichen war. Zur Unterstützung der Monatszeitschrift entfaltete der Regierende Bürgermeister eine rege Werbung in Form von Rundbriefen, da es ebenso im Interesse der Stadt wie des Verlags lag, einen Absatz von mindestens 2.000 Exemplaren pro Monat zu sichern.



Friedrich Lindemann (1898–1950), vielseitiger Journalist und Schriftleiter des »Schlüssels«. Quelle: Heimat und Volkstum, 1959/1960, S. 132.

In anderen Dingen – wie dem Namen und Untertitel – erzielten Heider und Borttscheller sowie der Hauschild-Verlag rascher eine Einigkeit. Auch glaubten beide mit Friedrich Lindemann den richtigen Schriftleiter gefunden zu

23 Entwurf des Vertrags, 21.04.1936; Vertrag, 09.01.1937, StAB 3-P.5. Nr. 695 /1/. Ebenso wurde eine Klausel herausgestrichen, nach der die Garantieverpflichtung der Freien Hansestadt Bremen zu mindern sei »um den Gegenwert derjenigen Exemplare der Zeitschrift, die der Herausgeber durch seine persönliche Werbung unterzubringen imstande ist.« Entwurf, Herbst 1936, StAB 3-P.5. Nr. 695 /1/.

haben, nicht zuletzt wegen dessen guter Kontakte zu NS-Organisationen. Lindemann sei »stellvertretender Landesleiter Weser-Ems und [sic!] der Reichsschrifttumskammer, ein sehr guter Freund des Landesleiters August Hinrichs, der seinerseits sehr eng mit dem Reichsstatthalter und der Landesstelle des Propagandaministeriums auf kulturellem Gebiet« zusammenarbeite.²⁴ In der Person Lindemanns sah Borttscheller ein Palliativum gegen Einsprüche der verschiedenen NS-Stellen, speziell aber gegen die Ambitionen des örtlichen Parteiverlags, der sich zur Durchsetzung seiner Machtsprüche schon im Fall Schünemanns der Reichskulturkammer bedient hatte. Lindemanns Tätigkeit für diese Organisation verhinderte von vornherein ein solches Ränkespiel, ohne dass er indes die in Berlin angestrebte Lizenzerteilung beschleunigen konnte. Das erste Monatsheft erschien deswegen erst im August 1936.²⁵

Ähnlich politisch prekär wie die Besetzung der Schriftleitung erschien zunächst die Frage nach der Wahl des Herausgebers. Borttscheller teilte Heider hierzu mit: »Ich weiss, dass sowohl Hermann Göring wie Dr. Goebbels sich selber als Herausgeber des ›Angriffs‹ und ›Essener Nationalzeitung‹ löschen mussten, und zwar auf Wunsch des Führers.« Diese Informationen Heiders (ganz gleich, ob sie zutrafen oder nicht) dürften ihren Ursprung in den hinter den Kulissen des NS-Staats tobenden Konflikten um die lokale Parteipresse gehabt haben, in denen die Gauleiter mit dem Chef des parteieigenen Fritz-Eher-Verlags, Max Amann, um den Einfluss auf die inhaltliche Linie und den Besitz an diesen Zeitungen rangen. Den »Schlüssel« als offiziöse Neugründung durch die Freie Hansestadt Bremen betraf dieses Problem nicht. Entsprechend fielen die vom Hauschild-Verlag eingeholten Erkundigungen positiv aus: Der Regierende Bürgermeister konnte als Herausgeber zeichnen, durfte aber weder Mitinhaber des Verlags werden noch als Schriftleiter auftreten.²⁶

Allerdings wirkte Heider nur vom Erscheinen des ersten Hefts am 15. August 1936 bis zum Frühjahr 1937 in dieser Funktion, da eine Parteiintrige seiner Karriere ein jähes Ende bereitete. Bei diesem Ränkespiel nutzten eine Reihe lokaler Parteigrößen und verschiedene Senatoren einige nachweislich begangene Unregelmäßigkeiten, um den Regierenden Bürgermeister schließlich am 16. April 1937 mit Unterstützung des Gauleiters Carl Röver zu stürzen.²⁷ Auch die Herausgeberschaft wurde in diesen Machtkampf hineingezogen. Am 18. März 1937 rief der Bremer Kreisleiter der NSDAP, Bernhard Blanke,

24 Borttscheller an Heider, 27.02.1936, StAB 3-P.5. Nr. 695 /1/.

25 Borttscheller an Heider, 08.07.1936, StAB 3-P.5. Nr. 695 /1/. August Hinrichs hatte Friedrich Lindemann in einem Brief vom 02.03.1936 seine Unterstützung bei den Verhandlungen mit der Kammer zugesagt (StAB 7,215-15).

26 Borttscheller an Heider, 27.02.1936, StAB 3-P.5. Nr. 695 /1/ (Zitat); Reichsverband der deutschen Zeitschriften-Verleger e.V. an die Großdruckerei H. M. Hauschild, 28.03.1936, StAB 3-P.5. Nr. 695 /1/. Vgl. zu den Machtkonflikten in der Pressepolitik: Karl-Dietrich Abel: Presselenkung im NS-Staat, Berlin 1968, S. 2-26.

27 Art. Heider, Carl Hermann Otto, in: Bremische Biographie 1912-1962, Bremen 1969, S. 217-219. Vgl. zum gesamten Komplex: Inge Marszolek, René Ott: Bremen im Dritten Reich. Anpassung, Widerstand, Verfolgung, Bremen 1986, S. 129 f.

im Rathaus an und bemängelte, dass Heider noch als Herausgeber des »Schlüssels« genannt werde: »Es bestände Gefahr, daß durch die Hinzufügung des Namens den durch die Ausführungen des Gauleiters im Casino erledigten Gerüchten neuer Nährstoff zugeführt würde.«²⁸ Damit spielte der Bremer Parteifunktionär vermutlich auf eine öffentliche Erklärung Rövers von Mitte Februar an, dass Heider nicht der Korruption schuldig sei.²⁹ Es sollte in der Öffentlichkeit nicht der Eindruck entstehen, dass Heider durch seine Herausgeberschaft unbotmäßige finanzielle Vorteile erlange, was nicht zuletzt der durch Korruption und Misswirtschaft beschädigten Reputation der Partei weiteren Schaden zugefügt hätte. Nach Meinung des Rathauses sollte Heider bis auf Weiteres als Herausgeber fungieren, da Finanzsenator Flohr nichts unternehmen wollte, »das irgendwie nach einer Vorwegnahme aussehe«, also die noch nicht vollzogene Absetzung des Bürgermeisters anzeigte. Röver war in diesem Punkt skrupelloser: Nach Rücksprache mit der Reichsstatthalterei wurde der Name Heiders getilgt.³⁰ Seine Herausgeberschaft endete mit der Aprilausgabe des Jahres 1937.

III.

Zu diesem Zeitpunkt waren bereits fünf Hefte erschienen, und »Der Schlüssel« verfügte über ein erkennbares thematisches Profil, ohne dass die direkte Propaganda für das Regime, den Nationalsozialismus oder seine Organisationen einen inhaltlichen Schwerpunkt bildete. In seinem Editorial »Tradition und Verpflichtung« hatte Heider ein anderes Leitbild entwickelt: Die Nordmission des Erzbistums Hamburg-Bremen, die deutsche Hanse und der Überseehandel mit Amerika und dem Fernen Osten, die Gründung einer Kriegsflotte durch Arnold Duckwitz und der Erwerb von Deutsch-Südwestafrika durch den Bremer Adolf Lüderitz – diese »Bremer Beiträge« zur Geschichte galten dem Regierenden Bürgermeister als Hinweise, »worin denn seit Jahrhunderten die besondere Aufgabe dieser Stadt gelegen hat«, nämlich im Sinne »der hanseatischen Aufgabe schlechthin: nicht nur Macht, sondern durch Leistung die Welt zu erobern«. Dabei versuchte Bremen »jahrhundertlang, seine hansische Aufgabe, seinen nationalen Auftrag zu erfüllen«. Doch erst im neu geschaffenen NS-Staat erhalte »Bremens Aufgabe einen neuen, einen tieferen, ja im Grunde erst ihren wirklichen Sinn«, denn »erst jetzt darf sich der bremische Kaufmann und der bremische Seemann im Ausland wahrhaft als der Vertreter des ganzen deutschen Volkes empfinden.«³¹ Aus seiner hanseatischen Tradition formulierte Heider eine Verpflichtung Bremens, durch ökonomische Leistung im Sinne der deutschen Nation wie auch des NS-Staats zu wirken, wobei nur eine Unabhängigkeit Bremens als Gliedstaat Deutsch-

28 Niederschrift, 18.03.1937, StAB 3-P.5. Nr. 695 /1/.

29 Vgl. Herbert Schwarzwälder: Geschichte der Freien Hansestadt Bremen, Band 4, Bremen 1995, S. 270.

30 Niederschrift, 18.03.1937, StAB 3-P.5. Nr. 695 /1/.

31 Siehe Otto Heider: Tradition und Verpflichtung, in: Der Schlüssel, Bd. 1 (1936), Heft 1, S. 2-4.

lands die Garantie böte, dass Handel, Schifffahrt und Industrie der Hansestadt ihr reiches ökonomisches Potential entfalteten. Landespolitische Interessen, ein episodenhafter Zugriff auf die bremische Geschichte und der Glaube an die ökonomische Leistungskraft der Unterweserregion bildeten die sich gegenseitig ergänzenden und bestätigenden Komponenten einer Zeitdiagnose und Standortbestimmung, zu der sich ebenso der neue Regierende Bürgermeister Böhmcker (nachdem er als Nachfolger Heiders auch die Herausgeber-schaft übernommen hatte) in einem 1937 veröffentlichten Editorial bekannte.³²

Zentral für dieses Paradigma war der Ausweis ökonomischer Potenz, die in Bremen und im Wirtschaftsraum Unterweser angesiedelt war und die der erste Jahrgang des »Schlüssels« durch Berichte über die Hochseefischerei in Bremerhaven, über den Seehafen Bremen und über die Hansa-Lloyd-Werke zu belegen meinte.³³ Diese Branchen- und Unternehmensportraits (die wegen ihrer historischen Tiefenschärfe noch immer lesenswert sind) sollten die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit der Hansestadt beglaubigen; hervorgehoben wurde dabei immer wieder die Trias aus Schifffahrt, Handel und Industrie. Dessen ungeachtet stellte sich die volkswirtschaftliche Lage für die Hansestadt als durchaus problematisch dar, wie Otto Bernhard als zuständiger Wirtschaftssenator ausführte: »In allen Gewerben würden noch sehr viel mehr Menschen Beschäftigung finden, wenn der Ein- und Ausfuhrhandel durch die internationalen Handelshemmungen (Schutzzölle, Kontingente, Ein- und Ausfuhrverbote, Clearingverkehr, soziales Dumping und Valuta-Dumping einer Reihe von Ländern und politische Schwierigkeiten) nicht erheblich getroffen wäre. Die Gründe dafür, daß der bremische Handel die Wertziffer von 1929 oder gar von 1913 noch nicht wieder hat erreichen können, liegen nicht an uns, sondern auf internationalem Gebiete«.³⁴

Freilich lagen diese Handelshemmnisse nicht einseitig auf deutscher Seite. Angefangen mit ersten Maßnahmen zur Devisenbewirtschaftung während des Kabinetts Brüning, regulierte Hjalmar Schacht, Hitlers erster Wirtschaftsminister, in seinem »Neuen Plan« den deutschen Außenhandel durch Maßnahmen der Kontingentierung, der Importbeschränkungen usw. – und das nicht selten zum Nachteil der direkten Handelspartner. Allein diese Politik schädigte auch den Außenhandel des Deutschen Reichs schwer und führte zu einer negativen Handelsbilanz, so dass der Außenhandel und die Devisenlage im Jahr 1936 die binnenwirtschaftlich orientierte Konjunktur und das Aufrüstungsprogramm erheblich bremsten.³⁵ Auch die Wirtschaftsberichterstattung

32 Vgl. Heinrich Böhmcker: Bremen und das Reich, in: Der Schlüssel, Bd. 4 (1939), S. 228-233.

33 Myr.: Schiffe und Schienen. Was ist ein Eisenbahn-Seehafen?, in: Der Schlüssel, Bd. 1 (1936), Heft 3, S. 27-31; Christian Hilker: Hansa-Lloyd. Der Werdegang einer deutschen Automobilfabrik, in: Der Schlüssel, Bd. 1 (1936), Heft 4, S. 5-8; siehe: Fische und Fänger. Fünfzig Jahre Hochseefischerei an der Unterweser, Der Schlüssel, Bd. 1 (1936), Heft 1, S. 14-17.

34 Senator O. H. Bernhard: Grundlagen bremischer Wirtschaft, in: Der Schlüssel, Bd. 1 (1936), Heft 1, S. 6-9, Zitat: S. 7.

35 Vgl. dazu ausführlicher: Herbst: Deutschland (wie Anm. 7), S. 119-129; Dietmar Petzina: Autarkiepolitik im Dritten Reich. Der nationalsozialistische Vierjahresplan,

des »Schlüssels« reflektierte einzelne Probleme einer gelenkten Außenwirtschaft. Die ausführliche Besprechung eines Buchs zur Frage der »Seehafentarife zur Devisenbeschaffung« hob hervor, dass durch eine Umsteuerung des Exports von den Rhein- zu den Nordseehäfen Abflüsse von Valuta zu verhindern seien. Ebenso wurde die Bedeutung der Leipziger Messe zur Abwicklung von Kompensationsgeschäften herausgestrichen, also dem direkten Tausch von Ware gegen Ware ohne Verwendung von Devisen.³⁶ Im »Schlüssel« wurden technische Schwierigkeiten solcher ökonomischen Lenkungsmaßnahmen relativ offen und ohne propagandistischen Gehalt besprochen, aber auch ohne die strukturellen Zwänge und Defizite der Wirtschaftspolitik des Regimes zu thematisieren.

Die NS-Politik orientierte sich zunehmend an der Zielvorstellung einer Autarkie Deutschlands, wobei die hierzu in der Zwischenkriegszeit formulierten volkswirtschaftlichen Positionen indes auf kein genuin nationalsozialistisches Konzept zurückgriffen, sondern auf der weit verbreiteten Vorstellung fußten, dass es günstig sei, Deutschland schrittweise von der Weltwirtschaft zu entflechten. Hierzu sollte bei Stärkung der Binnenwirtschaft sowohl die Importabhängigkeit bei Agrargütern und Rohstoffen reduziert als auch die Exportorientierung der deutschen Industrie zurückgenommen und deren Güter auf einen Binnenmarkt umgelenkt werden. Ein Warenaustausch sollte nicht mehr im internationalen Rahmen, sondern mit dem »blockadesicheren« Mitteleuropa stattfinden, das Deutschland als politische und wirtschaftliche Hegemonialmacht dominierte.³⁷ In einer solchen volkswirtschaftlichen Ordnung hatte ein Wirtschaftsstandort wie Bremen, der sich primär über seine Hafenfunktion definierte, eigentlich keinen Platz mehr. Als halb-offizielles Publikationsorgan stand der »Schlüssel« also vor dem Problem, für die NS-Wirtschaftspolitik und ihre Erfolge zu werben³⁸, aber gleichzeitig Verständnis für die besonderen Bedürfnisse Bremens zu wecken.

Entsprechend trat Senator Bernhard 1937 für eine regulierte, aber nicht autarke Wirtschaft ein, die mit den Volkswirtschaften der anderen Kontinente über einen Welthandel verflochten sei, der freilich nicht den Maximen des Freihandels folgen solle, die der Autor von den Siegermächten des Ersten Weltkriegs missbraucht sah. Vielmehr befürwortete der langjährige Tabakkaufmann

Stuttgart 1968, S. 18-36; Wilhelm Deist u. a.: Ursache und Voraussetzungen des Zweiten Weltkriegs, Frankfurt a. M. 1991 (Originalausgabe: 1979), S. 302-329.

36 Vgl. Neue Wege der Devisenbewirtschaftung, in: Der Schlüssel, Bd. 1 (1936), Heft 1, S. 42-44; Der Mann der Ausfuhr, Der Schlüssel, Bd. 1 (1936), Heft 2, S. 6-8; Oberbürgermeister Zörner: Sachsen und Bremen, Der Schlüssel, Bd. 1 (1936), Heft 4, S. 1-4.

37 Vgl. Adam Tooze, Ökonomie der Zerstörung. Geschichte der Wirtschaft im Nationalsozialismus, München 2007; Albrecht Ritschl: Die NS-Wirtschaftsideologie. Modernisierungsprogramm oder reaktionäre Utopie?, in: Michael Prinz (Hg.): Nationalsozialismus und Modernisierung, Darmstadt 1994, S. 48-70; Deist u. a.: Ursache und Voraussetzungen (wie Anm. 35), S. 211-248.

38 Vgl. Georg Borttscheller: Ein Lehrgang im Dienste des Führers, in: Der Schlüssel, Bd. 3 (1938), S. 97-99; Hermann Fromm: Unsere Wirtschaft im Zeichen der Vollbeschäftigung, in: Der Schlüssel, Bd. 4 (1939), S. 1-6.

Bernhard protektionistische Zölle und Kompensationsgeschäfte als Mittel einer Politik zur ökonomischen Revision der Ergebnisse des Versailler Friedens und verteidigte diese Maßnahmen des NS-Regimes ausdrücklich.³⁹ Diesem Konzept folgend, hätte Bremen seine führende Rolle als Handelsstadt bewahrt, eben weil Deutschland über gelenkte Im- und Exporte Teil der Weltwirtschaft geblieben wäre. Sowohl die Stärkung der binnenwirtschaftlichen Orientierung im Zuge des von Göring umgesetzten Vierjahresplans als auch der außenpolitische Expansionskurs des NS-Regimes untergruben allerdings diese Hoffnung, so dass der »Schlüssel« 1938 eine neue wirtschaftspolitische Ortsbestimmung vornahm.

Georg Borttscheller selbst griff zur Feder, um die Leser über die ökonomische Bedeutung der Annexionen Österreichs und des Sudetenlandes zu informieren. Der promovierte Volkswirt prognostizierte eine weitgehende Orientierung der neu hinzugewonnenen Gebiete sowie der übrigen Länder des Balkans auf das 1938 proklamierte »Großdeutsche Reich« und trat für einen Ausbau von Binnenwasserstraßen sowie Autobahnen ein. So solle sichergestellt werden, dass Bremen auch in Zukunft seine Funktion als Handelsstadt im erweiterten deutschen Machtbereich wahrnehmen könne.⁴⁰ In dieser Vorstellung bildete Südosteuropa einen wirtschaftlichen Ergänzungsraum zur Ökonomie des »Großdeutschen Reichs«. Zwar sollten Bremen und Hamburg die »Großdeutsche Wirtschaft« noch mit der Weltwirtschaft verzahnen, aber eine gesteigerte Wertschöpfung erwartete Borttscheller im Binnen- und nicht im Welthandel.⁴¹

Auch die sonstigen im »Schlüssel« veröffentlichten Berichte und Erinnerungen über das Zeitgeschehen griffen im weiteren Sinne ökonomische Themen auf. So wurde den Lesern im ersten Jahrgang des Schlüssels über die Fahrten des Handels-U-Boots »Deutschland« während des Ersten Weltkriegs, über die ökonomische Entwicklung von Namibia und die Hilfeleistung von Dampfern der DDG Neptun im Spanischen Bürgerkrieg berichtet. Direkte Werbung für den Nationalsozialismus enthielten diese Beiträge ebenso wenig wie die Reportagen anlässlich der Olympiade 1936 oder Artikel über die bremische Muttererholungsfürsorge. Diese weitgehend ideologiefreie Berichterstattung hinderte Borttscheller aber nicht, in den folgenden Jahren für die revisionistische Außenpolitik des NS-Regimes in Europa zu werben, mal der französischen Presse, mal der englischen Außenpolitik schwere Vorwürfe zu machen und nach der Annexion der »Rest-Tschechei« dezidiert die Bildung eines um die Achse »Berlin-Rom« zentrierten »Mitteleuropa«-Blocks als volkswirtschaftliches Gegengewicht zu England, Frankreich und den übrigen Ländern

39 Vgl. O. H. Bernhard: Die Internationale Wirtschaft im Zuge der Weltpolitik, in: Der Schlüssel, 2 (1937), Heft 12, S. 1-8.

40 Vgl. Georg Borttscheller: Bremen im großdeutschen Wirtschaftsraum, in: Der Schlüssel, Bd. 3 (1938), S. 133-136; ders.: Bremens Stellung im mittel- und südosteuropäischen Wirtschaftsraum, in: Der Schlüssel, Bd. 3 (1938), S. 469-472. Vgl. zum realpolitischen Hintergrund: Bernd-Jürgen Wendt: Großdeutschland. Außenpolitik und Kriegsvorbereitung des Hitler-Regimes, München 1987, S. 134-160.

41 Ausweislich seiner Memoiren (Bremen – mein Kompass, S. 94-97) kümmerte sich Borttscheller auch um die Kontaktpflege für die bremische Wirtschaft auf dem Balkan.

Westeuropas zu begrüßen.⁴² Mit diesen Beiträgen fügte sich der »Schlüssel« in die breite Strömung einer publizistischen Kriegsvorbereitung ein, die – dirigiert von Goebbels Propagandaministerium – durch eine Mixtur aus Beharren auf »nationalen« Vorrechten und Interessen, Drohungen mit der neu gewonnenen Stärke des »Reichs« und scharfen Vorwürfen gerade gegen die Westmächte seit 1936 die Schuld für den Ausbruch des nächsten Konflikts prophylaktisch auf Großbritannien und Frankreich als die erwarteten Kriegsgegner schob.⁴³

Parallel dazu wurde das Thema deutscher Kolonien wiederholt im »Schlüssel« bemüht, unter anderem von Herbert Abel, der schon damals am Überseemuseum tätig und nach 1945 dessen Leiter wurde. Dem Ausgang des Ersten Weltkriegs geschuldet beschäftigten sich die meisten Beiträge retrospektiv mit dem Kolonialthema und ergingen sich in einer Verehrung des deutschen Kolonialpioniers und Bremers Adolf Lüderitz, die schon während der Weimarer Republik in Bremen weit verbreitet war.⁴⁴ Doch im Jahr 1939, nachdem der deutsche Einflussbereich konsolidiert wirkte, aber dem Deutschen Reich als Hegemonialmacht des Kontinents ungleich mehr politische, militärische und ökonomische Mittel zur Verfügung standen als noch 1933, lenkte der »Schlüssel« den Blick auf die kolonialen Ambitionen. Hierunter verstand Abel die Sicherung von Kolonien als »nationalwirtschaftliche Ergänzungsräume«, deren Rohstoffquellen und Absatzmärkte zu erschließen seien und für deren Vorbereitung es einer »deutschen Kolonialwissenschaft« bedürfe. Wirtschaftspolitisch kam den Kolonien damit die Aufgabe zu, Deutschland von den Agrar- und Rohstoffimporten unabhängig zu machen, die durch den Weltmarkt vermittelt waren.

Diese Überlegung gab der »Kolonialfrage« ihre Bedeutung für die Bremer Landespolitik: Eine »Großdeutsche Wirtschaft« wäre im Verbund mit kolonialen »Ergänzungsräumen« nicht nur autark, die politischen, ökonomischen und sozialen Verbindungen zwischen mitteleuropäischem Zentrum und außer-europäischer Peripherie werteten einen Überseehandel und damit Bremens Hafenfunktion wieder auf. So war es für Borttscheller im Frühjahr 1939 völlig selbstverständlich, »daß wir über kurz oder lang wieder über eigene Kolonien verfügen«, für deren wirtschaftliche Durchdringung schon jetzt in Bremen Kaufleute auszubilden seien. Diese Forderungen waren verbunden mit einer außen- und innenpolitischen Positionierung: Borttschellers kolonialrevisionistische Einlassungen sparten nicht mit Kritik an den Siegermächten des Ersten Weltkriegs und an der Weimarer Republik, ohne freilich direkt für den Nationalsozialismus zu werben.⁴⁵

42 Vgl. Georg Borttscheller: Frankreichs wahres Gesicht, Bd. 2 (1937), Heft 8, S. 12-15; ders.: Die Engländer – sie wollen sich nicht lieben lassen, in: Der Schlüssel, Bd. 4 (1939), S. 134-137.

43 Vgl. Deist u. a.: Ursachen und Voraussetzungen (wie Anm. 35), S. 151-161.

44 Vgl. Hartmut Müller: Lüderitz und der koloniale Mythos. Kolonialbewegungen in Bremen, in: diskurs, Bd. 6 (1982), S. 125-149.

45 Siehe Herbert Abel: Wissenschaft und Kolonien, in: Der Schlüssel, Bd. 4 (1939), S. 151-156, Zitate: S. 155 f. Vgl. dazu auch: Karsten Linne: »Weiße Arbeitsführer« im

Die Parteinahme für die Wirtschafts- und Außenpolitik des Regimes sowie Kritik an der Weimarer Republik bei gleichzeitiger Absenz von direkter Propaganda für die NS-Bewegung prägten durchgängig die ersten Jahrgänge des »Schlüssels«; nur wenige Beiträge orientierten sich offensichtlich an der NS-Ideologie. So ließ es sich der Bildungssenator von Hoff nicht nehmen, anlässlich einer in der Nordischen Kunsthochschule eröffneten Ausstellung des Zeichners und Malers Wilhelm Petersens den Zusammenhängen von »Heimat, Rasse, Kunst« auf den Grund zu gehen: In der Heimatmalerei Worpsweder Coleur sah der SS-Standartenführer »nordische Seelenwerte« verkörpert. Freilich hätten erst der »Rassengedanken« und eine von Adolf Hitler formulierte NS-»Weltanschauung« einen Orientierungs- und Reflexionsrahmen geboten, um diese Anfänge fortzusetzen.⁴⁶ Seinen nahtlosen Anschluss fand diese Erläuterung im Artikel »Bauer im Moor« über die »Kulturarbeit des SS-Abschnitts XIV, Bremen«, in dem ein »gemeinsamer Kampf für germanisches Rassenerbe, für deutsche Art gegen jedes Artfremde« beworben wurde.⁴⁷ Während der Vorkriegszeit nahmen diese beiden Artikel am Auffälligsten rassenideologischen Vorstellungen auf und warben deutlich für den Nationalsozialismus. Demgegenüber portraitierte ein Beitrag über die SA-Gruppe Nordsee diese NS-Organisation als Ort der vor- und nachmilitärischen Erziehung (hauptsächlich durch Turn- und Gymnastikübungen), ohne dem Leser die NS-Ideologie offensichtlich näher bringen zu wollen.⁴⁸ Auch die Hitler-Verehrung nahm keinen Raum ein – einmal abgesehen von einem vom Schriftleiter Friedrich Lindemann zum »Führergeburtstag« verfassten Gedicht, das aber wie eine unoriginelle, pflichtgemäße Stilübung wirkt.⁴⁹

An anderen Stellen erfolgten subtile Anleihen an gedankliche Fragmente, die sich unter dem Dach der NS-»Weltanschauung« versammelten. Der Artikel »Aus Bremer Familien« kündigte die Veröffentlichung von Aufsätzen in Zusammenarbeit mit dem genealogischen Verein »Die Maus e.V.« an. Dabei sollten nicht in erster Linie familiengeschichtliche Interessen befriedigt werden, vielmehr ging es der Schriftleitung darum, an diesen Beispielen das personelle Potential der Hansestadt für Politik, Verwaltung und Wirtschaft des NS-Staats aufzuzeigen. Eine Begründung fand diese spezielle Form der Stadtwerbung in Vorstellungen der Erbpflege: »Hohe Begabung tritt kaum jemals als Einzelercheinung auf. Näheres Zusehen lässt fast immer erkennen (und vergeblich wird man es bestreiten), daß begabte Menschen aus begabten Familien kommen.«⁵⁰ Offensichtlich sollte die Bremer Familiengeschichte

»Kolonialen Ergänzungsraum«. Afrika als Ziel sozial- und wirtschaftspolitischer Planungen in der NS-Zeit, Münster 2002; Marszolek/Ott: Bremen (wie Anm. 27), S. 131 f. und S. 138 f.

46 Vgl. von Hoff: Heimat, Rasse, Kunst, in: Der Schlüssel, Bd. 1 (1936), Heft 5, S. 1-6.

47 Siehe Bauer im Moor. Ein Ausschnitt aus der Kulturarbeit des SS-Abschnitts XIV, Bremen, in: Der Schlüssel, Bd. 1 (1936), Heft 5, S. 11-14. Zitat: S. 12.

48 Vgl. Meyer: Politische Leibeserziehung, in: Der Schlüssel, Bd. 3 (1938), S. 455-458.

49 Vgl. Friedrich Lindemann: Uns ist die Kraft geworden, in: Der Schlüssel, Bd. 4 (1939), S. 133.

50 Vgl. Richard Rühnick: Aus Bremer Familien, in: Der Schlüssel, Bd. 1 (1936), Heft 3, S. 39-41. Der Artikel weist die Sozialisation als wichtigen Faktor der Persön-

als praktisches Beispiel positiver Eugenik vorgeführt werden, also als Exempel für die Veredelung des Erbguts über Generationen hinweg. Zwar handelte es sich bei der Eugenik nicht um originär nationalsozialistisches Gedankengut, vielmehr fand die »Rassenhygiene« Befürworter in vielen europäischen Ländern. Allein der Artikel im Bremer »Schlüssel« referierte Annahmen, Vorstellungen und Folgerungen als unwidersprochene Tatsachen, wie sie für die bevölkerungspolitischen Maßnahmen des »Dritten Reichs« wegweisend waren.⁵¹

Der Autor dieses Aufsatzes, Richard Rüthnick, war in Bremen nicht unbekannt.⁵² Während der Weimarer Republik fest im rechtsradikalen Spektrum verankert, fiel er als prononcierter Antisemit auf, der Johann Smidts »Judenpolitik« gut hieß. Rassenbiologischer Forschung stand er wohlmeinend gegenüber, lehnte es aber ab, mit ihr mehr als das Vorhandensein von Begabungen erklären zu wollen.⁵³ Insbesondere ihre Anwendung auf ethisch-politische Fragen schloss er aus, was ihn in Opposition zu von Hoff brachte, der sich als Herausgeber der Zeitschrift »Die Rasse« für einen Experten auf diesem Gebiet hielt. Der Bildungssenator verhinderte nicht nur den Abdruck eines Aufsatzes im Bremischen Jahrbuch, sondern drängte den Studienrat Rüthnick auch aus dem Schuldienst. Im »Schlüssel« fand der studierte Historiker, der zwischen 1942 und 1944 seinen Lebensunterhalt als Angestellter des Quartieramts fristete, einen Publikationsort für seine familienkundlichen Beiträge, mit denen er meinte, einer biologisch vererbten und züchtbaren Genialität in Bremer Bürgerfamilien nachzuspüren.

IV.

Ebenso wie die im »Schlüssel« dargebotenen Ergebnisse familiengeschichtlicher Forschung zwar im Zusammenhang mit dem Denken, Schreiben und Reden in rassenbiologischen Kategorien zu lesen sind, ohne direkte Werbung

lichkeitsentwicklung und des Fertigkeitserwerbs ausdrücklich zurück: So »kommt es auf die Begabung an. Es besteht noch immer vielfach die Vorstellung, als ob diese durch Schule und dergl. gezüchtet werden. Aber so ist es nicht. Begabung ist da oder nicht da, sie ist geschaffen durch geheimnisvolle Arbeit der Natur in vielen, vielen Menschengenerationen.« Zitat: S. 39 f.

51 Dass die Kehrseite einer solchen »positiven« Eugenik die »negative« Eugenik mit Maßnahmen wie Zwangssterilisation und Euthanasie war, sei hier nur am Rande erwähnt. Vgl. Gisela Bock: Zwangssterilisation im Nationalsozialismus. Studien zur Rassenpolitik und Frauenpolitik, Opladen 1986, S. 141-177.

52 Vgl. zu den Vorgängen: Klaus Schwarz: Das zensierte Bremische Jahrbuch von 1936, in: Brem. Jb., Bd. 65 (1987), S. 107-123.

53 Vgl. Richard Rüthnick: Familienforschung und Geschichtsbetrachtung, Bremen 1936, S. 378, der beispielsweise in einem »Genie« wie Bismarck verschiedene »rassische Einflüsse« kämpfen sah, deren produktive Spannung den Reichskanzler zu seinen »schöpferischen Taten« und einer Person der Geschichte gemacht hätten. Vgl. zum Antisemitismus in der Hansestadt: Dieter Fricke: »Antisemitisch bis in die Knochen!«: Judenfeindschaft in Bremen während der Weimarer Republik, in: Hedwig-Hintze-Institut Bremen (Hg.): Bürgerliche Gesellschaft – Idee und Wirklichkeit, Bremen 2004, S. 345-359.

für den Nationalsozialismus zu entfalten, propagierten nur wenige feuilletonistische Beiträge offen die NS-»Weltanschauung«. So verzichteten die zahlreichen veröffentlichten Kurzgeschichten, Anekdoten, Märchen usw., bei denen die Unterhaltung im Vordergrund stand und denen ihre Autoren immer einen örtlichen Bezug zu Bremen oder seiner Umgebung gaben, auf Anleihen an nationalsozialistischem Gedankengut.⁵⁴ Auch die Kulturberichterstattung (im ersten Jahrgang wurden die Professoren der Nordischen Kunsthochschule vorgestellt) nahm immer wieder Bezug auf eine nordwestdeutsche Heimat, etwa durch Verweis auf Motiv und Ort der Kunstwerke oder durch eine Vorstellung der Biographie des Künstlers.⁵⁵ Damit leisteten diese Artikel über das kulturelle Leben ihren Beitrag zu einer städtischen, auch zu einer regionalen Identität; sie kamen dabei aber ohne tagespolitische Bezüge aus. Deutlich zu Tage trat eine Parteinahme für das NS-Regime jedoch bei manchen Beiträgen zu Architektur- und Siedlungsfragen.

So berichtete ein Beitrag über die modernisierte Neukonzeption eines niedersächsischen Bauernhauses, welche die Nordische Kunsthochschule als ein Projekt für den Reichsleistungskampf 1936 zum Thema »Der Erbhof« eingereicht hatte. Dabei berücksichtigte der Entwurf nicht nur die klassischen Formen und Anlage des Niedersachsenhauses und versuchte, diese durch eine ausreichende Ausstattung der Hofstelle in Einklang mit den technischen und ökonomischen Rahmenbedingungen der Gegenwart zu bringen. »Dieser niedersächsische Bauernhof bedeutet mehr als eine wirtschaftliche Unterbringung von Mensch und Tier und bäuerlichem Betrieb. Er ist vielmehr der tatsächlich noch lebendig gebliebene Zeuge und Vertreter einer Weltanschauung von wahrhaft nordischer Art und Haltung und von arteigener Kultur...«. Prof. Eduard Scotland, der Verfasser des Beitrags, stellte die Konzeption der Kunsthochschule in den Rahmen einer »völkischen« Betrachtung von Politik, Heimatkunde und Architektur, die inhaltliche Schnittmengen mit der NS-»Weltanschauung« aufwies und von den Autoren zur positiven Deutung der »Machtergreifung« und zur Kritik an der Weimarer Republik herangezogen werden konnte.⁵⁶ Die Stärkung der deutschen Nation war das politische Ziel, die nationalsozialistische »Weltanschauung« sowie eine ideologisch imprägnierte Volkskunde bildeten das intellektuelle Rüstzeug, die Architektur diente als Mittel zur Umsetzung. Eine solche Verschränkung des Heimatgedankens

54 Beispiele: Wilhelm Scharrelmann: Die Nachtmusik. Ein Worpsweder Märchen, in: Der Schlüssel, Bd. 1 (1936), Heft 1, S. 18-20; Waldemar Augustiny: Ein Schrank aus Birkenholz, ebd., S. 38-41. Vgl. dazu: Ferdinand Krogmann: Worpswede im Dritten Reich 1933-1945, Bremen 2011, S. 14-16 und 54-64.

55 Beispiele: Robert Kain: Prof. O. Anton, in: Der Schlüssel, Bd. 1 (1936), Heft 3, S. 19-26; ders.: Ernst Gorsemann, in: Der Schlüssel, Bd. 1 (1936), Heft 4, S. 21-24.

56 »Krankheiten einer Verfallszeit können wir, auch in Bezug auf das Bauernhaus, nicht als unabwendbar hinzunehmendes Schicksal ansehen. Ihre Überwindung, die wir in einzigartiger Größe in der Wiederauferstehung unseres Volkes im Nationalsozialismus sehen, begreift auch die gesamten Lebensäußerungen des Bauerntums in sich, des Bauerntums, das wieder »der Lebensquell der nordischen Rasse« und ihrer Kultur sein wird.« Siehe Prof. Eduard Scotland: Ein niedersächsischer Erbhof, in: Der Schlüssel, Bd. 1 (1936), Heft 2, S. 21-26. Zitate: S. 21-23.

mit NS-Propaganda zeigte sich auch bei der Vorstellung der an der Gustav-Dejten-Allee gelegenen Niedersachsenhalle, die »eine Stein gewordene Kundgebung des nationalsozialistischen Deutschland« sei, gleichzeitig aber auch, »wie Rathaus und Schütting vom hansischen Bremen der Renaissance künden, einst das Zeugnis ablegen wird von der Wiedergeburt des hansischen Bremens unserer Tage.«⁵⁷

Im zeitlichen Verlauf lässt sich allerdings keine verstärkte Ideologisierung des »Schlüssels« erkennen, und so erschienen in den folgenden Jahren heimatkundliche Beiträge, die nicht offenkundig den Nationalsozialismus propagierten. 1938 beschäftigte sich Dietrich Steilen abermals mit dem Thema des niedersächsischen Bauernhauses, freilich ohne offene ideologische Einfärbung. Materiell untersuchte der Autor Urtypen des niedersächsischen Bauernhauses und – an Hand der Besitzverhältnisse – die Austauschbeziehungen zwischen der Hansestadt und seinem Weichbild, um so den Charakter Bremens als Zentralstadt eines niedersächsischen Kulturraums zu belegen.⁵⁸ Gleichzeitig hob der »Schlüssel« den Beitrag Bremens zur Pflege eines niedersächsischen Heimatgedankens hervor und setzte auch in politischer Hinsicht einen Akzent.

Denn im Nordwesten des Reichs wurde dieses Feld der Kulturpolitik intensiv durch Gauleiter Röver bearbeitet, der mit der Stiftung »Stedingsehre« und der Gedenkstätte auf dem Bookholzberg, ein Zentrum nationalsozialistischer Kulturarbeit schaffen wollte. Röver und sein in Oldenburg ansässiger Parteiapparat griffen die Geschichtserzählungen über den Widerstandswillen eines urtümlichen Bauernvolks auf, prägten diese in ein völkisch-rassisch fundiertes Heimatbewusstsein um und instrumentalisieren sie als politische Integrationsklammer für den Gau Weser-Ems, dem ein staatsrechtlicher Zusammenhalt fehlte.⁵⁹ Demgegenüber stärkten die im »Schlüssel« veröffentlichten Artikel zur »Heimat« Bremen (insbesondere die zahlreichen Erinnerungsberichte dazu⁶⁰) ein über Schlagworte wie Bürgerstadt, Hanseatentum, »Schlüssel zur Welt« usw. definiertes Stadtbewusstsein. So wurde ein Gegenentwurf zu dem sich auf agrarromantische Vorstellungen und eine verkürzte Geschichtsinterpretation stützenden Stedingermythos geschaffen.

Die Bezugnahme des »Schlüssels« auf eine Heimatkultur war damit doppeldeutig: Einerseits rekurrten die Beiträge auf ein als »Niedersachsentum« bezeichnetes Stammesbewusstsein, das sein wirtschafts- und sozialgeschichtliches Korrelat in einer idealisierten vormodernen ländlichen Gesellschaft zu finden meinte, das aber als Konzept machtpolitisch neutral war, da sich innerhalb des vielgliedrigen regionalen NS-Herrschaftsgefüges keine Machtgruppe

57 Siehe Niedersachsenhalle, in: Der Schlüssel, Bd. 1 (1936), Heft 1, S. 24 f.

58 Vgl. Dietrich Steilen: Der Bremer Bauernhaus-Wettbewerb, in: Der Schlüssel, Bd. 3 (1938), S. 21-28.

59 Vgl. Gerhard Kaldewei: »Wo deutsche Bauernfäuste den Pflug durch die Muttererde führen«. Von der Schlacht bei Altenesch 1234 nach »Stedingsehre« auf dem Bookholzberg 1934, in: Oldenburger Jahrbuch, Bd. 103 (2003), S. 107-167.

60 Im ersten Jahrgang beispielsweise von den Geschichtswissenschaftlern Karl Hampe und Hermann Wätjen. Vgl. Der Schlüssel, Bd. 12 (1936), Heft 1, S. 11-13.

für die Bildung eines eigenen politischen Gebildes dieses Namens engagierte.⁶¹ Andererseits wurde bewusst der Blick auf den Charakter Bremens als Hafenstadt gelenkt, um so die Eigenständigkeit im Gau Weser-Ems und die Stellung der Hansestadt im Ringen um die zukünftige politische Ordnung im Nordwesten Deutschlands zu betonen. Friedrich Lindemanns Artikel brachten diesen Doppelcharakter des Gaus Weser-Ems auf die einprägsame Formel: »Bauernland und Waterkant«.⁶²

In diese volks- und heimatkundlichen Beiträge, die eine Verbindung zwischen Niedersachsentum und Hanseatum schlugen, flossen in komprimierter Form Geschichtsbilder ein, die der »Schlüssel« seinen Lesern an anderer Stelle in elaborierter Form nahebrachte. So erläuterten Friedrich Prüser (der Direktor des Bremer Staatsarchivs), Ludwig Beutin, Hermann Entholt, Friedrich Raders und fast alle anderen zeitgenössisch bekannten Autoren der bremischen Historie den Lesern der Monatsschrift einzelne Ereignisse und Facetten der Stadt- und Landesgeschichte.⁶³ Diese Beiträge ergänzten das vom »Schlüssel« beförderte Heimatbewusstsein um eine historische Tiefendimension, indem sie eine sinnhafte, in manchen Beiträgen auch teleologische Interpretation der geschichtlichen Entwicklung Bremens vertraten. Zudem verliehen sie der Stadt durch Verweis auf ihre lange Geschichte eine glanzvolle Patina und werteten das Bremen der Gegenwart nicht nur als Geschichtsort, sondern auch in politischer Hinsicht auf.

Friedrich Prüser als wichtigster Autor orientierte sich in seinen Beiträgen eng an dem von den Herausgebern vorgegebenen Leitbild, nämlich Bremens Beitrag zur deutschen Politik, Kultur und Gesellschaft in Gegenwart und Vergangenheit herauszuarbeiten. Als Bindeglied zur Gegenwart diente die Hafenfunktion Bremens. »Es würde nicht schwer sein, zu zeigen, wie Bremen in diese Aufgabe geschichtlich hineingewachsen und ihr im Laufe der Jahrhunderte gerecht geworden ist...«, formulierte der Leiter des Staatsarchivs, um sodann die vermeintlichen Belege zu liefern: Heinrich Krefftings Plan zur Wiederbelebung der Hanse, die Beteiligung am Welthandel im 18. Jahrhundert, die Gründung der ersten deutschen Kriegsmarine 1848 usw. wurden alle in den Zusammenhang einer Stadt- und Landesgeschichte gestellt, die Bremens Leistungen für eine politische, wirtschaftliche und militärische Integration der »deutschen« Nation zu benennen meinte. Politisch orientierte sich diese Geschichtsdeutung an dem Drang nach Weltgeltung, denn »[n]ach der Gründung des Zweiten Reichs hat das deutsche Volk von Hamburg und Bremen

61 Vgl. dazu ausführlich: Dietmar von Reeken: »Das Land als Ganzes«. Integration durch Heimatpolitik und Landesgeschichte in Niedersachsen nach 1945, in: Habbo Knoch (Hg.) Das Erbe der Provinz. Heimatpolitik und Geschichtskultur nach 1945, Göttingen 2001, S. 99-116, hier: S. 103 f., und Werner Hartung: Konservative Zivilisationskritik und regionale Identität am Beispiel der niedersächsischen Heimatbewegung, 1895-1919, Hannover 1991, (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen, Bd. 35), S. 306-313.

62 Siehe Friedrich Lindemann: Carl Röver fünfzig Jahre, in: Der Schlüssel, Bd. 4 (1939), S. 77-79. Zitat: S. 79.

63 Zu den Biographien vgl. die Artikel in: Herbert Schwarzwälder: Das große Bremen-Lexikon, Bremen 2002.

aus seine Stellung in der Welt gewonnen.«⁶⁴ Prüser blieb damit den politischen Zielvorstellungen des Wilhelminismus und des Ersten Weltkriegs sowie der »Nation« als Leitkategorie der historischen Analyse verhaftet – und sah sich dem interpretatorischen Problem gegenüber, die wendungsreiche Geschichte Bremens, beispielsweise die mehrdeutige Haltung der Hansestadt zum Zollverein, in seine nationalgeschichtliche Interpretation zu integrieren.

Wichtiger Stichwortgeber für dieses Deutungsmodell war Georg Bessell, dessen schon während der Weimarer Republik formulierte Interpretation bremischer Geschichte einen nennenswerten Beitrag der Hansestadt zur preußisch-deutschen Staatsgründung behauptete. Mit Johann Smidt, Arnold Duckwitz und Ludwig Franzius als Kronzeugen ordnete Bessell die Gründung Bremerhavens, das Engagement für eine deutsche Zollpolitik und auch die Weserbegradigung einer Geschichte des Aufstiegs Deutschlands seit dem 18. Jahrhundert zu, deren vorläufigen Höhepunkt der am Alten Gymnasium tätige Studienrat in der 1870/1871 erfolgten Nationalstaatsgründung durch Preußen sah. In der Gegenwart sollten die Kräfte des Hanseatentums für all jene politisch-militärischen Auseinandersetzungen reaktiviert werden, die Bessell der Niederlage des Ersten Weltkriegs unausweichlich folgen sah. Damit redete der Verfasser einem Revisionismus des Versailler Vertrags das Wort, der während der Weimarer Republik gang und gäbe unter deutschen Historikern war, wenngleich nur wenige Historiker für einen Revanchekrieg plädierten.⁶⁵ Freilich lässt sich das Selbstbild der Hansestadt als »ein selbstbewusster und souveräner Bundesgenosse der preußischen Hegemonialmacht, eine Keimzelle der Nation, ein bedeutender Baustein im Reichsgebäude« bis in die Zeit des Kaiserreichs zurückverfolgen.⁶⁶ Bessell akzentuierte es nur neu, indem er es auf den zeitgenössischen Revisionismus bezog.

Inhaltlich bot dieses Deutungsangebot eine Parallelerzählung zum »Borussianismus«, also einer auf Preußen zentrierten und auf das Telos eines deutschen Nationalstaats orientierten Interpretation der deutschen Geschichte, die

64 Siehe Friedrich Prüser: Bremens deutsche Aufgabe, in: Der Schlüssel, Bd. 2 (1937), Heft 7, S. 2-6, Zitate: S. 6.

65 Vgl. Georg Bessell: Preußentum und Hanseatentum und ihre Bedeutung für die Entstehung des Deutschen Reichs, Bremerhaven 1929, worin sich der Vf. freilich von völkischen Interpretationen der preußisch-deutschen Geschichte distanziert (S. 6). Bessells 1936 publizierte Stadtgeschichte und sein Beitrag in der von Dietrich Steilen und Knittermeyer 1939 herausgegebenen Heimatkunde machten eine breite Leserschaft mit dieser Geschichtsdeutung vertraut. Bessells Buch: Bremen. Die Geschichte einer deutschen Stadt, Leipzig 1936, S. 456-458, schließt ohne Ausblick auf die Zukunft. Vgl. Klaus Schwabe: Deutsche Hochschullehrer und Hitlers Krieg (1936-1940), in: Martin Broszat: Die deutschen Eliten und der Weg in den Zweiten Weltkrieg, München 1989, S. 291-333, hier: S. 294; Jan Eckel: Herrschaftsstabilisierende Denkmuster in der Geschichtswissenschaft während des Nationalsozialismus. Eine Skizze der Voraussetzungen, Formen und Entwicklungen, in: Käte Meyer-Drawe (Hg.): Wissenschaft im Einsatz, München/Paderborn 2007, S. 74-91, hier: S. 77f.

66 Siehe Malte Ritter: Die Bremer und ihr Vaterland. Deutscher Nationalismus in der Freien Hansestadt (1859-1913), Berlin 2004, S. 300.

sich normativ an der 1871 gefundenen »kleindeutschen« Lösung ausrichtete und ihre Untersuchungsgegenstände auf ihren Beitrag zur Staats- und Nationsgründung befragte. Diese eng mit dem Historismus als methodischem Paradigma verwobene Sichtweise deutscher Geschichte war auch nach 1918 in der Erinnerungskultur und den Universitäten Deutschlands präsent.⁶⁷ Demgegenüber bot eine an »Bremens deutsche[r] Aufgabe« (Prüser) zentrierte Landes- und Stadtgeschichte die Möglichkeit, eine Historie der Hansestadt gegenüber den durch die »Preußische Schule« der Geschichtsschreibung (Droysen, Sybel, Treitschke u. a.) dominanten Deutungen überhaupt sichtbar zu machen.⁶⁸

So konstatierte Entholt 1928 in fast unterwürfigem Ton: »[W]enn es erlaubt ist, Kleines mit Großem zu vergleichen, so darf man sagen, es ist mit Bremen gegangen wie mit Preußen: von Natur und Schicksal in Kampf und Kargheit gestellt, mußte es vorwärts streben, wenn es nicht untergehen wollte.«⁶⁹ Und noch 1940 beschwerte sich Prüser larmoyant darüber, dass Treitschke in seiner Geschichte des 19. Jahrhunderts Bremens Beitrag zur Nationalstaatsgründung nicht zu würdigen wusste und die Hansestädte als »deutsches Ausland an der Nordseeküste« herabgewürdigt habe.⁷⁰ Die im »Schlüssel« und andernorts publizierten Beiträge trugen so zur Selbstversicherung der Stadt bei, als ihre staatliche Selbstständigkeit gefährdet schien. Oder wie es Alwin Lonke in seiner Rezension von Bessells Stadtgeschichte ausdrückte: »Was Wunder, daß besonders die Tagbaren dieses neueste Werk bremischer Geschichtsschreibung mit Stolz und Eifer, oft mit Begeisterung und Rührung lesen und seinem Verfasser herzlichen Dank wissen für seine Arbeit in majorem Bremae gloriam.«⁷¹

67 Vgl. Wolfgang Hardtwig: Von Preußens Aufgaben in Deutschland zu Deutschlands Aufgabe in der Welt, in: ders.: *Geschichtskultur und Wissenschaft*, München 1990, S. 103-160; Wolfrum: *Geschichte als Waffe* (wie Anm. 10), S. 10-38; Georg G. Iggers: *Deutsche Geschichtswissenschaft*, München 1971, S. 295-328.

68 Hermann Entholt meinte in einer Studie zur bremischen Geschichte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sein Erkenntnisinteresse wie folgt begründen zu müssen: »Sicher ist der Anblick, den Bremen gewährt, nur eine Widerspiegelung der großen Bewegungen die sich in Preußen, im ganzen Gebiet des Deutschen Bundes und darüber hinaus bei den europäischen Mächten auswirken; allein er ist doch weit entfernt, nur ein unendlich verkleinertes Bild von dem Aspekt der großen Welt zu bieten, – in dem vielstimmigen Konzert haben wie vielmehr noch unsere besondere Note, ...« (Hermann Entholt: *Geistige Bewegungen und Zustände Bremens in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (1815–1847)*, in: *Bremer Wissenschaftliche Gesellschaft (Hg.): Abhandlungen und Vorträge*, Bd. 6 (1933), S. 1-86, hier: S. 3). Vgl. mit weiterführender Literatur: Utz Haltern: *Geschichte und Bürgertum. Droysen – Sybel – Treitschke*, in: *Historische Zeitschrift*, Bd. 259 (1994), S. 59-108.

69 Siehe Hermann Entholt: *Bremens Handel, Schiffahrt und Industrie im 19. Jahrhundert (1815–1914)*, in: ders. u. a.: *Die Hansestädte Hamburg, Bremen, Lübeck*, Gotha 1928, S. 129-244, Zitat: S. 244.

70 Siehe Friedrich Prüser: *Vom Bremer Überseekaufmann*, in: *Bremer Wissenschaftliche Gesellschaft (Hg.): Abhandlungen und Vorträge*, Bd. 14 (1940–1942), S. 1-55, Zitat: S. 51.

71 Siehe A. Lonke: *Rez. Georg Bessel, Bremen. Die Geschichte einer deutschen Stadt*, Leipzig 1935, in: *Brem. Jb.*, Bd. 36 (1936), S. 370 f.

Dass sich der Nationalsozialismus ganz bewusst in eine Traditionslinie des Preußentums stellte, machte diese national imprägnierte Historiographie der Stadt Bremen nur umso bedeutender, wenn die Landespolitik den staatsrechtlichen Status der Hansestadt erhalten wollte.⁷²

Zahlreiche im »Schlüssel« veröffentlichte Miszellen fügten sich in dieses Geschichtsbild ein. In ihrem ersten Jahrgang erinnerte die Monatsschrift an die erfolgreichen Verhandlungen Johann Smidts in Hannover, die erst die Gründung Bremerhavens ermöglichten, und an die Verdienste Arnold Duckwitz'. Die Leistungen der Bremer Kaufleute Martin Wessel und Martin Gildemeister wurden gewürdigt. Freilich wurden auch Themen ohne Bezug zu Bremen behandelt: Ein Beitrag thematisierte die Geschichte der Auswanderung am Beispiel Castle Gardens, der zentralen Anlaufstelle für alle USA-Immigranten, bevor Ellis Island dafür genutzt wurde. Ein anderer Autor ließ es sich nicht nehmen, länglich über Albrecht und Agnes Dürer und deren (ausweislich historischer Quellen) wenig harmonische Ehe zu berichten.

Konzeptionell legte sich diese nationalgeschichtlich orientierte Erzählung der Geschichte Bremens also enge Grenzen auf: Ihre Bewertungen entwickelte sie nicht eigenständig, sondern leitete sie aus der preußenzentrierten »Reichs«-Historiographie ab. Ein solches Geschichtsbild, das Bessell, Prüser und andere Vertreter der Bremer Historiographie mittels Vorträgen, Veröffentlichungen usw., popularisierten⁷³, fungierte als Legitimation eines starken Nationalstaats und konnte damit ebenso gut zur Begründung des NS-Regimes herangezogen werden. Gleichwohl ist es für die Zwischenkriegszeit deutlich von einer NS-Geschichtsschreibung zu scheiden, die »rassische Urkräfte« als überhistorisches Movens der Historie ansah und den historischen Ereignissen nur den Charakter von Epiphänomenen zuschrieb.⁷⁴ Die Beiträge Prüsers und der

72 Vgl. Hans Mommsen: Preußentum und Nationalsozialismus, in: Wolfgang Benz u. a. (Hg.): Der Nationalsozialismus. Studien zu Ideologie und Herrschaft, Frankfurt a. M. 1993, S. 29 - 41.

73 Vgl. Stubbe da Luz: Historische Gesellschaft (wie Anm. 10), S. 295 - 305. Zahlreiche Zeugen in Prüsers Entnazifizierungsverfahren berichten von seiner regen Vortragstätigkeit: Erklärung Otto Neurath, 25.09.1946, Erklärung M. H. Gildemeister, 15.12.1945, Erklärung K. Nauss, 12.03.1947, StAB 4,66 - I- 8588.

74 Vgl. Wolfrum: Geschichte als Waffe (wie Anm. 10), S. 43 - 45, mit Angaben zur Literatur. Am deutlichsten positionierte sich Georg Borttscheller im Sinne einer völkischen Geschichtsbetrachtung; auf seinen Aufsatz wird weiter unten eingegangen. Auch das zweite und wichtigere Publikationsorgan zur bremischen Geschichte, das Bremische Jahrbuch, orientierte sich nicht an einer rassistischen Historiographie. Ludwig Beutin (Die deutsche Nordseeküste als Schicksalseinheit, in: Brem. Jb., Bd. 38 (1939), S. 1 - 21) etwa erwähnte eine rassenkundlich fundierte Geschichtsbetrachtung, ohne dieser in seinem Beitrag zu folgen. Auch die Zeugenaussagen in Prüsers Entnazifizierungsakte (die freilich mit gebotener Vorsicht auszuwerten sind) bescheinigen ihm, sich von NS-»Geschichtsklitterung« und den entsprechenden Schlagworten (»Blut und Boden«, Autarkie usw.) fern gehalten und stattdessen deutlich die Bedeutung Bremens für die Nationalgeschichte herausgearbeitet zu haben (StAB 4,66 - I- 8588.) Zu unterschiedlichen Formen und Graden der Instrumentalisierung der Geschichtsschreibung: Eckel, Geschichtswissenschaft (wie Anm. 65), S. 81 - 85.

anderen Autoren waren – dezent – politisch eingefärbt, ohne dass die NS-»Weltanschauung« für ihre Fragestellung, ihren Inhalt oder ihre Bewertung konstitutiv war.

An anderer Stelle war die bremische Populärhistoriographie des »Schlüssels« dagegen durchaus der NS-»Weltanschauung« verpflichtet, nämlich bei der Behandlung der Geschichte des Judentums in Bremen. Georg Borttscheller selbst rühmte die »Judenfreiheit« der Hansestadt und griff auf Rühnick zurück, um die Abschiebung der während der französischen Besatzungszeit angesiedelten Juden nach 1813 gutzuheißen. »Wer meint, daß ohne jüdischen Handel und ohne jüdische Beweglichkeit ein Wirtschaften nicht denkbar sei, dem hat das bremische Gemeinwesen, hat der bremische Kaufmann den Gegenbeweis geliefert. Es geht ohne die Juden ganz ausgezeichnet, und es geht ohne die Juden sogar weit besser...«, führte der Verfasser aus, um im gleichen Atemzug auswärtiges jüdisches Kapital für vergangene Misserfolge der bremischen Wirtschaftspolitik verantwortlich zu machen.⁷⁵ Borttscheller befestigte damit die »Judenfreiheit Bremens« als eine geschichtskulturelle Vorstellung, die erstmals Rühnick an prominenter Stelle artikuliert hatte. Kritisierte der damalige Leiter des Staatsarchivs, Hermann Entholt, 1924 noch Rühnicks Antisemitismus, so äußerten sich während der NS-Zeit diverse Autoren zustimmend. Neben dem »Schlüssel« verbreiteten Beiträge im »Bremischen Jahrbuch« und den »Bremischen Weihnachtsblätter« das sich passgenau in die vorherrschende Ideologie einfügende Topos des »judenfreien« Bremens, das auch in der antisemitischen Literatur und Parteipresse einen positiven Widerhall hervorrief und den Wert der Hansestadt im Sinne der NS-»Weltanschauung« zu belegen schien.⁷⁶

Eine vorgeblich weit verbreitete antisemitische Haltung der Bevölkerung und die strikte Judenpolitik der Elite wurden als ein Traditionsbestand der Stadtgeschichte wert geschätzt, der Orientierung für die Gegenwart bieten sollte.⁷⁷

75 Vgl. G. Borttscheller: Bremen schlägt Rothschild. Die Judenpolitik einer Hansestadt, in: Der Schlüssel, Bd. 2 (1937), Heft 1, S. 1-4, Zitat: S. 4. Vgl. zum historischen Hintergrund: Andreas Lennert: Johann Smidt und die Vertreibung der Juden aus Bremen, in: Brem. Jb., Bd. 87 (2008), S. 160-200.

76 Vgl. zum Beispiel: C. Allmers: Rez.: George A. Löning: Juden im mittelalterlichen Bremen und Oldenburg, in: Brem. Jb., Bd. 38 (1939), S. 271 f. Georg Borttscheller (Smidt und nicht »Smith«!), in: Der Schlüssel, Bd. 4 (1939), S. 39-41) verweist darauf, dass die »Judenpolitik« unter Johann Smidt einem breiten Publikum durch das Buch »Hofjuden« von Peter Deeg, erschienen im Stürmer-Verlag, vorgestellt worden sei. Auch der Hamburger Archivleiter Heinrich Reincke bemühte diesen Topos (Bremen und Hamburg, in: Bremische Weihnachtsblätter, Bd. 6, S. 11 f.). Zu Reincke vgl.: Joist Grolle: Von der Verfügbarkeit des Historikers. Heinrich Reincke und die Hamburg-Geschichtsschreibung in der NS-Zeit, in: Forschungsstelle für Zeitgeschichte (Hg.): Hamburg in der NS-Zeit, Hamburg 1995, S. 25-58, insbesondere S. 34 f.

77 Auch wenn es vor dem 19. Jahrhundert wohl keine nennenswerte jüdische Gemeinde gab, ist die Geschichte der jüdischen Bewohner Bremens, etwas der Konvertiten, weitaus vielschichtiger: Anne E. Dünzelmann u. a.: Art. Bremen, in: Herbert Obenaus (Hg.): Historisches Handbuch der jüdischen Gemeinden in Niedersachsen und Bremen, Göttingen 2005, S. 308-343.



DER SCHLÜSSEL

Bremer Beiträge zur Deutschen Kultur und Wirtschaft

2. Jahrgang • 1. Heft

Januar 1937



Die Vergangenheit liegt hinter uns; wir haben keine Zeit, bei ihr zu verweilen. Jeder errungene Erfolg, jede Leistung bedeutet für uns nur die Verpflichtung, noch mehr zu arbeiten, alle Kräfte zu erhöhter Leistung anzuspannen; denn die Weltgeschichte wird uns einmal nicht danach beurteilen, was wir schaffen wollten, sondern ihr Urteil danach sprechen, was wir geschafft haben. Der Führer hat uns durch den neuen Vierjahresplan eine Aufgabe gestellt, die alle Kräfte des deutschen Volkes umfaßt und von allen getragen werden muß. Es gilt das Werk der politischen Freiheit der deutschen Nation zu krönen durch die wirtschaftliche Unabhängigkeit Deutschlands für heute und für die Zukunft.

Hermann Göring

Bremen schlägt Rothschild

DIE JUDENPOLITIK EINER HANSESTADT

Wahrscheinlich geht der Ruf des Juden, daß er ein Hauptträger der Wirtschaft sei, ins 17. und 18. Jahrhundert zurück, in die Zeit, als Kabinette gegen hohe Zinsen jüdisches Geld nahmen und Kreditbriefe des Juden mit Schutzbriefen und schließlich hie und da mit fünfgezackten Kronen quittierten. Die Emanzipation der Juden wurde durch die französische Revolution außerordentlich gefördert. Mit dem Vordringen der französischen Armeen auf deutschen Boden wurden auch jene Gebiete jüdisch durchsetzt, die sich bis dahin den Juden vom Leibe gehalten hatten. Waren die Juden schöpferische Kaufleute, so lag es nahe, sie vor allen Dingen in den Hansestädten anzusiedeln, denn diese waren im 18. Jahrhundert

Obwohl der »Schlüssel« keine Propagandazeitschrift der NS-Bewegung war, unterstützten seine Leitartikel die Politik des Regimes.

Auch der Zeitpunkt dieser Veröffentlichungen war kein Zufall: Nachdem die Olympischen Spiele im August 1936 stattgefunden hatten, ließ das NS-Regime den antisemitischen Ressentiments in Wort und Tat wieder mehr Raum. In dieser Hinsicht liest sich Borttschellers Einlassung deswegen wie ein rechtfertigender Kommentar zur forcierten Judenpolitik, die durch die Anwendung der Nürnberger Rassegesetze, d. h. mit Eigentumsentzug verbundene Auswanderung und eine vielfältige alltägliche Diskriminierung, gekennzeichnet war und breite Unterstützung in der Bevölkerung fand.⁷⁸

Auch wenn im »Schlüssel« keine Einzelstudien zur Hansegeschichte veröffentlicht wurden, griffen Leitartikel dieses Thema auf. So informierte Borttscheller seine Leser über eine »Hansische Sendung«, die er in dem fortwährenden Bemühen um Seehandel sah, sogar in nachhansischer Zeit: »Anfang der 80er Jahre des 18. Jahrhunderts liefen die ersten deutschen Kauffahrteifahrer von Bremen aus nach den Hafenplätzen der Vereinigten Staaten von Nordamerika (...). Das war der Beginn der deutschen Welthandelspolitik. Diese Fahrten beim Verklingen der Rokokozeit wären undenkbar gewesen, wenn nicht Friedrich [der Zweite] den Deutschen ein erstes nationales Gefühl gegeben hätte.« Einen willkürlichen Brückenschlag zur Nationalgeschichte vollzog der Verfasser auch, indem er die Beteiligung hansischer, insbesondere bremischer, Kaufleute an der 1201 erfolgten Gründung Rigas als nationalpolitischen Akt *avant la lettre* würdigte.⁷⁹ Eine solche anachronistische Verschränkung von spätmittelalterlicher Wirtschafts- und Siedlungsgeschichte mit dem modernen Nationalgedanken war prägend für die zeitgenössische Hansegeschichtsschreibung, die sich intensiv mit der deutschen »Ostkolonisation« beschäftigte und schon während der Weimarer Republik eine Argumentationshilfe für den Territorialrevisionismus ihrer Gegenwart formulierte.⁸⁰ Borttschellers Deutung der Hansegeschichte griff aber auch auf Fragen einer Globalhistorie aus, denn er argumentierte an anderer Stelle mit einem alternativen Weg der Geschichte: »Die Hanse zerfiel schließlich, weil sie keinen Rückhalt hatte an einem starken Reich; sonst wäre es ihr gelungen, auch den mehr und mehr sich entwickelnden Nationalstaaten der Spanier, Engländer und Franzosen die Spitze zu bieten, deren Blick seit der Fahrt des Columbus über den Atlantik gerichtet war.«⁸¹

78 Vgl. Frank Bajohr und Dieter Pohl: Massenmord und schlechtes Gewissen. Die deutsche Bevölkerung, die NS-Führung und der Holocaust, Frankfurt a. M. 2006, S. 37-44.

79 Siehe Georg Borttscheller: Hansische Sendung, in: Der Schlüssel, Bd. 2 (1937), Heft 2, S. 1-4, Zitat: S. 2.

80 So drückte Entholt im Vorwort zu den Hansischen Heften (18 Bände, Bremen 1923-1929) seine Hoffnung aus, diese Publikationen »sollen in dunklen Tagen die Liebe zum Vaterlande und das Vertrauen in unsere unsiegbare Volkskraft wecken und stärken.« Vgl. Thomas Hill: Vom öffentlichen Gebrauch der Hansegeschichte und Hanseforschung im 19. und 20. Jahrhundert, in: Antjekathrin Graßmann: Ausklang und Nachklang der Hanse im 19. und 20. Jahrhundert, Trier 2001, S. 67-88 (Hansische Studien, Bd. 12).

81 Siehe Georg Borttscheller: Nordmännerfahrt, in: Der Schlüssel, Heft 4, Bd. 2 (1937), S. 9-13, Zitat: S. 12. Indes ist das Verhältnis zwischen Hanse und Reich komplexer: Johannes Ludwig Schipmann: Hanse und Reich im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit: Wie kaiserfern war die Hanse wirklich, in: Blätter für

Diese Deutung war freilich nicht originell, sondern vergrößerte Erkenntnisse, die Ludwig Beutin schon 1929 formuliert hatte. Zwischen 1590 und 1618 sah Beutin »Hanse und Reich im handelspolitischen Endkampf gegen England« engagiert, der schließlich zu Gunsten des Inselreichs ausging. Einmal von dem kraftvollen Titel abgesehen (der beim zeitgenössischen Leser Assoziationen an die Blockadepolitik während des Ersten Weltkriegs hervorgerufen haben dürfte), kam Beutins Dissertation ohne Hinweise auf aktuelle Zeitumstände aus. Auch wies er nicht einem schwachen Kaisertum einseitig die Schuld zu, sondern machte ebenso die Uneinigkeit der Hansestädte als Ursache für die Schwäche dieses Bundes aus. Es war indes Beutin selbst, der seine Erkenntnisse später vereinfachte und dem politischen Zeitgeist anpasste: In einer 1934 durch Senator von Hoff herausgegebenen Festschrift für die Bremer Wissenschaftliche Gesellschaft meinte er nicht nur die Wirtschaftsgeschichte an einer spezifisch deutschen, »völkisch« begründeten Nationalökonomie orientieren zu müssen, sondern sah in der politisch-staatlichen Zersplitterung des Reichs nun die einzige Ursache für den Niedergang der Hanse.⁸² Borttscheller vergrößerte diese Position weiter und konnte so die »deutsche Aufgabe Bremens« in eine Beziehung zur Hansegeschichte setzen.

Denn die Beiträge zur Hanse orientierten sich eng am im »Schlüssel« verbreiteten Geschichtsbild und erweiterten dieses: Schon Heider in seinem Editorial von 1936 und nach ihm Borttscheller formulierten einen kontrafaktischen Entwurf zur borussianischen Deutung der deutschen Geschichte, der sich doch im gleichen Deutungsrahmen bewegte, da er am gleichen Kritikpunkt wie die »preußischen Schule« ansetzte, nämlich der vorgeblichen Schwäche des mittelalterlichen Reichs. So hätte ein machtvolles deutsches Kaisertum des Spätmittelalters eine starke Hanse bedeutet, weswegen Deutschland sich weder als Nationalstaat sehr spät formiert hätte, noch als Kolonial- und Imperialmacht zu kurz gekommen wäre.⁸³ Ein preußischer Weg

deutsche Landesgeschichte, Bd. 145/146 (2009/2010), S. 95-111. Vgl. ebenso die zeitgenössische Historiografie: Georg Fink: Die rechtliche Stellung der Deutschen Hanse, in: Hansische Geschichtsblätter, Bd. 61 (1936), S. 122-137. In Borttschellers Deutung der Hanse, die den Niedergang des Bundes mit der Schwäche des Kaisertums erklärt, gleichzeitig aber eine Kontinuität mit dem deutschen Überseehandel behauptet, spiegeln sich Interpretationen, die der Hanseforscher Dietrich Schäfer schon während des wilhelminischen Kaiserreichs vorgelegt hat. Vgl. Ernst Pitz: Dietrich Schäfer als Hanseforscher, in: Hansische Geschichtsblätter, Bd. 114 (1996), S. 141-166, hier: S. 149-154.

82 Vgl. Ludwig Beutin: Hanse und Reich im handelspolitischen Endkampf gegen England, Berlin 1929; ders.: Eine Aufgabe der deutschen Handelsgeschichte, in: Bremer Wissenschaftliche Gesellschaft (Hg.): Abhandlungen und Vorträge, Bd. 8/9 (1934), S. 59-72, hier: S. 66 f. Es muss an dieser Stelle offen bleiben, ob Beutin seine Erkenntnisse bewusst vergrößerte, um eine Affinität zur NS-»Weltanschauung« zu suggerieren und so seine Chancen auf eine Nachfolge von Entholt als Leiter des Staatsarchivs zu mehren.

83 Schon Heider: Tradition und Verpflichtung (wie Anm. 31), sprach 1936 von der »Tragik in der Geschichte Bremens, dass es jahrhundertlang seine hansische Aufgabe, seinen nationalen Auftrag zu erfüllen versuchte und erfüllen mußte, ohne den Rückhalt einer wirklich geeinten Nation.« (S. 4).

zur Nationalstaatsgründung hätte nie beschritten werden müssen, und in einem wie auch immer gearteten »großdeutschen« Nationalstaat hätte Bremen eine exponierte Stellung als Bindeglied zu einem deutschen Kolonialimperium gehabt.

Zugleich bildete die Hansegeschichte eine Nahtstelle, an der die bremische Stadt- und Landesgeschichte, die sich methodisch innerhalb konventioneller Geschichtsschreibung bewegte, anschlussfähig für eine ethnisch imprägnierte Geschichtsdeutung wurde.⁸⁴ So näherte sich Borttscheller eindeutig Vorstellungen einer völkischen Geschichtsschreibung an, wenn er eine durch »nordisches Blut« vermittelte Tradition von Wikingern hin zur Hanse behauptete. Auch Friedrich Prüser behauptete durchaus erbbiologisch unterlegte Traditionslinien von der mittelalterlichen Hanse über den beginnenden Welthandel des 18. Jahrhunderts bis zum 20. Jahrhundert und goutierte eine »volksgeschichtliche« Interpretation der Hanse, wie sein Schriftwechsel mit dem Berliner Ordinarius Fritz Rörig zeigt, der seine Hansegeschichte »auf echter, nicht vermuteter volkspolitischer Grundlage« aufbauen wollte. Übung im Denken und Argumentieren in ethnischen Kategorien hatte der Leiter des Staatsarchivs nicht zuletzt durch seine langjährige Mitgliedschaft im Volksbund für das Deutschtum im Ausland gewonnen.⁸⁵ In seinen im »Schlüssel« und andernorts veröffentlichten Beiträgen waren die Begriffe »Volk« oder gar »Rasse« dagegen randständig.

Bei einer solchen Konzeption von Hansegeschichte lag eine politische Instrumentalisierung nicht fern, und so schlugen die Beiträge eine Brücke zur Wirtschaftspolitik der Gegenwart. Handel, Seefahrt und Kolonisation lägen den Hanseaten in »Rasse und Blut« (Borttscheller)⁸⁶, wie sie während des Mittelalters nicht nur in Osteuropa, sondern während des Wilhelminischen Kaiserreichs auch in aller Welt unter Beweis gestellt hätten. Gleichzeitig wurden wirtschaftspolitische Ziel- und Ordnungsvorstellungen der Gegenwart auf die Hanse zurückprojiziert. So formulierte Friedrich Lindemann: »Die deutsche Hanse des Mittelalters war keineswegs rein freihändlerisch gesonnen, sondern ist durchaus als mächtiger Kartellverband mit gemeinsam festgelegten Handelsvorschriften aufzufassen. Darin lag ihre Stärke...«, um dann in seinem

84 Vgl. Birgit Noodt: Fritz Rörig (1882–1952): Lübeck, Hanse und Volksgeschichte, in: Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde, Bd. 87 (2007), S. 155–180, und auch Grolle: Verfügbarkeit des Historikers (wie Anm. 76), S. 41–49. Zum Nebeneinander von »klassischer« Landesgeschichte und »neuer« Volksgeschichte: Willi Oberkrome: Probleme deutscher Landesgeschichtsschreibung im 20. Jahrhundert. Regionale Historiographie im Spannungsfeld von Politik und Wissenschaft, in: Westfälische Forschungen, Bd. 46 (1996), S. 1–32, hier: S. 4 f. und 31 f.

85 Friedrich Prüser: Von der Kulturbedeutung des bremischen Überseekauffmanns in alter und neuer Zeit, in: Der Schlüssel, Bd. 7 (1942), S. 7–15, sprach vom Kaufmannsgeist als »Wesenzügen als Anlagen vorgebildet, die wir bei Erben und Nachfahren schätzen«. Friedrich Prüser an Fritz Rörig, 20.01.1938, Fritz Rörig an Friedrich Prüser, 30.11.1937, Friedrich Prüser an Fritz Rörig, 07.12.1937, StAB 7,111 - Karton 7. Von Prüsers reger Aktivität im Volksbund für das Deutschtum im Ausland zeugt sein Briefwechsel, beispielsweise in StAB 7,111-Karton 7.

86 Siehe Borttscheller: Hansische Sendung (wie Anm. 79), S. 3.

1938 erschienenen Beitrag für eine neue »Hanse der Nationalwirtschaften« zu plädieren, die »nicht Freihandel sondern gemeinsame Planung« auszeichne. Damit bot die Geschichtsinterpretation einen historischen Legitimationsstrang für zeitgenössische politische Ziele, nämlich die Schaffung einer privatwirtschaftlich verfassten, aber zumindest auf dem Gebiet des Außenhandels öffentlich gelenkten Wirtschaft.⁸⁷

V.

Dass die Balance zwischen Wirtschaftsjournalismus, Populärhistoriographie und Kulturberichterstattung gewahrt blieb und die Monatszeitschrift im Sinne Bremens wie des NS-Regimes wirkte, ohne offenkundige Propaganda für den Nationalsozialismus zu betreiben, verantwortete der Schriftleiter Friedrich Lindemann, der das journalistische Handwerk schon in den 20er Jahren erlernt hatte (»Niedersachsen«, »Schünemanns Monatshefte«, »Weser-Zeitung«).⁸⁸ Lindemann nutzte sein während der Weimarer Republik aufgebautes Netzwerk, insbesondere um Beiträge für das Feuilleton des »Schlüssels« zu besorgen, wenngleich es sich dabei manchmal nur um Artikel zweiter Qualität handelte, wie Rudolf Alexander Schröder freimütig zugab: »Hätten Sie früher geschrieben, hätte ich Ihnen ein Stück Prosa geschrieben. Aber so mitten in angestrengtester Homer-Arbeit ists [sic] nicht gut möglich.« So wurde Lindemann mit einem Stück aus der Schublade bedacht. Politik spielte im Schriftverkehr mit den Autoren nur am Rande eine Rolle, allein Böhmckers Engagement für die Eigenständigkeit Bremens wurde positiv bemerkt.⁸⁹

Wichtiger Knotenpunkt dieses Netzwerks war August Hinrichs, dessen Bekanntschaft Lindemann in Borttschellers Augen zum Schriftleiter prädestiniert hatte, um die Zeitschrift von unliebsamen Einflüssen durch Parteipresse und Propagandaministerium abzuschirmen. Und dieses Kalkül schien aufzugehen: Eine Zensur oder eine inhaltliche Einflussnahme aus Oldenburg oder Berlin sind nicht belegt. Vielmehr konnte mit Richard Rühnick sogar eine persona non grata im »Schlüssel« veröffentlichen, die bei der örtlichen NS-Bewegung nicht wohl gelitten war. In politisch wichtigen (oder scheinbar wichtigen) Fragen sicherte sich Lindemann freilich ab. Bevor er etwa in der Frage der »richtigen« Rechtschreibung des Plattdeutschen gegen den bekannten Sprachwissenschaftler Johannes Saß polemisierte, dessen Regeln auch für den

87 Vgl. Friedrich Lindemann: Die dritte Hanse, in: Der Schlüssel, Bd. 3 (1938), S. 293-298.

88 Art. Friedrich Lindemann, in: Bremische Biographie 1912-1962, Bremen 1969, S. 317-319.

89 Rudolf Alexander Schröder an F. Lindemann, 07.01.1938 (StAB 7,152-18); Lindemann an Friedrich Forster, 03.07.1937, (StAB 7,152-14); Manfred Hausmann an Friedrich Lindemann, 19.10.1936 (StAB 7,152-15); Hans Friedrich Blunck an Friedrich Lindemann, 26.10.1937 »Ich merkte neulich schon wie stark der neue Bürgermeister Bremens sich bei Ihnen eingelebt hat, und wie sehr er sich klugerweise der Vertretung der Stadt in geistigen Dingen annahm, um, wie ein begeisterter Bremer zu mir sagte, die Umzingelung durch Hannover und Oldenburg zu sprengen.« (StAB 7,152-12)

Schulunterricht in Bremen für bindend erklärt werden sollten, verständigte er darüber den Bildungssenator von Hoff.⁹⁰

Sehr schnell fand der Bremer »Schlüssel« durch Lindemanns ordnende Hand also eine inhaltliche Linie und zog durchaus schreibmächtige, zuweilen sogar profilierte Autoren an. Um die Leserschaft des Hefts war es allerdings dürrig bestellt. Gegenüber dem Oberbürgermeister von Düsseldorf renommierte der Noch-Herausgeber Heider im Oktober 1936 zwar, dass er von den 2.000 Garantieexemplaren nur 400 übernommen, aber 1.600 durch persönliche Werbung in der Bremer Wirtschaft untergebracht habe und behauptete eine wirtschaftliche Rentabilität des Unterfangens.⁹¹ Diese stellte sich in Wirklichkeit jedoch als ungenügend heraus und führte erst mal nicht zu einer Kostenneutralität für die öffentliche Hand. In einem Brief vom 15. Januar 1937 wies der Hauschild-Verlag nach, dass in den ersten fünf Monaten von 12.250 Heften insgesamt 9.010 abgesetzt wurden, wovon 2.000 von der Freien Hansestadt Bremen abgenommen worden waren. Hauschild rechnete, obwohl er umfangreiche Werbemaßnahmen im Gegenwert von 1.400.– RM finanziert hatte, mit rund 1.200 Lesern in Bremen und schlug deswegen vor, die Druckauflage auf 2.000 bis 2.200 Stück zu senken. Hiermit zeigte sich der Regierende Bürgermeister auch unter der Maßgabe einverstanden, »daß Sie alles daran setzen werden, die Bezieherzahl recht bald auf einen wesentlich höheren Stand zu bringen.« Unter dem Strich ergab sich aus den ersten fünf Monaten ein Zuschussbedarf von rund 1.190.– RM, ohne die der Verlust des Verlags noch deutlich höher als 2.000.– RM ausgefallen wäre. Da sich im ersten Quartal 1937 ein Überschuss ergab, der sich für den Verlag nach eigenen Angaben auf 587,07 RM aufsummierte, erbat Hauschild die ohnehin fällige Vertragsverlängerung als Anlass zu nutzen, um sich über die Kostenbeteiligung neu zu verständigen.⁹²

90 Die Überlieferung im Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde ist nur bruchstückhaft; die Sachaktenüberlieferung zur Tätigkeit der Reichskulturkammer im Gau Weser-Ems ist wenig aussagekräftig (Staatsarchiv Oldenburg Bestand 134-Nr. 4405). In der für diesen Aufsatz im Staatsarchiv Bremen durchgesehenen Überlieferung fanden sich keine Hinweise auf eine Einflussnahme von außen. Vgl. Anke Finster: Der oldenburgische Schriftsteller August Hinrichs (1879–1956). Ein Beitrag zu den biobibliographischen Grundlagen der niederdeutschen Literaturgeschichtsschreibung, Neumünster 1990, S. 65–72. Völlig unbrauchbar ist die apologetische Würdigung durch: Udo Elerd: Der Schriftsteller und »Heimatsdichter« August Hinrichs – »ein Helfer des Führers«?, in: Uwe Meiners (Hg.): Suche nach Geborgenheit. Heimatbewegung in Stadt und Land Oldenburg, Oldenburg 2002, S. 236–257. Vgl. Brief Friedrich Lindemann an August Hinrichs, 11.01.1938, NL August Hinrichs, Landesbibliothek Oldenburg.

91 Heider an der OB der Stadt Düsseldorf, 06.10.1936, StAB 3-P.5. Nr. 695 /1/.

92 Fa. H. M. Hauschild an den Regierenden Bürgermeister, 15.01.1937, StAB 3-P.5. Nr. 695 /3/; Regierender Bürgermeister an Fa. H. M. Hauschild, 21.01.1937, StAB 3-P.5. Nr. 695 /1/ (Zitat); Fa. H. M. Hauschild an den Regierenden Bürgermeister, 16.04.1937, StAB 3-P.5. Nr. 695 /3/. Vgl. auch einen im Tenor ähnlichen Brief: Fa. H. M. Hauschild an den Regierenden Bürgermeister, 21.11.1936, StAB 3-P.5. Nr. 695 /2/.

Die Freie Hansestadt Bremen zeigte sich zunächst wenig angetan davon, die Monatsschrift länger erscheinen zu lassen. Ein Vermerk analysierte, dass einem Zuschussbedarf von fast 500.– RM monatlich eine entsprechende Werbeleistung gegenüber stehen müsse, damit sich der Aufwand für die öffentliche Hand lohne. Die im Frühjahr 1937 rückgängige Abonnentenzahl sei zwar mit der Person Heiders zu erklären, aber eine abermalige Werbeaktion werde sich als wenig erfolgversprechend herausstellen, da bereits »alle nur erdenklichen Stellen des Staates und der Wirtschaft, teils sogar der Partei, mobil gemacht« worden seien. Schließlich entschied der neue Regierende Bürgermeister, SA-Gruppenführer Böhmcker, dass dem bremischen Staat das Erscheinen des Schlüssels rund 500.– RM monatlich wert sein müsse, legte aber auch fest: »Wenn nun der Verlag H. M. Hauschild günstigere Bedingungen, die natürlich zu unseren Lasten gehen müssten, für sich herausholen will«, dann sei diesem Wunsch in den Verhandlungen über eine Vertragsverlängerung zu widersprechen.⁹³

Dabei lässt sich durchaus anzweifeln, ob der »Schlüssel« Böhmckers Wertschätzung zu Recht erfuhr. Nur eine bildergespickte Sonderausgabe, die anlässlich der Ausstellung »Bremen – Schlüssel zur Welt« mit einer Auflage von 6.000 Stück erschien, verkaufte sich gut.⁹⁴ Im Übrigen blieb der »Schlüssel« ein wirtschaftlicher und publizistischer Misserfolg. Auch seine Wirkung als Organ bremischer Interessen im Entscheidungszentrum Berlin dürfte überschaubar gewesen sein. Die überlieferten Antwortschreiben stammen samt und sonders von Berliner Entscheidungsträgern der zweiten oder dritten Reihe; kein führender NS-Politiker, Ministerialbeamter oder Wehrmachtsoffizier bedankte sich persönlich für eines der insgesamt 400 verschickten Freixemplare.⁹⁵ Auch dürfte eine hohe Zahl von Irrläufern die Resonanz merklich gedämmt haben, denn es überforderte die bremischen Behörden, die Adressatenkartei à jour zu halten.⁹⁶ Ein anderer Kreis von Abonnenten, der ebenso von dem Herausgeber gepflegt wurde, war die Bremer Wirtschaft. Welchen konkreten Erfolg diverse Werbeaktionen hatten, bleibt unklar.⁹⁷ In

93 Vermerk, 23.04.1937 (Zitate), Vermerk, 26.04.1937, StAB 3-P.5. Nr. 695 /3/. Vermerk, 18.05.1937, StAB 3-P.5. Nr. 695 /1/.

94 Vermerk, 21.05.1938, StAB 3-P.5. Nr. 695 /2/.

95 Zuschriften in: StAB 3-P.5. Nr. 695 /2/.

96 In einem Schreiben vom August 1938 teilte der Vertreter Oldenburgs und Bremens in Berlin mit, dass eine Überarbeitung der ihm übersandten Adressliste die Arbeitszeit seiner Mitarbeiter überforderte, »da in der Besetzung der wichtigen Stellen in den Ministerien fortgesetzt Änderungen eintreten, die auch hier nicht immer bekannt sind.« In Bremen ruhte die Angelegenheit zunächst und wurde erst 1940 wieder aufgegriffen. Zu diesem Zeitpunkt war die Empfängerliste allerdings so veraltet, dass diese eigentlich hätte gründlich überarbeitet werden müssen – eine Aufgabe, die sich das Bremische Staatsamt, für die Zeit nach dem Krieg vornahm. Schreiben des Vertreters Oldenburgs und Bremens in Berlin, 25.08.1938; Vermerk, 19.06.1940, StAB 3-P.5. Nr. 695 /2/.

97 Im Juli 1936 fand eine von Heider angestoßene Werbeaktion einigen Widerhall; freilich weigerte sich die Handelskammer, ihrerseits für den »Schlüssel« zu werben. Noch im Januar 1937 unternahm Heider einen neuen Vorstoß und bemühte

jedem Fall spricht aus ihnen ein hohes Interesse Böhmckers am Fortbestehen und Gedeihen des »Schlüssels«, und diese Haltung sicherte schließlich dessen Existenz.

Ungeachtet dessen verliefen die weiteren Verhandlungen zwischen der Hansestadt und dem Verlag äußerst zäh. Auch warfen sich beide Seiten vor, nicht genug für die Zeitschrift zu werben.⁹⁸ Allerdings ergab sich das von Hauschild monierte Defizit nicht zuletzt aus der betriebswirtschaftlichen Kostenrechnung des Verlags, denn das Unternehmen stellte sich selbst die Druckkosten zu Markt- und nicht zu Selbstkosten in Rechnung. Auch zog der Verlag aus den Einnahmen für die Vermittlung von Inseraten 40 % als Courtage ab. In den folgenden Monaten stellte die Argumentation Bremens darauf ab, diese kalkulatorischen Kosten zu reduzieren, und unter dieser Bedingung war der Regierende Bürgermeister als Herausgeber bereit, ein etwaiges Defizit zu tragen.⁹⁹ Die ersten Rabattangebote des Verlags wurden als unzureichend zurückgewiesen, insbesondere wurde die fehlende Bereitschaft Hauschilds kritisiert, ein unternehmerisches Risiko zu übernehmen, ohne dass dieses Argument überzeugte: Schließlich lehnte der Verlag eine Beteiligung ab, da in absehbarer Zeit kein Gewinn aus dem Unterfangen zu erwarten sei. Unterdessen verstrichen die Monate, ohne dass der schon seit August 1937 ausgelaufene Vertrag erneuert worden wäre. Erst im Mai 1939 stimmte die Hansestadt einer Regelung zu, die eine weitgehende Übernahme des Defizits bedeutete. Im Gegenzug verringerte der Hauschild-Verlag die kalkulatorischen Kosten für Druck und Anzeigenakquise.¹⁰⁰

sich über die Kammern, die Zahl der Firmen-Abonnements deutlich zu erhöhen. Auch Böhmcker versandte, auf ausdrücklichen Wunsch Lindemanns, im Sommer 1937 einen Werbebrief und wiederholte dieses im Oktober 1938 noch einmal. Serienbrief des Regierenden Bürgermeisters, 20.07.1936; diverse Antworten; Brief der Handelskammer an den Regierenden Bürgermeister, 07.08.1936, Briefe an die Wirtschaftskammer und Industrie- und Handelskammer sowie an die Gewerkekammer, 05.01.1937; Brief Lindemanns, 08.07.1937; Serienbrief des Regierenden Bürgermeisters, 24.07.1937; Serienbrief des Regierenden Bürgermeisters, 20.07.1936, StAB 3-P.5. Nr. 695 /2/.

98 Memo des Verlags Hauschild, 09.06.1937; Vermerk, 28.06.1937; Vertragsentwurf (/48/), undatiert, Schreiben des Verlags H. M. Hauschild an die Behörde für Schifffahrt, Handel und Gewerbe, 11.10.1937, Vermerk 27.10.1937, Vermerk, 09.06.1938, StAB 3-P.5. Nr. 695 /3/; Vermerk, 24.10.1938, StAB 3-P.5. Nr. 695 /1/.

99 Vermerk, 19.11.1937, StAB 3-P.5. Nr. 695 /3/; Schreiben an die Fa. H. M. Hauschild, 25.02.1939; Schreiben der Fa. H. M. Hauschild an Präsident Völckers, 03.03.1939; Schreiben an die Fa. H. M. Hauschild, 07.03.1939; Schreiben der Fa. H. M. Hauschild an Präsident Völckers, 06.03.1939, StAB 3-P.5. Nr. 695 /1/.

100 Schreiben der Fa. H. M. Hauschild an Präsident Völckers, 16.03.1939; Schreiben an die Fa. H. M. Hauschild, 07.03.1939, Schreiben an die Fa. H. M. Hauschild, 17.05.1939, StAB 3-P.5. Nr. 695 /1/.

VI.

Mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs erlebte der »Schlüssel« einen deutlichen Einschnitt, nicht nur, weil schlagartig der Seitenumfang schrumpfte, sondern das Monatsheft nun auch als Instrument der geistigen Mobilmachung genutzt wurde und sich damit die inhaltliche Ausrichtung verschob. Speziell die Ausgaben vom Oktober, November und Dezember 1939 beschäftigten sich intensiv mit den neuen Zeitumständen, berichteten von der Heimatfront und rechtfertigten den Krieg: »Wir wollen nicht länger ein Volk ohne Raum sein. Wurde uns schon durch den Krieg von 1914 der Ausblick auf ein Ziel eröffnet, das wir indessen erst 25 Jahre später klar und sicher erkennen lernten, so haben uns doch die bitteren Erfahrungen des Weltkriegs gelehrt, die neue Probe zu bestehen...«, hielt der bekannte Hamburger Journalist Alfred Frankenfeld in einem Gastbeitrag fest, der unter dem Titel »Der Schlüssel zum Sieg« veröffentlicht wurde.¹⁰¹ Sein Artikel forderte die hanseatischen Kaufleute auf, trotz Blockade ihren Anteil an den kriegswirtschaftlichen Erfordernissen zu leisten, und präsentierte die im September 1939 begonnene Auseinandersetzung als einen Revisionskrieg, um die Ergebnisse des Versailler Friedens Makulatur werden zu lassen.

Auch in den folgenden Kriegsjahren druckte der »Schlüssel« Beiträge zur Kriegspropaganda ab, ohne dass die Monatszeitschrift deswegen zu einem plumpen Organ der Indoktrination degenerierte.¹⁰² Führende Nationalsozialisten wie Böhmcker oder Röver versuchten nur in kurzen Beiträgen, die Heimatfront durch moralische Ansprachen zu stärken. Offenkundige antibolschewistische Propaganda, mit der die deutsche Öffentlichkeit seit dem Sommer 1941 überzogen wurde, trat im »Schlüssel« nur am Rande auf.¹⁰³ Da Borttscheller zur Wehrmacht eingezogen war, konnte er seinen publizistischen Kampf gegen die westeuropäischen Gegner des »Dritten Reichs« nicht weiterführen.¹⁰⁴ Und auch Lindemann beschränkte sich auf eine negative Einlassung über den englischen »Volkscharakter«; darüber hinaus berichtete er vom Frontgeschehen.¹⁰⁵

101 Vgl. Alfred Frankenfeld: Der Schlüssel zum Sieg, in: Der Schlüssel, Bd. 4 (1939), S. 403 f.

102 Vgl. dazu: Karola Kirschvink: Die Bremer Presse über die Heimatfront 1939–1941, Ms., Bremen PH 1969.

103 Vgl. Böhmcker: Ein Gruß an unsere Soldaten, in: Der Schlüssel, Bd. 4 (1939), S. 383; ders.: Bremens Kriegsarbeit, in: Der Schlüssel, Bd. 7 (1942), S. 1f.; o. A.: Die Zeit der Planungen ist gekommen!, in: Der Schlüssel, Bd. 12 (1940), S. 203 f.. Böhmcker (Die Wittheit zu Bremen, in: Der Schlüssel, Bd. 6 (1941), S. 153–156, Zitat: S. 153) bezeichnete den Krieg als »gegen die kulturzerstörende Gleichmacherei des russischen Bolschewismus« gerichtet.

104 In einem kurzen Beitrag berichtete Georg Borttscheller (Bremen durch die Scharte des Bunkers, in: Der Schlüssel, Bd. 5 (1940), S. 1–3) nur über seine Erfahrungen als Hauptmann am Westwall und sinnierte über die Folgen des Kriegsausbruchs für seine Heimatstadt.

105 Vgl. Friedrich Lindemann: England sieht sich selbst, in: Der Schlüssel, Bd. 5 (1940), S. 71–73; ders.: Condore über dem Atlantik, in: Der Schlüssel, Bd. 7 (1942), S. 35–40; ders.: Bremische Maler bei der PK., in: Der Schlüssel, Bd. 8 (1943), S. 10–14.

Neben der offensichtlichen Kriegspropaganda wurde der publizistische Kampf gegen die Kriegsgegner auch in den populärhistorischen Beiträgen geführt, wobei sich Friedrich Prüser besonders hervortrat, während andere Autoren ohne Bezüge zum politischen und militärischen Geschehen auskamen.¹⁰⁶ Pünktlich zu den jeweiligen Kriegsschauplätzen und militärischen Gegnern verschob der Leiter des Staatsarchivs den Fokus und schärfte den Blick des Lesers für »Polnische Willkür – gestern wie heute« (1939), informierte über »Bremen und Bergen« und »Englische Seeräubereien in alter Zeit« (1940) und behandelte (durchaus vielschichtig) »Die Gründung Rigas« (1943), wobei er den Kampf gegen die Sowjet-Union als Kreuzzug »zum Schutze deutschen Volkes und deutscher, ja gesamteuropäischer Kultur auch heute« bezeichnete.¹⁰⁷ So benutzte der Verfasser seine Artikel dafür, mit historischen Belegen die Kriegsschuld Polens und Englands an Hand eines gleich bleibenden Nationalcharakters zu erklären, ohne sich jedoch rassistischen Geschichtsvorstellungen zuzuwenden oder über eine Neuordnung Europas zu sinnieren. Damit bewegte sich Prüser im Horizont der »Ideen von 1914«, war aber weit entfernt von den hypertrophen Raumordnungsvorstellungen der zeitgenössischen »Ost-« oder »Westforschung«.¹⁰⁸ Seine Schriften rechtfertigten den Zweiten Weltkrieg, ohne ihn offen als Chance zur Umgestaltung der ethnischen Verhältnisse in Europa zu bezeichnen. Ebenso wenig hatten seine vor 1939 publizierten Beiträge einem neuerlichen Waffengang das Wort geredet.

Vielmehr griffen Prüser und andere Autoren auf das im »Schlüssel« propagierte Geschichtsbild zurück, um den Zweiten Weltkrieg historisch einzuordnen und zu rechtfertigen. Zeitlich zum U-Boot-Krieg im Atlantik erschien eine Reihe von Artikeln über die erste deutsche, von Arnold Duckwitz gegründete Flotte. In ihnen formulierte Prüser einen engen Zusammenhang zwischen Flottenbau, nationalem Interesse und Reichseinheit, der eine Rückprojektion von Ansichten zur wilhelminischen Flottenpolitik auf die Geschichte der Revolution von 1848 darstellte. Von der Jahrhundertmitte ausgehend verlängerte

106 Vgl. beispielsweise: Adolf Krieger: Bremen und der Norddeutsche Bund, in: Der Schlüssel, Bd. 6 (1941), S. 144 - 146. Hermann Apelt: Friedrich List und die Hanseaten, in: Der Schlüssel, Bd. 6 (1941), S. 133 - 143, behandelt beispielsweise das Hansethema ohne Rückgriff auf völkische Geschichtsvorstellungen. Vgl. dazu im Unterschied: Hans Brinkmann: Rez. Hanse, Downing Street und Deutschlands Lebensraum (1940), in: Hansische Geschichtsblätter, Bd. 65/66 (1940/41), S. 207 - 211.

107 Siehe Friedrich Prüser: Die Gründung Rigas, in: Der Schlüssel, Bd. 6 (1941), S. 147 - 151, Zitat: S. 151. Noch deutlicher als im »Schlüssel« wurde freilich an anderer Stelle ein Zusammenhang zwischen dem Krieg gegen die UdSSR und der Ostsiedlung des Mittelalters hergestellt: Schwabe, Hochschullehrer (wie Anm. 65), S. 324 - 326.

108 Vgl. Wolfrum: Geschichte als Waffe (wie Anm. 10), S. 49 - 52. Insbesondere war Prüser in keine Form von »Politikberatung« eingebunden. Ein Spektrum von Rechtfertigungsstrategien für den Zweiten Weltkrieg umreißt Schwabe: Hochschullehrer (wie Anm. 65). Im Unterschied zu Prüser orientierte Reincke seine Beiträge eindeutig an völkisch-rassistischem Gedankengut und rechtfertigte damit die ethnische »Flurbereinigung« in Osteuropa. Vgl. dazu: Grolle: Verfügbarkeit des Historikers (wie Anm. 76), S. 42 - 49.

der Autor diese Linie schließlich bis in die Zeit des Zweiten Weltkriegs und verwendete seine Geschichtsinterpretation, um Großbritannien als einen »ewigen« politischen Gegner Deutschlands zu markieren.¹⁰⁹ Ohnehin erklärten einige Beiträge das Gegenwartsgeschehen zu einem sinnvollen und notwendigen Schritt des geschichtlichen Prozesses und nutzten es als Projektionsfläche für nationalgeschichtliche Deutungen der bremischen Geschichte. Fritz Peters, Präusers Bürovorsteher, etwa ordnete den Zweiten Weltkrieg in eine lange Traditionsreihe von Auseinandersetzungen um Bremens Selbstständigkeit: »Waren somit die längst vergangenen Kämpfe Bremens um die Freiheit der Stadt zugleich Kämpfe für das Werden und die erwartete Wirklichkeit des Reiches, so sind in unseren Tagen die Kämpfe des Reiches in einem ebenso unmittelbaren Sinne wiederum Kämpfe für die Freiheit und die Zukunft der Stadt...«.¹¹⁰ Ähnlich argumentierte Präuser, wenn er in den kriegesischen Auseinandersetzungen der Gegenwart das geschichtliche Ereignis sah, um »das große Unrecht, das der Westfälische Friede dem Reiche als ganzes tat, wieder aus der Welt zu schaffen«.¹¹¹ In dieser Sicht sollte der Zweite Weltkrieg nicht nur der Revision der Friedensordnung von Versailles dienen, sondern auch die 1648 in Münster und Osnabrück etablierte europäische Staatenordnung mit ihrem Konzert der Großmächte aus den Angeln heben und durch die Hegemonie eines deutschen Reichs auf dem Kontinent zu ersetzen.

Eine weitere Facette gewann diese Geschichtsdeutung durch einen Beitrag von Hanns Meyer (damals Leiter des Presseamts), der 1943 »Bremens deutsche[r] Aufgabe« sowie der Hansestadt selbst eine geradezu metahistorische Qualität zuschrieb: »Besonders in Bremen ist das Gefühl für die Urkräfte, von denen die Stadt getragen wird, das Bewußtsein für die schicksalhafte Form und die schicksalhafte Sendung der Hansestadt stark entwickelt. Aus solchem Erleben erwächst den Bremern Kraft und Sicherheit und vereinigt sie mit dem Ganzen zu Leitung und Aufbau.«¹¹² Diese transzendente Überhöhung der bremischen Geschichte ließ freilich offen, worin diese vom Verfasser erwähnten »Urkräfte« bestanden; wegen ihres Charakters als historische Konstante konnten sie auch nicht mit Ereignissen, Strukturen oder Entwicklungen der Stadt- und Landesgeschichte erklärt werden. Präuser hatte Bremens Aufgabe innerhalb der Nationalgeschichte noch aus der regionalen Lage der Hansestadt und ihrem daraus folgenden Charakter als Stadt des Handels und der

109 Vgl. Friedrich Präuser: Der Schuß von Helgoland, in: Der Schlüssel, Bd. 5 (1940), S. 9-11; ders.: Duckwitz und die deutsche Kriegsflotte, in: Der Schlüssel, Bd. 6 (1941), S. 8-12, S. 21-27, S. 51-55. Hierin bedauert Präuser insbesondere, dass Preußen und Bremen nicht bereits vor 1871 zum Aufbau einer Kriegsflotte zusammengefounden hätten.

110 Siehe Fritz Peters: Krieg um Bremen. Von Heerzügen, Belagerungen und Freiheitskämpfen, in: Der Schlüssel, Bd. 6 (1941), S. 103-108, Zitat: S. 104. Zu Peters: Stubbe da Luz: Historische Gesellschaft (wie Anm. 10), S. 308.

111 Siehe Friedrich Präuser: Blumenthal, 1941, S. 182-188, Zitat: S. 188. Diese Deutung übernahm Präuser von der »professionellen« Historiographie: Schwabe: Hochschullehrer (wie Anm. 65), S. 304 und 324.

112 Siehe Hanns Meyer: Wer ist Bremer?, in: Der Schlüssel, Bd. 8 (1943), S. 29-32. Zitat: S. 31.

Schifffahrt abgeleitet.¹¹³ Meyer hingegen setzte einen unwandelbaren Charakter des »Bremers« an diese Stelle und band so (wie noch zu zeigen sein wird) das im »Schlüssel« propagierte Geschichtsbild an eine völkisch-rassistische Begründung. Gleichzeitig bildete sein im letzten Jahrgang der Monatschrift erschienener Beitrag den Schlussstein einer Reihe von Artikeln, die sich mit dem Thema des bremischen Heimatcharakters beschäftigten.

Offenkundig zwang der 1939 ausgebrochene Weltkrieg als abermaliger globaler Konflikt zu einer politisch-kulturellen Standort- und Zielbestimmung, denn auch das Thema eines deutschen Nationalcharakters wurde nun verstärkt verhandelt.¹¹⁴ Der »Schlüssel« unterbreitete seinen Lesern demgegenüber Vorschläge, wie eine regionale Identität zu benennen sei und was sie auszeichne. So meinte schon Alfred Frankenfeld in seinem Beitrag aus dem Jahr 1940 eine »hansische Mentalität« auszumachen, die er als Teil einer deutschen Identität der Feindpropaganda gegenüberstellte. Zwar griff dieser Beitrag die Vorstellung eines homogenen Charakters der »deutschen Stämme, die an der Unterweser und Unterelbe siedelten« auf, doch sah sein Autor diese Mentalität geprägt durch die Erfahrungen von Seefahrt und Handel.¹¹⁵ Ähnlich wie Prüser sah der Verfasser die Geographie und die daraus folgende ökonomische Beschäftigung mit Handel und Schifffahrt als historische Faktoren an, ohne jedoch die Entwicklung der Hansestadt auf »Urkräfte« zurückzuführen, die außerhalb des geschichtlichen Prozesses standen und diesen determinierten.

Im Unterschied dazu begründete von Hoff die »seelische Wesensart des Bremers« mit »nordischen und fälischen Rassenkräften«. Der charakterliche Kern des Bremers schlechthin sei eine äußerlich wahrnehmbare Steifheit: »Der nordisch-fälische Mensch steht dem Fremden mit einer kühlen Zurückhaltung gegenüber.« Diese Distanz zu den Dingen und anderen Menschen befähige ihn allerdings auch dazu, wegen seines kühlen Kopfes in Schifffahrt und Handel zu reüssieren. Den in Bremen weit verbreiteten Besitz von Vor- und Schrebergärten sah der Bildungssenator nicht nur als weiteres Mittel der Distanzwahrung, sondern auch »als Ausdruck eines rassebedingten Gefühls für Unabhängigkeit auf eigener Scholle.«¹¹⁶ Mag eine solche Herleitung des Heimatcharakters obskur wirken, so gewann diese rassistische Variante einer bremisch-hanseatischen Selbstversicherung im weiteren Verlauf des Weltkriegs im »Schlüssel« an Raum und wurde auch durch die überaus populäre von Dietrich Steilen und Hinrich Knittermeyer herausgegebene Heimatkunde verbreitet.¹¹⁷

113 Vgl. Prüser: Bremens deutsche Aufgabe (wie Anm. 64), S. 4 f.

114 Vgl. Sven-Oliver Müller: Deutsche Soldaten und ihre Feinde. Nationalismus an Front und Heimatfront im Zweiten Weltkrieg, Frankfurt a. M. 2007, S. 51-84.

115 Siehe Alfred Frankenfeld: Die Hansische Mentalität, in: Der Schlüssel. Bd. 5 (1940), S. 17 f.

116 Siehe von Hoff: Die seelische Wesensart des Bremers, in: Der Schlüssel. Bd. 5 (1940), S. 170-172.

117 Vgl. Hinrich Knittermeyer und Dietrich Steilen: Bremen. Lebenskreis einer Stadt, Bremen 1940.

Sie ging mit einer Abgrenzung und Abwertung der vom Nationalsozialismus als »rassische« Feinde identifizierten Gruppen einher, denen ein homogener, in Bremen und Umland beheimateter niedersächsischer Volkskörper gegenübergestellt wurde, der gegen die Durchdringung durch fremde Einflüsse verteidigt werden solle. Am Beispiel Blumenthals meinte Hans Duncker zu verdeutlichen, dass durch Mischehen zwischen deutschen und polnischstämmigen Partnern das »biologische« Niveau der Kinder sinke. Als Reaktion darauf schlug Duncker, der bereits in der Weimarer Republik rassenpolitische Positionen vertreten hatte, ein System der Segregation vor, um Verbindungen zwischen den im »Altreich« eingesetzten Zwangsarbeitern und der angestammten Bevölkerung zu verhindern: Die »Einbeziehung fremder Arbeitskräfte auf unseren Arbeitsmarkt ist [so] kein rassenpolitisches Problem mehr«, schloss der promovierte Zoologe und begeisterte Ornithologe Duncker seinen Aufsatz. Dunckers Beitrag propagierte einen durch die Zeiten unverbrüchlichen bremischen Heimatcharakter, so dass die polnische Einwanderung »als sehr gefährlich für die Erhaltung unserer niedersächsischen Grundbestimmtheit nordisch-fälischer Prägung angesehen werden muß. Polnische Art paßt nicht zur Niedersachsenart.«¹¹⁸ Dieser Beitrag fasste den bremischen Charakter ganz bewusst rassistisch auf – um ihn dann gegen die vermeintliche Zersetzung durch Fremde zu verteidigen.

Parallel zur Selbstversicherung als Niedersachsen »nordisch-fälischen Charakters« wurde auch die Identität der Bremer als Hanseaten und Städter mit Hilfe biologisch-rassistischer Einordnungen untermauert. So argumentierte Hanns Meyer für einen originären und unwandelbaren Charakter der Stadt Bremen, nämlich als Seestadt dem Handel und der Seefahrt zugewandt zu sein, der deckungsgleich sei mit dem Charakter seiner Bewohner. Sein Beitrag setzte regionale Herkunft und familiäre Abstammung in eins, um einen hanseatisch-bremischen Charakter zu konstituieren, der sich gegen die Anfeindungen von »Vermischung« und »Überfremdung« schützen müsse. So sei die ökonomische Potenz der Hansestadt einer historisch geringen jüdischen Bevölkerung und damit der Resistenz Bremens gegen das Judentum zu verdanken. Dass »die wenigen Juden in keiner Zeit auf den Handel, die Schifffahrt, die Industrie und die Verwaltung Einfluß gehabt haben,«¹¹⁹ hob der Autor hervor und knüpfte damit an die »erfundene Tradition« (Eric Hobsbawm) eines vorgeblich »reinrassigen« und genuin antisemitischen Bremens an.

118 Siehe Hans Duncker: Polnische Einwanderung nach Bremen, in: Der Schlüssel, Bd. 8 (1943), S. 32-38. Zitat: S. 38. Vgl. zur Person Duncker und seinem Wirkungskreis: H. Walter: Die Rassenhygienische Fachgesellschaft (1931-1945) im Naturwissenschaftlichen Verein zu Bremen, in: Naturwissenschaftlicher Verein (Hg.): Abhandlungen, Bd. 41 (1988/91), S. 31-48.

119 Siehe Meyer: Wer ist Bremer? (wie Anm. 112), S. 29 f. Es ist nur zu bezeichnend für die Zeitumstände, unter denen dieser Beitrag 1943 erschien, dass die von der NS-Propaganda vielfach beschworene Gefahr einer jüdischen Verschwörung und Unterwanderung für den Autor keine Rolle (mehr) spielte. Denn ab 1941 hatte das NS-Regime mit der Deportation der jüdischen Bevölkerung begonnen und so die imaginierte Gefahr für die Homogenität des deutschen »Volkskörpers« mit einer brutalen Vernichtungspolitik gebannt.

Doch weder die offensichtliche Kriegspropaganda noch die politische Akzentsetzung bei den historischen Beiträgen oder die Selbstversicherung durch die Konstruktion eines bremisch-hanseatischen Heimatcharakters konnten über die volkswirtschaftlichen Probleme hinwegtäuschen, die der Zweite Weltkrieg für die Hansestadt mit sich brachte und die auch der »Schlüssel« in seiner wirtschaftsjournalistischen Sparte nicht gänzlich ignorieren konnte. So blieb dem Kreiswirtschaftsberater Karl Schmidt im Februarheft des Jahres 1940 nichts anderes übrig, als (nach einer Reihe von Schuldzuweisungen gegen Churchill und die Juden, gegen Kapitalisten und Imperialisten) den Handel auf die »von der Hanse erschlossenen Wege nach Osten und Südosten hinunter bis an das Schwarze Meer und die Donauländer« zu verweisen, womit konkret der nach dem Hitler-Stalin-Pakt florierende Handel mit der UdSSR und das Bemühen um Erdöl aus Rumänien gemeint gewesen sein dürfte.¹²⁰ Unausgesprochen blieb, dass die Wiederaufnahme des Welthandels damit auf eine ungewisse Zukunft verschoben war, nämlich auf die Zeit nach einem deutschen »Endsieg«, wobei der Autor keine Zweifel offen ließ, dass damit nicht innerhalb einer kurzen Zeitspanne zu rechnen sei. Auch Wirtschaftssenator Bernhard äußerte sich im Dezember 1940 skeptisch zu einem schnellen Ende des Weltkriegs.¹²¹

Freilich existierte auch eine konkurrierende Deutung des Zeitgeschehens, die offensichtlich angeregt durch die militärischen Erfolge der ersten beiden Kriegsjahre war, einen schnellen Sieg über England erwartete und die Reaktivierung der Hafenfunktion Bremens erhoffte. »Nicht kriegswirtschaftliche Fragen gelte es zu behandeln«, teilte Böhmcker auf einer Besprechung mit Unternehmern am 23. November 1940 mit (über die der »Schlüssel« unter dem bezeichnenden Titel »Die Zeit der Planungen«¹²² berichtete), »sondern die Fragen, die nach diesem Kriege, nach dieser Auseinandersetzung zweier Weltanschauungen Wirklichkeit werden würden, wenn wir als Nation nicht nur das politische, sondern ebenso auch das wirtschaftliche Erbe des zusammengebrochenen England zu übernehmen hätten, Fragen, die sich für Bremen vor allem auch aus dem Wiedererwerb von Kolonien ergeben würden.« Der Regierende Bürgermeister erwartete offensichtlich eine erfolgreiche Offensive gegen das Vereinigte Königreich, die nicht nur Deutschland zur Weltmacht, sondern ebenso eine weitergehende Lenkung und Mobilisierung der Wirtschaft überflüssig mache. Auch Carl Röver gab sich in seiner anschließenden Rede mit Verweis auf den Bremer Adolf Lüderitz als einen »Bahnbrecher und Blutzzeuge[n] deutscher Kolonialpolitik« den Illusionen auf ein neues überseeisches Reich hin.¹²³ So entwarf der Gauleiter die Vorstellung, alle

120 Siehe Karl Schmidt: Außenhandel und Schifffahrt als Brücke zwischen freien Völkern, in: Der Schlüssel, Bd. 5 (1940), S. 19 f. Zitat: S. 19.

121 Vgl. O. H. Bernhard: Zukunftsfragen des Seehafens Bremen, in: Der Schlüssel, Bd. 5 (1940), S. 189 f.

122 O. A.: Die Zeit der Planungen ist gekommen!, in: Der Schlüssel, Bd. 12 (1940), S. 203 f.

123 Zur Pflege der Kolonialgeschichte während des Zweiten Weltkriegs und insbesondere der auch im »Schlüssel« gewürdigten Einrichtung einer Forschungsstelle: Stubbe da Luz, Historische Gesellschaft (wie Anm. 10), S. 296-301.

Unterweserhäfen zu einem einzigen, gigantischen Transportsystem auf beiden Seiten des Stroms weiterzuentwickeln, also unter Einschluss von Bremen, Brake, Elsfleth, Nordenham und Bremerhaven. Eine solche Raumordnungspolitik machte freilich eine Neuordnung der staatsrechtlichen Verhältnisse im Norden des Reichs notwendig (immerhin gehörte das rechtsseitige Weserufer zum Gau Ostthannover) und war deswegen vor dem erfolgreichen Ende des Kriegs nicht zu erwarten.

Diese Hoffnungen auf die Restitution Deutschlands als Weltmacht nährten sich indes nicht nur aus dem Streben der Landespolitiker, Bremen und den Nordwesten Deutschlands politisch und wirtschaftlich aufzuwerten, sondern spiegeln die veränderten Erwartungen der führenden Kreise des NS-Regimes wider. Denn auch im Berliner Entscheidungszentrum bildete der Sieg über Frankreich den Auftakt für überspannte Pläne, nach dem erfolgreichen Kampf mit Großbritannien ein deutsches Kolonialreich wiederauferstehen zu lassen.¹²⁴ In Folge der verlorenen Luftschlacht über England verschoben sich die Erwartungen indes auf einen einheitlichen kontinentaleuropäischen Wirtschaftsraum unter deutscher Führung. In Anlehnung an Äußerungen des Reichswirtschaftsministers Funk solle diese deutsch dominierte Großraumwirtschaft wieder mit der Weltökonomie verflochten werden, nachdem ein Ausgleich mit Großbritannien erzielt worden sei.¹²⁵ Solche Hoffnungen zerstoßen freilich nach dem Angriff auf die Sowjet-Union und den Kriegseintritt der USA, und so beschränkten sich die Beiträge des »Schlüssels« im Weiteren darauf, die Verdienste des Bremer Außenhandels an der ökonomischen Durchdringung des deutschen Machtbereichs darzustellen. Artikel über den Bremer Übersee-handel erschienen demgegenüber wie Reminiszenzen an eine glorreiche Vergangenheit, deren Wiederkehr auf die Zeit nach einem zeitlich wie sachlich unbestimmten Kriegsende verschoben wurde.¹²⁶

Zeitgleich mit der ideologischen Schärfung des Inhalts schwand die publizistische Bedeutung des »Schlüssels«. Während des Zweiten Weltkriegs diente Lindemann in der Wehrmacht und war, von einem kurzen Intermezzo beim Gaupropagandaamt in Oldenburg abgesehen, in Frankreich und an der Ostfront eingesetzt. Marie Lindemann und Hanns Meyer übernahmen praktisch die Schriftleitung. Auch Prüser, obgleich er durch seine Doppeltätigkeit in Wehrmacht wie Staatsarchiv belastet war, schaltete sich in die Kommunikation mit den Autoren ein.¹²⁷ Gleichzeitig sank die Leserschaft: Ein Fragebogen

124 Vgl. Günter Moltmann, Weltherrschaftsideen Hitlers, in: Otto Brunner und Dietrich Gerhard (Hrsg.), Europa und Übersee. Festschrift für Egmont Zechlin, Hamburg 1961, S. 197-240, hier: S. 224-228.

125 Vgl. A. Ulrich: Bremen im Neuen Europa, in: Der Schlüssel, Bd. 6 (1941), S. 1-4; Helmut Hüsener: Bremens Nordamerika-Handel, in: Der Schlüssel, Bd. 6 (1941), S. 113-115.

126 Vgl. Friedrich Prüser: Eine neue bremische Forschungsstelle, in: Der Schlüssel, Bd. 7 (1942), S. 85-88. Vgl. Marszolek/Ott: Bremen (wie Anm. 27), S. 353-355, über die Geschäftsentwicklung bremischer Unternehmen während der Kriegszeit.

127 Briefe Marie Lindemanns an ihren Mann, 1939, StAB 7, 153-2; Friedrich Prüser an Friedrich Schneider, 18.06.1941, StAB 7, 111-8. Auch in dieser Zeit sind keine Konflikte mit den Zensurbehörden überliefert.

des Deutschen Gemeindetags vom Juli 1941 verzeichnete eine Auflage von 1.450 Exemplaren, als Umfang nur noch 20 Seiten und einen Zuschuss von 8.000.– RM jährlich. Immerhin gehe ein Drittel der Auflage ins Ausland, so dass die Zeitschrift »einen Beitrag zur gesamtdeutschen Propaganda« bilde. Ab Oktober 1941 musste das Erscheinen auf einen vierteljährlichen Zyklus umgestellt werden.¹²⁸ Indes war der bremische Staat nicht verlegen, für weiteren Absatz zu sorgen. So wurden die Buchhandlungen unter Druck gesetzt, den »Schlüssel« im Sortiment zu führen, und auch daraufhin kontrolliert, ob sie diese Vorgabe umsetzten. Das Ende des »Schlüssels« kam schließlich durch eine Verfügung der Reichspressekammer, nach der alle Gau- und Stadtzeitschriften einzustellen seien. Die Bemühungen des vierten Kriegsjahres, die bestehenden Ressourcen besser im Sinne der Rüstungswirtschaft zu nutzen, machten auch hier nicht halt. »Ich kann am Ende nur der festen Hoffnung Ausdruck geben, dass auch dieser ›Schlüssel‹ eines Tages und in einem sieggekrönten Reich erneut die Tore in die Welt öffnen wird«, schrieb Lindemann im Februar 1943 an den Regierenden Bürgermeister, der ebenso in seinem Antwortschreiben der Hoffnung Ausdruck verlieh, »daß nach einem siegreichen Frieden der ›Schlüssel‹ im alten Glanz erstehen wird.«¹²⁹

VII.

So sollte es nicht kommen – doch was bleibt vom »Schlüssel«? Sein Wert für ein Verständnis der NS-Herrschaft in Bremen sollte deutlich geworden sein. Als »Sprachrohr« der politischen, administrativen und in Teilen auch der kulturellen Elite der Hansestadt formulierte die Monatszeitschrift eine Positionsbestimmung Bremens und reagierte damit auf die Herausforderungen, denen sich die Hansestadt im »Dritten Reich« gegenüber sah: Erstens bedrohte die NS-Wirtschaftspolitik den Charakter Bremens als Handelsstadt; aus diesem Grund gewannen Fragen der Wirtschaftsordnung und Wirtschaftsstruktur sowie das Kolonialthema ihre Bedeutung. Zweitens war die Stellung als staatliche Einheit im Herrschaftsgefüge des NS-Regimes durch die Auflösung der föderalen Ordnung gefährdet. Es lag im Interesse der Landespolitiker, die städtische und regionale Identität zu pflegen, um so auch Argumente für eine staats- und kommunalrechtliche Eigenständigkeit Bremens zu formulieren.

Diese städtische Identität wurde auf zwei miteinander verschränkten, aber nicht deckungsgleichen Themenfeldern verhandelt: Einerseits bemühte sich der »Schlüssel« in zahlreichen volkswissenschaftlichen Betrachtungen, eine Heimatidentität im Spannungsfeld von Hanseatum und Niedersachsen zu definieren. Andererseits bot die bremische Stadt- und Landesgeschichte eine Fülle von Ereignissen und Erzählungen, die Eingang in Vorträge, Artikel usw. fanden

128 Fragebogen, 21.07.1941 (Zitat); Brief Lindemanns an den Regierenden Bürgermeister, 01.10.1941, StAB 3-P.5. Nr. 695 /1/.

129 Entwurf eines Schreibens an die Buchhandlungen, undatiert; Vermerk 26.05.1941; Brief Lindemanns an den Regierenden Bürgermeister, 21.02.1943 (Zitat); Brief des Regierenden Bürgermeisters an Lindemann, 23.02.1943 (Zitat), StAB 3-P.5. Nr. 695 /2/.

und der Ausformulierung einer städtischen Identität dienten. Der »Schlüssel« unterbreitete über diese thematische Mischung, aber vor allem durch seine klare Positionierung für Bremen so auch den unpolitischen oder regimefernen Lesern ein Angebot zur Identifikation mit der örtlichen NS-Herrschaft.

Dabei sollten die direkte politische Bedeutung der Zeitschrift und ihr Einfluss auf die »Volksmeinung« in Bremen nicht überschätzt werden: Ihre publizistische Reichweite wird man wohl als gering einschätzen müssen, was mit dem unbefriedigenden ökonomischen Ertrag korrespondierte. Auch ist an keiner Stelle eine Einflussnahme auf politische Entscheidungen, die in Berlin getroffen wurden, greifbar, noch stand das Organ im Mittelpunkt irgendwelcher politischer Kontroversen, Machtkonflikte oder Intrigen. Nicht seine Wirkung, sondern sein Inhalt gibt dem »Schlüssel« eine Bedeutung für die Geschichte des Nationalsozialismus in Bremen, da in diesem halb-offiziellen Medium Themen und Positionen in elaborierter Form erörtert wurden, die ebenso von der örtlichen NS-Publizistik in vereinfachter Form ventiliert wurden.¹³⁰

So bietet der »Schlüssel« als Lokalbeispiel Material zur Frage: »Wie konsensfähig war Hitlers Weltanschauung?« (Ludolf Herbst). Nur wenige Beiträge neigten erklärtermaßen der NS-»Weltanschauung« zu, wohingegen zahlreiche Artikel die Außen- und Wirtschaftspolitik des Regimes verteidigten. Gleichzeitig beschäftigte sich die Monatszeitschrift direkt oder indirekt mit politischen Zeitthemen wie Eugenik und »Judenfrage«, Mitteleuropa und Autarkie, Kolonial- und Ostrevisionismus, die zwar nicht genuin nationalsozialistisch waren, aber in mehr oder minder starker Ausprägung Leitideen für die Politik des Regimes lieferten. Entsprechend reichte das Spektrum der Parteinahme für das Regime von einer national-konservativen, defensiven Rechtfertigung des Zweiten Weltkriegs (Friedrich Prüser), über antisemitische Ausfälle und Polemik gegen die außenpolitischen Opponenten des »Dritten Reichs« (Georg Borttscheller) bis hin zu mehr oder minder ausformulierten rassistischen Positionen (Hans Duncker, Hanns Meyer). Diese Beiträge (die politisch unterschiedlichen Positionen zuzuordnen sind und verschiedene Akzente setzten) hoben sich eben gegenseitig nicht in ihrem Zweck auf, die Staatsverbrechen, die massiven Menschenverletzungen und die zynische Politik des NS-Regimes zu rechtfertigen, sondern sie ergänzten sich inhaltlich, indem sie eine Bandbreite von Rechtfertigungsstrategien für das »Dritte Reich« und seine Politik formulierten, in der sich unterschiedliche Zeitgenossen wiederfanden. Mindestens ebenso bemerkenswert (und aus heutiger Sicht befremdlich) ist, wie der »Schlüssel« seinen Lesern Politik nahebrachte: Außenpolitische Hetze stand neben nüchternen Firmenportraits, auf judenfeindliche Ergüsse folgten die Kulturnachrichten. In dieser Hinsicht bot der »Schlüssel« seinen Lesern

130 So trommelte der Bremer Kreisleiter Max Schümann noch am 16.04.1945 unter der Überschrift »Wehrhafte Hanse« für eine Fortsetzung der Kriegsanstrengungen. Abgedruckt in: Hartmut Müller, Günther Rohdenburg (Hg.): Kriegsende in Bremen. Erinnerungen, Berichte, Dokumente, Bremen 2005, S. 14. Inwieweit der »Schlüssel« Themen setzte oder sich vielmehr an der örtlichen Parteipublizistik orientierte, kann an dieser Stelle nicht erörtert werden.

tatsächlich einen unverstellten Blick auf den Nationalsozialismus: Entrechtung und Diskriminierung, Terror und Ausbeutung, Krieg und Vernichtung waren für das Regime von Anfang an legitime Mittel, seine Ziele zu erreichen, und wurden im »Dritten Reich« Teil einer politischen Normalität, die mit Millionen Kriegstoten und Opfern der nationalsozialistischen Politik endete.

Der Koloss auf der Kaje. Chronik eines Irrtums: 50 Jahre Columbusbahnhof II in Bremerhaven

Von Harald Focke

»Schon die Planung hatte Format«

Donnerstag, 29. November 1962. In Bremerhaven bläst der Wind mäßig aus Nordwest. Dichte graue Wolken verdunkeln die Wesermündung. Um 13.40 Uhr erreicht die BREMEN des Norddeutschen Lloyd die Außenreede. Mit 486 Fahrgästen, neun Autos und 6.500 Postsäcken kommt sie von einer Linienfahrt aus New York. Vier Schlepper drehen das Passagierschiff vor der Kaiserschleuse. Anders als sonst lässt Kapitän Günter Rössing die BREMEN nicht an die vertraute Stelle der Columbuskaje drücken, sondern fährt wieder ein kleines Stück weserabwärts. Kurz nach 14 Uhr legt die BREMEN über die Toppen geflaggt als erstes Schiff vor dem Columbusbahnhof II an.¹

Eigentlich hätte die neue »Fahrgastanlage« schon im Juni eingeweiht werden sollen – in der sommerlichen Hochsaison des Passagierverkehrs. Doch beim Probeinsatz war die neue Teleskop-Gangway hart auf die Kaje geknallt. Die Reparatur der 1 Million DM teuren Hochsteg-Röhre zog sich bis in den Spätherbst hin. Nun aber bringe sie die Fahrgäste bei jedem Wetter bequem aufs Schiff, versprach die Nordsee-Zeitung: »Sicher selbst bei Orkan und Gedrängel«.² Die abgesetzte Premiere sollte nachgeholt werden, sobald die BREMEN wieder nach Bremerhaven kam. Denn nur das Flaggschiff des NDL sollte die neue Kaje eröffnen.

1 Mit der Eröffnung hieß der bisherige Columbusbahnhof offiziell Fahrgastanlage I, der Neubau Fahrgastanlage II. Hier werden beide Begriffe mit der römischen Ziffer benutzt. – Ich danke Dr. Dirk J. Peters (Deutsches Schiffahrtsmuseum, Bremerhaven), dass ich seine Materialsammlung über die Columbuskaje auswerten durfte, Marion Alpert und Dr. Jörn Brinkhus vom Staatsarchiv Bremen für freundliche Auskünfte und Hinweise sowie Dr. Christian Ostersehlte (Bremen) für die kritische Durchsicht des Manuskripts.

2 Ausgabe vom 27. November 1962 mit einer ausführlichen Beschreibung. Die so genannte Kanone war der Flaschenhals bei der Abfertigung. Ihre Leistungsfähigkeit war im Verhältnis zur Kapazität des Columbusbahnhofs II gering. Vgl. Arno Hartog: Bremerhavens Tor zur Welt. 80 Jahre Columbuskaje Bremerhaven, Bremen 2008, S. 40 f. Auf S. 120 das Foto eines weiteren Absturzes des Landestegs von 1962.

Sekt, Saft und viele Reden

Am späten Vormittag des 29. Novembers 1962 feierten 500 Ehrengäste zunächst noch ohne die BREMEN, dafür mit Sekt, Saft und vielen Reden. Wilhelm Kaisen (SPD), der Präsident des Bremer Senats, nannte den neuen Seebahnhof eine »Visitenkarte Deutschlands«.³ Mit ihm sei Bremerhaven »für viele Jahrzehnte gerüstet«. Dr. Georg Borttscheller (FDP), der Senator für Häfen, Schifffahrt und Verkehr, übergab den Bau offiziell an die Kajeanstalt Bremerhaven der Bremer Lagerhaus Gesellschaft. »Wir haben den Columbusbahnhof ins Herz geschlossen«, sagte Borttscheller. »Hier ist weltweite Luft um uns«. Er brüstete sich mit der Größe der Anlage: »Es wird wohl niemand sagen, daß wir kleinkalibrig gewesen seien. Schon die Planung hatte Format«.⁴ Der Bau kostete Bremen 23 Millionen DM – 1,3 Millionen mehr als vorgesehen.

»Zu Stein gewordenes Vertrauen«

Mit den Politikern jubelte die Presse. Für die Nordsee-Zeitung war »die Kapazitätserweiterung (...) das zu Stein gewordene Vertrauen des bremischen Senats in die Aufwärtsentwicklung der Passagierschifffahrt« und die Einweihung »eines der glanzvollsten Ereignisse in der Bremerhavener Nachkriegsgeschichte«.⁵ Der Columbusbahnhof II mit seinen »gewaltigen Dimensionen« sei eine »Werbung für den größten kontinentalen Passagierhafen«. Die Ostfriesen-Zeitung in Leer sprach vom »Seebahnhof der Superlative«.⁶ Mit seinen »weiten(n) Hallen« war er für die Walsroder Zeitung eher ein »wuchtiger Komplex«, ein »Kolossalbauwerk«.⁷ Dem Vorwurf, der neue Columbusbahnhof »sei größer als nötig«, hielt Senator Borttscheller eine vermeintliche »Steigerung« des Passagierverkehrs entgegen: 1960 hätten 68 Liner Bremerhaven angelaufen, 1961 seien es 76 gewesen.⁸ Bremen baue »ja nicht diese großartige Anlage für ein Jahr fünf oder für ein Jahrzehnt, sondern für eine weitere Zukunft«.

Völlig falsche Einschätzung?

Doch der gefeierte Terminal hatte einen Nachteil: Er wurde nicht gebraucht – damals nicht und erst recht nicht später. »In völlig falscher Einschätzung des künftigen Passagierschiffsverkehrs« habe sich Bremen 1957 »zu einer nochmaligen Erweiterung des Passagierterminals« entschlossen, kritisierte Arnold

3 Die Zitate stammen aus der Nordsee-Zeitung vom 30. November 1962.

4 Die hatte der seit 1959 amtierende Borttscheller von seinem Vorgänger Jules Eberhard Noltenius (CDU) übernommen. Vgl. Bremer Nachrichten vom 30. November 1962.

5 Nordsee-Zeitung vom 30. November 1962.

6 Ostfriesen-Zeitung vom 1. Dezember 1962, StAB 9, S-9 19-42.

7 Rosemarie Francke in der Walsroder Zeitung vom 30. November 1962, StAB 9, S-9 19-42.

8 Nordsee-Zeitung vom 30. November 1962; ähnlich Weser-Kurier und Bremer Nachrichten vom 30. November 1962. 1962 kamen zehn Schiffe im Liniendienst.

Kludas, der beste Kenner der deutschen Fahrgastschiffahrt. »Schon damals war abzusehen, daß man die Kapazität der Gesamtanlage nie würde ausnutzen können.«⁹ Der Vorwurf wurde bisher nicht untersucht. Er geht an alle, die eine zusätzliche »hochmoderne, großzügige Abfertigungshalle« forderten. Konnten oder wollten die Politiker in Bremen und Bremerhaven und ihre Planer nicht erkennen, dass sie entbehrlich war? War ihnen Prestige wichtiger als Bedarf?

Neubeginn mit der »Zollabfertigungshalle«

Der Columbusbahnhof II war die dritte Abfertigungsanlage in Bremerhaven nach 1945. Nach Kriegsende verließen zunächst Flüchtlinge, Zwangsrekrutierte und Deportierte Deutschland, um meist in den USA oder Kanada neu anzufangen.¹⁰ Der Transatlantikverkehr kam wieder in Schwung. Bremen wollte daran teilhaben und Bremerhaven als Passagierhafen ausbauen.¹¹ Nachdem die Alliierten das Auswanderungsverbot aufgehoben hatten, kehrten auch Deutsche ihrer Heimat den Rücken.¹² Die großen Städte lagen in Trümmern; bezahlte Arbeit war rar, der Lohn niedrig. Viele zweifelten an einer positiven Entwicklung. Sie lockte der hohe Lebensstandard in Nordamerika. Deshalb bestiegen sie ein Schiff ohne Rückfahrkarte, meist in Bremerhaven.

Da die USA als Besatzungsmacht die Columbuskaje für sich beanspruchten, ließ der Bremer Senat ab September 1949 am Vorhafen der Kaiserschleuse eine 2.500 m² große und 150 Meter lange Zollabfertigungshalle mit zwei Wartesälen mit 500 Sitzplätzen bauen. Im April 1950 war sie fertig.¹³ Der zeitgemäß bescheidene und funktionale Holzbau kostete 2,5 Millionen DM und wurde bis zum Abriss 1974 genutzt.

9 Lars U. Scholl (Hrsg.): Bremerhaven. Ein hafengeschichtlicher Führer, Bremerhaven 1980, S. 138 f.

10 Vgl. Engelbert Klugkist: Die Auswanderung über Bremen und Bremerhaven nach dem Zweiten Weltkrieg – Ein wenig bekanntes Kapitel bremischer Nachkriegsgeschichte, in: Brem. Jb. 70, 1990, S. 191-190, hier S. 181. Der maritime Aspekt spielt in dem Aufsatz keine Rolle. Vgl. Anja Benschmidt / Alfred Kube: Brücke nach Übersee. Auswanderung über Bremerhaven 1830–1974, Bremerhaven 2006, S. 104 ff.

11 Zur Entwicklung der Passagierzahlen in Bremerhaven vgl. Harald Focke: Gute Schiffe, schlechte Zahlen? Zur Rentabilität der Transatlantikliner des Norddeutschen Lloyd nach dem Zweiten Weltkrieg, in: Deutsches Schiffsarchiv 31/2008, S. 125-184, hier S. 129. Der Aufsatz enthält die wesentliche Literatur; daher wird hier auf allgemeine Nach- und Hinweise verzichtet. Spätere Neuerscheinungen folgen an passender Stelle. Vgl. auch Harald Focke / Christian Ostersehlte / Dirk J. Peters: Bibliographie zum Norddeutschen Lloyd seit 2000, in: Deutsches Schiffsarchiv 34/2010, S. 385-407.

12 Benschmidt / Kube (wie Anm. 10), S. 107.

13 Einzelheiten bietet der Beitrag »Ab 3. April wieder Bahnhof am Meer« von Bau- rat (Wilhelm) Schnelle im Weser-Kurier vom 1. April 1950. Zur Columbuskaje und zum Columbusbahnhof, StAB 4,35 -1839. Vgl. Dirk J. Peters: Von der Lloydhalle zum Columbusbahnhof. Die Geschichte der Fahrgastanlagen in Bremerhaven, in: Karin Schulz: Hoffnung Amerika. Europäische Auswanderung in die Neue Welt, Bremerhaven 1994, S. 71-80, hier S. 77 ff. Zur bremischen Fahrgastschiffahrt vgl.

Die Liner kommen

Fünf Jahre nach Kriegsende kamen die ersten zivilen Passagierschiffe an die Weser. Ende Oktober 1950 machte die GRIPSHOLM der Schweden-Amerika Linie auf der Fahrt von Göteborg nach New York vor der Kaiserschleuse fest. Einen Monat später weihte die WASHINGTON der United States Lines die inzwischen nach Süden verlängerte Stromkaje ein.¹⁴ Im April und Juni 1951 folgten drei Auswandererschiffe der Greek Line, zwei von ihnen bleiben bis 1954.¹⁵ Im November 1951 kam die AMERICA mit nur 349 Passagieren.¹⁶ Als das Flaggschiff der United States Lines ablegte, waren 310 Fahrgäste an Bord. Ab März 1952 brachte die Arosa Line Auswanderer nach Kanada. Deren Zahl stieg; auch erste Touristen reisten an. Bremerhaven war zurück im Kreis der Passagierschiffshäfen Europas.¹⁷

Runde Eleganz am Molenkopf

Nun plante Bremen einen weiteren Seebahnhof, einen zweigeschossigen Massivbau mit rotem Teerpappendach. Er wurde fast 180 Meter lang; hinzukamen zwei 250 und 70 Meter lange Rampen. Der Neubau »im sparsamen Nachkriegsstil« schloss mit seiner 3.570 m² großen Fahrgasthalle im spitzen Winkel an die Zollabfertigungshalle von 1950 an.¹⁸ Blickfang war ein eleganter Rundbau direkt am Molenkopf mit einer Wartehalle im Erdgeschoss und einem Panorama-Café mit 175 Plätzen und Blick auf Kaje, Schleuse und Weser im 1. Stock. Im Restaurant direkt an der Weser gab es weitere 285 Sitzplätze, in der kleinen Fahrgasthalle 150 und in der großen 500. Im Mai 1952 ging die Anlage nach knapp drei Jahren Bauzeit in Betrieb.¹⁹ Mit 13 Millionen DM war der neue Columbusbahnhof von 1952 fünfmal so teuer wie die Zollabfertigungshalle von 1950.

Harald Focke: Bremens letzte Liner. Die großen Passagierschiffe des Norddeutschen Lloyd nach 1945, Bremen 2002; Harry Gabcke: Bremerhaven in zwei Jahrhunderten, Band 3 1948–1991, Bremerhaven 1992, S. 12 f., 28 f., S. 31 f., 47 f.

14 Nordsee-Zeitung vom 28. November 1950, StAB 4,35 -1838.

15 Die von Bremerhaven aus eingesetzten Liner nennt Arnold Kludas: Die Geschichte der deutschen Passagierschiffahrt, Band V: Eine Ära geht zu Ende 1930 bis 1990, Hamburg 1990, S. 160 f. Vgl. Hansestadt Bremisches Amt, Bremerhaven (Hrsg.): Columbusbahnhof Bremerhaven, Bremerhaven 1962.

16 Nordsee-Zeitung vom 5. November 1951. Zur AMERICA siehe William H. Miller: SS UNITED STATES. Speed Queen of the Seas, Chalford 2009, S. 11 ff.

17 Amerikanische Truppentransporte(r) werden nicht berücksichtigt.

18 Urteil der Bremer Nachrichten am 29. November 1962 unmittelbar vor der Einweihung des Columbusbahnhofs II. Daten nach Hartog (wie Anm. 2), S. 33 ff.

19 Sie ersetzte den bei Luftangriffen im September 1944 zerstörten Columbusbahnhof von 1927. Zahlen nach Hansestadt Bremisches Amt (wie Anm. 15). Vgl. den Aufsatz von Hafenbaudirektor Otto und Baurat (Wilhelm) Schnelle (Hansestadt Bremisches Amt Bremerhaven): Der Columbusbahnhof in Bremerhaven, in: Handbuch für Hafenbau und Umschlagtechnik I/1953, S. 140-143. Sie nennen als Kapazität der Wartesäle 650 Sitzplätze, S. 143.

1951 wurden an der Columbuskaje 184.600 Fahrgäste gezählt.²⁰ Nur 54.436 (1950 26.113) bezahlten ihre Fahrkarte selbst, die anderen betreuten Flüchtlingsorganisationen. 1952 wurden nur 36.293 Selbstzahler registriert. Am 3. Januar 1953 machte erstmals die UNITED STATES an der Columbuskaje fest. Das schnellste Passagierschiff der Welt hatte bei seiner Deutschland-Premiere nur 600 Fahrgäste an Bord; es verließ Bremerhaven mit 480 Passagieren – nicht viel für ein so großes Schiff mit 1.928 Betten.²¹ Die Nordsee-Zeitung wünschte sich, die »ausgezeichnete Fahrgastanlage weiter auszulasten zu können.«²² Denn das war noch nicht erreicht.

Einmal im Monat

Der Gala-Auftritt der UNITED STATES hob die Stimmung an der Weser. Er gab den Plänen des Norddeutschen Lloyd Auftrieb, möglichst bald in den Passagierdienst zurückzukehren. Gern wollte der NDL zu seinem 100. Gründungsjubiläum im Februar 1957 einen Neubau in Fahrt bringen.²³ Doch die Anfrage vom August 1953 beim Bremer Vulkan ergab für ein 180 Meter langes Motorschiff einen Preis von rund 70 Millionen – damals zu viel für den Lloyd. Wegen des Zeitdrucks setzte der Vorstand zusätzlich auf eine andere Lösung, um schnell am noch wachsenden Transatlantikverkehr zu verdienen: Von der Schweden-Amerika Linie übernahm er die GRIPSHOLM. Ende Januar 1954 war sie das erste deutsche Schiff nach dem Krieg an der Columbuskaje. Seit 1955 hieß sie BERLIN. Ab Ende April 1955 pendelte das Auswandererschiff SEVEN SEAS der Europa-Canada Linie zwischen Bremerhaven und Montreal. Die italienische Sitmar-Reederei schickte bis Herbst 1957 ein weiteres Auswandererschiff; die Greek Line blieb, von 1958 bis 1966 mit der ARKADIA. Die Schweizer Arosa Line ging im Herbst 1958 pleite. Es war ein Auf und Ab.

Die meist kleinen bis mittelgroßen Liner trafen in der Regel nur einmal im Monat in Bremerhaven ein und überforderten den Columbusbahnhof nicht. Das tat auch die große UNITED STATES nicht; sie war selten ausgebucht. Gedränge im Gebäude gab es kaum, selbst dann nicht, wenn zwei Schiffe fast gleichzeitig in Bremerhaven anlegten. Das kam nicht so häufig vor, wie es manche Postkartenfotos nahelegen.

Sieben Schiffe an einem Tag

Die Leistungsfähigkeit des Columbusbahnhofs bewies ein Tag Mitte November 1953, als kurz nacheinander sieben Schiffe mit 3.700 Passagieren abgefertigt wurden. Die Kapazität reichte für 4.000 Passagiere, Begleiter und

20 Hansestadt Bremisches Amt (wie Anm. 15), Statistik des Passagierverkehrs.

21 Miller (wie Anm. 16); Les Streater: SS UNITED STATES. America's Superliner, Epsom 2011.

22 Nordsee-Zeitung vom 5. Januar 1953. Die UNITED STATES kam 1953 nur sechs Mal nach Bremerhaven.

23 Vgl. Harald Focke: Projekt 6/53. Ein gescheiterter Passagierschiffsentwurf des Bremer Vulkan für den Norddeutschen Lloyd, in: Brem. Jb. 88, 2009, S. 207-234.

Zuschauer.²⁴ Anders als heute mussten sie nicht im Terminal bleiben, sondern durften die Kaje betreten, so dass sich die Menge zusätzlich verteilte. Mit 50.827 Passagieren lag der »echte Reiseverkehrs« 1953 fast wieder auf der Höhe von 1951.²⁵

Bei der Ausreise traten keine Engpässe auf, da nie alle Passagiere zur selben Zeit eintrafen. Die Reedereien achteten darauf, Abfahrten versetzt anzubieten, so dass nicht mehr als zwei Schiffe gleichzeitig ihre Passagiere einschifften. Kurzfristigen Andrang im Gebäude gab es, wenn ein voll besetzter Sonderzug des NDL eingelaufen war.

Bei Ankünften konnte es ein volles Haus geben, wenn Schiffe trotz ihrer fahrplanmäßig gestaffelten Abfahrten in New York am selben Tag in Bremerhaven anlegten, weil sie unterschiedlich schnell waren, Zwischenstopps eingelegt oder wegen Maschinenschadens oder Sturms Verspätung hatten. Ankünfte zur selben Stunde kamen fast nicht vor. Außerdem waren Schiffspassagiere und ihre Begleiter auf Wartezeiten bei der Ein- und Ausschiffung eingestellt.

Die Koffer gepackt, das Ticket gelöst

1954 kletterte die Zahl der Reisenden an der Columbuskaje auf 70.898, 1955 sind es 73.531 und 1956 87.914.²⁶ Die Auswanderung erreichte 1956 mit fast 30.000 Personen ihren Höhepunkt. Wachstum war nicht mehr zu erwarten, im Gegenteil. 1957 sackte die Auswanderung über Bremerhaven um fast 20 % ab. Von 1956 und 1958 stürzte sie auf weniger als ein Drittel ab.

Die Zahlen spiegeln den steigenden Lebensstandard in Deutschland, das allerdings noch längere Zeit ein Niedriglohnland blieb. Die Arbeitslosigkeit sank und mit ihr der Anreiz auszuwandern. Optimismus machte sich breit. In manchen Branchen wurden bereits die Arbeitskräfte knapp. Die Entwicklung aus dem Kaiserreich wiederholte sich: Als die Industrie um 1885 genug Arbeitsplätze im eigenen Land bot, ließ der Drang in die USA schlagartig nach. Da sich in Westdeutschland dank hoher Wachstumsraten ab 1956 eine ähnliche Entwicklung vollzog, war es erkennbar verfehlt, sich in Bremerhaven mit einer weiteren, zudem überdimensionierten Abfertigungsanlage auf den Anstieg der Auswanderung vorzubereiten. Wer weg wollte, hatte die Koffer gepackt und das Ticket gelöst.

Die Touristenwelle schwappt nicht

Dennoch hatten im Vertrauen auf einen weiteren Passagierboom auf dem Nordatlantik und eine anhaltende Auswanderung bereits Überlegungen für eine zweite, noch größere Abfertigungshalle an der Columbuskaje begonnen. In der Wochenzeitung *Die Zeit* heißt es im Oktober 1955: »*Das Land Bremen*

24 Hansestadt Bremisches Amt, Bremerhaven (wie Anm. 15).

25 Ebd.

26 Hansestadt Bremisches Amt, Bremerhaven (wie Anm. 15), Statistik des Passagierverkehrs.

*macht sich (...) schon Gedanken, die Fahrgastanlagen des Bahnhofs am Meer weiter auszubauen, um auch die künftigen Aufgaben mit der Schnelligkeit abwickeln zu können, die Bremerhavens Ruf begründet hat.*²⁷

1956 wurden die Pläne konkret. Im selben Jahr sagten Experten des Kieler Instituts für Weltwirtschaft richtig voraus, die Düsenverkehrsflugzeuge würden mit Nonstop-Flügen den Wettbewerb auf dem Nordatlantik bald »wesentlich verschärfen«.²⁸ Die Schiffe müssten mit Einbußen rechnen. Allerdings werde die Reisefreude der Amerikaner zunehmen. Wegen des wachsenden Wohlstands könnten moderne Liner »so starken Zulauf finden, dass ihnen von dem vergrößerten Gesamtvolumen des Transatlantikverkehrs ein genügender Anteil zugutekäme«.²⁹ Daraus wurde nichts.

Mit dem Columbusbahnhof II wollte sich Bremerhaven auf eine demnächst über den Atlantik schwappende »Touristenwelle« einstellen. Die Erwartung war abwegig. Zwar kamen mehr Amerikaner nach Europa, doch die weitaus meisten kreuzten wegen ihres knappen Urlaubs lieber eine Woche in der warmen Karibik. Anders als in den USA gab es in Deutschland auf absehbare Zeit keinen Kreuzfahrtmarkt. Dafür reichte der Wohlstand nicht aus. Das erfuhr die Hapag, nachdem sie im Februar 1958 das kleine Luxuskreuzfahrtschiff ARIADNE in Fahrt gebracht hatte. Wegen der hohen Preise blieb das Publikum weg.³⁰ Als der Bau des Columbusbahnhof II im Frühjahr 1958 begann, stand der Misserfolg der ARIADNE zwar noch nicht fest.³¹ Aber schon damals war sicher, dass Bremerhaven über die bisherigen Liner hinaus nicht mit Kreuzfahrtschiffen rechnen konnte. Der NDL schickte seine BERLIN wohlüberlegt erst im August 1961 auf ihre erste europäische Kreuzfahrt ab Bremerhaven, der dann allmählich weitere folgten.³²

Jets bedrohen die Liner

Der erhoffte Passagierboom kam nicht nach Bremerhaven und nicht übers Meer, sondern durch die Luft. Bis Mitte der 50er Jahre waren Propellerflugzeuge kaum attraktiv für die weite Reise über den Nordatlantik – das Ticket war teurer als die Schiffspassage, die Kabine eng, das Essen vergleichsweise karg. Unablässig dröhnten die Motoren, die Zwischenlandungen waren lästig.

27 Die Zeit Nr. 41 vom 13. Oktober 1955.

28 Hans von Borcke / Hugo Heeckt: Entwicklung und Aussichten der deutschen Passagierschiffahrt auf dem Nordatlantik, Kiel 1956; vgl. Jelke Wilts: Fahrgastschiff und Düsenflugzeug im Nordatlantikverkehr, in: HANSA Jg. 93/1956), S. 1494 ff.

29 Borcke / Heeckt (wie Anm. 28), S. 24. Zu erwarten sei eine »befriedigende« Auslastung, S. 27.

30 Kludas (wie Anm. 15), S. 176 ff.

31 Richtfest war am 6. April 1958.

32 Vgl. Harald Focke: Mit der BERLIN zum ersten Mal »gen Norden«. Vor 45 Jahren in Bremerhaven: Nachkriegs-Premiere der europäischen Kreuzfahrten des Norddeutschen Lloyd, in: Niederdeutsches Heimatblatt Nr. 678, Juni 2006, S. 1. Erst allmählich steigerte der Lloyd die Zahl seiner Kreuzfahrtangebote ab Bremerhaven.

Und doch überquerten 1957 erstmals mehr Menschen den Nordatlantik mit dem Flugzeug als mit dem Schiff. Denn Fliegen war prestigeträchtig, erst recht mit den schnellen Jets. Als erster schaffte es die englische de Havilland Comet 4 im Oktober 1958 von London nach New York, allerdings nur mit Mühe. Das Aus für die Liner kam aus den USA mit den viel größeren und langstreckentauglichen Boeing 707, die ab Ende Oktober 1958 flogen.³³ Diese Konkurrenz war für die Schiffe bedrohlich. Dass es den US-Jets gelingen würde, sie in gut zehn Jahren vom Ozean zu vertreiben, ahnte jedoch niemand.

Sondersitzung des Senats

Vor dem Hintergrund schnell sinkender Auswandererzahlen, nur begrenzt wachsender Touristenströme und faszinierender Jets am Horizont waren Liner und Terminals nach 1956 keine sinnvolle Investition mehr. Mit dem Columbusbahnhof von 1952 besaß Bremerhaven zudem eine leistungsfähige Anlage, deren Kapazität nur an wenigen Tagen des Jahres benötigt wurde.

Dennoch beriet der Bremer Senat in einer Sondersitzung am 7. Januar 1957 über den Ausbau der bremischen Häfen und eine gigantische Kapazitätserweiterung an der Columbuskaje. Der Senator für Häfen, Schifffahrt und Verkehr, Bürgermeister Jules Eberhard Noltenius (CDU), drängte darauf, die enorme Summe von 30 Millionen DM für eine zweite Fahrgastanlage bereitzustellen, die zwischen 1958 und 1960 gebaut werden sollte. Dafür müssten die Vorbereitungen umgehend beginnen, verlangte Noltenius.³⁴

Abwanderungssorgen

Der Senator für Arbeit, Gerhard van Heukelum (SPD), betonte die Bedeutung des Projekts für Bremerhaven und sagte voraus, ausländische Passagierschiffe würden ohne den Neubau nach Hamburg abwandern, da sie »keine übermäßige Bindung« an Bremen und Bremerhaven hätten. Dann wären alle bisherigen Investitionen in die Columbuskaje vergeblich gewesen. Mit nur einem Schiff spiele der Norddeutsche Lloyd dort nur »eine untergeordnete Rolle«.³⁵ Seine BERLIN bleibe ohnehin in Bremerhaven. Kein Senator widersprach van Heukelums Abwanderungssorge, obwohl sie unbegründet war. Kapazität und Komfort des Abfertigungsangebots im Columbusbahnhof waren der Überseebrücke in Hamburg überlegen. Sie war nicht für die Ein- und Ausschiffung von Passagieren sowie die gesamte Abfertigung einschließlich der Proviantanlieferung ausgestattet. Ihr fehlte ein Landanschluss mit problemlosem Zugang für Autos, Busse und Lastwagen. Auf der Pontonanlage konnten zudem keine Kräne installiert werden. Auch den Zuschauern wurde bei der Abfahrt nicht die Bequemlichkeit geboten wie in Bremerhaven.³⁶

33 Die Konkurrentin Douglas DC 8 folgte im September 1959.

34 Senatsprotokolle 1957, Bd. 1, S. 21, StAB.

35 Ebd., S. 30.

36 1927 hatte die Reederei Hamburg Süd die Überseebrücke nur zur Einschiffung mit kleinerem Gepäck auf ihren Fahrgastschiffen bauen lassen, die sie zuvor im

Steubenhöft als Konkurrenz?

Da kam Cuxhaven mit dem Steubenhöft als möglicher Konkurrent schon eher in Frage. Die zeitraubende Revierfahrt auf der Elbe entfiel. Das Hamburger Abendblatt rückte die nur 6 Millionen DM teure Anlage nach zwei Jahren Bauzeit kurz vor der Eröffnung am 17. Mai 1954 ins beste Licht: »Wie aus der Luft geschnitten steht auf Pfählen das Wunderwerk aus Glas, Beton und guten Einfällen direkt an der Wasserkante der vorbeirauschenden internationalen Schifffahrt. Der Glaspalast hat die Figur einer langen, schmalen Zigarrenkiste, die nach allen Seiten hin durchsichtig ist. Die Kräne sind fahrbar und mit Scheinwerfern versehen und machen allein den Eindruck eines Millionenobjektes. Die ganze Pier ist 400 Meter lang, der Glaspalast selbst 200 Meter. Geschützt gegen Regen und Wind spazieren künftig die Passagiere am Steubenhöft durch diese Anlage. Ausländer, besonders Amerikaner, haben mit Interesse die einzelnen Entwicklungsphasen des Baues beobachtet. Die Konkurrenz an der Weser verfolgte voller Spannung dieses Werk«, behauptete das Hamburger Abendblatt. »Selbst die UNITED STATES, eines der größten Schiffe der Welt, könnte an der neuen Landeanlage am Steubenhöft in Cuxhaven festmachen«. ³⁷ Die aber war nicht attraktiver als der Columbusbahnhof in Bremerhaven. Die minimale Auslastung des Steubenhöfts in den zurückliegenden drei Jahren musste den Bremer Planern 1957 bekannt sein, auch dem Senat. Regelmäßig kam nur ein Liner einmal im Monat nach Cuxhaven: die ITALIA der Home Lines, die mit der BERLIN vergleichbar war. »Auch in den späteren Jahren lag viel zu selten einmal ein Passagierschiff am Steubenhöft«, bestätigt Arnold Kludas. ³⁸ Ab und zu legte ein Auswandererschiff an, am häufigsten die CASTEL FELICE der Sitmar-Reederei, die nach Australien fuhr und bis 1962 auch Bremerhaven anlief. Die United States Lines beließen ihr Büro im Columbusbahnhof und zogen auch ihr Flaggschiff nicht aus Bremerhaven ab, dem Haupthafen der US-Truppen in Deutschland. 1957 bestand kein Anlass, van Heukelums Abwanderungsprognosen ernst zu nehmen und einen weiteren Seebahnhof für Bremerhaven zu planen, da Hamburg und Cuxhaven erkennbar hinterher hinkten.

Politiker handeln gegen den Trend

Finanzsenator Wilhelm Nolting-Hauff (FDP) meinte in der Senatssitzung, »der Ausbau der Columbuskaje habe sich bisher nicht als Fehlinvestition gezeigt«.

Hafen ausgerüstet hatte. Auch die Deutsche Afrika Linie und die Hapag schifften bis 1939 die Passagiere an ihren Reedereischuppen ein. Ab 1951 wählten die HOMELAND und seit 1952 die ITALIA Hamburg viele Male als Einschiffungshafen, obwohl die Passagiere mit Taxen und Bussen durch den Hafen gefahren werden mussten.

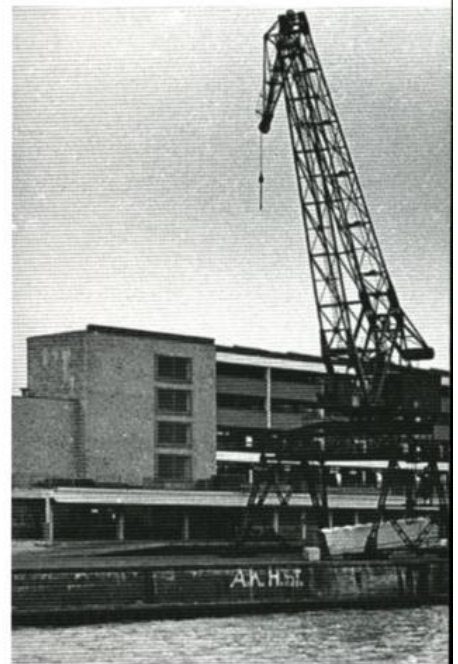
³⁷ Hamburger Abendblatt vom 14. Mai 1954. Die Hinweise und Erläuterungen zur Überseebrücke und zum Steubenhöft verdanke ich Frank Scherer (Hamburg).

³⁸ Vgl. Kludas (wie Anm. 15), S. 162, 167. Zur ITALIA siehe knapp Walter Vehrs/Rainer Heinsohn: T. S. HANSEATIC. Die Geschichte einer »Schönen Hamburgerin«, Cuxhaven 1988, S. 10 f. HANSEATIC und ARIADNE kamen erst 1958.

Trotzdem habe er Bedenken, dem Hafensenator zu folgen und »die Anlagen in dem vorgeschlagenen Umfang zu vergrößern«.³⁹ Noltenius räumte ein, das »Objekt« habe sich »in den Händen der Planer« zu einem 30-Millionen-Bau »ausgewachsen«.⁴⁰ Der Senat musste entscheiden.

Er stimmte zu. Im Mai meldete der Weser-Kurier: »Der Bahnhof am Meer wird erweitert«.⁴¹ Obwohl die bisherige Anlage »vorerst noch ausreicht«, wolle man sie erweitern, um den Passagieren noch mehr Komfort zu bieten.⁴² Die Bürgerschaft bewilligte vorab 3,5 Millionen DM. Die Erdarbeiten hatten, wie von Senator Noltenius gewünscht, schon 1957 begonnen. Gleise wurden verlegt, Grundflächen für die neuen Gebäude freigeräumt.

Der bisherige Columbusbahnhof sollte anders als zunächst geplant nicht einfach nach Norden verlängert werden. Nun sollte ein kompletter Neubau in zeitgemäßer Architektur und »mit besserer Aufenthalts- und Aussichtsmöglichkeit« entstehen.⁴³ Auch die Handelskammer Bremen war entschieden dafür: »Die starke Zunahme des Passagierverkehrs an der Columbuskaje erfordert die Errichtung einer zweiten Fahrgastanlage«, behauptete sieforsch.⁴⁴ Tatsächlich aber stagnierte 1957 der Reiseverkehr an der Columbuskaje bei rund 87.000 wie im Vorjahr, zwischen 1958 und 1962 lag er bei rund 70.000 Passagieren.⁴⁵ 1958 wurden 21.000 Auswanderer gezählt, 1959 gut 17.000.⁴⁶



39 Ebd., S. 31.

40 Ebd., S. 33.

41 Ausgabe vom 22. Mai 1957.

42 Nordsee-Zeitung vom 17. Juli 1974.

43 Weser-Kurier vom 22. Mai 1957.

44 Bericht der Handelskammer für 1956, Bremen 1956, S. 171.

45 1958: 72.460, 1959: 70.340, 1960: 73.039; 1961: 70.973; bis 10/1962: 74.497, Hansestadt Bremisches Amt, Bremerhaven (wie Anm. 15), Statistik des Passagierverkehrs. – In den Berichten der Handelskammer Bremen, die jeweils zum Jahresende erschienen, werden die einkommenden und ausreisenden zivilen Passagiere getrennt jeweils von Januar bis November erfasst, so dass sich die Auslastung der Abfertigungsanlagen besonders gut einschätzen lässt. Auch wenn die Zahlen von denen in anderen Quellen abweichen, bestätigen sie den Trend und die hier vorgetragene Deutung. 1956 reisten 28.287 Fahrgäste ein und 73.053 aus, zusammen waren es 101.340. Der Unterschied ergibt sich durch die Auswanderer. Bericht der Handelskammer Bremen über das Jahr 1956, Bremen 1956, S. 178 ff. Die Zahlen für die folgenden Jahre, ebenfalls aus den jeweiligen Jahresberichten der Handelskammer, sehen so aus: [Einreisen / Ausreisen / gesamt] 1957: 28.230 / 71.525 / 99.755, S. 185; 1958: 29.424 / 46.800 / 76.224, S. 177; 1959: 27.979 / 42.659 / 70.656, S. 187 f.; 1960: 32.225 / 45.810 / 78.035, S. 186 f.; 1961: 32.516 / 37.275 / 69.791, S. 177.

46 Zu den Passagierzahlen an der Columbuskaje vgl. StAB 4, 35 - 1839, Benscheidt / Kube (wie Anm. 10), S. 110.



Abb. 1: Am 29. November legte die BREMEN des Norddeutschen Lloyd als erstes Schiff am Columbusbahnhof II an. Die obere offene Galerie war für Zuschauer, die untere für Begleiter der Passagiere vorgesehen. Darunter lagen die Wartehallen, unter ihnen wiederum die Zollhalle für Gepäck und im Erdgeschoss der Stückgutschuppen; rechts der Mittelbau mit dem Restaurant im 4. Stock. (Foto: Fleck, Stadtarchiv Bremerhaven)

Der neue Star des ND L

Der Norddeutsche Lloyd war zwar mit dem bisherigen Columbusbahnhof zufrieden, doch ein attraktiver Seebahnhof passte zu seinen Plänen. Trotz zahlreicher »Warner vor der Dynamik des modernen Luftverkehrs« setzte er unverdrossen auf das Schiff im Liniendienst auf dem Nordatlantik.⁴⁷ Wie alle Reedereien verkannte er Tempo und Ausmaß der Veränderungen im Reiseverkehr zwischen Europa und Nordamerika. Seit 1956 suchte der Lloyd eine neue BREMEN. Groß und schnell sollte sie sein, allerdings gebraucht. Denn ein Neubau kam noch immer nicht in Frage – viel zu teuer und vor allem in der Projekt- und Bauabwicklung zu langwierig. Als 1957 der französische Truppentransporter PASTEUR angeboten wurde, griff der Lloyd zu. Der aufwändige Umbau beim Bremer Vulkan in nur anderthalb Jahren ab Januar 1958 glich einem Neubau. Das Konzept sparte Geld und beschleunigte den Markteintritt der BREMEN.⁴⁸ Für sie kam die neue Abfertigungsanlage gerade recht.

47 Horst Willner: Niedergang und Neubeginn der Passagierschifffahrt, in: Nauticus 1980, S. 24–33, hier S. 26.

48 Vgl. Jean-Yves Brouard: Le PASTEUR 1938–1980, Issy-les-Moulineaux 2005; Focke, Bremens letzte Liner (wie Anm. 13), S. 79 ff. Zum Umbau ebd., S. 90 ff.; ausführlich Harald Focke / Frank Scherer: Zwei Liner – ein Konzept? Die Umbauten

Repräsentativ und mustergültig

Mit ihr sollte Bremerhaven endlich mit dem Ocean Terminal in Southampton von 1950 und dem prächtigen Seebahnhof in Cherbourg von 1933 mithalten können. Wie die BERLIN sollte die BREMEN in beiden Häfen auf dem Weg nach und von New York Stopps einlegen.⁴⁹ Die Bremerhavener Planer hatten die beiden repräsentativen Anlagen ebenso studiert wie den Gare maritime in Le Havre von 1935.⁵⁰ Mehr noch als um eine schnelle und komfortable Abfertigung von Passagieren und Gepäck ging es ums Prestige: Die Bremer Nachrichten freuten sich, dass der bisherigen »im sparsamen Nachkriegsstil errichteten Fahrgastanlage I eine zweite, repräsentative, zur Seite« gestellt werde.⁵¹ Und das Wirtschaftsblatt Bremer Schlüssel feierte den Columbusbahnhof II als »mustergültige Einrichtung, die in Europa nicht ihresgleichen hat«.⁵²

Gigant mit Superlativen

Hafenbaudirektor Gerhard Wollin, Oberbaurat Otto Gravert und Ingenieur Friedrich Debelts vom Hansestadt Bremischen Amt gaben die Ausmaße vor. Sie behaupteten noch 1965, vor dem Columbusbahnhof von 1952 habe nur ein Schiff abgefertigt werden können.⁵³ Das war verspätete Zweckpropaganda, zumal zur bisherigen Anlage eine 250 Meter lange Rampe gehörte. Sie bot den Fahrgästen beim Ein- und Ausschiffen den Schutz eines gedeckten Gangs, so dass tatsächlich drei Schiffe gleichzeitig Platz fanden. Der Columbusbahnhof II wurde damit begründet, man brauche Platz für sechs Schiffe gleichzeitig mit jeweils etwa 1.000 Passagieren und für »6.000 Menschen im Gebäude bei einer Abfahrt«.⁵⁴

der Passagierschiffe BREMEN und HANSEATIC 1958/59, in: Deutsches Schiffsarchiv 29/2006, Bremerhaven 2007, S. 181-218. Die BREMEN kam zwar spät, konnte sich aber bis über die Mitte der 60er Jahre im Markt behaupten. Als Neubau wäre sie erst 1962 fertig gewesen. Das wäre nicht nur wegen der sinkenden Nachfrage, sondern wegen der um ein Drittel höheren Kosten nicht vertretbar gewesen. Vgl. Harald Focke: »Sie war ein wirklich toller Dampfer«. Vor 50 Jahren begann die BREMEN des Norddeutschen Lloyd ihre Jungferntour von Bremerhaven nach New York, in: Niederdeutsches Heimatblatt Nr. 715, Juli 2009, S. 1. Christian Ostersehlte: Soll und Haben: Ein wirtschaftsgeschichtlicher Blick auf den Norddeutschen Lloyd (1857–1970), in: Brem. Jb. 86, 2007, S. 176-255, hier S. 246.

49 Bei geringem Passagieraufkommen in Southampton gingen die NDL-Liner dort nicht an den Kai, sondern blieben auf Reede und nutzten Tender als Zubringer.

50 Das bestätigen Gerhard Wollin / Otto Gravert / Friedrich Debelts: Die Fahrgastanlage II auf der Columbuskaje in Bremerhaven, in: HANSA 8/1965, S. 717-726, hier S. 718. (Auch in: Handbuch für Hafenbau und Umschlagtechnik XI/1966, S. 86-95). Ebenso Hartog (wie Anm. 2), S. 39. Die französischen Seebahnhöfe waren nach Kriegszerstörungen wieder aufgebaut worden.

51 Ausgabe vom 29. November 1962.

52 Ausgabe Mitte Dezember 1962, S. 1, StAB 9, S-9 19-42.

53 Wollin / Gravert / Debelts (wie Anm. 50), S. 718.

54 Ebd.; Hartog (wie Anm. 2), S. 39; Hansestadt Bremisches Amt, Bremerhaven (wie Anm. 15).

Diese weit übertriebenen Vorgaben der Staatsplaner konkretisierte der Bremerhavener Architekt Dipl.-Ing. Helmut Bohnsack. Er stellte einen ansehnlichen, fast 250 Meter langen Giganten auf die Kaje.⁵⁵ Schon die Eingangshalle an der Landseite maß 750 m². Die 170 Meter lange Wartehalle der Touristenklasse im 2. Obergeschoss mit 1.082 Sitzplätzen war damals mit rund 5.000 m² der mit Abstand größte Raum in Bremen und Bremerhaven – fast so riesig wie ein Fußballplatz. Direkt darunter lag die Zoll- und Gepäckhalle – mit 7.500 m² doppelt so groß wie die bisherige. Der Stückgutschuppen im Erdgeschoss hatte 6.700 m².⁵⁶



Abb. 2: Damals Bremens und Bremerhavens größter Raum: Die 170 Meter lange Wartehalle für die Passagiere der Touristenklasse (Foto: Ehrhardt, Archiv Nordsee-Zeitung Bremerhaven).

Stille Tage, leere Stühle

Für die wenigen Fahrgäste der 1. Klasse gab es einen zusätzlichen Wartesaal mit Weserblick und 321 Plätzen. Außer einer gut besetzten UNITED STATES (543 Betten) konnte kein Liner den Raum annähernd füllen. Ab Juli 1959 zog die BREMEN die meisten Reisenden der 1. Klasse an sich. Doch auch ihre 219 Luxusbetten waren selten ausgebucht und wenn doch, blieb noch reichlich Luft im überdimensionierten Wartesaal. Meist verlor sich in ihm ein exklusiver Kreis. Denn auf allen Linern nach 1945 überwog mit großem Abstand die

55 Vgl. Gerhard Wollin: Die neue Fahrgastanlage II auf der Columbuskaje in Bremerhaven, in: Schiff und Hafen 1/1963, S. 45 - 48.

56 Vgl. Hansestadt Bremisches Amt (wie Anm. 15). Der Stückgutschuppen ging 1961 in Betrieb.

Touristenklasse. Auswandererschiffe boten die 1. Klasse ohnehin kaum an. Auch die BERLIN hatte nur 98 Spitzen-Betten, 10 % ihrer Kapazität. Nach der Indienststellung der BREMEN waren sie kaum noch gefragt. Die Auslastung pendelte Anfang der 1960er Jahre um 35 Prozent mit fallender Tendenz.

Rumpsteak mit Pilzen und Pommes frites war das Spitzenmenü im Restaurant des Columbusbahnhofs II, der mit 1.700 m² und 329 Plätzen bei weitem größten Gaststätte in ganz Bremen. Das im Mai 1962 vorab im 4. Stock des Mittelbaus eröffnete Lokal war so großzügig wie die ganze Anlage. Aus 20 Metern Höhe hatten die Gäste beste Aussichten auf die Weser. Ein Fensterplatz war meistens kein Problem, denn der Pächter konnte schon bald ein Lied von stillen Tagen mit vielen leeren Stühlen singen.⁵⁷



Abb. 3: Das Restaurant des Columbusbahnhofs II war Bremens größte Gaststätte (Foto: Ehrhardt, Archiv Nordsee-Zeitung Bremerhaven).

»Bei Bedarf« noch ein dritter Columbusbahnhof

Obwohl der letzte Handwerker den Neubau noch nicht verlassen hatte, wurde bereits am Einweihungstag des Columbusbahnhofs II im lokalpatriotischen Überschwang ohne den Blick für die Realität noch eins drauf gesetzt: *»Die Pläne für die Erweiterung der Anlage auf knapp einen Kilometer unter Einschaltung des alten Columbusbahnhofs (sind) schon fertig«*, berichtete die

⁵⁷ Die Nordsee-Zeitung vom 5. Juni 1987 zitierte aus ihren Bericht von 1962, der die Lage nach der Eröffnung spiegelt. Hinweise zur geringen Restaurausagehaltung enthält auch die Ausgabe vom 11. Oktober 2002.

Nordsee-Zeitung. »Doch bevor sich der Passagierverkehr auf der Columbuskaje nicht mindestens verdoppelt hat, bleiben diese Pläne in der Schublade. Sie zeigen aber, daß hier ein Bauherr, der Senat der Hansestadt Bremen, für Generationen plant und schafft.«⁵⁸ Und das, obwohl das Ende der Auswanderung absehbar und die »unglaubliche Entwicklung der Luftfahrt« inzwischen als »Konkurrenz« erkannt war.⁵⁹ Davon unbeeindruckt meinten die Bremerhavener Planer noch 1965, »bei Bedarf« könne »spiegelbildlich zum nördlichen Hallenflügel« ein weiterer, gleich großer Columbusbahnhof III entstehen. Er hätte die Rampe des Columbusbahnhofs I überbaut, die nun an die neue Abfertigungsanlage anschloss. Da die Kaje aber gleich lang geblieben wäre, hätte kein Liner zusätzlich anlegen können. In beiden Gebäudeflügeln wäre nach Berechnungen der Planer für mehr als 10.000 Menschen gleichzeitig Platz gewesen – eine absurde Zahl jenseits jeder Wirklichkeit. Erst mit der erneuten Ausdehnung hätte der bewusst so bezeichnete Mittelbau, der das Bauwerk seit 1962 nach Süden abschließt, seinen Namen zu Recht getragen. Das Bürogebäude lasse sich »bis zur 14. Etage« aufstocken. Auch dafür gab es keinen Bedarf.⁶⁰

US-Superschiffe kommen nicht

Bei der Eröffnung des Columbusbahnhofs II spekulierte man einerseits über eine nochmalige Vergrößerung, andererseits hieß es, die »modernste Fahrgastanlage Europas (sei) gerüstet (...) für schwimmende Herbergen für Tausende von Passagieren«. Der Bremer Senat habe sich mit dem großzügigsten Passagierterminal Europas rechtzeitig auf die Entwicklung zu solchen Superschiffen eingestellt.⁶¹ Zwar berichteten Zeitungen im September 1959, der amerikanische Hotel-Millionär Hyman B. Cantor wolle zwei Superschiffe PEACE und GOOD WILL mit über 90.000 BRT und 2.750 Kabinen für 4.000 Passagiere bauen und sie mit Selbstbedienungsrestaurants ohne Luxus und Service ganzjährig über den Nordatlantik schicken. Die Passage sollte zwischen 210 bis 525 DM kosten.⁶²

Mehr noch als Bremerhaven hatte Cantor Häfen in Belgien, Holland und England im Blick: Zeebrügge, Vlissingen und Milford Haven.⁶³ Allein schon deshalb können die erhofften Riesen-Liner kein Motiv für den Columbusbahnhof II gewesen sein. Cantor gab seine Ideen erst bekannt, als die Vorbereitungen

58 Nordsee-Zeitung vom 30. November 1962. Ähnlich die Bremer Nachrichten vom 29. November 1962.

59 Ebd.

60 Dies kündigten Wollin / Gravert / Debelts (wie Anm. 50) an, S. 720.

61 Nordsee-Zeitung vom 30. November 1962, auch am 17. Juli 1974.

62 Das damals größte Passagierschiff QUEEN ELIZABETH (83.637 BRT) konnte 2.283 Fahrgäste an Bord nehmen. Die Seereise von Bremerhaven nach New York in der Touristenklasse der BREMEN kostete 1959 rund 1.000 DM, ein Flug Hamburg–New York ebenfalls in der Touristenklasse rund 1.600 DM. Zu Cantors Plänen David L. Williams / Richard P. De Kerbrech: *Damned by Destiny*, Brighton 1982, S. 241–248.

63 Ebd., S. 242.

für den Terminal drei Jahre zurücklagen; der Hochbau hatte vor über anderthalb Jahren begonnen.⁶⁴

Die Riesenschiffe kamen nie. Es blieb beim Modell aus Sperrholz, als Cantor sah, dass im 1. Halbjahr 1959 die Buchungen auf Nordatlantik-Linern um 14 % abstürzten. Die Befürworter des Columbusbahnhofs II konnten Cantors Pläne also bestenfalls kurzfristig während der Bauzeit als vermeintliche Bestätigung ihrer längst getroffenen Entscheidung feiern.

Ausgleich für die Neustädter Häfen?

Zu widerlegen ist auch die Legende, der Columbusbahnhof II sei für Bremerhaven der Ausgleich dafür gewesen, dass in Bremen die Neustädter Häfen entstanden. Denn es sei »absehbar« gewesen, dass sie Anfang der 1960er Jahre den ohnehin geringen Stückgutverkehr der Seestadt abziehen würden.⁶⁵ Erneut spricht der Zeitablauf dagegen: Während die Planung für den Columbusbahnhof II bereits 1956 begann und der Bau Anfang 1958, beriet der Bremer Senat über den Hafenausbau links der Weser erst 1959. Im Februar 1960 setzte er eine Kommission ein; im Juni stimmten Senat und Deputation den Plänen zu, Ende November ging der Bau los.⁶⁶

Die »Steigerung« bleibt aus

Nun zu einer Kernfrage: Wie stark wurden die beiden großen Seebahnhöfe an der Columbuskaje tatsächlich genutzt? Für die »Fahrgastanlage II« war die Saison auf dem Nordatlantik gleich nach der Einweihung Ende November 1962 gelaufen; gut ausgelastet kamen nur noch wenige Weihnachtsschiffe. Dann folgte die monatelange Winterpause; die meisten Liner gingen in die Werft oder kreuzten wie die BREMEN in der Karibik. Der neue Seebahnhof konnte seine Aufgabe also erst ab Frühjahr 1963 erfüllen. Zu dieser Zeit bevorzugten seit nunmehr sechs Jahren immer mehr Passagiere das Flugzeug.

64 Der Spiegel Nr. 36/1959, S. 68 f. Cantor hatte angeblich Bundeswirtschaftsminister Ludwig Erhard um ein Gespräch über die Finanzierung des Projektes gebeten.

65 So noch in der Nordsee-Zeitung vom 20. Mai 1988.

66 Als erster Frachter lief im Februar 1964 die RIEDERSTEIN des NDL in das provisorische Hafenbecken ein. 1965 war der 32 Millionen DM teure Hafen betriebsbereit. Vgl. Karl Marten Barfuß / Hartmut Müller / Daniel Tilgner (Hrsg.): Geschichte der Freien Hansestadt Bremen von 1945 bis 2005, Band 1: 1945–1969, Bremen 2008, S. 380. Wegen der wachsenden Schiffsgrößen wäre es besser gewesen, die Stromkaje in Bremerhaven früher auszubauen, doch der schnelle Erfolg des Containers ließ sich 1960 nicht voraussehen. – Das erste US-Containerschiff kam 1966 nach Bremen; das erste deutsche brachte der NDL 1968 in Fahrt. Vgl. Harald Focke: Mit der WESER EXPRESS in eine neue Zeit. Vor 40 Jahren stellte der Norddeutsche Lloyd das erste europäische Containerschiff in Dienst, in: Niederdeutsches Heimatblatt Nr. 706, Oktober 2008, S. 2.; ders.: »Wieder auf allen Meeren«. Der Norddeutsche Lloyd 1945–1970, in: Dirk J. Peters, (Hrsg.): Der Norddeutsche Lloyd. Von Bremen in die Welt. »Global Player« der Schiffahrtsgeschichte, S. 75–94, S. 91; Ostersehlte (wie Anm. 48), S. 249.

Die Zahl der Auswanderer über Bremerhaven lag 1962 nur noch knapp über 7.000.

Auch 1963 und 1964 brachten nicht die »Steigerung« der Schiffsanläufe, die Senator Borttscheller Ende 1962 vorhergesagt hatte. Es ist ohnehin abwegig, bei der Bedarfsberechnung für Abfertigungsanlagen von der Zahl der Schiffe und ihrer Kapazität auszugehen. Entscheidend sind die Auslastung und die jährlichen Anläufe. Auswandererschiffe waren Mitte der 50er Jahre zwar auslaufend oft gut besetzt, heimkehrend jedoch nicht. Die anderen Liner waren außer im Sommer und zu Weihnachten selten ausgebucht.

Die BREMEN beförderte jahrelang die meisten Passagiere zwischen Bremerhaven und New York. Bis um die Mitte der 1960er Jahre erreichte sie eine Auslastung bis zu 80 %, so dass mit bis zu 900 Ankömmlingen zu rechnen war. Die BREMEN brauchte eine Woche pro Strecke und etwa 18 Tage für eine Rundreise, war also nach knapp drei Wochen wieder zuhause. Sie nutzte die Columbuskaje mit jährlich etwa 15 Anläufen und widerlegte damit das Urteil des Senators van Heukelum von der »untergeordnete(n) Rolle« des NDL.

Andere Schiffe waren schwächer belegt. Selbst die BERLIN schaffte nicht mehr als 65 % Auslastung; mit ihr fuhren 1957 im Schnitt 685 Reisende.⁶⁷ Ihre Überfahrt dauerte wie bei den meisten ihrer Konkurrentinnen elf Tage. Erst nach knapp vier Wochen war sie zurück in Bremerhaven, wo sie meist zwei Tage an der Columbuskaje blieb, ehe sie erneut aufbrach. Sie kam elf Mal im Jahr nach Bremerhaven.

Viel Luft zwischen den Schiffen

Einige Passagierzahlen sind aus der Presse in Bremen und Bremerhaven bekannt.⁶⁸ Zunächst ein beispielhafter Blick in die sommerliche Hochsaison im zweiten Betriebsjahr des Columbusbahnhofs II: Am Sonnabend, 25. Juli 1964, legte die BREMEN um 14 Uhr an; erst fünf Tage später nahm sie 800 neue Passagiere an Bord. Am Sonntag kam die AMERICA mit 500 Fahrgästen, am Dienstag fuhr sie mit 450 Reisenden nach New York zurück.

Am Samstag, 15. August 1964, kam die BREMEN mit 1020 Fahrgästen sehr gut besetzt an, mit 900 verließ sie Bremerhaven am Montag. Am Sonntag traf die AMERICA mit 500 Passagieren ein, am Montag folgte sie der BREMEN mit 600. Die ARKADIA der Greek Line kam am Montag mit 478 Reisenden an; noch am selben Tag ging es mit 430 wieder los. An diesem Montag wurden in beiden Seebahnhöfen 1.000 Passagiere für drei Liner abgefertigt, und das war schon ein ganz besonderer Tag. Die MAASDAM der Holland-Amerika Linie legte Dienstag mit nur 85 Fahrgästen an und erst Freitag wieder ab.

Im Winter war ganz wenig los: Am 10. November traf die BERLIN mit 294 Passagieren ein, erst am 17. Dezember kehrte sie mit 325 Fahrgästen als Weihnachtsschiff zurück und blieb vier Tage. Die Fahrgastzahlen sowie die

67 Geschäftsbericht NDL. Nur 1962 lag die Auslastung der BERLIN so hoch wie 1957.

68 StAB 9, S-9 19-42. Die Fahrgastzahlen der NDL-Liner lassen sich aus Unterlagen im StAB ermitteln.

Ankunfts- und Abfahrtsdaten beweisen, dass keine Abfertigungsprobleme auftraten, die der Columbusbahnhof I nicht hätte lösen können.

»Hochbetrieb« in leeren Hallen

Am 30. Juli 1965 berichteten die Bremer Nachrichten über »Hochbetrieb an der Columbuskaje«: Freitagmorgen kam die ARKADIA mit 140 Briten; Samstagabend startete sie mit 400 Fahrgästen nach Kanada. Die BREMEN traf Freitagmittag mit 1.000 Passagieren ein; am Sonnabend fuhr sie ab, die CASTEL FELICE legte mit 530 Passagieren an. »Hochbetrieb« sieht anders aus, der »Andrang« verteilte sich wie fast immer gut.

Im Januar 1966 war die Kaje zwar vor der Jungferreise der EUROPA ein letztes Mal fast so voll wie zuletzt im Juli 1959 bei der ersten Ausreise der BREMEN, doch im Columbusbahnhof II mussten nicht mehr als 343 Passagiere nach New York abgefertigt werden.⁶⁹ Früher als geplant löste der Lloyd die EUROPA aus dem Liniendienst und setzte sie mit verringerter Passagierzahl für Kreuzfahrten ein, auch ab Bremerhaven. Die New York-Reisen der BREMEN in der Hochsaison ließen sich bald an einer Hand abzählen.⁷⁰

Den Columbusbahnhof II füllten sie nicht. »Die ganze Kapazität dieses modernen Bahnhofs am Meer ist zu keiner Zeit voll ausgenutzt worden«, bestätigt Bremerhaven-Kenner Harry Gabcke.⁷¹ 1973 verloren sich 523 Auswanderer an der Columbuskaje – nicht etwa bei einer Abfahrt, sondern im ganzen Jahr.⁷² Schon am Tag der Eröffnung des Columbusbahnhofs II am 29. November 1962 schrieb die Nordsee-Zeitung: »Die erst zehn Jahre alte Fahrgastanlage I bewältigt den anfallenden Passagierverkehr nach wie vor.«⁷³ Damit war schon vor 50 Jahren alles gesagt.

69 Nordsee-Zeitung vom 8. Januar 1991.

70 Weihnachten 1971 war auch damit Schluss. Vgl. Harald Focke: Die letzte Linienfahrt der BREMEN. Vor 35 Jahren beendete der Norddeutsche Lloyd seinen Passagierdienst zwischen Bremerhaven und New York, in: Niederdeutsches Heimatblatt Nr. 684, Dezember 2006, S. 1.

71 Gabcke (wie Anm. 13), S. 31.

72 1974 wurde die Fahrgastanlage I von 1952 abgerissen, ebd., S. 128. Der nördliche Teil des Columbusbahnhofs II wurde ab 2000 zum Columbus Cruise Center umgebaut. Vgl. Nordsee-Zeitung vom 17. Juli 1974; Hartog (wie Anm. 2), S. 43, S. 53 ff. und S. 128. Das letzte Auswandererschiff legte 1974 von der Columbuskaje ab. Siehe Benschmidt / Kube (wie Anm. 10), S. 111.

73 Nordsee-Zeitung vom 29. November 1962.

Die Kapazität der Abfertigungsanlagen an der Columbuskaje in Bremerhaven⁷⁴

Anlage mit Bauzeit	Zollabfertigungshalle 1949–1950	Columbusbahnhof I 1949–1952	Columbusbahnhof II 1958–1962	Gesamtgrößen ab 11/1962
Passagierabfertigung m ²	2.500	3.570; gedeckte Rampe 2.857	15.150	24.077
Umbauter Raum m ³	24.000	61.400; gedeckte Rampe 17.700	127.725	213.125
Länge m	150,50	176,50; Rampe 250 + 70	245	892
Breite m	22	23,50	30 – 37,75	–
Höhe m	8,50	12,75	19,35 – 22,92	–
Länge Bahnsteig m	250	280	280	540
Parkplätze	97	200	180	380
Baukosten DM	2,5 Mio.	13 Mio.	23 Mio.	38,5 Mio.
Sitzplätze Restaurant	?	460 mit Café	329	789
Sitzplätze Wartesaal 1. Kl.	122	200 (kleine Fahrgasthalle)	321	521
Sitzplätze Wartesaal 2. Kl.	163	500 (große Fahrgasthalle)	1.100	2.100

⁷⁴ Hansestadt Bremisches Amt (wie Anm. 15); für die Zollabfertigungshalle nach Schnelle (wie Anm. 13), für die Fahrgastanlage I auch Otto/Schnelle (wie Anm. 19), S. 143.

»Gastarbeiter« und »Migranten« in Bremen: Triebkräfte, Wirkungen und politische Herausforderungen der Zuwanderung aus dem Ausland am Beispiel der Bremer Stahlindustrie

Von Karl Marten Barfuß und Eike Hemmer

1. Teil: Allgemeine Tendenzen und politischer Rahmen

Erste Erfahrungen bis zur Ölkrise und dem Anwerbestopp von 1973

Beginnend in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre, auf dem Höhepunkt des »Wirtschaftswunders«, zeichneten sich in der Bundesrepublik bereits erste Engpässe am Arbeitsmarkt ab. Der Zweite Weltkrieg hatte zwar durch hohe Kriegsoffer das einheimische Erwerbspersonenpotential stark dezimiert; die Verluste wurden aber seit 1945 überkompensiert durch die Aufnahme von Vertriebenen und Flüchtlingen aus den von der Sowjetunion und Polen annektierten ehemaligen deutschen Ostgebieten und durch den bis zum Bau der Berliner Mauer (1961) anschwellenden Zustrom von Bürgern der DDR. Die wirtschaftliche Dynamik sorgte dafür, dass die anfänglich hohe Erwerbslosigkeit rasch abgebaut wurde und die Arbeitslosenquote in Bremen von 10,1 % (1950) auf 1,1 % (1960)¹ fiel. Weil der westdeutschen Wirtschaft Qualifikation und Aufstiegswille der ost- und mitteldeutschen Zuwanderer äußerst willkommen waren und es keine Sprachbarrieren gab, war deren Integration, ungeachtet mancher Vorurteile und des für manche Einheimische befremdlichen Festhaltens zahlreicher Zuwanderer am Brauchtum ihrer Heimat, nur eine Frage der Zeit.

Als in Bremen um 1960 die Rekrutierung ausländischer »Gastarbeiter« begann, waren die Erfahrungen mit der massenhaften Anwerbung polnischer, tschechischer und ukrainischer bzw. ruthenischer Arbeitskräfte für die bremische Textilindustrie und den Schiffbau aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg längst verschüttet.² Auch die brutale Ausbeutung ausländischer Kriegsgefangener und Zwangsarbeiter durch das NS-Regime war aus der Erinnerung verdrängt.

1 Vgl. Karl Marten Barfuß: Bevölkerung, Sozialprodukt und Arbeitsmarkt im Wirtschaftsaufschwung; in: Karl Marten Barfuß, Hartmut Müller, Daniel Tilgner: Geschichte der Freien Hansestadt Bremen von 1945 bis 2005; Bd. 1 1945–1969; Bremen o.J., S. 365 ff.

2 Vgl. hierzu Karl Marten Barfuß: »Gastarbeiter« in Nordwestdeutschland 1884 – 1918 (Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen, Bd. 52), Bremen 1986.

In Bremen setzte die Anwerbung ausländischer »Gastarbeiter« im Vergleich zu Süd- und Westdeutschland mit leichter Verzögerung ein, vor allem weil das Umland der Stadt länger als in anderen industriellen Ballungsgebieten ein größeres Reservoir an Arbeitskräften bereitstellen konnte und darüber hinaus der Konkurs des legendären Autobauers Borgward (1961) zur Entlassung von rund 20.000 einheimischen Arbeitskräften geführt hatte.³

Noch 1956 registrierte die bremische Statistik nur gut 700 »Ausländer«. Erste gezielte Arbeitskräfteanwerbungen im Ausland begannen in Bremen erst 1959. Vorreiter war, wie bereits vor dem Ersten Weltkrieg, die Bremer Wollkämmerei (BWK), die in jenem Jahr erstmalig 450 Italiener als ungelernte Arbeiter einstellte.⁴ Ein gutes Jahrzehnt später (1970) war bereits ein Drittel der rund 3300 Beschäftigten der Bremer Textilindustrie ausländischer Herkunft. Rechtliche Grundlage der Anwerbungen waren entsprechende Vereinbarungen zwischen der jungen Bundesrepublik und den südeuropäischen Staaten (zuerst 1955 mit Italien, danach 1960 mit Spanien und Griechenland); 1961 folgten die Türkei und 1964 Portugal. Anfangs ging man davon aus, dass die Angeworbenen als sog. »Gastarbeiter« nur kurzfristig bleiben und dann in ihre Heimat zurückkehren würden (»Rotationsprinzip«). Im Laufe der Zeit zeigte sich aber, dass einerseits die deutschen Unternehmen geeignete, eingearbeitete Ausländer behalten wollten und andererseits die Betroffenen selbst in wachsendem Umfang an einem Verbleib in Deutschland interessiert waren und ihre Familien nachholten, solange sich die wirtschaftlichen Perspektiven in den Abwanderungsstaaten nicht nachhaltig verbesserten. Auch die leichte Wirtschaftsrezession in der Bundesrepublik 1966/67 konnte den Trend nicht stoppen. Vielmehr führte der danach wieder einsetzende wirtschaftliche Aufschwung zu verstärkten Anwerbeoffensiven der bundesdeutschen Wirtschaft, auch in Bremen.

Mit der erfolgreichen europäischen Wirtschaftsintegration und dem wachsenden Wohlstand in Südeuropa nahm bereits seit den 1960er Jahren die Zahl der Zuwanderer aus diesen Staaten ab; gleichzeitig kamen mehr und mehr Immigranten aus der Türkei. Die Bevölkerung mit türkischer Staatsangehörigkeit stieg in der Stadt Bremen dementsprechend sprunghaft von 790 (1965) auf 16.500 (1975) bzw. annähernd 50 % der in Bremen lebenden ausländischen Bevölkerung.⁵ Die Zahl der in Bremen ansässigen Italiener, Portugiesen und Griechen stagnierte im gleichen Zeitraum dagegen auf relativ niedrigem Niveau (zwischen 1965 und 2000 jeweils zwischen 1000 und 1500).

Einen gravierenden Einschnitt bei der Zuwanderung brachte die 1973 einsetzende Ölkrise: Erhöhte Energie- und Lohnkosten (die nominalen Bruttostundenverdienste in der bremischen Industrie stiegen, ausgelöst durch wachsende

3 Vgl. Karl Marten Barfuß: Autos aus Bremen; in: Geschichte (wie Anm. 1), S. 419 ff.

4 Vgl. Karl Marten Barfuß: Anwerbung und Beschäftigung ausländischer Arbeitskräfte; in: Geschichte (Anm. 1), S. 369 ff.

5 Vgl. Horst Lange; Bevölkerung, in: Karl Marten Barfuß, Hartmut und Daniel Tilgner (Hrsg.): Geschichte der Freien Hansestadt Bremen von 1945–2005, Bd. 4 Statistik, Bremen 2009, S. 244 ff.

Inflation, in den Jahren 1973/74 um jeweils 11 %⁶⁾) schwächten bei anhaltenden Aufwertungen der D-Mark die internationale Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Wirtschaft; rückläufiges Wirtschaftswachstum, zunehmender Rationalisierungsdruck, verbunden mit der Schließung ganzer Werke (1983 A.G. Weser), führten zu massenhaften Entlassungen, von denen Un- und Angelernte, und damit vor allem »Gastarbeiter«, besonders stark betroffen waren.

Die Bundesregierung reagierte bereits im November 1973 mit einem *Anwerbestopp* für Erwerbstätige aus Nicht-EG-Staaten auf die Krise. Diese Maßnahme bewirkte jedoch entgegen den politischen Intentionen eher eine Zunahme der ausländischen Bevölkerung: Um ihre Arbeitsberechtigung nicht zu verwirken, blieben die in Westdeutschland bereits ansässigen Ausländer hier und holten ihre Familien nach. Ähnlich erfolglos blieb auch das befristete *Rückkehrförderungsgesetz* von 1983, das in ihre Heimat zurückkehrenden Migranten finanzielle Hilfen in Aussicht stellte. Der Wanderungssaldo (Zuwanderung minus Abwanderung) kehrte sich nur für einen kurzen Zeitraum ins Negative. Schon nach kurzer Zeit nahm, besonders durch Familiennachzug und überdurchschnittliche Geburtenraten, die Zahl der in Westdeutschland lebenden Ausländer wieder zu und überstieg das Abwanderungsvolumen.

Neue Herausforderungen und Dimensionen der Zuwanderung

Einen erneuten dramatischen Anstieg erlebte die Zuwanderung seit Ende der 1980er Jahre: Bürgerkriegsflüchtlinge und Asylsuchende drängten verstärkt nach Deutschland, bis neue gesetzliche Regelungen eine nachhaltige Eindämmung der Zuwanderung bewirkten. Höhepunkt war das Jahr 1992 mit der Zuspitzung der Balkankonflikte, aber auch wachsender Not und Verfolgung in der Dritten Welt, die zu einer Zuwanderung von rund 440.000 Asylbewerbern führten. Die Anerkennungsquote der Asylsuchenden blieb mit 4,25 % bundesweit äußerst gering; in Bremen gab es 1990 bei rund 1800 Asylbewerbern eine Anerkennungsquote von nur 3 %.⁷ Erst der *Asylkompromiss* von Dezember 1992 mit der sog. Drittstaatenregelung⁸ führte zu einem starken Rückgang der Zahl der Asylsuchenden.

Eine zusätzliche Herausforderung stellten die besonders zwischen 1987 und 1999 massenweise ins Land strömenden *Spätaussiedler* dar.⁹ Sie besaßen zwar die deutsche Staatsangehörigkeit, waren aber oft der deutschen Sprache nicht mächtig und insofern für den Arbeitsmarkt nur bedingt

6 Ebd., S. 286.

7 Näheres vgl. Gesundheitsamt der Freien Hansestadt Bremen: Das Bremer Modell – Gesundheitsversorgung Asylsuchender, Bremen 08/2011, S. 16 ff.

8 Die Drittstaatenregelung schließt für Personen, die im Ursprungsstaat zwar politisch verfolgt wurden, aber über einen für sie sicheren Drittstaat nach Deutschland einreisen, die Inanspruchnahme des Asylrechts aus.

9 In diesem Zeitraum wurden 2,7 Millionen Spätaussiedler in Deutschland aufgenommen. Ende der 1990er Jahre führten Vereinbarungen mit den Herkunftsländern zu einem starken Rückgang.

tauglich. Schließlich verstärkte sich in den 1990er Jahren auch die jüdische Zuwanderung aus den GUS-Staaten nach Deutschland und Bremen. Jüdische Zuwanderer erhielten 1991 den Status sog. *Kontingentflüchtlinge* mit sicherem Niederlassungsrecht und dauerhafter sozialer Sicherung, was seit-her die Einwanderung von etwa 200.000 Juden nach Deutschland bewirkte, von denen weit mehr als 100.000 hier geblieben sind. Die jüdische Gemeinde im Lande Bremen verzeichnete im Betrachtungszeitraum einen Zuwachs von 150 auf etwa 1.100 Mitglieder.¹⁰

Insgesamt umfasste die deutsche Wanderungsbilanz 1992 1,2 Mio. Zuzüge aus dem Ausland. Die Verteilung von Spätaussiedlern, jüdischen Zuwanderern und Asylbewerbern auf die Bundesländer orientiert sich bis heute nach Maßgabe des sog. »Königsteiner Schlüssels« an der Bevölkerungszahl und dem Steueraufkommen der Bundesländer. Er belief sich für das Land Bremen im Betrachtungszeitraum auf rund 0,95 %. Zwischen 1985 (38 Tsd. Ausländer) und 1995 (70 Tsd. Ausländer) lagen die tatsächlichen Zuwanderungsvolumina nach Bremen allerdings deutlich über der vereinbarten Quote.¹¹ Infolge des Asylkompromisses ging danach die ausländische Bevölkerung in der Stadt vorübergehend wieder leicht zurück.

Dynamik und Vielfalt der Zuwanderung nach Bremen spiegeln sich besonders in folgenden Zahlen: Lebten in der Stadt Bremen 1961 erst 5.700 Personen mit ausländischem Pass (Bevölkerungsanteil 1 %; größte Nationalitätengruppen waren anfänglich Griechen und Italiener), stieg deren Zahl bis 1975 auf 38.800 (Bevölkerungsanteil 7,0 %). Im Jahr 2000 stellten die nunmehr 66.000 Ausländer in Bremen 12,2 % der Gesamtbevölkerung.¹² Bis 2005 stieg die ausländische Bevölkerung auf rund 70.000 an. Bremen bewegte sich damit anteilmäßig im bundesdeutschen Durchschnitt. Der Anteil der Zuwanderer »mit Migrationshintergrund« betrug mittlerweile mehr als das Doppelte des Ausländeranteils.¹³ Der türkische Bevölkerungsanteil ging zwischen 1980 und 2005 von 53 % auf 33 % stark zurück, während der Anteil der Osteuropäer (vor allem aus Polen und dem ehemaligen Jugoslawien) entsprechend zunahm (auf zusammen 17 % im Jahre 2005). Die Globalisierung der Wanderungsbewegungen ließ bis 2005 überdies besonders durch politische und wirtschaftliche Destabilisierung den Anteil von Afrikanern (8 %), Migranten aus der ehemaligen Sowjetunion (8 %), dem Libanon (2 %), dem Iran (2 %) und dem »übrigen Asien« (10 %) an der stadtbremischen Gesamtbevölkerung stark ansteigen.¹⁴ Das zähe politische Ringen um eine zielorientierte Zuwanderungspolitik hatte Deutschland seit den 1980er Jahren mit einer äußerst heterogenen, kaum mehr zu steuernden Immigration konfrontiert, die das ethnische, soziale und kulturelle Spektrum der Immigranten enorm erweiterte und die staatlichen Organe, Justiz und Verwaltung, lange überforderte.

10 Näheres vgl. Bundesamt für Migration und Flüchtlinge: Jüdische Zuwanderer in Deutschland, Nürnberg 2005, S. 3 ff.

11 Lange, Statistik (wie Anm. 5), S. 248.

12 Ebd., S. 236.

13 s. u.

14 Lange, Statistik (wie Anm. 5), S. 249.

Arbeitsmarkt und soziale Sicherungssysteme im Zeichen von Zuwanderung und Wirtschaftskrise seit den 1970er Jahren

Parallel zu der beachtlichen Zunahme der ausländischen Bevölkerung begann mit dem Anwerbestopp von 1973, den in den 1970er und 1980er Jahren eskalierenden Strukturproblemen in bestimmten Wirtschaftszweigen Bremens mit ursprünglich hohem Ausländeranteil (Schiffbau, Textilindustrie, Unterhaltungselektronik) und dem wachsendem Rationalisierungsdruck die Zahl der sozialversicherungspflichtig beschäftigten ausländischen Arbeitnehmer im Lande Bremen von 22.000 (1975) auf 17.000 (2000) zurückzufallen, ungeachtet der im selben Zeitraum verdoppelten Gesamtzahl der Ausländer.¹⁵ Mit anderen Worten: Der Anteil der Beschäftigten an der Gesamtzahl der ausländischen Bevölkerung bzw. die Beschäftigtenquote fiel steil ab, auch weil gleichzeitig Familiennachzug und überdurchschnittliche Geburtenraten von Migranten die Familiengröße wachsen ließen. Hinzu kamen der wachsende Mangel an Beschäftigungsmöglichkeiten für Un- und Angelernte und die dadurch gesunkenen Beschäftigungschancen von Ausländern, aber auch Beschäftigungsverbote für bestimmte Migrantengruppen, vor allem Bürgerkriegsflüchtlinge und Asylsuchende.

Infolge dieser Entwicklung stiegen die Sozialleistungen an Ausländer stark an, und es kam zu einer Umkehr des Gebens und Nehmens: Hatten noch bis in die 1970er Jahre größtenteils alleinstehende, erwerbstätige Ausländer mit ihren Abgaben den deutschen Staat und seine sozialen Sicherungssysteme nachhaltig alimentiert, begannen Migranten nunmehr bei den staatlichen Leistungen per Saldo zu Nehmenden zu werden. Gleichzeitig vergrößerten sich die Probleme auf dem Wohnungsmarkt, auch zum Nachteil der einheimischen Bevölkerung. Wohnungen wurden zunehmend knapp und teuer.

Verständigungsschwierigkeiten, wachsende Wohnungsnot, die eskalierende Arbeitslosigkeit von Migranten und die starke Inanspruchnahme sozialer Transferleistungen blieben – besonders seit Ende der 1980er Jahre – nicht ohne Rückwirkungen auf das Ansehen der Migranten und die Beziehungen zwischen Einheimischen und Zuwanderern. Hier entstand der Nährboden wachsender, aggressiver Ausländerfeindlichkeit auf der einen Seite und sich absondernder Parallelgesellschaften auf der anderen. Waren die Ausländer solange willkommen gewesen, wie der einheimische Arbeitsmarkt allen gute Chancen bot und die Migranten den Aufstieg der einheimischen Arbeitnehmer erleichterten, machten sich nunmehr verstärkt Vorbehalte und Vorurteile bis hin zu mörderischen Anschlägen (u. a. 1992 Anschlag in Mölln, 1993 in Solingen) breit.

Vor diesem Hintergrund wurde 1992 mit großer Mehrheit vom Bundestag der bis heute umstrittene »Asylkompromiss« beschlossen, der das Grundrecht auf Asyl stark eingeschränkt hat. Auf seiner Grundlage folgten neue verfahrensrechtliche Vorschriften (1997), außerdem (2000) eine Reform des Staatsangehörigkeitsrechts. Ein Paradigmenwechsel mit der Bejahung der

15 Vgl. Lange, Statistik (wie Anm. 5), S. 163.

faktisch längst existierenden »Einwanderungsgesellschaft« gelang aber erst mit dem Zuwanderungsgesetz von 2005 und seinen Regelungen zur *Steuerung und Begrenzung der Zuwanderung und zur Regelung des Aufenthalts und der Integration von Unionsbürgern und Ausländern*¹⁶. Das Gesetz bejaht vor dem Hintergrund des demographischen Wandels grundsätzlich die Notwendigkeit von Einwanderung und stellt sich gleichzeitig den Herausforderungen verstärkter Integration der hier bereits lebenden Migranten. Bedeutende Initiativen im Rahmen von Zuwanderung und Integration sind seither (seit 2006) der *Integrationsgipfel* in Regie des Bundeskanzleramts, (seit 2007) ein *Nationaler Integrationsplan* und die Einsetzung einer *Beauftragten der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration*. Als Teil des Zuwanderungsgesetzes garantiert das *Freizügigkeitsgesetz* Unionsbürgern die Freizügigkeit innerhalb der Europäischen Union, auch bei der Arbeitssuche, während sich die Europäische Union gleichzeitig gegenüber Drittländern als »Festung Europa« weitgehend abgeschottet hat und ihre Außengrenzen seit 2005 durch die Gemeinschaftsagentur FRONTEX (mit Sitz in Warschau) rigide überwachen lässt.

Von »Gastarbeitern« und »Ausländern« zu »Migranten«

Die zunehmend komplexe Zusammensetzung der Zuwanderer nach Herkunftskulturen, Nationalitäten und Zuwanderungsgründen sowie der Paradigmenwechsel der Zuwanderungspolitik von der Rotation zur Integration hat mittlerweile aus »Gastarbeitern« und »ausländischen Arbeitskräften« »Personen mit Migrationshintergrund« werden lassen. Entsprechend der Migrationshintergrund-Erhebungsverordnung von 2010 liegt ein Migrationshintergrund vor, wenn eine Person nicht die deutsche Staatsangehörigkeit besitzt (Ausländer/in) oder ihr Geburtsort im Ausland liegt und die Zuwanderung nach 1949 erfolgte (eingebürgerte Ausländer/innen und Spätaussiedler); darüber hinaus bei Personen, bei denen mindestens ein Elternteil ausländischer Staatsangehöriger oder Spätaussiedler ist (Kinder von Zugewanderten). »Migranten« im Sinne der Statistik müssen demnach keine eigene Migrationserfahrung haben. Jede dritte Person mit Migrationshintergrund lebt seit der Geburt in Deutschland.^{17 18}

In der öffentlichen Wahrnehmung und im Kontext der Arbeitsförderung und der Sozialpolitik werden Migranten als Bevölkerungsgruppe zumeist negativ konnotiert.¹⁹ Tatsächlich verteilen sich Migrantenmilieus auf vielfältige Ethnien und die verschiedensten sozialen Schichten. Das konzentrierte Wohnen von Migranten in einzelnen Stadtteilen und ihre Verhaftung in bestimmten

16 So die Bezeichnung des Gesetzes.

17 Studie zum Personenkreis mit Migrationshintergrund. Ein Beitrag zum operationellen Programm des Europäischen Sozialfonds 2007–2013 im Land Bremen (im Auftrag der Senatorin für Arbeit, Frauen, Gesundheit, Jugend und Soziales des Landes Bremen), Bremen/Hamburg 2008, S. 4.

18 Suchwort »Migrationshintergrund« bei Wikipedia.

19 Studie (wie Anm. 17), S. 5.

sozialen Milieus ist für viele Betroffene lediglich eine Etappe, durch die sie im Zuge ihrer Integration und des sozialen Aufstiegs in andere gesellschaftliche Bereiche und Wohnbezirke geschleust werden, auch in Bremen. Allerdings lassen sich hier evidente Unterschiede zwischen den einzelnen Herkunftsregionen der Migranten ausmachen; so nimmt der soziale Aufstieg von Migranten aus der Türkei offensichtlich längere Zeit in Anspruch als bei der Mehrzahl europäischer Migranten oder bei Iranern. Als wesentliche Ursache dafür gilt die Tatsache, dass die meisten türkischen Migranten aus bildungsfernen Schichten und wirtschaftlich unterentwickelten Regionen der Türkei zugewandert sind und diese mittlerweile in Form *verpflanzter Dörfer* Parallelgesellschaften in den Zuwanderungsgebieten bilden.

In der Stadt Bremen mit ihren 548 Tausend Einwohnern (2009) beläuft sich die Bevölkerung mit Migrationshintergrund (2009) auf rund 28 %, wobei bei Kindern und Jugendlichen der Anteil weit überdurchschnittlich, bei älteren Einwohnern unterdurchschnittlich ist. Unter den Bundesländern liegen Hamburg und Bremen mit ihren Migrantenanteilen am höchsten²⁰; im Städtevergleich fällt Bremen dagegen gegenüber anderen Großstädten wie Frankfurt/M (mit 42 % Migrantenanteil) deutlich zurück. Von den 152 Tsd. (2009) in Bremen lebenden Personen mit Migrationshintergrund sind 47 % *Ausländer*, 29 % *Eingebürgerte* und 24 % *Aussiedler/innen*. Die Türken sind ungeachtet der enormen Zuwanderung aus Osteuropa, Afrika und Asien die größte Gruppe der bremischen Migranten geblieben, wenn auch mit stark gesunkenem Bevölkerungsanteil: Zu den 23.300 Ausländern türkischer Nationalität kommen weitere 13.000 eingebürgerte Türken, so dass sich die Gesamtzahl der in der Stadt Bremen lebenden türkischen Migranten auf rund 36.000 bzw. 6,6 % der städtischen Gesamtbevölkerung beläuft.²¹

Segregationserscheinungen und Integration als Ansatzpunkte bremischer Politik

Im Zuge des Einlebens in Deutschland driftet die zugewanderte Bevölkerung offenkundig auseinander. Dies betrifft besonders auch Migranten türkischer Herkunft: Auf der einen Seite eine wachsende Zahl von Aufsteigern, die sich erfolgreich den Herausforderungen der Aufnahmegesellschaft gestellt haben, auf der anderen Seite jene, die sich sozial, wirtschaftlich und habituell mehr und mehr in Parallelgesellschaften bestimmter Stadtteile zu konzentrieren beginnen. Die schlechte Beherrschung der deutschen Sprache wirft Jugendliche aus diesen Milieus in ihrer schulischen Entwicklung und in der beruflichen Qualifizierung zurück und beeinträchtigt ihren sozialen Aufstieg.²² Diese

20 Ebd., S. 18.

21 Vgl. Lange, Statistik (wie Anm. 5), S. 244; Studie (wie Anm. 17), S. 16 ff.

22 Erhebungen des Bremer Rats für Integration; außerdem »Polizeiliche Kriminalstatistik« (PKS) des Landes Bremen 2010, passim. Bei einem Bevölkerungsanteil von 4,27 % stellen Migranten mit türkischer Staatsangehörigkeit 7,72 % aller Strafverdächtigen. Dies ist allerdings nur ein Bruchteil anderer Migrantengruppen (Kosovo, Rumänien, Libanon, Nigeria).

Entwicklung ist in Bremen insofern besonders ausgeprägt, als die in den 1960er und 1970er Jahren angeworbenen »Gastarbeiter« fast ausschließlich als Un- und Angelernte von Wirtschaftszweigen der bremischen Industrie beschäftigt waren, die in den 1970er und 1980er Jahren Opfer gravierender Strukturkrisen wurden (Textilindustrie, Schiffbau, Unterhaltungselektronik, Stahlindustrie) und Tausende ausländischer Arbeiter entließen, die damit um ihre Aufstiegschancen gebracht wurden. Ihre Chance auf Wiederbeschäftigung war mangels ausreichender Qualifizierung vergleichsweise gering, so dass sich in Bremen womöglich mehr als anderen Orts entsprechende Milieus verfestigt und den sozialen Aufstieg behindert haben.

Auffällig ist die vergleichsweise enge Bindung der türkischen Migranten an den Islam. Bei ihnen spielt, in Bremen wie in ganz Deutschland, die Religion eine größere Rolle für die Alltagskultur als bei anderen Migrantengruppen²³. Allerdings ist hier zu differenzieren zwischen ethnischen Türken und Kurden. Kurden gelten in Bremen als weit weniger religiös; schätzungsweise 90 % gehen nicht in die Moschee, von den ethnischen Türken dagegen eine deutliche Mehrheit. Rund 40 % der bekennenden Muslime rechnet sich in Bremen zu der als liberal geltenden Organisation *DITIB* (Türkisch-Islamische Union der Anstalt für Religion), weitere 40 % zu der als konservativ geltenden Organisation *Milli Görüs* (»Nationale Sicht«), deren Demokratieverständnis als umstritten gilt; die restlichen 20 % verteilen sich auf andere Gemeinden, darunter auch islamistische. Drei Bremer Gemeinden sind Mitglied des 1973 in Köln gegründeten Verbands VIKZ (Verband der islamischen Kulturzentren e.V.).²⁴ Ungeachtet ihrer stärkeren religiösen Verwurzelung vertreten auch die Türken überwiegend die Meinung, Religion sei reine Privatsache.²⁵

Integrationspolitik wird in Bremen wie in ganz Deutschland inzwischen als gesamtgesellschaftliche Aufgabe verstanden. Zuwanderung und Integration prägen die Bildungspolitik ebenso wie die Sozialpolitik, die städtebauliche Entwicklung oder die innere Sicherheit. Es wird in der öffentlichen Debatte kaum noch bestritten, dass sich in Zukunft ohne geregelte Zuwanderung und gelingende Integration in einer hochgradig alternden Gesellschaft weder die sozialen Sicherungssysteme halten noch der Bedarf an Arbeitskräften befriedigen lassen.

Ein auf die gesamtgesellschaftliche Teilhabe von Migranten angelegtes Leitbild prägt auch die bremische Integrationspolitik. Die konkrete Zielbestimmung und die Umsetzung entsprechender Maßnahmen liegen in Händen eines speziellen Referats »Zuwandererangelegenheiten«. Zu seinen Aufgaben gehören die Förderung, Unterstützung und Koordination der Integration, das Fachmonitoring für die Integrationskonzeptionen des Landes Bremen, die Unterstützung von Beratungs- und Betreuungsleistungen, Fortbildungsangebote mit dem Schwerpunkt Interkulturelle Kompetenz, Sprachangebote,

23 Vgl. SINUS-Studie über Migrantenmilieus in Deutschland (2008).

24 Auskunft von Rainer Schmidt, Referat Zuwanderungsangelegenheiten und Integrationspolitik beim Senator für Soziales, Kinder, Jugend und Frauen am 3. Februar 2011.

25 SINUS-Studie.

außerschulische Hilfen, die Förderung des »Bremer Rats für Integration« (BRI, gegründet 2004) und des »Netzwerks für Zuwanderinnen und Zuwanderer«, die Bekämpfung von Diskriminierung, Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit sowie Information und Beratung durch Broschüren, Ausstellungen und Veranstaltungen, das alles in enger Kooperation mit den einzelnen Senatsressorts.

In der Senatsvorlage »Lebenslagen im Land Bremen – Armuts- und Reichtumsbericht des Senats der Freien Hansestadt Bremen 2009« finden sich konkrete Hinweise auf verbleibende Defizite. Auffallend ist das wesentlich höhere Armutsrisiko von Migranten²⁶, außerdem die weit überdurchschnittliche Schulabbrecherquote (17 % gegenüber 7 % der deutschen Schulabgänger) und die niedrige Abiturientenquote (12 % gegenüber ca. 30 % der deutschen), die ausländische Schüler im beruflichen Werdegang und sozialen Aufstieg gegenüber deutschen Schülern zurückwerfen. Auffallend ist nach wie vor auch die hohe Arbeitslosenquote von Ausländern (2008: 25,2 % gegenüber 12,3 % bei Deutschen im Lande Bremen)²⁷ sowie die vergleichsweise niedrige Erwerbsbeteiligung von Migranten mit 68,3 % gegenüber 75 % bei Personen ohne Migrationshintergrund. Infolge des vergleichsweise niedrigen Einkommens und Bildungsstandes konzentriert sich die Bevölkerung mit Migrationshintergrund großenteils in Stadtteilen mit sanierten Altbauquartieren oder Großwohnsiedlungen und entsprechend günstigen Mieten. Während in der Stadt Bremen insgesamt der Migrantenanteil (2007) 27 % betrug, verzeichneten Tenever 62 %, Neue Vahr Nord 55 %, Ohlenhof 55 %, Sodenmatt 39 % und Gröpelingen 39 %.²⁸ Allerdings ist die Verweildauer in den genannten Stadtteilen erheblich kürzer als bei deutschen Bewohnern; d. h. die Bewohner ziehen nach der »Erstintegration« häufig in kurzer Zeit in aus ihrer Sicht »höherwertige« Wohnquartiere.²⁹ Diese Erfahrung relativiert die Entstehung von *Parallelgesellschaften* in bestimmten Stadtquartieren: Das Bewohnermilieu ist in ständiger Bewegung. Vielen Migranten erleichtert es, unterstützt durch eine fördernde Stadtteilpolitik, zudem die Eingewöhnung in die Aufnahmegesellschaft. Auch aus einem anderen Grund ist die Konzentration von Menschen mit Migrationshintergrund in bestimmten bremischen Stadtteilen kein Grund zur Besorgnis: Über 70 % (rund 110.000) von ihnen leben außerhalb der Kerngebiete der Zuwanderung und sind damit relativ gleichmäßig über die Bremer Ortsteile verteilt.³⁰ In den Kerngebieten der Migranten liegt allerdings deren Einbürgerungsquote mit lediglich 15 bis 22 % deutlich unter dem stadtbremischen Durchschnitt von 27 %³¹; dies lässt in Verbindung mit anderen Indikatoren (mangelnde Deutschkenntnisse, hohe Schulabbrecherquoten, geringes Bildungsniveau u. a.) darauf schließen, dass es hier ein vergleichsweise

26 Die Senatorin für Arbeit, Frauen, Gesundheit, Jugend und Soziales: Lebenslagen im Land Bremen; Armuts- und Reichtumsbericht der Freien Hansestadt Bremen 2009, S. 248.

27 Ebd., S. 254.

28 Ebd., S. 256.

29 Ebd., S. 256.

30 Ebd., S. 358.

31 Ebd., S. 359.

großes, mehr oder minder integrationsaverses Bevölkerungssegment gibt. Es manifestiert sich in Bremischen Stadtteilen mit großem türkischen Bevölkerungsanteil in bestimmten tradierten Verhaltensweisen, nicht aber in einem Abgleiten in Verwahrlosung; denn dies wird offenkundig durch vorhandene soziale Kontrollmechanismen verhindert.

2. Teil: Türkische Arbeiter in der Bremer Stahlindustrie

Die nachfolgende Studie zeichnet die Entwicklungslinien und Probleme der Beschäftigung türkischer Arbeitskräfte³² in der Bremer Hütte³³ als Spiegel der Gesamtentwicklung seit den späten 1960 Jahren auf. Die große Anzahl der Angeworbenen (bis zu 1200 in den frühen 1980er Jahren) veranlasste das Unternehmen zu spezifischen Maßnahmen der Anwerbung und Integration, deren Durchführung einer gemeinsamen Anstrengung von Personalleitung und Betriebsrat bedurfte. Sie erforderten die Auseinandersetzung mit den religiösen und kulturellen Bedürfnissen der »Gastarbeiter« zu einem Zeitpunkt, als die Dimension der Probleme das öffentliche Bewusstsein noch längst nicht erreicht hatte. In einer *Pionierphase*, nämlich der ersten Generation der Angeworbenen, schien so der Eingewöhnungsprozess unter Respektierung der kulturellen Andersartigkeit der türkischen Migranten beispielhaft zu gelingen. Eine *zweite Phase* gewann seit den 1980er Jahren neue Konturen durch die Einstellung junger Menschen aus Migrantenfamilien und dem Beginn der Ausbildung türkischstämmiger Jugendlicher zu Facharbeitern auf der Hütte; sie forcierte den Integrationsprozess. Eine *dritte Phase* schließlich ließ seit der Jahrtausendwende den Anteil von Auszubildenden aus türkischen Einwandererfamilien dramatisch zurückgehen, während gleichzeitig einer ganzen Reihe jüngerer Belegschaftsmitglieder aus Migrantenfamilien der Aufstieg in qualifiziertere Positionen gelingt. Die ursprünglich relativ homogene Gruppe türkischer Migranten zeichnet sich durch eine soziale Segregation aus, bei der einerseits ein wachsender Teil in der Aufnahmegesellschaft angekommen ist, sich andererseits aber ein relativ großes Segment an Menschen gebildet hat, das einer wirtschaftlichen, kulturellen und lokal konzentrierten Parallelgesellschaft gleicht.

32 Die türkischen Arbeitnehmer stellten von Beginn an die große Mehrheit der Ausländer in der Hütte; Angehörige anderer Nationen erreichten höchsten 10 % der ausländischen Arbeiter. Die Konzentration auf eine spezifische Ausländergruppe erleichterte sowohl die Anwerbung als auch die Kommunikation; darüber hinaus wurden potentielle Rivalitäten zwischen verschiedenen Ethnien vermieden.

33 Nach der Ansiedlung 1954 war die Bremer Hütte bis 1994 eine Tochtergesellschaft der Klöckner-Werke AG Duisburg, von 1985 bis 1994 unter dem Namen Klöckner Stahl GmbH, von 1995 bis 2005 als Stahlwerke Bremen GmbH firmierend, ab 2006 Arcelor Bremen, seit 2006 Teil eines global operierenden Stahlkonzerns unter dem heutigen Namen ArcelorMittal.

Ein freundlicher Empfang

Als 1965 die ersten türkischen Arbeiter zur Klöckner-Hütte in Bremen kamen, war der Empfang nach ihrer übereinstimmenden Erinnerung überaus freundlich. Typisch dafür ist die Aussage von Halil Yurdakul³⁴, der sich unter den ersten 66 Angeworbenen befand: »Damals haben uns die deutschen Kollegen ganz freundlich aufgenommen. Als wir den Betrieb besichtigten, haben sie uns von weitem begrüßt und uns sogar die Hände gedrückt – das war für uns ein ganz freundlicher Empfang gewesen.«³⁵ Die anfänglich offensichtlich entspannte Art und Weise des Miteinanders ergab sich aus den Umständen der frühen Anwerbungen.

Die ersten Anlagen der auf der grünen Wiese an der Weser errichteten Klöckner-Hütte Bremen waren 1957 in Betrieb gegangen. Gebaut werden sollte ein integriertes Hüttenwerk mit Hochöfen, Stahlwerk und Walzwerken. In den ersten Jahren standen dafür in Bremen genügend Arbeitskräfte zur Verfügung. Während andere Bremer Betriebe bereits »Gastarbeiter« einstellten, berichtete der »Weser-Kurier« noch 1962: »Ausländer sind auch als Hilfskräfte in der Bremer Hütte nicht gefragt, da sich für alle Arbeitsplätze auch in Zukunft nach den bisherigen Erfahrungen ausreichend Bewerber aus Bremen und seiner nächsten Umgebung finden lassen.«³⁶

Ab 1963 aber machte sich auf dem Arbeitsmarkt ein fühlbarer Mangel an angelernten Arbeitern bemerkbar. Eberhard Fritsche, damaliger Personalchef der Klöckner-Hütte, schildert die Situation: »Der Arbeitsmarkt war leergefegt. Wir hatten damals Omnibuslinien eingerichtet – bis nach Ostfriesland, nur damit wir ein paar Leute kriegten.«³⁷ Jetzt rückten auch für die Hütte ausländische Arbeiter ins Blickfeld. Arbeiter aus Griechenland und Italien waren in der Hochkonjunktur kaum noch zu bekommen. Die guten Erfahrungen aus anderen Bremer Betrieben sprachen für die Einstellung türkischer Arbeiter. Sie galten als fleißig, konnten zupacken und waren deutschfreundlich eingestellt.³⁸

Der Personalchef reiste im April 1965 selbst nach Istanbul, zusammen mit einem türkisch sprechenden Ingenieur aus dem Warmwalzwerk und dem Leiter des Arbeitseinsatzes auf der Hütte. In Istanbul nahm eine Anwerbekommission im Auftrag der Bundesanstalt für Arbeit zusammen mit Vertretern der anwerbenden Unternehmen und der türkischen Arbeitsverwaltung die Auswahl unter den Bewerbern vor. Klöckner unterhielt ein eigenes Büro in Istanbul. Der Andrang von Bewerbern war riesig. Die Hütte suchte gesunde, kräftige Männer, die schwere körperliche Arbeit gewohnt waren. Der Personalchef beschreibt die Kriterien, nach denen er die Männer aussuchte: »Ich hab mir

34 Alle befragten und zitierten Personen haben ihr Einverständnis zur Nennung ihres Namens erklärt.

35 Interview mit Halil Yurdakul, 1990 für den Film »Arbeiten für Deutschland. Ein Stahlwerk und seine Ausländer«, Film von Eike Hemmer und Ulrich Scholz, Tele News Bremen, 1991.

36 »Klöckner ließ sich Hütte Bremen bisher 850 Millionen Mark kosten«, Weserkurier 10.10.1962,

37 Interview mit Eberhard Fritsche, 1990.

38 Vgl. Andrea Kleeß, Der Phönix von der Weser, Bremen 2007, S. 41.



Schmelzer beim Abstich am Hochofen. (Foto: Hemmer)

auch die Hände zeigen lassen. Weil wir nach Kriterien suchten, die uns sagten, dass der Mann für körperliche Arbeit geeignet war, und wir meinten, beraten auch durch die türkischen Mitarbeiter des Arbeitsamtes, dass das ein Kriterium ist. Denn Zeugnisse oder irgendwelche Unterlagen, aus denen hervorging, wo die Leute gearbeitet haben, die sich bewarben, gab es nur ganz selten.«³⁹ Die gründlichen Gesundheitsuntersuchungen in Istanbul erfolgten durch mehrere deutsche Ärzte. Auf das Schamgefühl der häufig vom Lande und aus religiösen Familien stammenden jungen Bewerber wurde dabei wenig Rücksicht genommen.⁴⁰

39 Interview mit Eberhard Fritsche für den Film »Arbeiten für Deutschland«, 1990.

40 Osman D. schildert ein beschämendes Ereignis bei der Untersuchung: »An der Seite der deutschen Ärzte gab es eine junge türkische Frau, die dolmetschte. Vor der Untersuchung standen wir alle in einer langen Reihe, dann wurde jeder einzelne untersucht. Dazu musste man vortreten, und schließlich musste man auch die Unterhose ausziehen. Im Anusbereich wurde nachgeschaut, ob man z.B. Hämorrhoiden hatte, und auch der Penis wurde hoch gehoben, um nachzuschauen, ob dort auch alles in Ordnung war. Wenn alles in Ordnung war, konnte man wieder zurück an die Wand treten. Unter uns war einer aus Erzurum, für den es wohl das erste Mal war, dass er von einer Frau berührt wurde. Und sofort wurde sein Körper von einem heftigen Verlangen erfüllt. Der Junge hat sich unglaublich geschämt. Und in dieser Situation hat er wohl eine Erektion bekommen. Wir anderen haben es nicht gesehen, aber die Dolmetscherin hat es so übersetzt. Daraufhin sagte der deutsche Arzt: Dich werde ich nicht nach Deutschland schicken. Und er war entlassen.« (Interview 1993).

Nach den ersten 66 türkischen Arbeitern im April 1966 wurden ein Jahr später noch einmal 34 weitere Arbeiter für Klöckner Bremen direkt in der Türkei angeworben. Danach stellte die Klöckner-Hütte die Direktanwerbung vorläufig ein. Durch Mundpropaganda über die guten Verdienstmöglichkeiten auf der Hütte animiert, bewarben sich genügend türkische Arbeiter aus anderen Betrieben in Bremen und dem Umland. Ihr Anteil an der Arbeiterbelegschaft der Hütte wuchs bis zum Geschäftsjahr 1969/70 auf zehn Prozent (absolut 465 Menschen). Für den weiteren Ausbau des Werkes reichte diese Einstellungspraxis allerdings nicht. Deshalb warb im Jahre 1970 ein türkischer Mitarbeiter, der zeitweise für den Betrieb auch dolmetschte, im Auftrag der Personalabteilung noch einmal Arbeiter in Istanbul an.

Die weitere zahlenmäßige Entwicklung der Beschäftigung türkischer Arbeiter auf der Klöckner-Hütte kann nur teilweise rekonstruiert werden. Aus den vorhandenen Unterlagen ergibt sich folgendes Bild zur Entwicklung der Belegschaftsmitglieder (BLM):

Beschäftigungsentwicklung türkischer Arbeiter

Datum Jahr	Beschäftigte ohne Auszubildende – davon Lohnempf. / Angestellte	Ausländische Beleg- schaftsmitglieder / davon Angestellte	Türkische Arbeiter
31. 7. 1974	6732 – 5142 / 1590	966 / 13	882
31. 7. 1982	6750 – 5239 / 1511	1281 / 10	1199
31. 7. 1984	keine Gesamtzahl / Lohnempf. 4224	905	826
31. 7. 1988	5690 – 4424 / 1266	946 / 9	860
31. 7. 1990	6026 – 4642 / 1384	956 / 13	894
31. 7. 1993	5188 – 3797 / 1391	859 / 18	798
31. 7. 1994	4856 – 3629 / 1227	841 / 17	778
31.12.2002	4520 – 3088 / 1432	660 / 35	578

(Quelle: Statistische Daten Klöckner Stahl; Arbeitswirtschaft und Personalcontrolling ArcelorMittal)

Gastarbeiter aus anderen Nationen bildeten auf der Klöckner-Hütte durchgängig eine kleine Minderheit. Sie traten als Gruppe nicht in Erscheinung.

Wie reagierten die deutschen Arbeiter auf die Neuankömmlinge aus der Fremde? Erhard Kuba, langjähriger Betriebsrat im Kaltwalzwerk, schildert die anfängliche Verwunderung und die anschließende durchaus angenehme Überraschung: »Die ersten türkischen Kollegen kamen nicht einzeln, sondern in Gruppen – 15 bis 20 Mann, vorneweg der Ingenieur. Alle Kollegen haben sich gefragt: ›Wo kommen die her? Was wollen die eigentlich mit all den türkischen

Kollegen, die kein Wort Deutsch sprachen?« Und dann sind wir dahinter gekommen, wo die Türken arbeiten sollten, z.B. in der Packerei. Das (war eine Arbeit), die wollte nicht gerne von uns gemacht werden. Und wir waren damals ganz froh, dass die türkischen Kollegen gekommen sind, die dann diese Arbeit gemacht haben.«⁴¹

Verpacken der fertigen Bleche mit hundertfachem Bücken während einer Schicht war schwere körperliche, vor allem die Wirbelsäule belastende Arbeit. Das galt auch für die meisten anderen Arbeitsplätze, an denen jetzt türkische Arbeiter eingesetzt wurden, zum Beispiel in der Haspelgrube am Ende der Warmbreitbandstraße, wo die teilweise noch bis zu 600 Grad heißen Stahlbänder aufgewickelt wurden, oder in der Flämmerei, in der die Oberfläche der Brammen (einem Zwischenprodukt vor dem Auswalzen) bearbeitet wurde. Dabei musste der Flämmer stundenlang mit der Schulter dem Rückstoß des Flämmhobels entgegen wirken – auch dies ein Arbeitsvorgang, der auf die Dauer den Bewegungsapparat stark belastet. Alle diese Arbeitsplätze mit schwerer, körperlich anstrengender Arbeit litten zudem unter den Umweltbedingungen wie Hitze, Staub und Lärm. Das waren für angelernte Arbeiter typische Arbeitsplätze, die nach den unteren Lohngruppen 3 und 4 entlohnt wurden. Das entsprach in den 1960er Jahren einem Bruttoverdienst von 800 DM. Aufgebessert werden konnte der Verdienst durch Schichtzulagen und Mehrarbeit, teilweise wie in der Flämmerei auch durch Prämien.⁴²

Für die deutschen Arbeiter eröffneten sich mit der Ankunft der türkischen Kollegen Aufstiegschancen in qualifiziertere Positionen und eine Entlastung von besonders schwerer und gesundheitsgefährdender Tätigkeit. In dieser Phase der Vollbeschäftigung erschienen die Gastarbeiter also nicht als Konkurrenten, sondern als willkommene Entlastung.

Für die Anlernzeit der türkischen Arbeiter waren drei bis vier Wochen vorgesehen, doppelt so lange wie für deutsche Arbeiter. Begründet wurde diese verlängerte Anlernzeit einerseits mit den Sprachschwierigkeiten, andererseits mit der fehlenden Industrieerfahrung der angeworbenen Arbeitskräfte; denn es handelte sich »vorwiegend um Landarbeiter aus Anatolien, die noch nie Industriebetriebe gesehen, geschweige denn in einem Industriebetrieb gearbeitet haben.«⁴³

Von den türkischen Arbeitern wurde ein mehrfacher Anpassungsprozess verlangt. Neben der Notwendigkeit, sich am Arbeitsplatz und im außerbetrieblichen Umgang irgendwie verständigen zu können, kamen die kulturellen Unterschiede, die Eingewöhnung in eine großindustrielle Arbeitsproduktion, der Zwang zu strikter Arbeitsdisziplin. Die Personalabteilung der Hütte versuchte, diesen Eingewöhnungsprozess zu erleichtern und den Kulturschock zu mildern, u. a. durch gemeinschaftliche Unterbringung der türkischen Arbeiter

41 Erhard Kuba, Interview im Film »Arbeiten für Deutschland«.

42 Im Durchschnitt des Geschäftsjahres 1982/83 waren als angelernte 2532, als ungelernte 206 Arbeiter auf der Hütte beschäftigt, im Vergleich zu 2303 Facharbeitern, Klöckner Stahl GmbH Hütte Bremen, Statistische Daten, Januar 1990.

43 Brief des Personaldirektors vom 30. 1. 1967 an Gerd Grave, Unterlagen Eberhard Fritsche.

in zwei Wohnheimen auf dem Hüttengelände. Sie schliefen dort in 4- bis 6-Bett-Zimmern. Für die Unterkunft mussten 30.– DM pro Monat entrichtet werden. Kosten für Heizung, Reinigung und Bettwäsche waren darin enthalten. Kochen konnten die Bewohner in Gemeinschaftsküchen. Auch ein Gebetsraum wurde eingerichtet. In den Sanitäranlagen gab es Fußwaschbecken für rituelle Waschungen vor dem Gebet. Die Mitarbeiter der Personalabteilung sahen manche dieser Einrichtungen kritisch. So sei z. B. die Einführung der aus der Heimat gewohnten hygienischen Hocktoiletten falsch gewesen. Die Gastarbeiter hätten sich an europäische Standards gewöhnen müssen. Viele dieser Maßnahmen, die den türkischen Arbeitern helfen sollten, sich einzugewöhnen, seien auf Vorstellungen des Betriebsrates geschehen.⁴⁴

Die Personalabteilung führte regelmäßig Sprechstunden im Wohnheim durch und bot Deutschkurse und Verkehrserziehungskurse an. Es gab eine Informationsmappe in türkischer Sprache, die den türkischen Kollegen am Tag nach ihrer Ankunft im Rahmen eines Informationsgesprächs überreicht wurde. Von Zeit zu Zeit zeigte die Arbeiterwohlfahrt türkische Filme.⁴⁵

Als nach einigen Jahren Frauen und später die Kinder aus der Türkei nachkamen, musste anderer Wohnraum gefunden werden. Ab 1968 wurde ein Teil der Migrantenfamilien in Wohnungen hauptsächlich in den Stadtteilen Neue Vahr und Marßeler Feld untergebracht, die von der Personalabteilung Klöckner verwaltet wurden. Nicht überall gelang die Zuweisung von Wohnraum an türkische Familien reibungslos. Die Gesellschaft *Brebau* etwa wollte in Findorff keine türkischen Familien in ihren Wohnungen aufnehmen. Die Gesellschaft *Neue Heimat*⁴⁶ machte in Bremen zunächst zur Auflage, dass in ihren Wohnblocks jeweils nur eine türkische Familie pro Aufgang untergebracht wurde, um eine Massierung von türkischen Mietern zu vermeiden.⁴⁷

Die Fürsorge für die ausländischen Arbeiter sollte dazu beitragen, sie reibungslos in den Arbeitsprozess zu integrieren und langfristig an die Hütte zu binden. Zwar sollten nach Auskunft des ehemaligen Personaldirektors ursprünglich ethnisch homogene Arbeitsgruppen vermieden werden. In der Praxis formierten sich aber überwiegend rein türkische Gruppen. Das entsprach durchaus auch dem Interesse der türkischen Arbeitsmigranten. »Einerseits wollten sie mit ihren Kollegen, die aus der gleichen Region oder sogar dem gleichen Dorf kamen, zusammenbleiben. Andererseits wollten sie möglichst viel Geld verdienen, um schnell in die Heimat zurückkehren zu können.«⁴⁸

44 Friedel Laux, mündliche Auskunft gegenüber dem Verfasser im März 2012.

45 Brief von Eberhard Fritsche an Gerd Grave.

46 Seit 1986 Gewoba.

47 Mündliche Auskunft Friedel Laux gegenüber dem Verfasser, März 2012. Unter den Bewohnern des Wohnheims, die dort weiter alleine lebten, gab es andererseits ebenfalls Widerstände gegen einen Auszug. Die niedrige Miete und der kurze Weg zum Arbeitsplatz wurden als nicht zu verachtende Vorteile angesehen. 1986, als das Wohnheim wegen des geplanten Ausbaus der Autobahn endgültig geräumt wurde, wohnten dort noch 30 bis 40 türkische Arbeiter.

48 Pralle, Hemmer, Isenberg, Ausländerbeschäftigung auf der Klöckner-Hütte, Akademie für Arbeit und Politik, Arbeitsmaterialien Nr. 2/1996, S. 23.



Demonstration deutscher und türkischer Stahlarbeiter in Bremen. 1980er Jahre. (Foto: Hemmer)

Erste Konflikte

Mit dem weiteren Ausbau der Hütte Anfang der 1970er Jahre wuchs der Bedarf an qualifizierten Arbeitskräften. Für die türkischen Beschäftigten initiierte die Hütte ein Qualifizierungsprogramm. Ziel war es, in einem sechswöchigen Kurs türkische Vorgesetzte für die Mannschaften aus der Türkei auszubilden. Dafür meldeten sich zunächst rund achtzig Interessenten. Das Qualifizierungsprogramm scheiterte jedoch, weil während der Ausbildung Schichtzulagen, Prämien und Überstundenzuschläge entfielen. »Dieser Verdienstausschlag bewog viele, die Fortbildung aufzugeben. Zudem schienen die Arbeitsmigranten oft mit ihrem Status als Angelernte zufrieden zu sein – ein Aufstieg war für sie kein wirklicher Anreiz für die damit verbundene Mühe.«⁴⁹

Ähnliches berichtet der Dolmetscher und spätere Betriebsrat Can Dadasbilge über die mangelnde Bereitschaft türkischer Arbeitnehmer, an Deutschkursen teilzunehmen. Ausreichende deutsche Sprachkenntnisse waren für qualifiziertere Positionen aber unerlässlich. Seine Landsleute hätten nur Interesse gehabt, rasch viel Geld zu verdienen, um schnell in die Türkei zurückkehren zu können.⁵⁰

49 Kleeß, Phönix (wie Anm. 38), S. 45.

50 Einen exemplarischen Fall schildert Dadasbilge aus dem Kaltwalzwerk. Er wurde vom Betriebsleiter angerufen, weil fünf gute türkische Kollegen, die einigermaßen Deutsch konnten, zu ersten Steuerleuten an der Schere weitergebildet und

Dennoch schafften einige türkische Arbeiter den Aufstieg in höhere Lohngruppen. Damit traten aber auch erste Konflikte mit deutschen Arbeitern auf. Letztere protestierten beispielsweise, als im Stahlwerk die Gießkräne mit dem höchsten Kranfahrerlohn auch mit türkischen Arbeitern besetzt werden sollten. Den meisten türkischen Kollegen gelang der Aufstieg in eine höhere Lohngruppe aber nicht durch eine individuelle Karriere. Noch 1990 hatten es unter mehr als 200 deutschen Vorarbeitern nur sieben Türken bis zum Vorarbeiter gebracht. Von den 170 Meistern auf der Hütte war kein einziger Türke. Die Entlohnung der türkischen Arbeiter verbesserte sich in dieser Phase eher durch kollektive Veränderungen des Lohnrahmentarifvertrags und Tarifkämpfe. So wurden 1977 die Löhne in der Flämmerei von Lohngruppe 4 auf Lohngruppe 5 angehoben.⁵¹

Die Rolle des Betriebsrates bei der Integration türkischer Kollegen in die Belegschaftsvertretung

Auf der Klöckner-Hütte kämpften seit den 1960er Jahren verschiedene politische Gruppen um Einfluss in Betriebsrat und gewerkschaftlichem Vertrauenskörper. Seit 1969 setzte sich gegen die in der SPD-Betriebsgruppe organisierten SPD-Mitglieder allmählich ein Bündnis aus Mitgliedern der DKP, der »Gruppe Arbeiterpolitik« und Sozialdemokraten, die mit der Politik der offiziellen SPD-Betriebsgruppe unzufrieden waren, durch. Dieses linke Bündnis konnte seinen Einfluss seit den Betriebsratswahlen 1975 allmählich konsolidieren⁵² und stellte seit 1969 bis zu seiner allmählichen Auflösung in den 1990er Jahren ununterbrochen die Vorsitzenden des Betriebsrates.

Aus humanitären und sozialen Gründen sowie zur Sicherung des Betriebsfriedens bemühte sich der Betriebsrat darum, die Achtung der türkischen Kultur in der deutschen Belegschaft zu fördern und Diskriminierungen entgegen zu wirken. Er drang darauf, dass türkische Kollegen religiöse Übungen während der Arbeitszeit machen konnten, ohne dass sie dafür gehänselt wurden. Ebenso fand die Initiative der türkischen Kollegen, eine eigene Moschee

befördert werden sollten. Die Kollegen aber weigerten sich. Auf Befragen von Dadasbilge, warum sie die angebotene Beförderung ausschlugen, antworteten sie: »Wir sind hier seit zwei, drei oder fünf Jahren. Wir haben uns (an die Arbeit) gewöhnt. Wenn wir jetzt was Neues lernen sollen, müssen wir erstmal lernen, und müssen unser Gehirn anstrengen. Für die paar Mark (mehr) machen wir das nicht.« Nur mit einer »Notlüge«, dass demnächst 20 bis 40 unqualifizierte Arbeitsplätze wegfallen würden, und die Kollegen mit der Ablehnung des Weiterbildungsangebotes ihren Arbeitsplatz riskierten, gelang es D. die Kollegen zu der Qualifizierung zu überreden. (Can Dadasbilge, Interview 1993).

51 Vgl. Kooperation Universität-Arbeitnehmerkammer (Hrsg.) *Stahlarbeit und Lebensinteressen*, Modellseminar, Bremen 1983, S. 47.

52 Die erste Betriebsratswahl im Jahr 1975 musste nach einer Wahlanfechtung des Christlichen Metallarbeiterverbandes, dem das Arbeitsgericht statt gab, wiederholt werden. Bei der Wiederholungswahl errang das linke Bündnis mit den Spitzenkandidaten Heinz Röpke (DKP-Mitglied) und Herbert Florian (SPD-Mitglied) alle 24 Betriebsratssitze der Arbeiterseite.

zu gründen, die Unterstützung des Betriebsrats.⁵³ Der Betriebsrat setzte sich für die Qualifizierung und Höhereinstufung türkischer Kollegen ein und kümmerte sich um inzwischen zutage getretene Missstände im Wohnheim.

Von großer Bedeutung war, dass auf der Klöckner-Hütte als einem der ersten Bremer Großbetriebe 1972 auf Betreiben der linken Betriebsratsmehrheit zwei türkische Arbeiter in den Betriebsrat gewählt wurden.⁵⁴ Andere Gruppen hatten offen dagegen agitiert.⁵⁵ In der Persönlichkeitswahl erhielten Mustafa Karabacak 931 Stimmen und Aladdin Ergüven 859 Stimmen. Bei damals ca. 700 türkischen Belegschaftsmitgliedern müssen also auch Deutsche die türkischen Kandidaten gewählt haben. Später erkannten auch die meisten anderen Arbeitnehmergruppen, dass es vorteilhaft ist, türkische Belegschaftsmitglieder auf ihren Listen zu empfehlen, sei es aus inhaltlicher Überzeugung oder aus primär wahltaktischen Gründen. 1975 kam Mustafa Karabacak als erster türkischer Arbeitnehmervertreter in den freigestellten Betriebsrat. Seit 1972 waren bis zum Jahre 1994 immer mindestens zwei, höchstens vier türkische Arbeitnehmer als Ansprechpartner für ihre Landsleute im Betriebsrat vertreten.⁵⁶

Die türkischen Betriebsräte setzten sich tatkräftig für die besonderen Probleme ihrer Landsleute ein. Gegenstand vieler Beschwerden war u. a. die Situation im Wohnheim, die sich im Laufe der Jahre verschlechtert hatte. Besonders viele Klagen gab es über den Heimleiter. In einem von den beiden türkischen Betriebsräten an den Personaldirektor gerichteten Brief heisst es: »Der Heimleiter, Herr N., behandelt die Türken nicht wie Menschen. Das Leben im Wohnheim unter Herrn N. ist einem Gefängnisleben vergleichbar.«⁵⁷ Die Beschwerde hatte den Erfolg, dass nach einem Gespräch mit dem Personalleiter die grössten Verstöße gegen die Anstandsregeln gegenüber den türkischen Arbeitern hinfot abgestellt wurden.

Das linke Bündnis war bemüht, die Spannungen und Widersprüche nicht nur zwischen Türken und Deutschen, sondern auch zwischen den verschiedenen Gruppen (ethnischer, religiöser, politischer Art) innerhalb der türkischen Volksgruppe auszubalancieren. Beispielhaft steht dafür die Person von Mustafa Karabacak. Er war bis zu seinem Ausscheiden im Jahre 1992 ununterbrochen Mitglied des Betriebsrates, ein im Stadtteil Gröpelingen angesehener

53 Aussage Peter Sörgel (Betriebsratsvorsitzender 1983–1996) im Film »Arbeiten für Deutschland«.

54 Rechtlich wurde die Wahl von ausländischen Belegschaftsangehörigen erst durch die Änderung des Betriebsverfassungsgesetzes im Jahre 1972 möglich. Im BVG von 1952 hatte es geheißen: »Wählbar sind alle Wahlberechtigten, die das 21. Lebensjahr vollendet haben, ein Jahr dem Betrieb angehören und das Wahlrecht zum deutschen Bundestag besitzen.« Dieser Passus wurde jetzt geändert in: »Wählbar sind alle Wahlberechtigten, die sechs Monate dem Betrieb angehören.«

55 Schriftliche Mitteilung von Peter Sörgel vom 12.3.2012.

56 Auch unter den neuen Eigentümern der Stahlwerke hat sich daran nichts geändert. Im gegenwärtig amtierenden Betriebsrat sind Arbeitnehmer migrantischer Herkunft sogar überproportional vertreten.

57 Brief vom 20.11.1972 an den Personaldirektor, Privatarchiv Peter Sörgel.

Bürger und viele Jahre im Vorstand der islamischen Gemeinde. Er hat den Zusammenhalt »stabilisiert und den Korangläubigen die Furcht vor dem kommunistischen Betriebsrat genommen« (Peter Sörgel). Ab Mitte der achtziger Jahre hat die Betriebsratsmehrheit nicht nur die gewerkschaftlichen Vertrauensleute, sondern mehr und mehr die gesamte türkische Volksgruppe auf der Hütte bei der Auswahl der Kandidaten beteiligt. »Wir haben in dem Zusammenhang ein Modell direkter Demokratie ausprobiert. Damit haben wir nicht nur primitive Spaltungsversuche unterlaufen, sondern so konnten auch anerkannte Sprecher der türkischen Belegschaft in den Betriebsrat gewählt werden« (Peter Sörgel).

Die wechselseitige Loyalität von linker Betriebsratsmehrheit und den Sprechern der türkischen Volksgruppe hielt durch alle Krisen der folgenden Jahre und trug viel zum Zusammenhalt der Belegschaft bei. Insofern ist es nicht verwunderlich, dass der Versuch türkischer Kollegen, über rein türkische Wahllisten in den Betriebsrat zu gelangen, mit einer Ausnahme scheiterte: 1978 errang einer von ihnen als Listenführer bei einer Listenwahl einen Sitz. Er war als langjähriger Dolmetscher allen türkischen Kollegen bekannt.⁵⁸

Die Zusammenarbeit der deutschen mit den türkischen Betriebsräten hatte gleichwohl ihre spezifischen Probleme. Der seinerzeitige Betriebsratsvorsitzende Peter Sörgel charakterisierte die Betriebsratsarbeit der türkischen Kollegen so: »(Sie) findet mehr im persönlichen Gespräch, in der persönlichen Auseinandersetzung statt – häufig auch ohne Kenntnis von arbeitsrechtlichen, betriebsverfassungsrechtlichen Zusammenhängen. Wir (die deutschen Betriebsräte) sind immer diejenigen, die dann die nüchterne arbeitsrechtliche Note reinbringen müssen. Das ist manchmal nicht so ganz einfach, weil die Forderungen unserer türkischen Kollegen häufig mit einer hohen Moral vorgetragen werden, aber überhaupt nicht überein stimmen mit dem, was wir an Möglichkeiten haben.«⁵⁹

Der Betriebsrat führte auch eigene türkische Betriebsversammlungen ein, eine große Ausnahme in deutschen Industriebetrieben. Auf ihnen wurden die Berichte von Vorstand und Betriebsrat in türkischer Sprache vorgetragen. Die Kollegen hatten die Gelegenheit, ihre Probleme in ihrer Muttersprache zu diskutieren.⁶⁰ Lange Jahre erschienen die vom Betriebsrat herausgegebenen Informationen ebenfalls in einer türkischen Übersetzung.

58 Bei derselben Wahl trat eine rein türkische Liste mit 23 Kandidaten an. Sie erhielt nur 82 Stimmen und keinen Sitz. Zum Vergleich: Die Liste Röpke bekam bei dieser Wahl 2721 Stimmen und 18 Sitze. PA Peter Sörgel.

59 Interview mit Peter Sörgel 1990 für den Film »Arbeiten für Deutschland«.

60 Die gesonderten türkischen Betriebsversammlungen wurden erst 1993 aufgegeben, als viele türkische Arbeiter der ersten Einwanderergeneration bereits aus der Hütte ausgeschieden waren. Eine junge Generation von Arbeitern aus türkischen Einwandererfamilien war inzwischen auf der Hütte eingestellt worden. Sie sprachen in der Regel gut Deutsch. Gerade von diesen Kollegen kam der Anstoß, künftig nur noch gemeinsame Betriebsversammlungen durchzuführen – auch um die in der Existenzkrise des Werkes 1992/93 gewachsene Gemeinsamkeit der Belegschaft zu unterstreichen.

Hauptthemen auf den türkischen Betriebsversammlungen waren – neben Fragen nach dem Ausscheiden über Sozialpläne und der seit den 1980er Jahren vehement vorgetragenen Forderung, dass die Söhne der Migranten auf der Hütte eingestellt werden sollten – auch immer Themen der türkischen Innenpolitik, zum Beispiel nach dem Militärputsch 1980, oder über die Rolle des islamistisch orientierten stellvertretenden Ministerpräsidenten der Türkei, Necmettin Erbakan. Die deutschen Betriebsräte hielten sich aus diesen Diskussionen in der Regel heraus.

Das Fazit der heutigen türkischstämmigen Betriebsräte zu den türkischen Betriebsversammlungen und Veröffentlichungen lautet: »Am Anfang waren türkische Betriebsversammlungen und türkische Informationen in der Muttersprache ideal, um die türkischen Kollegen in die Belegschaft zu integrieren. 1993 hatten sie sich überlebt.«⁶¹

Wollte die führende Gruppe in Betriebsrat und betrieblicher Gewerkschaftsorganisation einen langfristigen Einfluss auf den wachsenden Anteil türkischer Kollegen sichern, bedurfte es dazu auch der verstärkten Gewinnung von türkischen Kollegen zu gewerkschaftlichen Vertrauensleuten der IG Metall. Sie wurden in der Regel in den einzelnen Mannschaften gewählt und hatten die Funktion, als Sprecher ihrer Kollegen aus der jeweiligen Arbeitsgruppe aufzutreten und die Verbindung zur Vertrauenskörperleitung und zum Betriebsrat herzustellen. Im Oktober 1970 waren unter den 245 gewerkschaftlichen Vertrauensleuten vier Kollegen aus der Türkei.⁶² Ihre Zahl wuchs in den folgenden Jahren an bis zu einem proportionalen Anteil von gewerkschaftlichen Vertrauensleuten entsprechend dem türkischstämmigen Belegschaftsanteil. Die meisten von ihnen brachten aus dem Heimatland keinerlei gewerkschaftliche Erfahrungen mit. Durch Schulungen und gemeinsame Erfahrungen in den Auseinandersetzungen gegen betriebsbedingte Kündigungen wuchs in den 1980er Jahren eine stabile gewerkschaftliche Verbindung zum türkischstämmigen Belegschaftsteil, der sich ab 1992 im Kampf um den Erhalt der Hütte bewährte.

In den Arbeitskämpfen standen türkische Arbeiter mit an vorderer Stelle, sei es bei den Streiks für höhere Löhne oder für Arbeitszeitverkürzung ebenso wie bei den Demonstrationen und Kundgebungen für den Erhalt der Hütte. Sie folgten ihren in den Betriebsrat und gewerkschaftlichen Vertrauenskörper gewählten Sprechern. Wie der frühere Leiter des Vertrauenskörpers und langjährige 1. Bevollmächtigte der IG Metall Bremen, Dieter Reinken, hervorhebt, lässt sich in den verschiedenen Bremer Betrieben kein bestimmtes Muster erkennen. Mal waren es religiös-konservative Wortführer wie auf der Hütte, mal alevitische wie bei Daimler, seltener ausgesprochene Linke unterschiedlicher Schattierungen, die in den Arbeitskämpfen die türkischen Kollegen erfolgreich mobilisierten.

61 Celal Ugurlu: mündliche Mitteilung an den Verfasser, Februar 2012.

62 Mitteilung der IG Metall an die Betriebsleitung der Hütte, Oktober 1970, PA Eike Hemmer.

Krisenfolgen

Mitte der 1970er Jahre verschlechterte sich die Lage auf dem Stahlmarkt. Zunächst versuchte das Werk, die verringerte Nachfrage mit Kurzarbeit aufzufangen. Im Juni 1977 kündigte das Management aber auch erstmals Entlassungen von Angestellten an. Betriebsbedingte Kündigungen konnte der Betriebsrat verhindern. Aber in den folgenden Jahren reduzierte sich die Belegschaft Schritt für Schritt. Über einen attraktiven Sozialplan schieden dann 211 Angestellte aus. In den folgenden Jahren der sich verschärfenden Stahlkrise strich die Hütte weitere Arbeitsplätze. Dabei fielen auch zunehmend Arbeitsplätze fort, die von türkischen Arbeitern eingenommen wurden. Erschwerend wirkte sich aus, dass mit der weiteren Modernisierung der Hütte die Arbeitsplätze mit rein körperlicher und anstrengender Arbeit durch mechanisierte und automatisierte Prozesse ersetzt wurden. 1973 gingen beispielsweise ein neuer Großhoofen und eine neue, rechnergesteuerte Warmbreitbandstraße in Betrieb.⁶³

Nur wenige türkische Arbeiter schafften es, durch Umschulungen und Qualifizierungen auf einen der höher bezahlten Arbeitsplätze zu kommen, beispielsweise auf Steuerstände an den Walzstraßen. Nach 20 und mehr Jahren schwerer Arbeit machten sich körperliche Verschleißerscheinungen bemerkbar. Wenn der Einsatz auf dem bisherigen Arbeitsplatz nicht mehr möglich war, versuchte man, einen leichteren Arbeitsplatz für den Kollegen zu finden. Die Zahl solcher Arbeitsplätze auf der Hütte war aber beschränkt und wurde mit den fortlaufenden Rationalisierungskampagnen immer mehr reduziert. Am ehesten gab es solche Funktionen noch im Reinigungsbetrieb für die Umkleieräume. Das Suchen nach Ersatzarbeitsplätzen bedeutete etwa ab 1980 einen erheblichen Zeitaufwand von Betriebsrat und Personalabteilung.

Wie der Dolmetscher Dadasbilge einschätzte, hatte die erste Generation der Arbeitsmigranten bewusst nicht auf ihre Gesundheit geachtet. Sie standen auf dem Standpunkt, die fünf Jahre, die sie höchstens in Deutschland arbeiten wollten, gegen alle Widrigkeiten durchzuhalten. In dieser Zeit würden sie so viel Geld verdienen, dass sie »den Rest ihres Lebens in der Türkei in der Sonne liegen könnten« (so die gängige Argumentation). Deshalb opponierten sie nicht gegen die Zuweisung der schwersten Arbeitsplätze und nahmen überdies jede angebotene Überstunde mit.⁶⁴

Für die meisten erwiesen sich die Träume und optimistischen Annahmen jedoch als Illusion. Die sich ausbreitende Resignation kommt prägnant zum Ausdruck im Fazit eines Kollegen der 1. Generation: »Ich wollte nur fünf Jahre bleiben und dann zurück. Aber dann kamen meine Kinder nach. Mit den Kindern kamen auch die Probleme mit der Schule. Deshalb konnten wir nicht zurückkehren. Jetzt bin ich 53, habe eine kaputte Bandscheibe und Magengeschwüre. Mit dem Geld, dass wir in Deutschland verdient haben, können wir weder unsere Jugend zurückkaufen, noch unsere Gesundheit wieder bringen.«⁶⁵

63 Vgl. dazu Kleeß, Phönix (wie Anm. 38), S. 66 ff.

64 Interview Can Dadasbilge 1993.

65 Interview mit Hidayet A. für den Film »Arbeiten für Deutschland« 1990.

Als sich dann 1983 die Chance bot, mit einem finanziellen Zuschuss aus dem Rückkehrhilfegesetz der Bundesregierung und Leistungen aus einem Sozialplan der Hütte doch noch in die Heimat zurückzukehren, gab es einen erheblichen Andrang von Rückkehrwilligen.⁶⁶ Die Zahl der tatsächlichen Rückkehrer in die Türkei ist nicht bekannt. Der Betriebsrat schätzt sie auf etwa 300.⁶⁷ Insgesamt schieden zwischen 1982 und 1983 314 türkische Kollegen aus. Da im selben Zeitraum insgesamt 1000 Lohnempfänger die Hütte verließen, blieb das Verhältnis von rund 18 Prozent zwischen türkischem und deutschem Belegschaftsanteil annähernd konstant.

Eine junge Generation will vorwärts

1983 begann der erste türkische Jugendliche eine Ausbildung zum Facharbeiter auf der Hütte. Sechs Jahre später – im Geschäftsjahr 1989/90 – waren 49 von 251 Auszubildenden im gewerblich-technischen Bereich Söhne türkischer Arbeitsmigranten. Durch ihre Übernahme nach beendeter Lehre stieg die Zahl der türkischstämmigen Facharbeiter auf der Hütte. Wurden 1972/73 nur 4,1 % der türkischstämmigen Belegschaft nach den Lohngruppen 7–10 für Facharbeiter und besonders qualifizierte Arbeitskräfte bezahlt, war dieser Anteil 1991/92 auf 17,3 % gestiegen.⁶⁸

Der Betriebsrat verabredete 1982 mit der Personalabteilung ein informelles Übereinkommen, das vorsah, bei Neueinstellungen und Ausbildungsbewerbern die Angehörigen türkischer Arbeiter analog dem Anteil an der Gesamtbelegschaft zu berücksichtigen. Kriterien waren jetzt mindestens ein Hauptschulabschluss und damit ausreichende Deutschkenntnisse und Verwandtschaft auf der Hütte. Um Einstellungen über gute Beziehungen oder mit Hilfe von Bestechungsgeldern auszuschließen, wurde eine Warteliste geführt.

Unter den jungen Arbeitern und Auszubildenden der zweiten Einwanderergeneration befanden sich zahlreiche so genannte »Kofferkinder« – Kinder, die nach der Übersiedlung ihrer Eltern in die Bundesrepublik zunächst in der Türkei bei Großeltern oder anderen Verwandten geblieben waren und erst im Vorschulalter oder als Jugendliche nachgeholt wurden. Ihre Zahl auf der Hütte lässt sich nicht feststellen. Aus Einzelbefragungen ergibt sich aber, dass ihr Anteil erheblich gewesen sein dürfte. Diese zweite Generation war geprägt durch den Willen, nicht die gleiche untergeordnete Position wie ihre Väter

66 Nach dem Rückkehrhilfegesetz erhielt jeder Betroffene 10 500 DM zuzüglich 1500 DM je Kind. Dazu kamen Leistungen aus dem Sozialplan vom 1. 9. 1983, in dem Abfindungen für Kollegen geregelt waren, die beim Ausscheiden noch keine 55 Jahre alt waren. In den Informationen des Betriebsrates vom 17. 4. 1984 heißt es dazu: »Der restliche Belegschaftsabbau sollte über Ausscheiden türkischer Kollegen vollzogen werden ... Bei der Personalabteilung liegen noch Dutzende von Anträgen von türkischen Kollegen, die abgelehnt werden, weil die Betriebe und Abteilungen sie nicht freigeben.« (PA Peter Sörgel).

67 Mündliche Auskunft Celal Ugurlu, Januar 2012.

68 Angaben nach Pralle, Hemmer, Isenberg; Ausländerbeschäftigung auf der Klöckner-Hütte (wie Anm. 48), S. 33.

auf der Hütte einzunehmen und statt dessen die sich bietenden Aufstiegschancen in Betrieb und Gesellschaft zu nutzen.⁶⁹

Mit dem Einrücken türkischstämmiger Arbeiter auf qualifizierte und Vorgesetztenpositionen verschärfte sich das Konkurrenzverhältnis zu deutschen Kollegen. Ende der 1980er Jahre wirkten sich zudem die zunehmende Ausländerfeindlichkeit und rassistische Hetze in der bundesdeutschen Gesellschaft auch auf das Betriebsklima in der Hütte aus. Ausländerfeindliche Witze und Schmierereien auf den Toiletten häuften sich. Betriebsrat und Vorstand engagierten sich öffentlich gegen Ausländerfeindlichkeit und Rassismus. Per Aushang appellierten sie an die Belegschaft, die bisher geübte gute Zusammenarbeit zu erhalten. »Ausländerfeindliches Verhalten hat auf der Hütte keinen Platz! Tretet dem entschieden entgegen!«⁷⁰ Als Öffentlichkeitswirksame Aktion übermalte der Betriebsratsvorsitzende Peter Sörgel gemeinsam mit dem technischen Vorstandsmitglied Hans-Ulrich Lindenberg ausländerfeindliche Sprüche im Werk. In einzelnen Fällen wurden auch handfeste Sanktionen bei ausländerfeindlichen Aggressionen ergriffen.⁷¹ Der gegenwärtig amtierende Betriebsrat und das Management von ArcelorMittal treten auch heute noch offen rassistischen und ausländerfeindlichen Äußerungen im Betrieb entgegen. Im Rahmen der Kampagne »Respekt« übermalten sie am 21. Januar 2012 gemeinsam rassistische und sexistische Schmierereien an den Toilettenwänden des Hochofens.⁷²

69 »Kofferkinder« nannte man die Kinder, die in den 1970er und 1980er Jahren von ihren in Deutschland arbeitenden Eltern über längere Zeit in der Türkei zurückgelassen wurden. Vgl. Gülcin Wilhelm, *Generation Koffer: Die zurückgelassenen Kinder*, Berlin, 2011. Gülcin Wilhelms Untersuchung bestätigt die Erfahrungen mit den Menschen der 2. Einwanderergeneration auf der Klöckner-Hütte. Sie hebt hervor, dass »die Kofferkinder sich nicht als Opfer fühlen, wenngleich sie als Kinder zu »Opfern« wurden. Angehörige der zweiten Generation sind heute ein sichtbarer Teil der deutschen Politik- und Medienlandschaft, sie sind wichtige Akteure in der Gestaltung der Einwanderungspolitik. Das zeigt auch, dass sie lebensfähig, stark und selbstbewusst geworden sind, weil sie durch das Versagen einer Bildungspolitik und die Unwissenheit ihrer Eltern in Kindheit und Jugend ziemlich viel selbst in die Hand nehmen mussten. Außerdem sind sie nachfolgenden Generationen gegenüber noch in einem weiteren Punkt im Vorteil: Einem Großteil der Kofferkinder ist es gelungen, gewisse Fähigkeiten und die Werte, die sie aus der Türkei mitbrachten, mit jenen »deutschen«, mit denen sie sich später identifizierten, in Verbindung zu bringen.« Gülcin Wilhelm, »Das Los der Kofferkinder«, der Freitag, 29.10.2011.

70 Klöckner Stahl Information vom 9.10.1991, Archiv des Betriebsrates.

71 Der Film »Arbeiten für Deutschland« schildert einen solchen Fall: Ein deutscher Vorarbeiter einer Arbeitsgruppe von türkischen Kollegen wurde nach Auseinandersetzungen von seinem Posten entbunden und auf einen anderen Arbeitsplatz im Werk versetzt.

72 Betriebsrat News ArcelorMittal Nr. 159, Februar 2012.

Eine Bilanz

Bei einer Bilanz der Beschäftigung türkischer Arbeiter und ihrer Nachkommen auf der Bremer Hütte über fast ein halbes Jahrhundert fällt zunächst einmal positiv auf: Management und Betriebsrat haben der ersten Einwanderergeneration die Eingliederung in den für sie völlig fremden industriellen Prozess gezielt erleichtert. Der Betriebsrat sorgte dafür, dass der türkische Bevölkerungsteil eigene gewählte Sprecher erhielt und leistete damit einen wichtigen Beitrag zur Integration. Offene Konflikte zwischen den Volksgruppen konnten im gemeinsamen Bemühen von Betriebsräten und Management unterdrückt werden. Nicht erreicht werden konnte für den größten Teil der ersten Einwanderergeneration ein beruflicher Aufstieg.

Das hat sich in den letzten zwei Jahrzehnten geändert. Noch 1990 beklagte der Betriebsratsvorsitzende, dass es in der gewerblichen Ausbildung keinen Ausbilder türkischer Herkunft gäbe. Inzwischen beschäftigt die Hütte auch einen türkischstämmigen Ausbilder. Abkömmlinge von Migranten nehmen Positionen als Ingenieure, höhere Vorgesetzte und Meister ein.⁷³ In der heutigen Belegschaftsvertretung haben sich Menschen aus türkischen Einwandererfamilien fest etabliert. Von den 25 Mitgliedern des Betriebsrates stellen sie sieben. Von den 180 gewerkschaftlichen Vertrauensleuten kommen im Jahre 2011 50 aus türkischen Migrantenfamilien, der stellvertretende Vertrauenskörperleiter ist ebenfalls ein Einwanderer der zweiten Generation. Die Integration scheint – so weit es den Betrieb betrifft – geglückt. Ayhan Zeytin – mit 15 Jahren im Jahr 1980 nach Deutschland gekommen resümiert: »Der Betriebsrat hat uns gefördert, aber ebenso die Betriebsleiter. Heute haben wir im Werk eine Kultur, in der nach den »schwarzen Haaren« nicht mehr gefragt wird.«⁷⁴

Bei der jüngsten Generation aber gibt es neue Probleme. In den gewerblich-technischen Ausbildungsberufen hat der Anteil türkischstämmiger Lehrlinge dramatisch nachgelassen. Die einst verabredete Quote von etwa 20 Prozent eines Ausbildungsjahres gibt es aus Mangel an geeigneten Bewerbern nicht mehr. Früher übliche Einstiege auch für Arbeiter ohne Ausbildung als Ungelernte oder Angelernte sind heute verschlossen. Die entsprechenden Arbeitsplätze, für die einst die türkischen Arbeiter geholt wurden, sind durch Automatisierung weggefallen oder an Fremdfirmen ausgegliedert worden.

1995 kam es endgültig zu einem Paradigmenwechsel: Nach dem Ausscheiden von Klöckner schätzten die neuen belgisch-luxemburgischen Eigentümer der Hütte die Situation des Werkes als sehr gefährdet ein. Aus Kreisen des neuen Managements hörte man Äußerungen wie diese: *Mit der bisherigen Personalpolitik schaffen wir keinen Neuanfang. Es kann nicht sein, dass im wesentlichen neue Mitarbeiter akquiriert werden aus einer Bewerbergruppe, die in keinem anderen Betrieb unterkommt.* Gemeint waren Un- und Angelernte.

73 Hierzu gibt es allerdings aktuell keine spezifizierten Daten. Eine Erfassung der Belegschaftsmitglieder nach Herkunft gibt es im Konzern nicht.

74 Diskussionsbeitrag auf der Veranstaltung im Torhaus Nord von Kultur vor Ort und IGM-Vertrauenskörperleitung ArcelorMittal am 31. Januar 2012.

Man wünschte fortan nur die Besten auf der Hütte. Maßstab war das erfolgreiche Mercedes-Werk in Bremen.⁷⁵ Folglich stellte die Hütte nur noch Arbeiter mit einer handwerklichen Ausbildung ein.

Entsprechend hat sich die Struktur der Beschäftigten verschoben. Stellten angelernte und ungelernte Arbeiter im Geschäftsjahr 1982/83 mit 54,31 Prozent noch die Mehrheit der Lohnempfänger, kam es in den folgenden Jahrzehnten zu einem konsequenten und kontinuierlichen Abbau von an- und ungelernter Arbeit. 2002 betrug der Anteil der Angelernten nur noch 20 %; ungelernte Arbeiter wurden überhaupt nicht mehr beschäftigt.⁷⁶

Eine Statistik über den Anteil von Lehrlingen aus Migrantenfamilien existiert nicht. Aber Auskünfte von Ausbildern ergeben ein annäherndes Bild davon, dass der Aufstieg für Jugendliche aus türkischen Migrantenfamilien ins Stocken geraten ist. Der Anteil von Türken an den Auszubildenden in gewerblich-technischen Bereichen ist von früher etwa 20 Prozent auf weniger als eine Handvoll pro Ausbildungsgang gesunken. Insbesondere aus dem Bremer Westen, in dem besonders viele Einwandererfamilien leben, kommen nur noch wenige Auszubildende. Von Seiten der Ausbilder werden dafür eine mangelhafte Schulbildung und insbesondere ungenügende Kenntnisse der deutschen Sprache als Gründe genannt.

Die Ursachen für das schwindende Interesse junger Türken an der Ausbildung in den gewerblich-technischen Bereichen sind allerdings komplexer. Sie müssen auch in den Familien und im sozialen Milieu der Einwanderer gesucht werden, wo im Laufe der Zeit ein fundamentaler Wandel in der Einstellung zu harter, körperlich belastender Arbeit stattgefunden hat. Eine Bestätigung geben dafür die Beobachtungen eines stellvertretenden Schulleiters in Gröpelingen, einem Stadtteil mit überdurchschnittlich hohem Migrantenanteil. Er hat bei seinen Bemühungen um Ausbildungsplätze für Schulabgänger den Eindruck gewonnen, dass die Abneigung gegen knochenharte Jobs, gegen Handarbeit im Allgemeinen besonders in Migrantenfamilien groß geworden ist. Gerade türkischstämmige Jungen zeigten wenig Neigungen zu gewerblich-technischen Berufen. In den Familien herrschten andere Vorstellungen über Aufstieg und Ansehen als zu Zeiten der ersten und zweiten Einwanderergeneration. Man setze sich bewusst von der »Malocher-Funktion« der Väter und Großväter ab. Erstrebenswert, weil prestigeträchtig, erscheinen Berufe wie Arzt, Rechtsanwalt, Ingenieur. Auch wenn die schulischen Leistungen nicht ausreichten, würde häufig versucht, über spätere Ausbildungswege doch noch die Chance für den Besuch einer Hochschule zu erreichen. Leider habe, so der Schulleiter, die 3. Generation nicht diese Zielstrebigkeit wie ihre Vorgänger. Sie sei teilweise bequem geworden, lasse sich treiben. Vor allem die Jungen würden in den Familien verhätschelt.⁷⁷

Die »Kofferkinder-Generation« ließ sich noch von einem klaren Aufstiegswillen leiten. Die Jugendlichen strebten eine berufliche Ausbildung oder

75 Mitteilung von Peter Sörgel, März 2012.

76 Klöckner Stahl, Personalwirtschaft, Statistische Daten, Arbeitswirtschaft + Personalcontrolling ArcelorMittal.

77 Mitteilung an den Verfasser, April 2012.

innerbetriebliche Qualifizierung im beruflich-gewerblichen Bereich an, um sich im gewohnten Umfeld nicht länger den Arbeitsbedingungen ihrer Väter auszusetzen. Als Steuermann in den Steuerständen der großen Anlagen oder als Facharbeiter hatte man sich sichtbar über die Stufe der Vätergeneration hinaus gearbeitet. Zugute kam den »Kofferkindern« dabei die noch vorhandene Bindung an ihr Herkunftsland bei der Bewältigung des Lebens in Deutschland. So äußert sich z.B. Celal Ugurlu: »Ich kam aus einem Land, wo ich gerne gelebt habe, zu dem ich noch Bindungen hatte. Ich hab noch das Gefühl gehabt, wenn es hier nicht funktioniert, kann ich zurück gehen. Ich hatte dort noch Verwandte. Diese Sicherheit ist wichtig gewesen. So konnte man sich hier sehr gut einleben. Unter den Jugendlichen heute gibt es vielfach auch noch eine diffuse Sehnsucht nach der Türkei, ohne dass dafür reale Beziehungen vorhanden sind. Und Deutschland gibt diesen Jugendlichen zu wenig das Gefühl: Ihr gehört zu uns.«⁷⁸

Auffallend ist inzwischen in Gebieten mit starker Konzentration türkischer Bevölkerungsanteile die Entstehung einer »türkisch-deutschen« Halbwelt, in der ein eigenes Idiom, ein Kauderwelsch aus beiden Sprachen gesprochen wird. Sie erschwert die Integration ebenso wie die Haltung der türkischen Regierung, die die ehemaligen Einwanderer aus der Türkei immer noch als ihre Bürger betrachtet, sowie die Rolle der türkischsprachigen Medien, insbesondere der Flut von türkischen Fernsehsendungen, die in Deutschland empfangen und konsumiert werden.

Die Betriebsräte erfüllt diese Entwicklung mit Sorge. Celal Ugurlu – ebenfalls aus der zweiten Einwanderergeneration und Betriebsrat auf der Hütte – spricht pointiert von einer »verlorenen dritten Generation«. »Im Betrieb haben wir fast alles erkämpft. Es ist heute kein Problem aufzusteigen, wenn man die Qualifikation hat. Wir leben (im Vergleich zur Gesellschaft außerhalb des Betriebes) in einem geschützten Verhältnis. Aber den mittleren Status, die Mittelschicht der türkischen Arbeiter, gibt es nicht mehr. Entweder die Menschen aus der dritten Generation machen hoch qualifizierte Abschlüsse, und dann stehen ihnen alle Wege offen, oder sie verlassen die Schule mit schlechten Abschlüssen oder brechen sie sogar ab. Sie stellen die verlorene dritte Generation der Einwanderer.«⁷⁹ Verkäufer in Döner-Buden, Gebrauchtwagenhändler oder Taxifahrer sind für die Absteiger in den Parallelgesellschaften zur Alternative zu einer qualifizierten Facharbeiterausbildung geworden. Inwieweit allerdings diese Beobachtungen einen allgemeinen Trend vorgeben und sich verallgemeinern lassen, bedarf weiterer Studien.

78 Celal Ugurlu, Gespräch mit dem Autor April 2012.

79 Diskussionsbeitrag auf der Veranstaltung am 31.1.2012 (wie Anm. 74).

Bremer Schlüssel im Baltikum

Von Andreas Röpcke

Der Bremer Schlüssel ist unlängst Gegenstand einer eigenen Publikation geworden, deren Verfasser, ein Bremer, persönliche Motive für sein Interesse anführt: »... ich habe den Kontakt zu Bremen immer gehalten und mich nach meiner Pensionierung wieder dem Bremer Wappen gewidmet«.¹ Mir geht es ähnlich. Ich habe mich als Bremer Archivar 1986 mit dem Bremer Wappen und seiner Wappenfigur beschäftigt,² und diese Verbundenheit mit Bremen und seiner Symbolik ließ mich fasziniert stehen bleiben, als ich bei einem Stadtspaziergang in Tallinn 2007 in der Katharinengasse (Katariina käik) auf einen mittelalterlichen Grabstein aufmerksam wurde, der drei Schlüssel zeigte, Bremer Schlüssel. Dieser Grabstein, den der Schweriner Fotograf Thomas Helms dankenswerterweise im Bild festhielt, soll hier vorgestellt werden, weil er in Bremen Interesse beanspruchen kann.

Die »Aufseglung Livlands« ist Teil der kollektiven Erinnerung Bremens. Arthur Fitger machte das historische Thema in einem Wandgemälde, das die Gründung Rigas darstellte, um 1880 im Treppenhaus der neuen Bremer Börse sichtbar. Der Name des aus dem Bremer Umland stammenden Albrecht von Bexhövede, der Erzbischof von Riga wurde (1198–1229), mag hier für den Bremer Anteil an der deutschen Zuwanderung stehen, der – wie bei einer Handelsstadt nicht anders zu erwarten – natürlich vor allem Kaufleute betraf.³

Reval hatte 1248 Lübisches Recht erhalten und sich unter dänischer Oberhoheit im 13. und 14. Jahrhundert weitgehend ruhig entwickeln können.⁴ Nach einem blutigen Volksaufstand 1343, in dem versucht wurde, das Joch der deutschen Herren abzuschütteln, die sich mit militärischer Hilfe des Deutschen Ordens jedoch behaupteten, verkaufte Dänemark Estland 1346 an den Deutschen Orden.⁵ In die Folgezeit fällt die Lebensspanne des Tilo oder Tile von Bremen und seines Vaters, der nach der Inschrift des Grabsteins ebenfalls im Jahre 1388 starb.

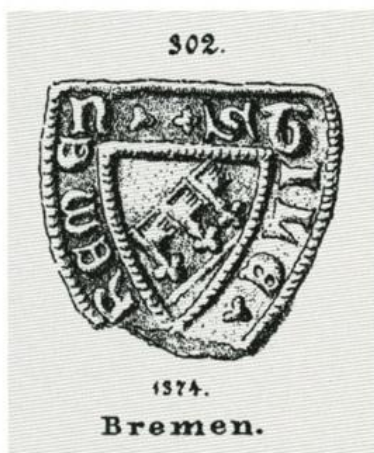
1 Fritz Lohmann, Das Bremer Wappen. Vom Himmelsschlüssel zum Stadtsignet, Bremen 2010, hier S. 6.

2 Andreas Röpcke, Bremens Stadt- und Stadtteilwappen in historischer Sicht, in: Herold Bd. 11, 29. Jg., H. 9, 1986, S. 267–273.

3 Dazu allgemein Bernd Ulrich Hucker, Die Auswanderung Niederdeutscher ins Baltikum im 12. und 13. Jahrhundert, in: Zwischen Heimat und Fremde, hg. v. W. Kürschner u. H. von Laer (Vechtaer Universitätschriften 2), 1993.

4 Heinz von zur Mühlen, Livland von der Christianisierung bis zum Ende seiner Selbständigkeit, in: Deutsche Geschichte im Osten Europas. Baltische Länder, hrsg. v. Gert von Pistohlkors, Berlin 1994, S. 71 f.

5 Ebd., S. 74–78.



Siegel der Revaler Ratsfamilie von Bremen. (Abb. aus Nottbeck, Siegel (wie Anm. 6))

Vater und Sohn gehörten dem Revaler Ratsgeschlecht von Bremen an, dem gewiss Bremer Herkunft unterstellt werden darf. Wann es nach Reval zuwanderte, ist nicht bekannt und in diesem Zusammenhang auch nicht von Belang. Es geht um Angehörige einer in Reval etablierten Ratsfamilie von Bremen, die drei gotische Schlüssel im Wappen führte – auf dem Grabstein auf einem rechtsschrägen Balken, auf einem Siegel des Tile Bremen von 1374 gar auf einem linkschrägen Balken⁶ und somit in exakt derselben Ausrichtung des Schlüssels wie im seit 1367 belegten Bremer Stadtwappen.

Wenn sieben Jahre nach der Einführung des Stadtsekrets mit dem Schlüsselwappen in Bremen ein Butenbremer bereits ein Siegel mit Schlüsselwappen führt, so spricht das dafür, dass der Bremer Schlüssel nicht erst 1367 als Wappenfigur neu angenommen wurde, sondern bereits in Gebrauch war und deshalb auf das neue Sekretsiegel der Stadt gelangte. Ein gänzlich neues Symbol hätte für eine Kaufmannsfamilie bremischer Herkunft in Reval keinen Wiedererkennungswert und wäre nicht so geeignet, die Verbindung zu Bremen zu visualisieren wie ein eingeführtes, allseits bekanntes Stadtsymbol. So wirft die frühe Verwendung des Bremer Schlüssels als Wappenfigur in Reval auch Licht auf die Entstehungsgeschichte des Bremer Stadtwappens. Ein Siegel von 1447 zeigt das Wappen der Familie von Bremen in derselben Form wie auf dem Grabstein.⁷

Der heute aus zwei Bruchstücken bestehende Stein war 1904, als die Kunstdenkmäler der Stadt publiziert wurden, noch viel besser erhalten. Die Inschrift ließ nicht nur erkennen, dass TILO und sein Vater 1388 starben, sondern auch, dass der Grabstein 1470 von Hans Bremen nachgenutzt wurde, wie es oft geschah.⁸ Er befand sich ursprünglich in der Kirche des Dominikanerklosters, die wie in Bremen der Heiligen Katharina geweiht war. 1874 verkaufte die Stadt die ausgebrannte Kirchenruine dem Konsul A. Koch, der sie zu einem Warenspeicher umbaute. Die meisten Grabsteine erwarb 1882 der Bürgermeister Baron Arthur Girard de Soucantons, um sie auf seinem bei Reval gelegenen Sommersitz Villa Rocca al mare zur Anlage einer »Via Appia« zu verwenden – ein Parkweg, dessen beide Seiten außer manchen anderen Überbleibseln der alten Revaler Steinhauerkunst mittelalterliche Grabsteine zierten,⁹ darunter auch der Bremen-Stein. Die »Via Appia« in Rocca al mare

6 Eugen von Nottbeck, Siegel aus dem Revaler Rathssarchiv nebst Sammlung von Wappen der Revaler Rathsfamilien, Lübeck 1880, Tafel 22, Nr. 302 (Siehe Abb.).

7 Ebd., Tafel 1, Nr. 8.

8 Eugen von Nottbeck und Wilhelm Neumann, Geschichte und Kunstdenkmäler der Stadt Reval, Bd. 1, Reval 1904, S. 176, Fig. 142.

9 Ebd., S. 174.



Grabstein des Revaler Ratmannes von Bremen und seines Sohnes Tilo in Tallin.
(Foto: Thomas Helms, Schwerin)

wurde im Zweiten Weltkrieg von sowjetischen Panzern beschädigt. An seinen heutigen Standort an der Südwand des Katharinenklosters gelangte der Grabstein auf Initiative des Talliner Stadtmuseums im Jahr 1964.¹⁰

¹⁰ Frdl. Auskunft von Jüri Kuuskemaa, Tallinn, 3.10.2011.

»Abstand«, ein mehrdeutiges Wort in Bremer Geschichtsquellen der frühen Neuzeit

Von Hans Hermann Meyer

1.

Unter den Bedeutungen des Wortes *Abstand*, die das Grimmsche Wörterbuch aufführt, findet sich auch diese: »die für einen verzicht, die aufgabe eines rechts zu leistende zahlung, abfindungssumme, abstandsgeld«¹. Sie wird durch das folgende hiesige Beispiel vom Ende des 18. Jahrhunderts gut veranschaulicht: Im April 1795 hatte die Witwe des Hofrats Dr. jur. Albert Schumacher das Landgut Schorf in der Feldmark Lehe an den Kommerzienrat Rudolph Christoph von Nuys verkauft, dabei jedoch nicht beachtet, dass ein mitverkaufted Grundstück, der sog. Diebeskamp, ganz oder zum Teil – darüber herrschte Unklarheit – nicht ihr, sondern dem Bremer Rat gehörte, der dafür noch bis 1776 von dem jeweiligen Besitzer des Landguts als dem Nutzer jährlich 4 Grote empfangen hatte.² Als der Rat gegen den Verkauf Einspruch erhob, bat die Hofrätin Schumacher, »daß Senatus seine Ansprüche an den Diebeskamp gegen einen entrichteten Abstand aufgeben« möchte. Der Rat beschloss am 31. Juli 1795, hierauf einzugehen, und autorisierte eines seiner Mitglieder, mit der Hofrätin einen entsprechenden Vergleich auszuhandeln.³ Bis zum 4. Dezember 1795 einigte man sich auf ein »Abstandsgeld« von 150 Reichstalern⁴.

2.

Auch für das kaum anders lautende niederdeutsche *Afstand* wird jene Bedeutung von *Abstand* 1770 durch den »Versuch eines Bremisch-niedersächsischen Wörterbuches« (fortan: VBNWB) mit den Worten »ein Aequivalent zur Vergütung einer abgetretenen Sache« lexikographisch belegt⁵. Der VBNWB fügt jedoch erläuternd hinzu⁶:

»Im erstern Sinn, für Aequivalent, wird es bey den Bauern gebraucht. Wenn nämlich ein Sohn, oder Tochter, dem das Haus und die Stelle eigentlich zukommt, selbige einem Bruder oder andern Anverwandten gewisser Ursachen

1 Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, Neubearbeitung, 1, Leipzig 1983, Sp. 1005.

2 Professionsprotokoll in StAB 2 – P.2.n.3.g.2.t. (fol. 667); Wittheitsprotokoll vom 31. Juli 1795 in StAB 2 – P.6.a.9.c.3.b.55., S. 306–307.

3 Wittheitsprotokoll vom 31. Juli 1795 in StAB 2 – P.6.a.9.c.3.b.55., S. 306–307.

4 Wittheitsprotokoll vom 4. Dezember 1795, ebd., S. 574.

5 VBNWB, 4, Bremen 1770, S. 995.

6 Ebd.

wegen überläßt, so muß dieser dem ersten eine gewisse Summe Geldes nach dem Werth der Stelle zur Vergütung, oder *to'm Afstand*, geben. Dieser *Afstand* aber steigt nimmer an den wahren Werth der Bauerstelle; und ist also darin vom Kauf unterschieden.«

Man versteht nicht, warum das Wort hier die Bedeutung von »Aequivalent« haben soll, wenn das mit ihm Bezeichnete hinter dem wahren Wert dessen, wofür es angeblich ein Äquivalent ist, zurückbleibt. Wie im Folgenden zu zeigen sein wird, handelt es sich denn auch im vorliegenden Zusammenhang um eine von der obigen scharf zu trennende weitere Sonderbedeutung von *Afstand*.

Im Übrigen bleibt schleierhaft, *warum* der wahre Wert der Bauerstelle nicht erreicht wird. Und dunkel ist vollends der Sinn des Vergleichs mit dem Kauf, da dieser bei der fast nirgends durchbrochenen Abhängigkeit der Bauern von Grundherren so gut wie nie in Betracht kam. Aus diesem Grunde müsste überdies statt vom Wert der Bauerstelle vom Wert des *Meierrechts* an ihr die Rede sein. Schließlich wird der Leser auch noch im Unklaren darüber gelassen, weshalb die hier vorliegende Sonderbedeutung von »Afstand« es überhaupt wert ist, vermerkt zu werden, weil er nämlich nicht einsieht, wie der Fall, dass ein Anerbe die Bauerstelle einem Verwandten überlässt, mit nennenswerter Häufigkeit eintreten sollte.

An dieser Stelle erweist es sich als unumgänglich, einen Blick auf das im bremischen Landgebiet während der frühen Neuzeit herrschende Anerbenrecht zu werfen. Das Plenum des Bremer Rats beschloss zwar am 19. Juli 1720, »Dasz denen Guhts Herrn [d. i. Grundherren] frey bleibe unter den Kindern [des abtretenden Meiers] zu wehlen, welchen Er von denselben dasz Meyerrecht geben wollte, und könnte der Aeltern Vermächtniss unter den Kindern oder contracten dem domino nicht präjudiciren [...]«⁷, doch schließt dies das Bestehen einer bestimmten Anerbensitte, sonderlich in der Zeit vor 1720, nicht aus. Zumindest im größten Teil des Bremer Landgebiets hat damals das Minorat geherrscht⁸. Für das Obervieland ist darüber aus dem Jahre 1691 folgendes überliefert⁹:

»Zu erst ist daß Ius Haereditarium oder Beerbunge der Hoffstellen, für den jüngsten Sohn, wan derselbe aber bey zeitiger ablebunge der Eltern annoch

7 Extrakt aus dem Wittheitsprotokoll vom 19. Juli 1720, abgedruckt bei Albert Hermann Post, Das gemeine deutsche und hansestadtbremische Immobilienrecht und Familienrecht auf Grundlage der modernen Volkswirtschaft (= ders., Entwurf eines gemeinen deutschen und hansestadtbremischen Privatrechts auf Grundlage der modernen Volkswirtschaft, 3), Bremen 1871, S. 230.

8 Belegt für das Gericht Borgfeld [siehe Karl H. Schwebel, Das bremische Erbgericht Borgfeld, I. Teil, in: Brem. Jb., 43 (1951), S. 157-324, hier: 286], für das Obervieland sowie das Holler- und Blockland [Kollektaneen zum Jördebuch des stadtbremischen Gebiets von der Hand des Intendanten Burmeister aus dem Jahre 1691 in StAB 6,21 – VII. a.1. d.] und für das Niedervieland [Brautbrief vom 24. Juni 1727 in StAB 2 – Q.1. h.8.].

9 Kollektaneen zum Jördebuch des stadtbremischen Gebiets von der Hand des Intendanten Burmeister aus dem Jahre 1691 in StAB 6,21 – VII. a.1. d. (Hervorhebung von mir); ebendort in ähnlicher Formulierung für das Hollerland.

minorennis und dazu nicht tüchtig, kömbt solcheß auff den nachfolgenden: auch wohl einer Tochter sich in daß Gehöfft zu befreyen, mit bewilligung deß Guthsherren, und hat der jüngste Sohn außer dem Brautschatz dagegen einen *Abstand* à parte, [...]«

Es geht also bei der besagten Sonderbedeutung von »Afstand/Abstand« um den zweifellos nicht seltenen Fall, dass wegen Todes des Bauern oder der Bäuerin die Stelle an die nächste Generation schon zu einer Zeit übergeben werden musste, wo der jüngste Sohn noch minderjährig war. Dann erhielt nicht dieser die Stelle, sondern der nächstältere volljährige Sohn oder, wenn ein solcher fehlte, eine volljährige Tochter. Der jüngste Sohn wurde für das, was ihm auf diese Weise entging, mehr schlecht als recht entschädigt, aber nicht nur, wie der VBNWB uns glauben lässt, mit dem *Abstand*, sondern auch mit dem »Brautschatz«, d. h. mit der Abfindung, auf die jedes der Geschwister des Bevorzugten als weichender Erbe Anspruch hatte.

Mit was für Größenordnungen hierbei zu rechnen ist, zeigt sehr schön eine Eheberedung aus dem Jahre 1690¹⁰: Der verwitwete Bauer Heinrich Budde übergab damals seinen im Dorf Habenhausen (Obervieland) gelegenen Hof seinem gleichnamigen Sohn, der sich mit einer Alcke Bollemans, ebenfalls aus Habenhausen, verlobt hatte, und zog sich aufs Altenteil zurück. Der Bräutigam Heinrich Budde verpflichtete sich seinem jüngeren Bruder Dierich Budde gegenüber,

- a) ihn bis zu dessen künftiger Vermählung in seinem Hause zu unterhalten;
- b) ihm alsdann 180 Reichstaler zu 49 Grote, 2 Pferde und 2 Kühe »nechst den besten« und ein Ehrenkleid zu geben (Brautschatz);
- c) ihm schon jetzt 50 Reichstaler zu 72 Grote zu zahlen »wegen eines beständigen Abstands vom Hauß, Hoff und Gühter«.

Die Leistungen zu a) und b) hätte jeder weichende Erbe zu erwarten gehabt, die Leistung zu c) ist der *Abstand* im Sinne der Entschädigung für den Verlust der Anerbenposition. Der Abstand blieb also nicht nur, wie im VBNWB behauptet, hinter dem Wert der Stelle (richtiger: des Meierrechts an ihr), sondern sogar noch weit hinter dem des Brautschatzes zurück. Die ihn ausmachende Summe steht im vorliegenden Fall allein zu demjenigen Teil des Brautschatzes, der in Geld bestand, im Verhältnis 1 : 2,45. Man kann ihn daher als vorweggenommenen *Zuschlag* zum Brautschatz betrachten.

Der an den wegen Minderjährigkeit als Anerbe untauglichen jüngsten Sohn zu zahlende Abstand war also

- 1. nicht Äquivalent des Hingegebenen, sondern ein im Werte erheblich geringeres Trostpflaster für dessen Entzug,
- 2. eine Zuwendung, die stets nur in Begleitung einer größeren, des Brautschatzes, auftrat.

10 Eheberedung vom 5. September 1690, im Besitz von Herrn Wilken Dierks, Habenhauser Dorfstraße 2, D-28279 Bremen, dem ich an dieser Stelle für die Erlaubnis, mir eine Fotokopie anzufertigen, herzlich danken möchte.

Mit jenem Ratsbeschluss vom 19. Juli 1720 wurde eine Abkehr vom Minorat als der herkömmlichen bauerlichen Erbfolgeordnung eingeleitet. Der Beschluss wurde zwar zunächst nicht veröffentlicht, doch schrieb eine Verordnung des Rats vom 27. Januar 1730 u. a. vor¹¹:

»Damit auch

4) Sonsten die Meyer- und andere Stätte nicht mögen geschwächt werden, soll ein jedweder Bauer, wann er die Stätte übergeben will, sich bey denen Guths-Herren angeben, und um dessen Einwilligung ansuchen, damit eine gute und bequeme Person von denen Guths-Herren, aus der bey der Stelle vorhandenen Zahl der Kinder, oder, da deren keine vorhanden seyn solten, ein ander tüchtiger Meyer oder Köther, möge erwehlet werden.«

Durch diese Regelung wurden Zahlungen eines Abstandes in dem hier erörterten Sinne und entsprechende Klauseln in Eheverordnungen überflüssig. Sie verschwanden offenbar so schnell, dass der VBNWB schon 1770, wie gesehen, keine rechte Vorstellung mehr von ihnen vermitteln konnte. –

Festzuhalten bleibt: Hinsichtlich der bis 1720 geltenden bauerlichen Sukzessionsordnung steckt in dem Begriff *Abstand* sowohl der Entschädigungsgedanke als auch der Gedanke an etwas *zusätzlich* zu Entrichtendes.

3.

Dies leitet über zu einer weiteren Bedeutung von Abstand, die das Grimmsche Wörterbuch weder in der Erstausgabe noch in der Neubearbeitung verzeichnet, wohl aber der VBNWB in seinem »Afstand«-Artikel, wo er sie in folgende Worte fasst: »eine gewisse bedungene Summe Geldes, die bisweilen über die Kauf-Summe bezahlt wird, um gleichsam den Verkäufer willig zu machen zur Ueberlassung der verkauften Sache«¹². Hier ist offensichtlich an *Abstand* als Bezeichnung für eine bestimmte Art Zugabe zum Kaufpreis gedacht. Das zeigt auch das gleich angeschlossene fiktive Beispiel: »So heißt es z. E. he gift mi 8 000 Daler vor dat Huus, Arve, un 50, 100 etc. Daler t'om Afstand.«¹³

Was bedeutet es, wenn im VBNWB steht, die als »Afstand« bezeichnete Summe Geldes, welche bisweilen über die Kaufsumme hinaus bezahlt werde, sei *bedungen*?

Die Betrachtung eines Einzelfalls, über den genauere Nachrichten vorliegen, kann Aufschluss geben: Am 23. Januar 1750 berichteten dem Bremer Ratsplenum diejenigen beiden seiner Mitglieder, die als Visitatoren der Kirchen auf dem Lande fungierten, dass der neue Eigentümer eines im Dorfe Rockwinkel gelegenen Landguts, Johann Rouwe, das daneben gelegene Stück Kirchenland, für welches jährlich 2 ½ Reichstaler Meierzins gezahlt werde, gegen einen ihm gehörigen Meier im benachbarten Dorf Osterholz einzutauschen

11 Sammlung verschiedener Verordnungen welche in Handlungs- Schiffahrts- und Policy-Sachen der Kayserl. Freyen Reichs-Stadt Bremen so in ältern als neueren Zeiten ausgegangen, Bremen o. J., S. 365.

12 VBNWB, 4, Bremen 1770, S. 995.

13 Ebd.

wünsche. Der Osterholzer Meier sei Rouwe jährlich 4 Scheffel Roggen, 2 Hühner und einen Hofdienst schuldig. Die Kirchenvisitatoren sprachen sich für diesen Tausch aus, »zumalen wann man noch überher einen beliebigen *Abstand* an der Kirche erhalten könnte«. Der Rat stimmte zu »mit dem Beding [...], wann Johann Rouwe noch überher der Kirche ein beliebiges stück Geld zum *Abstand* geben würde«¹⁴. Bereits unter dem 17. Februar 1750 verzeichnet das Rechnungsbuch der Kirche zu Oberneuland, zu der Rockwinkel gehörte, unter den Einnahmen 25 Reichstaler als »den *Abstand*, welchen H. Joh. Rouwe wegen Umtauschung [...] der Kirchen gegeben«¹⁵. Bei der Beurteilung dieser Vorgänge ist zu beachten, dass das Wort »beliebig« noch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts allein die Bedeutungen »gratus, commodus, voluntarius, gefällig« hatte¹⁶. An den oben zitierten Stellen aus dem Protokoll der Beratungen des Ratsplenums von 1750 ergibt »beliebig« nur einen Sinn, wenn es »voluntarius« bedeutet: Der Abstand war zwar *bedungen*, insofern der Rat ihn zur *Bedingung* (»Beding«) für das Zustandekommen des Tauschgeschäfts machte, aber er war *freiwillig*, insofern seine Höhe ganz in das *freie Ermessen* Rouwes gestellt war.

Diese Bedeutung hat das Wort *Abstand* auch in vielen Urkunden über Immobiliengeschäfte des 17. und 18. Jahrhunderts, wobei auffällt, dass die als *Abstand* bezeichnete Zugabe oft in einer anderen Münzsorte als das Entgelt bezahlt wurde oder gar aus Naturalien bestand. Ein Beispiel mag hier genügen: Am 2. Februar 1676 verkauften der in Grolland wohnhafte Joost Schmitt und seine Ehefrau Gebbeke Meyers dem Bremer Bürgermeister Dr. Johann Harmes und dessen Ehefrau Metta von Aschen ein Landgut in Lesumbrok für 1000 Albertstaler und 1300 Reichstaler »in gangbahren Marckstücken« sowie, »zum willigen *abstande*«, 1 Portugaleser (10-Dukaten-Stück)¹⁷. Der Abstand wird hier offenbar aus demselben Grunde »willig« genannt wie in der Empfehlung der Kirchenvisitatoren vom 23. Januar 1750 »beliebig«. Vielleicht wurde ein solches Epitheton noch lange Zeit von vielen als notwendig empfunden, um das Gemeinte vom Abstand als »Aequivalent zur Vergütung einer abgetretenen Sache« zu unterscheiden. Doch konnte es durchaus fehlen, wie etwa eine Urkunde über den Verkauf von Ländereien im Niederblockland vom 6. Juli 1731¹⁸ beweist.

Was es mit dieser »Abstand« genannten Zugabe zum Kaufpreis bei Immobiliengeschäften des Näheren auf sich hat, soll und braucht an dieser Stelle nicht ausgeführt zu werden¹⁹.

14 Wittheitsprotokoll vom 23. Januar 1750 in StAB 2 – P.6. a.9. c.3. b.36., S. 659–661. Hervorhebungen von mir.

15 Rechnungsbuch der Kirche zu Oberneuland für 1741–1791, S. 43, in StAB 2 – ad Q.3. B.10. a.2. Hervorhebung von mir.

16 Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, I, Leipzig 1854, Sp. 1449.

17 Kaufbrief in StAB 2 – Q.2. B.9. f. Hervorhebung von mir.

18 In StAB 2 – Q. (III.) ungeordnet.

19 Ich hoffe, über diesen Gegenstand in Kürze eine Abhandlung mit dem Titel »Das entgeltbegleitende Halbgeschenk« vorzulegen.

4.

Die Vorstellung vom Abstand als einer vom Verkäufer bedungenen, in ihrer Höhe aber in das Belieben des Käufers gestellten Zugabe zum Entgelt setzte sich in den Gehirnen so fest, dass schon in der Mitte des 18. Jahrhunderts im Zusammenhang mit Immobiliengeschäften manchmal selbst dann vom *Abstand* gesprochen wurde, wenn das mit diesem Wort Bezeichnete nur eine *äußere* Ähnlichkeit mit jener Zugabe hatte. Dies wird durch folgenden Vorgang belegt: Am 12. Januar 1753 ersuchte der Bremer Ratsherr Hermann Daniel von Büren seine Kollegen um Zustimmung zu einer Abtretung etlicher Ländereien durch die Kirche Oberneuland an ihn gegen einen Rhederbrief über 300 Reichstaler »und Erlegung eines Abstandes von 100 Rthlr. in Golde«²⁰. Hier ist mit »Abstand«, wie ohne Weiteres ersichtlich, lediglich ein Teil, und zwar bezeichnenderweise der kleinere Teil, des Entgelts gemeint. Dementsprechend lautete auch der Beschluss des Ratsplenums ohne Umschweife: »daß dessen Gesuch Platz zu geben und seinem Erbiethen zu Folge gegen den Rheder-Brieff von 300 Rthlr. Species und an baaren Gelde 100 Rthlr. in Golde diese nahmhafft gemachte Stücke mit vollem Eigenthums-Recht Ihm zu übertragen seien«²¹, ohne dass das Wort *Abstand* dabei fiel.

*

Es ist also in Bremen für die frühe Neuzeit im Bereich Immobilien betreffender Rechtsgeschäfte zwischen vier Bedeutungen des Wortes *Abstand* scharf zu unterscheiden. In der Reihenfolge, wie sie hier behandelt wurden, lösen sie sich immer weiter vom Entschädigungsgedanken. Bei der unter 1. erörterten Bedeutung herrscht dieser noch ganz und gar, bei der unter 2. erörterten kann man nur noch von einer unangemessenen Entschädigung sprechen. Die Bedeutung zu 3. lässt allenfalls erahnen, dass der Gedanke an irgendeine den Kaufpreis ergänzende Entschädigungsgabe – wofür, bleibe dahingestellt – ihr ursprünglich wohl zugrunde gelegen hat. Bei derjenigen zu 4. endlich entbehrt selbst diese vage Vermutung jeder Substanz.

20 Wittheitsprotokoll vom 12. Januar 1753 in StAB 2 – P.6. a.9. c.3. b.37., S. 482.

21 Ebd., S. 483.

O vita! ô flos! ô stella corusca scholae! **Humanistische Lobpreise auf Bremen**

Von Thomas Elsmann

Das *encomium urbis* oder die *laus urbis* ist ein literarisches Genre, das seine Wurzeln in der griechisch-römischen Antike hat und als Teil der Rhetorik bereits früh auf einer theoretischen Ebene fixiert wurde. So schälte sich eine Grobstruktur heraus, die eine Reihe von Topoi umfasste, die es bei entsprechender Gelegenheit zu berücksichtigen galt. Die antike Tradition fand ihre Fortsetzung im Mittelalter, die humanistischen Epigonen brachten sie zur erneuten Blüte.¹ Vorbildhaft galt im deutschen Humanismus das Lob auf Nürnberg von Eobanus Hessus (1488–1540), vorgestellt beim Antritt in der Pegnitzmetropole. Handreichungen gaben darüber hinaus zahlreiche Rhetoriklehrbücher, die sich wiederum aus als vorbildhaft geschätzten *exempla* speisten. Ein beachtlicher Teil deutscher Städte, bevorzugt diejenigen, die eine Universität, eine Hohe Schule oder eine anderweitig erwähnenswerte Bildungsanstalt beherbergten, ist im 16. und 17. Jahrhundert mit Lobreden bedacht worden, gelegentlich aus der Sicht der Verfasser mit durchaus zielgerichteten Absichten: So erwies sich eine panegyrische Rede auf eine Stadt als ein probates Mittel zur Abstattung des Dankes für ein Stipendium oder auch eine Berufung, wie sie auch dazu dienen konnte, den Boden für eine zukünftige Tätigkeit zu bereiten. Daneben spielt das Stadtlob eine Rolle in der schulischen Rhetorikpraxis, bot es doch die Möglichkeit, eigenes Können z. B. bei öffentlichen Reden zu präsentieren. Im spezifisch nord- und nordostdeutschen Kontext sind Lobreden und -preise auf z. B. Danzig³, Emden⁴,

- 1 Zum Überblick vgl. z. B. William Hammer, *Latin and German Encomia of Cities*, Chicago 1937; Paul Gerhard Schmidt, *Mittelalterliches und humanistisches Städtelob*, in: *Die Rezeption der Antike. Zum Problem der Kontinuität zwischen Mittelalter und Renaissance*, hrsg. von August Buck (Wolfenbütteler Studien zur Renaissanceforschung. Bd. 1), Hamburg 1981, S. 119–128; Hartmut Kugler, in: *Reallexikon der Deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte*, Band III: P–Z, Berlin, New York 2003, S. 491–494.
- 2 Vgl. Hartmut Freytag, *Über das humanistische Stadtlob in Norddeutschland*, in: *Ethische und ästhetische Komponenten des sprachlichen Kunstwerks. Festschrift für Rolf Bräuer zum 65. Geburtstag*, hrsg. von Jürgen Erich Schmidt, Karin Cieslik, Gisela Ros (Göppinger Arbeiten zur Germanistik. Nr. 672), Göppingen 1999, S. 81–98.
- 3 Hartmut Freytag, *Haec urbs a Danis orta est maioribus*: »Diese Stadt ist von dänischen Vorfahren gegründet«. Über ein Lobgedicht auf Danzig aus dem Jahre 1573, in: *Preußenland* 35, 1997, S. 19–23.
- 4 Wilhem Gnaphaeus, ein Lehrer aus dem Reformationszeitalter. Lobspruch der Stadt Emden und ganz Ostfrieslands, nach der Original-Ausgabe von 1557 aus dem

Hamburg⁵, Lübeck⁶, Rostock⁷, Schwerin⁸ und Stralsund⁹ bekannt. Dass auch Bremen zu den Gemeinwesen zählt, denen entsprechendes Lob zugebracht wurde, ist angesichts der intellektuellen Entwicklung zunächst seit der Reformation und dann seit der Umgestaltung des Schulwesens unter Ägide des Calvinismus gegen Ende des 16. und zum Beginn des 17. Jahrhunderts kaum verwunderlich,¹⁰ aber von der Forschung bisher nicht gewürdigt worden. Nachstehend sollen zwei Beispiele dieser poetischen Form vorgestellt werden.

I.

Im Jahre 1584 sandte der aus Bremen stammende Bernhard Schröder (oder Schroder) einen als *Encomiasticon*¹¹ betitelten literarischen Gruß an seine Heimatstadt. Über den Verfasser ist bekannt, dass er in Rostock (Oktober 1579) und Leiden (Oktober 1583) studierte,¹² dort 1586 an der städtischen *schola* tätig

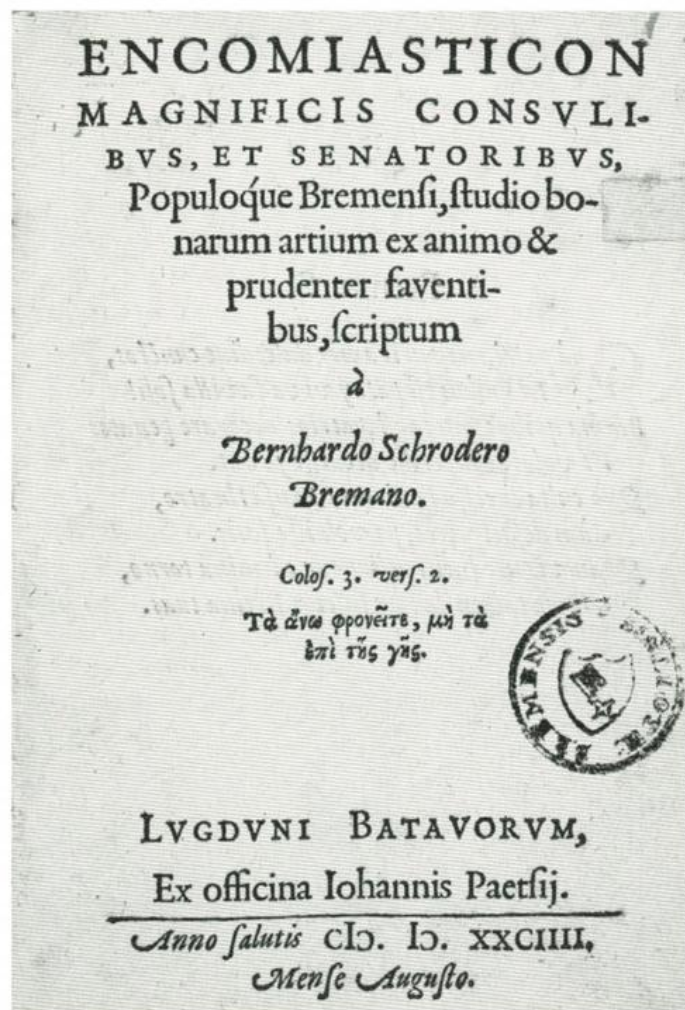
Lateinischen übersetzt und mit Einleitung versehen, enthaltend das Leben des Gnapheus von Heinrich Babucke. Emden 1875.

- 5 Walther Ludwig, *Multa importari, multa exportari inde*: ein humanistisches Loblied auf Hamburg aus dem Jahre 1573, in: *Humanistica Lovaniensia* 32, 1983, S. 289-308; Hartmut Freytag, Kerstin Lühje, *Dotata haec coelitus urbs est*: »Diese Stadt ist vom Himmel beschenkt«, Über ein Stadtpotrait und Lobgedicht auf Hamburg aus dem Jahr 1587, in: *Euphorion*, 91, 1997, S. 413-430.
- 6 Hartmut Freytag, Lübeck im Stadtlob und Stadtporträt der frühen Neuzeit. Über das Gedicht des Petrus Vincentius und Elias Diebels Holzschnitt von 1522, in: *Zeitschrift des Vereins für lübeckische Geschichte und Altertumskunde* 75, 1995, S. 137-174.
- 7 Katharina Graupe, David Chytraeus und das Städtelob des 16. Jahrhunderts, in: David Chytraeus. *Praecepta rhetoricae inventionis* [...] Vorschriften der Rhetorik. Einleitung, Text und Übersetzung hrsg. von Nikolaus Thurn, Friedemann Drews, Katharina Graupe und Anja Lieske (Rostocker Studien zur Kulturwissenschaft. Bd. 3), Rostock 2000, S. XXII-XL. Die Rede auf Rostock ebd., S. 293-333.
- 8 Ebd., S. 263-291 die Rede auf Schwerin.
- 9 Wilhelm Kühlmann, Zum Profil des postreformatorischen Humanismus in Pommern. Zacharias Orth (ca. 1535-1579) und sein Lobgedicht auf Stralsund – mit Bemerkungen zur Gattungsfunktion der »laus urbis«, in: *Pommern in der Frühen Neuzeit. Literatur und Kultur in Stadt und Region*, hrsg. von Wilhelm Kühlmann und Horst Langer (Frühe Neuzeit. Bd. 19), Tübingen 1994, S. 101-123.
- 10 Dazu und zum intellektuellen Umfeld vgl. Thomas Elsmann, Humanismus, Schule, Buchdruck und Antikenrezeption. Bemerkungen zur Bremer Entwicklung bis 1648, in: *Stadt und Literatur im deutschen Sprachraum der Frühen Neuzeit*, hrsg. von Klaus Garber, unter Mitarbeit von Stefan Anders und Thomas Elsmann, Bd. 1 (Frühe Neuzeit. Bd. 39), Tübingen 1998, S. 203-238.
- 11 *ENCOMIASTICON MAGNIFICIS CONSULIBUS, ET SENATORIBUS, Populoque Bremensi, studio bonarum artium ex animo & prudenter faventibus, scriptum à Bernhardo Schrodero*, Leiden: Johannes Paetsius 1584.
- 12 Vgl. Alfred Schmidtmayer, Studenten im Zeitalter der Reformation, in: *Brem. Jb.* 36, 1936, S. 116-181. hier S. 177. Der im 1565 ebenfalls unter dem gleichen Namen in Rostock Immatrikulierte ist eine andere Person. In den Leidener Matrikeln wird Schröder zum 15. Oktober 1583 mit der Fächerabkürzung L (*Litterarum Studiosus*) geführt, vgl. *Album Studiosorum Academiae Lugduno Batavae*. MDLXXV-MDCCCLXXV. *Accedunt nomina curatorum et professorum per eadem secula*. Den Haag 1875.

war,¹³ 1587 nach Bremen wechselte,¹⁴ als Lehrer zunächst an der Lateinschule, dann am dem *Gymnasium Illustre* seit 1610 untergeordneten *Paedagogeum* unterrichtete und nach 1636 verstarb. Über die Jahre hinweg trat er häufig als Beiträger zu Gelegenheitscarmina in Bremen auf.

Schröder teilte sein in elegischen Distichen verfasstes *Encomiasticon* in fünf Hauptteile, dazu einen vorangestellten Gruß an die Stadt und nachgestellt einige griechische Verse. Die Gliederung gibt folgendes Bild: Einleitung (unbetitelt) – *Theologia loquitur* – *Jurisprudencia* – *Philosophia* – *Apollo ad studiosam cohortem*. Ein eigentliches Lob auf die Stadt beinhaltet die Einleitung. Nach der allgemeinen Feststellung der Vornehmheit der Wesermetropole, beschreibt Schröder

Sehenswürdigkeiten:¹⁵ Zunächst die Rolandstatue auf dem Marktplatz (*forum*) als Symbol städtischer Freiheit und Unabhängigkeit, dann die Fortifikationen mit der Braut (*sponsa*), dem Zwingerturm, der 1533 auf der »Herrlichkeit« errichtet worden war. Es folgt ein Abschnitt über die Weser,¹⁶ deren Funktion als Lebensader der Verfasser herausstellt und ihren Fischreichtum wort- und bildreich unter Angabe von einzelnen Fischarten (Aal, Barsch, Karpfen, Lachs, Neunaugen, Seewolf, Stint, Stör, Topelritzen) schildert. In diesem



13 So die Angabe in seinem *Carmen de Christo post mortem triumphante* [...], Leiden: Johannes Paetsius 1586.

14 Vgl. *Vota Xenica in annum Domini 1588* [...], Bremen: Arend Wessel 1588.

15 Vgl. Heinz Schecker, Drei Sehenswürdigkeiten des Bremer Spät-Barocks. Roland, Rota und der Wasserbär, in: *Brem. Jb.* 38, 1939, S. 207-200; Herbert Schwarzwälder, Technische Sehenswürdigkeiten im Bremen der Barockzeit, in: *Brem. Jb.* 55, 1977, S. 19-75.

16 Zur Weser als literarischem Thema vgl. Thomas Elsmann, *Zugleich diese gute Statt [...] ihre Seel und Leben gleichsamb auß dem Weser=trafiquen habend*. Die Weser als Gegenstand literarisch-rhetorischer Bemühungen, in: *Deutsches Schifffahrtsarchiv* 30, 2008, S. 307-321.

Kontext spielt neben der Brücke über den Fluss die *rota* eine gewichtige Rolle. Dieses Wasserrad war eine verpflichtende Sehenswürdigkeit für jeden Besucher der Stadt bis ins 18. Jahrhundert hinein, galt es doch als technische Innovation ersten Ranges. Die Aufzeichnungen in entsprechenden Reise- und Städtebeschreibungen sowie literarischen Bearbeitungen des Themas belegen die Wertschätzungen, die man diesem Zeugnis des Fortschritts zollte.

Damit verlässt Schröder bereits das Stadtgebiet und wendet sich dem Weserufer mit den angrenzenden Weiden und Wiesen zu. Was hier zutage tritt, ist eine Mischung aus durchaus bodenständigen ökonomischen Beobachtungen (Reichtum an Getreide und Gemüse, Fruchtbarkeit der Felder, auf denen sich das Vieh mästet, Viehreichtum) – mit dem Lob des für Bremen typischen Braunkohls (*brassica fusca*) – und idyllisch-bukolischer Schwärmerei. Im duftenden Blumenmeer, umgeben vom Gesang der Vögel und im Schatten der Bäume liegend – hier ist der Platz, vom Studium müde und ermattet, auszuruhen (*Ingenium hic fessum studijs, animosque relaxat, Dum versat niveas laeta juventa pilas.*). Wie anders als von Gottes spendender Hand hätte diese Idylle entstehen können?

Der Vorgabe folgend, führt der Autor jetzt Theologie, Jurisprudenz, Philosophie und Apollo redend ein. Dabei erweist sich Schröder als kompetenter Kenner der Antike, bevorzugt der Mythologie. Er verzichtet aber auf die vordergründige Aneinanderreihung von Zitaten antiker Autoritäten, vielmehr durchzieht ein deutliches Lokalkolorit den poetischen Versuch. So rühmt die personifizierte Theologie die Gottesfürchtigkeit der Stadt, erwähnt Heinrich von Zütphen, den ersten Bremer Reformator, und Albert Rizaes Hardenberg, den Domprediger, dessen Tätigkeiten Bremen in eine tiefe Spaltung führten, aber zugleich den Weg zum Konfessionswechsel in Richtung des Calvinismus im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts ebneten. Auch das Gegenbild bleibt nicht ungenannt: Matthias Flacius Illyricus (1520–1575), der Gensiolutheraner, dem blinde Raserei (*rabies*) und Wüten gegen die Stadt unterstellt wird.

Die Jurisprudenz rühmt sich als Grundlage des Gemeinwesens, in den Händen der Magister und Senatoren garantiert sie Frieden und Freiheit (seit Karl dem Großen!) und bewahrt vor Hinterlist, Uneinigkeit, Mord, Streit, Verrat, Zank und Krieg. Sie wirkt gleichsam wie ein Heilmittel, vergleichbar ihrer »Schwester«, der Medizin. Mittels dieses inhaltlichen »Kunstgriffes« gelingt es, die nächste der vier klassischen Fakultätswissenschaften, wenn auch randständig, einzuführen. Ihre Bestimmung sei es, den Tod abzuwenden und einer Reihe von körperlichen Unbill (Krankheiten) abzuhelfen. Als Vorbild könnten die griechischen Ärzte Galenos und Kleophantos gelten. Die Philosophie schließt den Reigen: Ihre Rede (*Quid schola? quid dulces Musae? quid pulcher Apollo?*) beginnt mit einer Erinnerung an den ein Jahr zuvor verstorbenen Johannes Molanus, lobt die bremische Schule sowie die Bildung im Allgemeinen, die der Tätigkeit des Kaufmannes gleichrangig ist.

Abschließend tritt Apollo in seiner Funktion als Schutzherr der Musen auf, um seine moralische Ermahnung zu geben und den Studenten zu leiten. Nicht die *ambitio* habe den Lernenden zu leiten, sondern das aufrichtige Streben nach Wissen; die Klippen der Sirenen seien ebenso zu meiden wie des Bacchus Becher!

Das *Encomiasticon* ist mehr als ein Stadtlob, ein toposgeprägtes *encomium urbis* im engeren Sinne. Die Stadt ist zwar die bedachte, es geht aber, abgesehen von der Einleitung, weniger um *memorabilia*, als um intellektuelles Lob: Bremen ist Hort der Musen, ein Ort der Bildung, zugleich eine Burg des »wahren« Glaubens.

II.

Am 2. März, zur ersten Nachmittagsstunde, des Jahres 1650 hielt der aus Deventer stammende Student am *Gymnasium Illustre* Theodor Ketjis¹⁷ eine in daktylischen Hexametern verfasste Lobrede auf die Stadt Bremen, zugeeignet deren Ratsherren, Syndici und Senatoren.¹⁸ Nach einer Introduction (Anrufung der Musen, Gleichstellung Bremens mit bedeutenden italienischen Städten wie Bologna, Florenz, Venedig, Verona, die alle besungen wurden) nahm Ketjis systematisch eine Reihe von Gemeinplätzen auf, wie sie ähnlich vor und vergleichbar nach ihm in entsprechenden Beispielen dieses Genres zu finden sind: Lage (Beschiffbarkeit des Hafens, Fischreichtum etc.) – Charakter der Bewohner (Abscheu vor *luxuria*, *ambitio* und schändlicher *libido*) – die Weser (Lebensader der Stadt, für den Handel und für die Fruchtbarkeit des Landes) – die neuen Stadtbefestigungen (gemeint sind die während des Dreißigjährigen Krieges erstellten Fortifikationen, die wie von Zyklopen gebaut seien und den Mauern von Troja gleichen) – Wasserrad (*rota*) – Lob der Schönheit der Stadt – Beschreibung des Marktplatzes (Rolandstatue als Symbol einer immerwährenden Freiheit, Vergleich mit dem Forum in Rom) – verschiedene Sehenswürdigkeiten (Brücken) – Gärten und Parks (Schilderung des Blumenreichtums unter Nennung einer Reihe von Arten) – Wälder und Haine (mit sich dort aufhaltenden Nymphen, Dryaden und Hesperiden und der Phylomela) – Gotteshäuser – Religion – Rathaus (*domus incluta*) und Senat (*iustitia*, Vergleich mit den römischen Senatoren) – Kuratoren des Gymnasiums (Wohlfahrt der Schule unter dem Schutz der Obrigkeit) – Lob der Bibliothek – *Respublica* (Lob der Staatsform, Ablehnung der Tyrannei, Lob der Freiheit, Schutz der Bürger, innere *concordia*) – *Conclusio*.

Ketjis rhetorisches Übungspoem ist, verglichen mit Schröders Text, statischer, d. h. überwiegend an vorgegebenen Schemata orientiert und weniger von dichterischen Ambitionen geprägt. Wo Schröder im Stil lateinischer Schäferdichtung das Idyll metaphernreich lobt, bleibt Ketjis, unbeschadet aller Euphorie, überwiegend sachlich. Sein Ziel war es, möglichst viele Facetten der gerühmten Stadt zu preisen, während Schröder eher ein intellektuelles

17 Immatrikulation in Bremen im April 1649 (Ketjis), davor im Mai 1647 am *Athenaeum* in Deventer (Ketyes). Vgl. Die Matrikel des Gymnasium Illustre zu Bremen 1610–1810, Bremen 1968; Jacob Cornelis van Sleen, *De Illustre School te Deventer 1630–1878. Hare geschiedenis, hoogleraren en studenten, met bijvoeging van het Album studiosorum*, s'Gravenhage 1916.

18 *REIPUBLICAE BREMENSIS, INTER LIBERAS IMPERIALES ET HANSEATICAS CIVITATES Celeberrimae, ΕΓΚΩΜΙΟΝ Carmine Heroico scriptum à Theodor Ketjis Daventriensi [...]*, Bremen: Typis Berthold de Villiers 1650.

Ansinnen prägte. Dieser bildungshistorische Punkt verbindet allerdings beide Autoren. Eine Schule, zumal eine akademische, oder Universität war ein wichtiger Punkt, den es zu berücksichtigen galt.¹⁹ Während Schröder pauschal der Bildung und Bremen als deren Hort huldigt, lobt Ketjis, der in der Blütezeit des Gymnasiums schrieb, dezidiert die Kuratoren des Gymnasiums und die Institution selbst, dazu tritt als Besonderheit die Bibliothek. Letzteres ist verständlich, hatte man doch mit der Sammlung des Polyhistor Melchior Goldast von Haiminsfeld (1576/1578 – 1635) seit 1646 eine auf der Höhe der Zeit stehende humanistische Universalbibliothek im Besitz.²⁰

Ob beide Autoren mehr trennt oder verbindet, mag dahingestellt bleiben. Ihre Ausgangspositionen waren zweifellos nicht deckungsgleich, dennoch stehen beide in unübersehbaren Traditionen. Was sie augenscheinlich verbindet, ist ihre Verpflichtung auf die Antike als Argumentations- und Redemuster. Die antike Mythologie und Rückgriffe auf die griechisch-römische Historie sowie auf antike Autoren (Vergil, Homer) sind zu nennen. Während jedoch Schröder hier subtil auswählt, überfrachtet Ketjis seine Darstellung im Sinne einer Wissenspräsentation. So fährt er in seiner *Conclusio* eine ganze antike »Göttergalerie« auf, die Bremen gleichsam befruchtet und beschützt (Athene, Chariten, Hermes, Ceres, Jupiter, Kybele, Minerva, Neptun, Phoebus, Themis, Venus etc.). Die Motivation für beide Autoren zur Abfassung des Lobes auf die Weserstadt sind deutlich zu unterscheiden: Ketjis ging es um ein Übungspoem im Rahmen der akademischen Casualliteratur und deren Traditionen gehorchend, Schröder verfolgte – so legt sein Lebensweg nahe – handfeste Interessen. Er wollte sich aus der Ferne, sprich: Leiden, in Erinnerung rufen und tatsächlich scheint ihm sein *Encomiasticon* den Weg zurück in eine akademische Stellung mit vorbereitet zu haben.

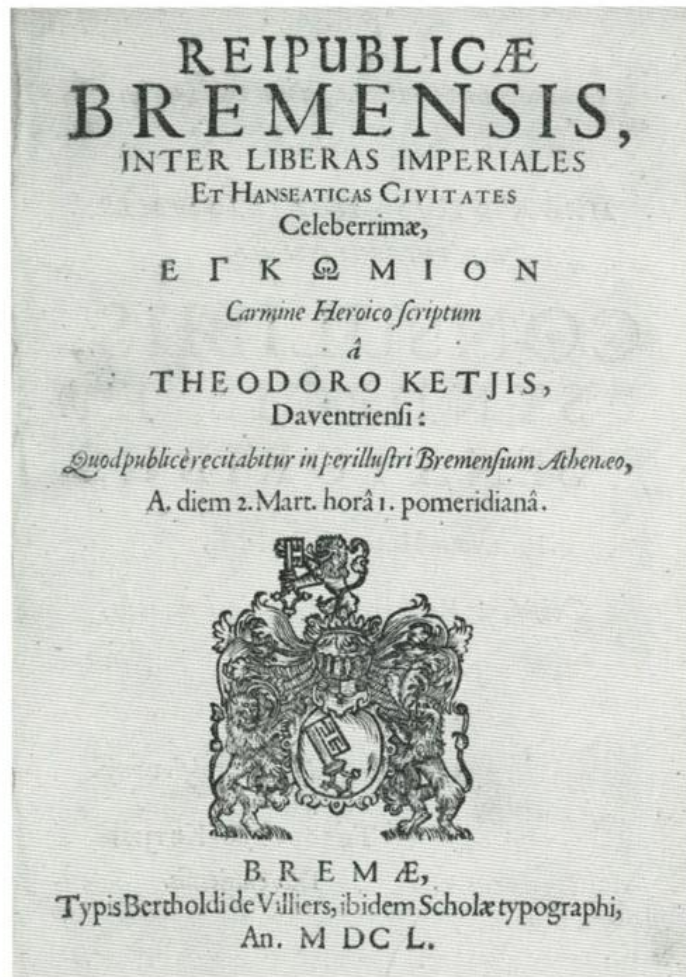
Beide Poeme befanden sich auf dem schmalen Grat zwischen Individualität und bloßer Repetition von Gemeinplätzen. Viele Subthemen waren dem literarischen Genos eigen, manche Ausführungen, bedingt durch die Lage Bremens und die Handelsinteressen der Stadt, finden sich vergleichbar in *laudes urbis* zu anderen nord- und nordostdeutschen Städten. Individuell war die Ausfüllung mit spezifischen *Bremensien*, was sie aber beide bemerkenswert macht, ist die Betonung der akademischen Tradition und Bedeutung Bremens – zweifellos gleichberechtigt zur merkantilen im Verständnis beider.

19 Als Beispiel ist neben den schon genannten Städten auch ein Gedicht auf Münster zu nennen, vgl. Hermann Bückner, Das Lobgedicht des Johannes Murmellius auf die Stadt Münster und ihren Gelehrtenkreis, in: Westfälische Zeitschrift 111, 1961, S. 51-74.

20 Vgl. dazu Thomas Elsmann; Die Bibliotheca Bremensis bis zum Ende des 18. Jahrhunderts: Sammlung, Nutzung und der Weg zum Gestaltwandel, in: Vom Katharinen-Kloster zum Hochschul-Campus: Bremens wissenschaftliche Literaturversorgung seit 1660. Fest zum 350jährigen Jubiläum der Staats- und Universitätsbibliothek Bremen, hrsg. von Thomas Elsmann, Maria Elisabeth Müller und Uwe Staroske (Schriften der Staats- und Universitätsbibliothek Bremen. Bd. 7), Bremen 2010, S. 54-81.

Dass dieser Konnex keine Selbstverständlichkeit war, belegt ein Gedicht,²¹ das der 1602 vermutlich von Jürgen Landwehr (ca. 1580–1646) erstellten großen Stadtansicht beigegeben ist,²² welches sich heute im Focke-Museum / Bremer Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte befindet. Als Autor fungierte der Theologe, Historiker und Dichter Hermann Fabronius (1570–1634),²³ der mit *Scholae Casselianae Conrector* signierte. Dies lässt auf die Erstehung des *In effigiem inclytæ urbis Bremæ carmen* zwischen 1598 und 1601 schließen, da Fabronius in diesem Zeitraum tatsächlich als Konrektor des *Paedagogeum* in Kassel amtierte. Seine Beziehungen zu Bremen können aus zweierlei Gründen resultieren: Seiner Verbindung zum (seit 1605) reformierten Landgrafen

Moritz von Hessen-Kassel (1572–1632), dessen Hofprediger Fabronius 1613 wurde und der enge Beziehungen zu Bremen suchte, sowie seiner Verbindung zu Wilhelm Dilich (1571/1572–1650), der sich 1596 in Bremen aufhielt und bald erste Bildentwürfe für eine zu verfassende bremische Chronik ablieferte;²⁴ das Verhältnis des Bildes von Landwehr und der Stiche Dilichs zueinander ist bisher ungeklärt. In seiner im Vergleich zu Schröder und Ketjjs gänzlich veränderten Anlassgebundenheit übergeht Fabronius das akademische Element völlig. Ihm geht es um die ökonomische Wohlfahrt der Stadt,



21 Der Text bei Adolf Börtzler, *Lateinische Inschriften Bremens* (Abhandlungen und Vorträge. Band 20. Heft 1), Bremen 1952, S. 30–36, allerdings mit Korrekturen zum Original.

22 Die Ansicht u. a. bei Herbert Schwarzwälder, *Blick auf Bremen. Ansichten, Vogelschauen, Stadtpläne vom 16.–19. Jahrhundert*, Bremen 1986, S. 14–15.

23 Zum Autor vgl. *Deutsches Literatur-Lexikon*. Dritte, völlig neu bearbeitete Auflage, Band 4, München, Bern 1972, Sp. 711; *Ut pictura politeia oder der gemalte Fürstenstaat. Moritz der Gelehrte und das Bildprogramm in Eschwege*, hrsg. von Heiner Borggreffe (Studien zur Kultur der Renaissance. Band 1), Marburg 2000.

24 Vgl. Bettina Schleier, *Wilhelm Dilichs Bremer Chronik*, in: *Brem. Jb.* 73, 1994, S. 12–47.

bedingt durch den florierenden Handel, die waltende Gerechtigkeit, den göttlichen Schutz und die Klugheit des regierenden Rates, den er – ganz im Sinne eines *Panegyrikus* – abschließend anruft.²⁵

*Vosque senator(es), veneranda corona, vavete,
Ut videi virtus splendeat ac Themidos.
Sic praeclara diu fulgebunt lumina BREMAE
Miramtumq(ue) ad sua tecta trahent.*

*Auch Euch grüße ich, ihr Herren des Rats, ehrwürdige Runde,
Lasset des Glaubens Kraft leuchten und das Recht strahlen.
Dann wird Bremens Ruhm vor andern glänzen,
Und die Häuser der Stadt bewundernde Blicke auf sich ziehen.*

25 Die Wiedergabe des Textes geschieht nach dem Original.

Johann Böses Tete-a-Tete.

Ein kunst- und kulturhistorischer Nachtrag zur Geschichte der Bremer Zuckerfabrikanten-Dynastie Böse

Von Horst Rössler und Olaf Rennebeck

Am Ausgangspunkt dieses auf den ersten Blick doch etwas zweideutig betitelten Beitrags¹ steht die Reproduktion einer kleinen Schwarzweißfotografie. Sie zeigt Teile eines Porzellangeschirrs und gehört zu dem zwei Mappen umfassenden Kleinbestand *Wiedemann*, der sich im Archiv des Landkreises Cuxhaven in Otterndorf (ALC) befindet. Er enthält Korrespondenzen und Unterlagen privater Natur aus der norddeutschen Pastorenfamilie Wiedemann sowie deren Verwandtschaft für den Zeitraum 1844 bis 1910.²

Zur Vorprovenienz dieses Bestandes kann lediglich gesagt werden, dass er sich zuletzt in Minden / Westf. bei einer zur Wiedemannschen Nachkommenschaft gehörigen Familie befand. In den Jahren 1986 und 1989 wurde das Material nacheinander im Museum Burg Bederkesa abgegeben.³ Erst im Jahre 2003 gelangte dieser Familiennachlass dann von dem archäologisch ausgerichteten Museum in Bederkesa nach Otterndorf. Die Person, die die Unterlagen ursprünglich in Bederkesa abgegeben hatte, war inzwischen verstorben, sodass Näheres zum Hintergrund dieses Nachlasses nicht in Erfahrung gebracht werden konnte. Der Inhalt der Mappen – darunter auch die erwähnte Fotografie – macht jedoch deutlich, dass Verbindungen der Familie Wiedemann zu dem bis heute in Bederkesa unvergessenen Hauptmann Böse (1783–1867) bestanden. Der als Sohn des Zuckerfabrikanten Johann Böse (1739–1804) in Bremen geborene Hinrich Böse hatte in der Hansestadt an der Weser mehr als zwei Jahrzehnte als *Zuckerraffinadeur* gewirkt, bevor er sich 1826 am Rande des Fleckens Bederkesa in einem großen von ihm errichteten Gutshaus niederließ.⁴

Doch worin bestand die Beziehung zwischen Hinrich Böse und den Wiedemanns? Als eigentliche Nachlasser des Bestands sind der Pastor Gustav Wiedemann (geb. 1853) und dessen seit 1888 mit ihm verheiratete Frau Theodore,

1 Siehe Horst Rössler, Vom Zuckerrohr zum Zuckerhut – Die Familie Böse und die Bremer Zuckerindustrie, in: Brem. Jb. 90, 2011, S. 63–94.

2 ALC, Kb Wiedemann, Superintendent, 1 und 2.

3 Weitere Teile des Nachlasses wurden 1986 an das Schwedenspeicher-Museum in Stade abgegeben und gelangten dann 2005 ins dortige Staatsarchiv, siehe StAS Dep. 10 Nr. 03452 und Nr. 03528.

4 Siehe Rössler, Böse (wie Anm. 1), S. 80–86. In dem noch existierenden Anwesen des Hauptmanns befindet sich heute das Romantik-Hotel Bösehof.

geborene Meyer (geb. 1867) anzusehen.⁵ Wiedemanns Vater wiederum war der auch als Historiker bekannt gewordene Superintendent Friedrich Wilhelm Wiedemann (1817–1900),⁶ der seit 1849 mit Friederike Mathilde Böse (1828–1907), einer Tochter von Hauptmann Böse, verehelicht war.⁷ Aus diesen engen verwandtschaftlichen Beziehungen erklärt sich, dass das Foto in den Wiedemannschen Nachlass Eingang gefunden hat, wenn auch die genaueren Umstände im Dunkeln bleiben. Umso wichtiger für eine genauere Identifizierung des abgebildeten Geschirrs ist deshalb die folgende kurze handschriftliche Notiz, die sich auf der Rückseite der Fotoreproduktion findet: »Kaffee-Teeservice Berliner Manufaktur »Grün-Gold«. Es war Eigentum der Eltern von Heinr. Böse Zuckerfabrikant Johann Böse, Bremen und zeigt original Innenansichten des Betriebes.«

Das Repro wurde vermutlich etwa im Maßstab 1 : 1 vom Originalfoto hergestellt. Mit 9,5 x 6,5 cm erscheint uns sein Format heute eher klein, sodass von einer leichten Vergrößerung des gängigen Mittelformats 6 x 9 cm ausgegangen werden kann. Nach unserem Dafürhalten, bestätigt durch die Einschätzung eines Fotografen, dürfte es in den 1970er Jahren nach einem Original aus den 1920er oder 1930er Jahren entstanden sein. Doch stammte das fotografierte Geschirr wirklich aus dem Besitz der Eltern von Hauptmann Böse? Und zeigt das Dekor tatsächlich Originalansichten, der von Johann Böse 1771 gegründeten und nach 1803 von seinen Söhnen Nicolaus Hinrich und Hinrich Böse geführten Zuckerfabrik?

Ein Vergleich des Geschirrs auf dem Foto (siehe Abb. 1) mit Produkten der Königlichen Porzellan-Manufaktur (KPM) in Berlin, die zwischen 1770 und 1810 entstanden, macht deutlich, dass es sich hier in der Tat um Teile eines Service des Modells 809, *Antique glatt*, handelt, das seit etwa 1790 von diesem Unternehmen hergestellt wurde. Dabei zeigt das Repro die obligatorischen Bestandteile des kleinsten Kaffee- und Tee-Ensembles, wie es sich im Verlauf des 18. Jahrhunderts herausbildete: ein Frühstücksservice, Tete-a-Tete oder *Déjeuner* genannt, bestehend aus zwei Tassen mit Unterschalen sowie je einer Kaffee-, Tee- und Milchkanne. Ein weiterer essentieller Serviceteil fehlt auf dem Foto allerdings, nämlich eine Zuckerdose, die offensichtlich zu dem Zeitpunkt, als die Aufnahme gemacht wurde, nicht mehr existierte.

Ab Ende der siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts setzten sich bei der KPM klassizistische Formauffassungen gegenüber dem bislang bestimmenden Stil des Rokoko mehr und mehr durch. Kennzeichnend dafür waren eine völlige

5 Hier soll nicht unerwähnt bleiben, dass die u. a. als Else Tetzlaff in der TV-Serie *Ein Herz und eine Seele* (Ekel Alfred) bekannt gewordene Schauspielerin Elisabeth Wiedemann (geb. 1926) eine Enkelin dieses Ehepaares ist.

6 Friedrich Wilhelm Wiedemann: *Geschichte des Herzogthums Bremen*, 2 Bde. Ältere und Neuere Geschichte, Stade 1864 und 1866. 1856 zählte Wiedemann zu den Mitbegründern des Vereins für Geschichte und Altertümer der Herzogtümer Bremen und Verden und des Landes Hadeln (Stader Geschichts- und Heimatverein), von 1854 bis 1895 war er Pastor und Superintendent in Bargstedt, Landkreis Stade.

7 Margret Steinbrunn, *Johann Böse und seine Familie. Vom armen Köthnersohn aus Stotel zum reichen Zuckerfabrikanten in Bremen*, Clausthal Zellerfeld 2010, S. 39.



Abb. 1: Frühstücksgeschirr Antique glatt, KPM. (Foto ALC)

Zurücknahme von verspielten, gebogenen und gewellten zugunsten von nüchternen, strengen und glatten Formen. Diese Entwicklung mündete um 1800 schließlich im Empire als spezieller Form des Klassizismus. Typisch für das Modell 809 waren dabei, wie auf dem Foto gut zu erkennen, die zylindrische Form von Tassen- und Kannenkörper sowie die antikische Gestaltung der Griffe (rechteckig *à la greque*) und die Bekrönung der Deckel mit Nachahmungen von Pinienzapfen. Das Dekor der einzelnen Teile des Services auf dem Foto wird einerseits durch ein Schuppenmosaik in Grün-Gold dominiert, welches das Weiß des Porzellans (d. h. von Kannenkörper und -deckel sowie Tassenkörper und Wandung der Unterschalen) großflächig überdeckt.⁸

Andererseits finden sich auf den Schauseiten von Kannen und Tassen große Abbildungen, die allerdings keinerlei Bezug zur antiken Welt haben. Im Gegenteil: Auf äußerst detailreiche Art wird die zeitgenössische Herstellung von raffiniertem Zucker illustriert. Ob die Rückseiten der Kannen und die Spiegel der Unterschalen ebenfalls mit solchen Darstellungen dekoriert sind, lässt sich nicht erkennen. Eine genauere Untersuchung der auf dem Foto zu sehenden

⁸ Siehe Erich Köllmann, *Berliner Porzellan 1763–1963*. Bde. 1 und 2, Braunschweig 1966, bes. S. 68 und S. 320; Günter Schade, *Berliner Porzellan. Zur Kunst- und Kulturgeschichte der Berliner Porzellanmanufakturen im 18. und 19. Jahrhundert*, Leipzig 1978, S. 158–164. Unser Dank gilt Eva Wollenschläger, Kustodin des KPM-Archivs (Land Berlin), Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg, für ihre Hilfe bei der Identifizierung des Service-Typs.

handgemalten Abbildungen zeigt jedoch, dass es sich dabei keineswegs um »original Innenansichten« der Zuckerfabrik von Johann Böse in der Bremer Wachtstraße handelt. Tatsächlich basieren die Abbildungen auf Kupferstichen aus Henri Louis Duhamel du Monceaus 1764 erschienener Schrift *Art de raffiner le sucre*, die 1765 unter dem Titel *Die Kunst des Zuckersiedens* auch auf Deutsch erschien und bis in das 19. Jahrhundert ein weit verbreitetes Standardlehrwerk war.

Insgesamt finden sich bei Duhamel du Monceau zehn Bildtafeln mit Darstellungen einer Zuckerrohrmühle auf einer Plantage in Westindien, von Innenansichten verschiedener Werkräume einer Fabrik und des sich in den einzelnen Räumen in unterschiedlichen Stufen vollziehenden Raffinationsprozesses des Zuckers sowie der dafür benötigten Apparate und Gerätschaften. Dem Maler der KPM dienten die Bildtafeln als Vorlagen, die so exakt wie möglich auf das Porzellan zu übertragen waren.⁹ So ist die Abbildung auf der großen Kaffeekanne (auf dem Foto in der Mitte) wesentlich eine Kopie der Bildtafel IV: In der hohen Halle einer Raffinerie sind vier von insgesamt fünf Pfannen¹⁰ zu sehen, in denen der Zuckerschäum gesammelt sowie der Zucker geläutert, gesiedet und gekocht wird. Damit sind zwei Zuckerbäckerknechte und der Zuckersiedermeister beschäftigt, während ein weiterer Knecht Kohlen schaufelt und für das Heizen der Pfannen zuständig ist. Im Gegensatz zum Original fehlen auf der Darstellung auf der Kaffeekanne allerdings zwei Pfannen.

Die Abbildung auf der Teekanne (auf dem Foto links) entspricht dagegen weitgehend vollständig der Bildtafel VI aus Duhamel du Monceaus Schrift: In einem Werkraum der Raffinerie werden von vier Zuckerbäckerknechten die aus gebranntem Ton bestehenden Zuckerformen eingeweicht, gereinigt und aufeinander gestülpt und danach in den angrenzenden sog. Füllraum getragen. Eine Darstellung dieses Raums zierte die Milchkanne (auf dem Foto rechts), wobei als Dekorvorlage Bildtafel VII aus *Art de raffiner le sucre* diente (siehe Abb. 2): In diesem Werkraum, in dem bei Duhamel du Monceau fünf Knechte tätig sind (die Abbildung auf der Kanne zeigt nur vier), wird die gekochte Zuckermasse unter beständigem Rühren aus einem großen Bottich in ein schnabelartiges Becken gefüllt, mit diesem in die mit der Spitze nach unten stehenden Formen gegossen und anschließend mit einem langen Messer durchgerührt.

Auf der rechten der beiden Tassen auf dem Foto ist ein liegendes, geöffnetes großes Fass zu sehen, der Deckel ist an das Fass gelehnt. In solchen Fässern wurde der Rohzucker, zumeist aus der Karibik kommend, nach Europa verschifft und zu den Raffinerien geliefert. Die Darstellung auf der linken Tasse

9 Zum Folgenden siehe Jacob Baxa / Guntwin Bruhns, *Zucker im Leben der Völker. Eine Kultur- und Wirtschaftsgeschichte*, Berlin 1967, S. 75-82; die zehn Bildtafeln finden sich in <http://gallica.bnf.fr/ark:/12148/btv1b2100121m>, sie stammen von dem Kupferstecher Ludovic Simmoneau, Vorlage für eine Bildtafel war eine Zeichnung von Aignan Thomas Desfriches; zu den Malern der KPM siehe Arnulf Siebeneicker, *Offizianten und Ouvriers. Sozialgeschichte der Königlichen Porzellan-Manufaktur und der Königlichen Gesundheitsgeschirr-Manufaktur in Berlin 1763-1880*, Berlin / New York, S. 162-173, 239-246, 250.

10 Siehe Bildtafel III in Rössler, Böse (wie Anm. 1), S. 78.

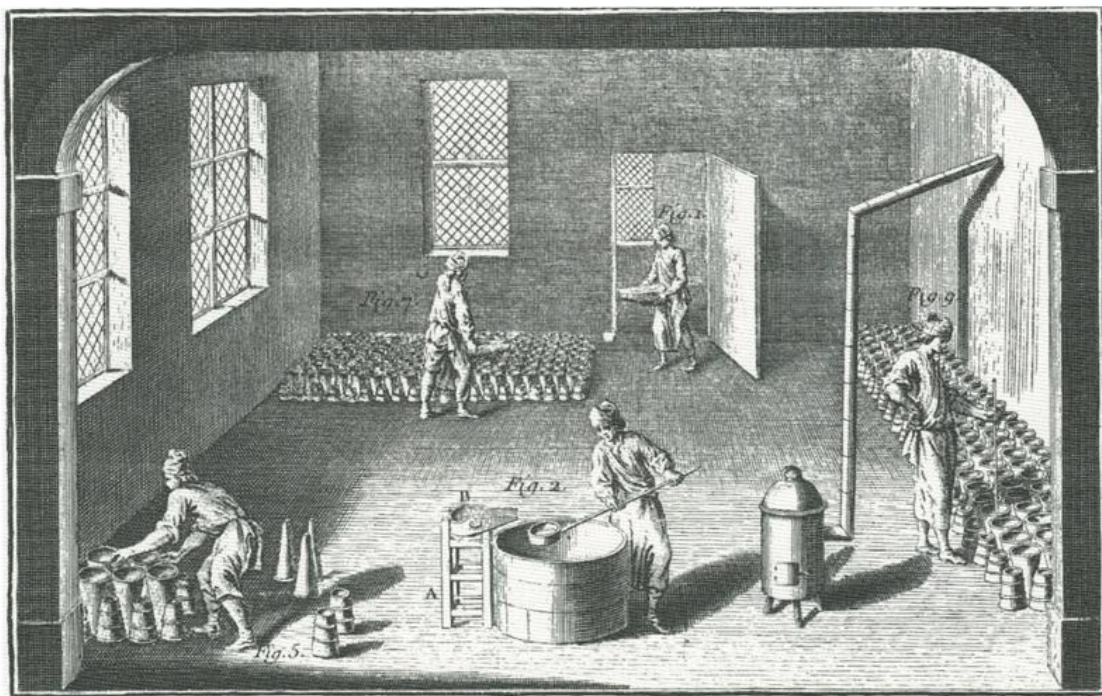


Abb. 2: Im Füllraum einer Zuckerraffinerie. (Kupferstich, Art de raffiner le sucre, 1764)

zeigt dagegen das Endprodukt des langwierigen Raffinationsprozesses, den Zuckerhut, der so auch in den Verkauf ging. Als Vorlage für Fass und Zuckerhut könnten Abbildungen aus Bildtafel IX in Duhamel du Monceaux Werk gedient haben. Auf dem Deckel des Fasses bzw. der Frontseite des Zuckerhuts finden sich die Initialen J.B. (für Johann Böse) bzw. G.B. (für Gesine Böse). Über Fass und Zuckerhut steht im Halbkreis in Schreibschrift: Die Freundschaft ist noch süßer.

Die Untersuchung von Form und Dekor des Geschirrs bestätigt, dass das Service auf dem Foto in der Tat ursprünglich im Besitz des Zuckerfabrikanten Johann Böse und seiner Frau Gesine Böse (1752 – 1825) war. Dabei handelte es sich offensichtlich um eine spezielle Auftragsarbeit und Einzelanfertigung. D.h. nicht nur Umfang und Bestandteile des Services *Modell 809* wurden bei der KPM bestellt, sondern auch das spezielle Dekor. In der reichhaltigen Vorlagensammlung der Manufaktur sind die Kupferstiche aus Duhamel du Monceaux Schrift nicht nachweisbar. Sie wurden also wahrscheinlich von Bremen nach Berlin geschickt, dort auf die Geschirrtile übertragen und danach an den Auftraggeber zurückgegeben. Unklar bleibt dabei, wer die Bestellung bei der KPM aufgegeben hat und wann das Service letztlich in den Haushalt der Böses Einzug hielt.¹¹

11 Bremer Bezüge zu der Berliner KPM bestanden im 18. Jahrhundert nicht nur über Privathaushalte, sondern auch durch Bestellungen des Rats, der 1785 bei der KPM ein umfangreiches Service des Modells »Neuglatt« aus rund 350 Stücken für das Rathaus bestellte. Vgl. Klaus Schwarz, KPM-Porzellan von 1786 aus Berlin in Bremen, in: Brem. Jb. 70, 1991, S. 55 - 62.

Möglicherweise war es ein Geschenk Johann Böses an seine Frau anlässlich des 30. Hochzeitstags des Paares im Jahre 1802.

In dieser Zeit hatte sich das Kaffee- und Teetrinken vor allem in begüterten bürgerlichen Haushalten der Hansestadt Bremen längst durchgesetzt.¹² Bremer Kaufleute und *Zuckeraffinadeure* wie Böse hatten entscheidend dazu beigetragen. Bereits im 17. Jahrhundert hatte in Europa die Einfuhr von Kaffee und Tee aus Übersee sowie von Zucker stark zugenommen, denn ohne diesen galten Kaffee und Tee (sowie Schokolade) als ungenießbar. 1663 wurde in Bremen die erste Zuckerfabrik etabliert, zehn Jahre später das erste Kaffeehaus gegründet, in dem auch Tee und Schokolade ausgeschenkt wurden. Doch erst im 18. Jahrhundert führten steigende Importe von Kaffee und Tee sowie die Expansion des Handels, der Produktion und der Raffination von Zucker zu fallenden Preisen und damit zu einem dramatischen Anstieg des Verbrauchs.

So waren um 1800 aus ehemals luxuriösen Heißgetränken, deren Genuss ursprünglich fast ausschließlich einer höfischen sozialen Elite vorbehalten war, in den Städten Getränke geworden, die einen festen Bestandteil des Konsums und des Lebensstils der bürgerlichen Ober- und zunehmend auch der Mittelschicht bildeten. Dabei waren Kaffee und Tee im Verlauf des 18. Jahrhunderts aus den öffentlichen Kaffeehäusern mehr und mehr in den privaten häuslich-familiären Alltag gewandert. Mehr noch: Der Konsum von Kaffee, Tee und Zucker begann, wenn auch erst zaghaft, die Unterschichten sowie die ländlichen Gebiete zu erobern. Territorialstaaten wie das Herzogtum Braunschweig oder das Kurfürstentum Hannover reagierten darauf (letztlich erfolglos) mit Verordnungen gegen den *Gebrauch von Coffee, Thee und Zucker auf dem platten Land*. Dabei argumentierten sie mit einer angeblichen gesundheitsschädlichen Qualität der Getränke oder auch mit einem vorgeblich ruinösen Genussverhalten als Folge des Konsums der gesüßten Heißgetränke, vor dem der gemeine Mann zu schützen sei. Der Prediger Visbeck aus Wersabe beklagte noch 1798, dass Angehörige der unterbäuerlichen Schichten von der Unterweser, die als Arbeitswanderer (Hollandgänger) in die Niederlande zogen, sich dort das Kaffeetrinken angewöhnt hätten und dies nach ihrer Rückkehr in die Heimat beibehielten. Anstelle des morgendlichen Verzehrs von Warmbier und Bohnen, was gesund und stark mache, sei der Genuss einer Tasse Kaffee getreten, wodurch man zum Weichling werde und seine für die harte Arbeit auf Feld und Acker benötigten Kräfte verliere.¹³ Aus Bremen sind solche Verbote nicht bekannt.

12 Zum Folgenden siehe Petra Seling-Biehusen, »Coffi, Schokelati und Potasie.« Kaffee-Handel und Kaffee-Genuss in Bremen, Idstein 2001, bes. S. 39-103, 190-200, 146-158, 253-304; Annerose Menninger, Genuss im kulturellen Wandel. Tabak, Kaffee, Tee und Schokolade in Europa (16.-19. Jahrhundert), 2. erw. Auflage, Stuttgart 2008, S. 313-396; Henry Hobhouse, Fünf Pflanzen verändern die Welt: Chinarinde, Zucker, Tee, Baumwolle, Kartoffel, 6. Auflage, München 2000, S. 68-69, 98.

13 Johann Gottlieb Visbeck, Die Niederweser und Osterstade, Hannover 1798, repr. Leer 1978, S. 204-206.

Tatsächlich blieb aber auch im 19. Jahrhundert das Trinken von Kaffee und Tee in deutschen Landen Merkmal eines bürgerlichen Lebensstils. Dabei erhielten nun allerdings Kaffee- und Teegeschirre zusätzliche Bedeutung als Aspekte der sozialen Distinktion. Teure Porzellan-Service gehörten anfänglich zu den wichtigsten Produkten der europäischen Manufakturen. Aus höfisch-aristokratischen waren sie nun zu bürgerlichen Statussymbolen geworden. Um 1800 zählte der wie seine Frau Gesine Böse aus ärmlichen kleinbäuerlichen Verhältnissen von der Unterweser stammende Johann Böse zu den wohlhabendsten Bürgern der Hansestadt Bremen. Den Landleuten an der Unterweser wurde in dieser Zeit noch vom Konsum von Kaffee, Tee und Zucker von den Obrigkeiten abgeraten und die meisten von ihnen mussten sich schon aus finanziellen Gründen mit Surrogaten dieser Getränke, gesüßt mit billigem Sirup, begnügen. Im Haushalt der Böses dagegen fanden sich nicht nur hochwertiger weißer Zucker (aus eigener Produktion) sowie qualitätvoller Kaffee und Tee, sondern zudem allein schon für das Frühstück ein spezielles hochwertiges Tete-a-Tete der KPM, der in jenen Jahren angesehensten deutschen Porzellanmanufaktur. Das auf der Fotoreproduktion im Wiedemann Nachlass zu sehende Service *Modell 809* verweist somit auf den sozialen Aufstieg der Eheleute Böse und signalisiert, dass sie in einer bürgerlichen Lebenswelt angekommen waren.

Denkmalpflege am Staatsarchiv Bremen

Von Georg Skalecki

Die Geschichte der Historischen Gesellschaft Bremen ist eng verbunden mit der Geschichte des Staatsarchivs. Dort ist aktuell der Sitz der Geschäftsstelle des inzwischen 150 Jahre alten Vereins, und so versteht sich dieser Beitrag zur Baugeschichte und zur Denkmalpflege des neuen Archiv- und Geschäftsstellengebäudes auch als Beitrag zum Jubiläum der Historischen Gesellschaft.

Auf die Vorgeschichte des Archivwesens in Bremen soll und kann hier nicht näher eingegangen werden. Archivalien und alle zur dauerhaften Verwahrung vorgesehenen Dokumente müssen zweckmäßig und funktional untergebracht werden. Deshalb sind auch die Baulichkeiten von nicht unerheblicher Bedeutung. Insofern sollte ein Beitrag zum Archivwesen auch die Aspekte der speziellen Bauaufgabe »Archiv« beleuchten.

Schlagwortartig sollen nur wenige Stationen aus der Vorgeschichte des Bremer Archivs in Erinnerung gebracht werden. Wohl seit dem 13. Jahrhundert werden Bremer Urkunden in der so genannten Trese-Kammer, einem wehrhaft abgesicherten Raum im Nordturm der Ratskirche Unser Lieben Frauen, gesammelt. Bis ins Jahr 1909 diente diese Trese-Kammer als Archiv für Dokumente des Senats – namentlich für die Urkunden. Ab 1826 wurden für die Aufbewahrung und Verwaltung weitere Räumlichkeiten im Stadthaus genutzt und 1909 schließlich zog das Archiv samt Trese-Kammer in einen eigenen Verwaltungsneubau an der Tiefer um, in dem auch das Standesamt und Friedhofsamt untergebracht wurden. Die Planungen für diesen Bau stammen von dem Architekten Albin Zill, der jedoch manche funktionale und wichtige Anforderungen für Besucher wie Bedienstete außer Acht ließ. Der Bau von 1909 galt deshalb nicht als optimal funktionierender Archivbau. Nach schweren Kriegszerstörungen musste das Archiv einen Luftschutzbunker am Dobben als Provisorium nutzen, bis man schließlich 1964 einen modernen Neubau begann. Bei der Planung hierzu sollte in besonderer Weise den funktionalen Anforderungen für ein optimales Archivgebäude Rechnung getragen werden. So wurde ein detailliertes Anforderungsprofil aus eigenen sowie externen in- und ausländischen Erfahrungen formuliert, nach dem Alfred Meister, Abteilungsleiter beim staatlichen Hochbauamt, einen Entwurf fertigte. Es entstand so eines der konsequentesten und bemerkenswertesten Archivgebäude Deutschlands.¹ Aufgrund dieser besonderen bautypologischen Aspekte wurde der Bau 2008 unter Denkmalschutz gestellt. Aber nicht allein der bauhistorische und

1 Vgl. zur Bau- und Vorgeschichte des Staatsarchivs bis 1967 Karl H. Schwebel (Hg.), Das Staatsarchiv Bremen 1968. Behörde – Dokumente – Geschichte, Bremen 1968, Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen, Bd. 36.



Fassade des Verwaltungsbaus nach der Sanierung, im Hintergrund der eingestülpte Magazinturm des Staatsarchivs. (Fotos: Koetzle StAB)

architektonische Aspekt soll uns hier beschäftigen, sondern auch der denkmalpflegerische Umgang mit diesem Nachkriegsbau. Leider steht das Staatsarchivgebäude auch als ein Beispiel für die Halbwertszeit der Nachkriegsarchitektur, weswegen eine umfassende Sanierung nach knapp 40 Jahren zwingend notwendig geworden war, auf die im zweiten Teil des Beitrags kurz einzugehen ist.

Die Planungen zum Neubau begannen 1961. 1964 bis 1967 erfolgte die Ausführung. Das Staatsarchiv Bremen besteht aus zwei Gebäudekörpern, die funktional wie gestalterisch sehr kontrastreich und unterschiedlich sind. Ein zweigeschossiger, flacher, lagernder Atriumbau, der sich vierflügelig um einen Gartenhof gruppiert, nimmt im Erdgeschoss die Benutzerräume und Räume für die Öffentlichkeitsarbeit auf. Neben der reinen archivierenden Arbeit und der Präsentation der Dokumente für die Auswertung durch externe Nutzer, war als wichtiges Anliegen die mittelbare Öffentlichkeitsarbeit erkannt worden. Ein großer Ausstellungsraum und ein Vortragsauditorium sind diese modernen Elemente, um ein offenes Archiv entstehen zu lassen. Der große Innenhof belichtet großzügig die Flure und den Lesesaal für die Benutzer. Das Obergeschoss wird vollständig von Büro- und Arbeitsräumen eingenommen. Eine funktionale Gruppierung aller Räume und eine durchdachte Berücksichtigung von Arbeitsplätzen für zukunftsorientierte technische Hilfsmittel zeichnet die Planung aus.

Diesem niedrigen lagernden Verwaltungsbau ordnet sich der vertikale Archivturm kontrastierend zu. Neungeschossig erhebt sich dieses massiv in Stahlbetonbauweise ausgeführte Depot. Wegen der hohen zu erwartenden Lasten von normal gefüllten Archivregalen oder gar eventuell später verdichteten Kompaktanlagen, ist die Konstruktion so robust ausgelegt, dass zunächst auf 12.000 laufende Meter Regalreihen konzipiert wurde, mit Möglichkeiten der Verdichtung. Zwei Reihen von massiven Betonpfeilern tragen die einzelnen Geschosse dieses Bauteils und unterteilen das Magazin somit jeweils in drei Schiffe. Die äußere Geschlossenheit des Baus garantiert den wirkungsvollen Schutz der Dokumente vor Lichteinfluss. An eine ausgeklügelte Klimatisierung sowie weitsichtige Brandschutzmaßnahmen wurde ebenso gedacht wie an praktische Aktenaufzüge und Werkstattträume. Der Betonkernbau ist ästhetisch anspruchsvoll mit einer vorgehängten und hinterlüfteten geschlossenen Fassade aus persischem, rötlichem Travertin verkleidet. Damit wirkt der Baukörper gerade im Abendlicht, das von Westen großzügig die Fassade des Turms erreicht, wie ein imposanter Fels im Stadtgefüge. Diese Wirkung auf dem Präsident-Kennedy-Platz macht deutlich, dass auch städtebauliche Überlegungen bei der Planung eine Rolle gespielt haben. Die Bauten sind auf dem schmalen tiefen Grundstück geschickt gruppiert, der flache filigrane und rasterhafte Verwaltungsbau tritt vor und wird effektiv von dem monolithischen Magazinturm überhöht.

Bei der Außengestaltung des Verwaltungsbaus wurden die Geschosse unterschiedlich behandelt. Das Erdgeschoss ist einerseits nach Südwesten relativ massiv und geschlossen durch eine Betonlamellenkonstruktion und eine fensterlose Backsteinwand, hinter denen sich der Ausstellungsraum und der



Dämmung und Aufbau der neuen Magazinfassade.

Vortragssaal befinden. Andererseits ist die Hauptseite, die Eingangsseite, vollständig in Glas aufgelöst. Das Obergeschoss des Verwaltungsbaus ist dagegen gleichmäßig umlaufend gerastert und steht etwas vor, schwebt somit über dem Erdgeschoss. Die Vertikalisierung der Rechteckabschnitte der Vorhangfassade steht der horizontalen Reihung der Fenster

und Brüstungen gegenüber. In die Leichtmetallrahmen sind Schieferverblenden eingebracht.

Bemerkenswert ist der Eindruck des Foyers, das durch die Zweigeschossigkeit sehr großzügig wirkt, unterstützt durch die Verglasung zum Innenhof. Eine schwungvolle Treppe führt hier ins Obergeschoss.



Verfugen der neuen Travertinplatten.

Das Bremer Staatsarchiv kann als funktional konsequent durchgeplanter sowie moderner und richtungsweisender Archivbau bezeichnet werden, der innen wie außen auch mit gestalterisch hoher Qualität aufwartet. Aus diesen Gründen hat das Landesamt für Denkmalpflege das Staatsarchiv unter Denkmalschutz gestellt, musste jedoch sofort konstatieren, dass man nach dieser Feststellung der Schutzwürdigkeit nun ein umfangreiches Problem des denkmalpflegerischen Umgangs zu bewältigen habe.

Wie viele andere Nachkriegsbauten zeigte sich das Staatsarchiv als schwieriger Sanierungsfall, denn es sind so viele irreparable Schäden attestiert worden, dass der denkmalpflegerische Grundsatz der konservatorischen Pflege und Reparatur nicht einzuhalten war. Stattdessen waren Rekonstruktionen, umfangreiche Erneuerungen und Komplettaustausch notwendig und damit Verlust von originalen Substanzen unausweichlich. Dies ist kein Einzelfall, denn viele Nachkriegskonstruktionen, gerade zum Beispiel Vorhangfassaden, stellen wegen Materialermüdung, falscher Materialwahl, bautechnischer Mängel oder Konstruktionsfehlern die Denkmalpflege immer wieder vor große Probleme. Beim Staatsarchiv haben wir es gleich mit zwei Fassaden dieser Art zu tun. Der Verwaltungsbau besitzt im Obergeschoss eine Vorhangfassade in einer sogenannten Aluminium-Pfosten-Riegelkonstruktion mit Vierkantprofilen. Die Fenster waren aus Kunststoff gefertigt, die unteren und die oberen Rechteckfelder waren mit Schieferplatten verblendet, die allerdings lediglich 1,8 Zentimeter Stärke besaßen. Die gesamte Konstruktion war so marode, verzogen und verwittert, dass an einen Erhalt oder eine Reparatur überhaupt nicht zu denken war. Um bei einer Wiederherstellung der Fassade die Details exakt abbilden zu können, wurde zunächst der Bestand aufgenommen und zum Teil

im Maßstab 1:1 gezeichnet. Danach wurde die Fassade originalgetreu nachgebildet, wobei lediglich die Fenster abweichend vom Original in Aluminium gefertigt wurden. Mit viel Engagement und großem Aufwand konnte so eine originalgetreue Nachbildung der ursprünglichen Fassade erreicht werden, was allerdings letztlich nur bedingt darüber hinweg tröstet, dass die originale historische Fassade verlorengegangen ist. Denn die Denkmalpflege möchte natürlich lieber Substanzverlust vermeiden, statt Bildpflege zu betreiben. Aber nach knapp 40 Jahren Lebenszeit war die Konstruktion der Fassade des Staatsarchivs nur noch Bauschutt. Dies ist eine erschreckend kurze Lebenszeit angesichts des Alters manch herkömmlicher traditioneller Massivbauten.

Aber auch das Material Stein kann falsch verwendet werden. Viele Nachkriegsbauten wurden mit Steinplatten verkleidet, wobei häufig die Halterungen die späteren Probleme bereiten. Der Archivturm ist als geschlossene Stahlbetonkonstruktion erbaut. Auf die Betonoberflächen wurden als Isolierung Heraklithplatten aufgeklebt und dann mit einem gewissen Abstand, der eine Hinterlüftung sicherstellen sollte, die Travertinplatten vorgeblendet, die allerdings mit einer Stärke von 40 Millimetern ebenfalls zu dünn ausgefallen sind. Korrosionen an den Halterungen führten zu Rissbildungen in den Platten. Zudem ist Travertin ein poröser Kalkstein und ausgesprochen inhomogen, mit harten und weichen Schichten im Gefüge, sodass sich durch Bewitterung der Stein unterschiedlich verhält. Es kommt zu Schäden durch Quellungen, Risse, Absandungen und Abblättern. Dadurch wird die Stabilität der Platte stark beeinträchtigt. Auch die Hinterlüftung der vorgehängten Steinfassade funktionierte nicht mehr, da sich die Zwischenräume verschlossen haben und es dort zu Staunässe kam. Ein Absturz von Fassadenteilen drohte akut. Wenn auch bei der Sanierung einzelne Platten hätten wiederverwendet werden können, war dies allerdings letztendlich doch nicht möglich, da heute größere Plattenstärken verwendet werden müssen. Also kam auch hier nur ein Kompletttausch in Frage. Es wurde nach einem passenden Travertin gesucht und mehrfach bemustert, gerade auch was die ursprüngliche Oberflächenbehandlung durch Schliff anbetrifft. Glücklicherweise konnte an einer geschützten, unbewitterten Stelle eine originale Oberfläche gefunden werden, die die Vorgabe für die Wahl des neuen Steins wurde. So erhielt schließlich auch der Archivturm eine neue Außenhaut.

Zu konstatieren bleibt für die Denkmalpflege die ernüchternde Bilanz, dass der Wunsch, historische Substanz zu retten und als Beleg für die Nachkriegsarchitektur zu bewahren, hier kaum möglich war.² Stattdessen konnte am Staatsarchiv, wie an vielen anderen Nachkriegsbauten, speziell für die Außenfronten nur noch eine Bilddenkmalpflege betrieben werden. Auf diese Weise haben wir dennoch durch den Erhalt der äußeren Erscheinung ein wichtiges Zeugnis der Nachkriegsarchitektur in Bremen für das Stadtbild retten können. Die besonderen inneren Gestaltungsqualitäten und die denkmalkonstituierende Funktionalität des Baues blieben glücklicherweise gänzlich erhalten.

2 Vgl. hierzu Georg Skalecki, *Schleichender Substanzverlust an jüngeren Baudenkmalern in Bremen*, in: *Die Denkmalpflege*, 67. Jg., München 2009, S. 144 - 148.

Rezensionen und Hinweise

Bickelmann, Hartmut; Dannenberg, Hans-Eckhard; Fischer, Norbert; Kopitzsch, Franklin und Peters, Dirk J. (Hrsg.): *Fluss, Land, Stadt. Beiträge zur Regionalgeschichte der Weser* (Schriftenreihe des Landschaftsverbandes der ehemaligen Herzogtümer Bremen und Verden, Bd. 36/Veröffentlichungen des Stadtarchivs Bremerhaven, Bd. 20). Stade 2011. 424 S.

Dieser Sammelband präsentiert die Manuskriptfassungen von Vorträgen einer gleichnamigen Tagung vom April 2009, angereichert um weitere Aufsätze. Mit einer Mischung aus Überblicksartikeln, Einzelstudien und Forschungsskizzen zeichnet die Publikation eine bemerkenswerte thematische Bandbreite aus.

Ein Oberthema des Buchs ist der Wandel der Unterweserregion von einer Natur- zu einer Kulturlandschaft, wie ihn Karl-Ernst Behre in seinem kenntnisreichen Beitrag als Zusammenschau von Ergebnissen der Küstenforschung und der Archäologie, der Siedlungs- und der Agrargeschichte präsentiert. Eindrücklich arbeitet der Verfasser die Eindeichung als naturräumliche Zäsur einer Entwicklung heraus, die er von den ersten Siedlungen der Jungsteinzeit bis zu den Wiederaufforstungen des 19. Jahrhunderts verfolgt. Hansjörg Küster diskutiert die Entwicklung der Flusslandschaft unter geographisch-ökologischen Gesichtspunkten, und auch er bezieht die menschliche Besiedlung und den Ackerbau als wichtige Veränderungsfaktoren mit ein. 80 Jahre archäologische Forschung an der Unterweser lässt Hauke Jöns Revue passieren. Sein Beitrag arbeitet die Wichtigkeit von Flussläufen als Siedlungszonen und Verkehrsadern in vorgeschichtlicher Zeit heraus, stellt aber auch gleichzeitig dar, dass archäologische Forschung immer *work in progress* ist und alle Ergebnisse nur vorläufigen Status haben. Einen Beitrag zur Geschichte der Deiche an der Unterweser legt Michael Erhardt vor, speziell zur Gestaltung der Ufer- und Küstenlinien auf der rechten Weserseite, wozu der Autor intensiv mit Archivmaterial gearbeitet hat. Diese vier Beiträge (bei denen sich inhaltliche Überschneidungen nicht vermeiden ließen) belegen ihre Ergebnisse auch mit Blick auf Nordwestdeutschland als Ganzes; leider ist das Thema der Moorbewirtschaftung und -besiedlung unbehandelt geblieben.

Auch der politischen Geschichte widmen sich einige Aufsätze: In einem Überblicksartikel zeichnet Michael Ehrhardt konzise die territorialgeschichtliche Entwicklung seit dem Frühmittelalter nach und betrachtet die hierfür wichtigen Faktoren (friesische und sächsische Siedlung, Grafengeschlechter und Bischofsherrschaft, Landesgemeinden). So entsteht das Bild einer sich links und rechts des Weserstroms verdichtenden Territorialstaatlichkeit, die spätestens mit der Reformation eine überkommene Zersplitterung der Herrschaftsrechte ablöste. Mit dem Elsflether Weserzoll behandelt Gerd Steinwascher einem bedeutenden Einzelaspekt der Regionalgeschichte der Unterweser. Der Verfasser nimmt eine dynastisch-machtpolitische Genese dieses Zollinstruments an, die im Laufe der Zeit zu Gunsten fiskalischer Erwägungen in den Hintergrund trat, und benennt weiteren Forschungsbedarf. Hartmut Bickelmann setzt sich in seinem gut informierten Beitrag mit dem Begriff »Unterweser« auseinander und ordnet diesen in seine politik-, sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Bezüge ein, insbesondere grenzt er diesen gegen die von Dietrich Steilen im Umfeld der völkisch-nationalistisch inspirierten Heimatbewegung propagierte Bezeichnung »Niederweser« ab.

Auch verschiedene Facetten der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Unterweser-Region behandelt der Sammelband. Christian Ostersehlte weist darauf hin, dass die Kleinschifffahrt auf der Unterweser bisher kaum wahrgenommen wurde, sie aber bedeutende Verkehrs- und Transportaufgaben erfüllt. Sein Beitrag dürfte dieses Bild korrigieren, thematisiert der Verfasser doch die Tätigkeit von Kähnen, Leichtern, Schleppern und Ausflugsdampfern sowie Behördenschiffen zwischen Bremen und Wesermündung und arbeitet so deren Bedeutung für das Wirtschafts- und Sozialleben der Region eindrücklich heraus. Mit der Migrationsgeschichte der Unterweserregion beschäftigt sich Horst Rössler. Neben der Transitwanderung Richtung Amerika stellt er gut nachvollziehbar die Arbeitsmigration in andere europäische Länder dar, die zum Teil nur eine Arbeitsaufnahme während der Sommermonate zum Ziel hatte, der Beitrag handelt aber auch die Zuwanderung in die Region zwischen Weser und Elbe in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ab. So bietet der Verfasser einen gelungenen Überblick über die bisherige Forschung, die er zu einem erheblichen Teil selbst mitgeprägt hat. Die Stadtgründung von Nordenham ist Timothy Saunders Thema, wobei der Leiter des dortigen Industriemuseums mit einigen lokalgeschichtlichen Mythen aufräumt. Der Autor verdeutlicht das Interesse des Großherzogtums Oldenburg an einer prestigeträchtigen Hafengründung samt Industrieansiedlung und den Bedenken privater Investoren, die mit spitzer Feder rechneten. Dass schlussendlich Bremer Kapital den Aufstieg Nordenhams zu einem bedeutenden Industriestandort beförderte, ist eine Episode der regionalen Wirtschaftsgeschichte, die noch einmal genauer ausgearbeitet werden müsste. Saunders Beitrag (der intensiv mit der Überlieferung des Oldenburger Landtags gearbeitet hat und in seinen Analysen weit über die 1993 publizierte Stadtgeschichte hinausgeht) liefert hierfür eine ertragreiche Skizze. Unter umweltgeschichtlichen Aspekten behandelt Klaus Schlottau die Emissionen von Industrie und Hafenwirtschaft im 20. Jahrhundert. Der Verfasser untersucht als Beispiele die Fahrwasserverschmutzungen durch Schifffahrt sowie das Ausbringen von Schadstoffen durch die Werften, die Mineralölwirtschaft (erinnert sei an das Tanklagerfeld hinter dem Bunker Valentin) und die Wollkämmereien. Er spitzt seine Ergebnisse zu der These zu, dass sich die Umweltgefährdungen hauptsächlich aus industriell hergestellten und nicht natürlich vorhandenen, aber mittlerweile allgemein verbreiteten Stoffen ergeben.

Die Kulturgeschichte der Region wird ebenso beleuchtet. Unter dem Titel »Von der Idylle zur Industrielandschaft« behandelt Elke Graphentins reich bebildeter Aufsatz Motive der Landschaftsmalerei seit der Gründung Bremerhavens. Für die Motivgruppen Fähren, Brücken, Fischerei, Deiche und Wurten, Hochwasser, Werften und andere Industriebetriebe sowie Freizeitbeschäftigungen wie Segeln, Schlittschuhfahren usw. reiht die Verfasserin Beispiele auf und bietet vereinzelt motivgeschichtliche Erläuterungen oder Hinweise auf die verwendeten Maltechniken. Christina Aka stellt Ergebnisse aus einem Forschungsprojekt des Museumsdorfs Cloppenburg über bäuerliche Repräsentationskultur in der Wesermarsch vom 17. bis zum 19. Jahrhundert vor. Eindrucksvoll belegt die Autorin an Hand von Beispielen der Grab- und Sakralkultur, aber auch der Haushaltsausstattung, dass die großbäuerlichen Schichten in der Frühen Neuzeit durch Stiftungen und Schenkungen sowie ihren demonstrativen Konsum einen Status als lokale Eliten sicherten. Für dieses Distinktionsverhalten wurden nicht selten Importwaren genutzt, die als Zeugnisse der Sachkultur überliefert sind. Beispielhaft behandelt Norbert Fischer die »Gedächtnislandschaft Unterweser«, wobei er die maritime Objektwelt untersucht. Der Beitrag arbeitet Erinnerungsmarken anlässlich von Sturmfluten, Denkmäler, translozierte und deswegen funktionslose Seezeichen usw. als augenfällig bedeutsame Zeichen heraus, die einer regionalen Selbstverständigung dienen. Die Beiträge von

Dirk J. Peters über die preußischen Küstenfestungen an Wesermündung und Außenelbe sowie von Wolfgang Neß über die historischen Seezeichen auf der Weser bieten gut bebilderte Dokumentationen ihrer Themen und runden einen Band auf gelungene Weise ab, der zahlreiche interessante Einblicke in die Geschichte der Region bietet und damit die Ergebnisse von stadt- und landesgeschichtlicher Forschung in überzeugender Weise ergänzt.

Jörn Brinkhus

Brandhuber, Klaus: Borgward Automobil-Werke: Aufbau, Wirtschaftswunder und Konkurs: Hintergründe und Details (Autos aus Bremen. Bd. 13). Bremen: Kurze 2012. 127 S.

Hanke, Birgid: Carl F. W. Borgward. Unternehmer und Autokonstrukteur. Bielefeld: Delius Klasing 2010. 191 S.

Carl F. W. Borgward und kein Ende. Kein zweiter Unternehmer hat sich in das kollektive Gedächtnis der Bremer so nachhaltig eingeschrieben wie der legendäre Konstrukteur und Unternehmer, dessen weitverzweigte Firmengruppe mit ihrem Konkurs im Jahr 1961 den Reigen der großen Bremer Pleiten und Konkurse eröffnete, in den sich mit Norddeutschem Lloyd, AG Weser, Bremer Vulkan und Bremer Wollkämmerei noch manche Unternehmensikone einreihen sollte, von den stillen Übernahmen (HAG, Jacobs, Brinkmann, Eduscho, Beck's) hier zu schweigen.

Vielleicht fasziniert die verwundete Bremer Seele der Konkurs des Automobil-Tycoons so besonders, weil anders als bei vergleichbaren Pleiten, die nur anonyme Akteure oder gar öffentlich gebrandmarkte Schuldige (Hennemann) kannten, im Falle Borgward die persönliche Tragik und der baldige Tod das Publikum schaudern lassen. Zur Katharsis hat es in Bremen aber dennoch leider selten gereicht. Denn statt Läuterung hat Mythenbildung in den seither immerhin fünf Jahrzehnten das Bild beherrscht. Dies so nachhaltig, dass der bekannte Bremer Automobil- (und Borgward-) Autor Peter Kurze bekannte, dass bei einer von ihm vorgenommenen Bremer Zeitzeugenumfrage zu Carl Borgwards Charaktereigenschaften selbst Jesus »weitaus schlechter« abgeschnitten hätte. Die richtige Konsequenz, mit einer neuen Borgward-Biographie eine Person zu betrauen, die Person und Gegenstand (Automobil) unbelastet bis distanziert gegenübersteht, ist in dem vorliegenden Buch gemündet, das die Bremer Autorin Birgid Hanke verantwortet hat. In der mittlerweile umfangreichen Borgward-Literatur ist es, um dies vorwegzunehmen, tatsächlich eine sachliche Bereicherung.

Will man sich dem Thema Borgward nicht von den automobilen Gegenständen her nähern, wie dies Bildbände reichlich getan haben, wird man schnell der Problematik gewahr, dass es weder ein Firmenarchiv noch einen persönlichen oder familiären Nachlass Borgward in Bremen gibt. Sowohl zum Unternehmen als auch zur Person und Familie sind nur spärliche Originalquellen vorhanden, was die Bedeutung von zeitgenössischen Publikationen, Sekundärquellen und Zeitzeugeninterviews erheblich erhöht – und naturgemäß die Legendenbildung fördert. Dass Borgward kaum schriftlich kommunizierte, nicht Tagebuch schrieb, keine Memos diktierte und schon gar nicht seine oft spontanen und einsamen Entschlüsse schriftlich fixierte, stellt die Autorin als Grundproblem der Quellenarbeit zum Thema richtig fest. Wie frugal die Überlieferung ist, lässt sich daran erkennen, dass lediglich die Meldekarte Borgwards mehrfach als Quelle aus dem Staatsarchiv Bremen zitiert wird. Befremdlich ist in Bezug auf die Quellenarbeit daher die Vorgehensweise der Autorin, zu zentralen

und frei zugänglichen Unterlagen wie dem Spruchkammerverfahren gegen Borgward nicht auf die Originalakten im Staatsarchiv Bremen zurückzugreifen – diese werden auch nicht im Quellenverzeichnis erwähnt – sondern sich lt. Hinweis in den Fußnoten auf Kopien aus dem Privatarchiv Peter Kurze zu verlassen. Auch wird aus erhaltenen Briefen anderer Akteure zitiert, ohne dass Hinweise zu deren Verbleib gegeben werden (S. 161 ff., 176 ff.). Privatnachlässe wichtiger Akteure wie Bürgermeister Wilhelm Kaisen hingegen oder auch die Akten der Senatsregistratur bzw. der Senatsressorts Wirtschaft und Finanzen wurden wohl ebenfalls nicht konsultiert. Doch zielt ihr Herangehen auch nicht darauf, wissenschaftlich in die Tiefe zu gehen, dies belegt die abgesehen von Autotiteln recht übersichtliche Literaturliste, in der z. B. Hans Hesses zentrales Buch über die Entnazifizierung in Bremen (VSAB 67, 2005) fehlt, in dem das Borgward-Verfahren immerhin ein wichtiges Kapitel bildet.

Gehaltvoller ist da die Liste der Personen, mit denen von 2005–08 Interviews (z. T. nur Telefonate) zum Thema geführt wurden, aus denen die Arbeit in den Teilen schöpft, in denen sie zu einer differenzierteren, oftmals neueren Beurteilung der Person kommt. Rede und Gegenrede stellen somit mehrfach mangels schriftlicher Quellen den Sachstand zu nicht unwichtigen Fragen dar bzw. müssen, wie zu Borgwards Reaktion auf den Kriegsbeginn 1939 – mit »Keine Kenntnisse« – so der lakonische Kommentar der Tochter Monica – beantwortet werden. Interviews und Äußerungen von Zeitgenossen – nicht zuletzt die Kinder aus beiden Ehen – lassen ein widersprüchliches Psychogramm eines Patriarchen entstehen. Dennoch gelingen der Autorin zu den innerfamiliären Verhältnissen, zum patriarchalischen Verhalten in Betrieb und Öffentlichkeit und den oftmals entscheidenden wirtschaftlich-technischen Entscheidungen in der Firma erstaunlich gut abgesicherte Bewertungen zu den Verhaltensweisen von Carl Borgward. So unter anderem zu den Hintergründen der in Bremen oftmals im Sinne der Borgwardschen Familiensicht einer Verschwörungstheorie zugeordneten Titelgeschichte des Magazins SPIEGEL vom 14. 12. 1960, die den öffentlichen Beginn des Untergangs markiert und zu der sich der Autor, Leo Brawand († 2009), in dem Buch pronociert äußert.

Borgwards sozialer und wirtschaftlicher Aufstieg – die erste Ehe, der schnelle Weg vom handwerklichen Anfang bis zum Firmenchef, der ein Konsortium aufbaute, aus dem auch Wilhelm Tecklenborg, der wichtigste Partner der Vorkriegsjahre alsbald ausgekauft wurde, die Rüstungs- und Kriegswirtschaft, aus deren Abgründen mit Parteierrschaft und Zwangsarbeit Borgward nach Verhaftung und Entnazifizierung scheinbar unbeleckt hervorgeht, um mit voller Kraft in das Wirtschaftswunder zu starten, all dies wird gut strukturiert und sachlich nachvollziehbar geschildert, um in den Schlusskapiteln mit dem Psychogramm eines Selfmademan zu enden, für dessen Charakteristik der Begriff »beratungsresistent« wohl der zutreffendste ist.

Von ganz anderer Seite nähert sich Klaus Brandhubers Arbeit über Hintergründe und Details von Aufstieg und Fall der Borgward Automobil-Werke dem Thema. Der Autor bringt als langjähriger Mitarbeiter einer Großbank und Volkswirt sowie als Fachmann für Sanierungen und Insolvenzen in Familienunternehmen wirtschaftlichen Sachverstand ein, der v. a. bei der Beurteilung der Insolvenz von Borgward von unschätzbarem Wert ist. Mit dem Thema ist er bestens vertraut, wurde er doch mit einer Arbeit über die Pleite der Borgward-Gruppe an der Universität Köln promoviert. Entsprechend breiter ist die Literatur- und Quellenbasis, auf der die Arbeit beruht, auch wenn er öffentliche Bremer Archivbestände (Senatskanzlei, senatorische Ressorts) nicht benutzt hat.

Die kleinteilige Inhaltsstruktur lässt die Promotion des Autors als Basis der Publikation erkennen, grundsätzlich ist die Arbeit aber klar gegliedert und auf ihre Themensetzung fokussiert: Die Vorkriegsentwicklung und auch die Produktion unter

Kriegsbedingungen sowie die Nachkriegsjahre werden zügig behandelt, der rasante Aufstieg im Wirtschaftswunder und der nicht minder rasante Niedergang stehen im Zentrum des Interesses.

Grundlegende Entscheidungen in der Firmenführung wie die der Rechtsform oder der Organisationsstruktur, die Unternehmensleitung und der Verkauf werden behandelt und lassen schon in den Anfängen der Nachkriegsjahre die Versäumnisse erkennen, die in der Krise die bekannten dramatischen Probleme nach sich ziehen sollten. Hieraus kommt Brandhuber zu dem klaren Urteil, dass es Carl Borgward weder an kaufmännischem Verstand, noch an Beratern oder fachkundigem Leitungspersonal gefehlt habe, sondern dass die Furcht des Familienunternehmers, Kompetenzen und Befugnisse teilen oder aus der Hand geben zu müssen, ihm alle Handlungsspielräume verbaut habe.

Details der Produktentwicklung in den einzelnen Konzernteilen werden deutlich und straff dargestellt, ohne dass man den Eindruck hat, dass der Autor an irgendeiner Stelle dem Charme der automobilen Produkte erliegt. Sachlich, fast schon unterkühlt führt Brandhuber dann zum finalen Kapitel mit dem Untergang der gesamten Gruppe hin. Die Vielzahl der aufgelaufenen Problem- und Schieflagen und die uneinsichtige und falsche Handlungsweise der Firmenleitung werden angeführt und lassen keinen Raum für Mythenbildung und Verschwörungstheorien. Borgwards Fall als Firmenlenker war offenbar unvermeidlich, ob dies auch für den dann folgenden Untergang des gesamten Borgward-Gruppe gilt, muss zumindest als nicht zwangsläufig bezeichnet werden. Weder Verschwörungen von Konkurrenten und Journalisten noch Feinde in der Bremer Politik haben Borgward in den Konkurs getrieben, doch hat die Politik im Finale des Dramas auch ihren Anteil an den Fehlentscheidungen gehabt. Der Imageschaden für die Borgward-Produkte durch die Pressekonzferenz des sozialdemokratischen Wirtschaftssenators Karl Eggers († 2004), in der dieser Borgward als zahlungsunfähig bezeichnet hatte, ließ sich nicht wieder gutmachen. Das anschließende Verhalten des Landes Bremen in der gescheiterten Sanierung nach Überschreibung des Firmenvermögens an das Land wird von Brandhuber als »konzeptionslos« bezeichnet.

In der Summe drängt sich der Eindruck auf, dass in Bremen 1961 ein Unternehmer kaufmännisch am Ende war und niemand einschließlich der Politik willens und in der Lage war, hieraus die Wege für einen Neuanfang zu finden. Zahlreiche Tabellen ergänzen und unterstützen diese Einschätzung. Dass das Buch ebenso wie die Arbeit von Birgid Hanke aus dem Fundus der Sammlung Kurze reich bebildert wurde und Personen und Produkte gut in Szene setzt, versteht sich von selbst.

Ob hiermit dem Bücherboom zu Borgward ein Ende gesetzt ist? Wohl nur bis zum 50. Todestag im kommenden Jahr.

Konrad Elmshäuser

Bullerdiek, Jörn und Tilgner, Daniel (Hrsg.): Lloydmissionen. Robert Claessens' Fahrten um die Welt 1891–1955. Bremen: Temmen 2012. 297 S.

Es kann stets als ein Glücksfall bezeichnet werden, wenn schiffahrtsgeschichtliche Selbstzeugnisse nach dem Tod des Skribenten nicht in den Papiermüll wandern, sondern von historisch sensiblen Erben aufbewahrt und im günstigsten Fall sogar veröffentlicht werden. Ganz selten ist dies freilich nicht, denn inzwischen ist ein veritables Genre maritimer Literatur daraus entstanden, wie bereits in der Vergangenheit einige Rezensionen auch in diesem Jahrbuch belegt haben.

Hier geht es um die in den 1950er Jahren verfassten Aufzeichnungen von Hugo Carl Claessens (1876–1961), die in sehr ansprechend gestalteter Buchform vorliegen. Sie sind angereichert durch einen editorisch gründlichen Anmerkungsapparat, ein substantielles Quellen- und Literaturverzeichnis sowie durch etliche ästhetisch ansprechende Illustrationen (teilweise Fotos des Autors) und exkursartige Erläuterungen zu Orten und Vorgängen im Zusammenhang mit den Schilderungen im Haupttext. Dieser ist anschaulich und nüchtern gehalten, wobei Claessens bei der Abfassung auf eigene Aufzeichnungen zurückgreifen konnte, was der Präzision der Darstellung sicherlich sehr genützt hat.

Claessens absolvierte eine für das aufstrebende kaiserliche Deutschland typische Schiffsoffizierskarriere. Der obligatorischen Fahrtzeit auf Segelschiffen, unterbrochen durch die theoretische nautische Ausbildung an Land sowie Reserveübungen bei der Kaiserlichen Marine, folgte 1898 eine Anstellung beim Norddeutschen Lloyd (NDL), die, wie der zugkräftige Titel bereits verrät, zwar nicht das alleinige Thema, wohl aber den Schwerpunkt des Buches ausmacht. So kann also auch die in Bremen und Bremerhaven mittlerweile etablierte Forschung über die einstige bremische Großreederei auf ein weiteres Zeitzeugnis zurückgreifen. Neben der Tätigkeit als Ausbildungsoffizier auf den frachtfahrenden Segelschulschiffen HERZOGIN SOPHIE CHARLOTTE und HERZOGIN CECILIE in der Salpeterfahrt nach Chile wird vor allem die Teilnahme an einer 1907 vom NDL, gemeinsam mit anderen deutschen Firmen veranstalteten Expedition in die Südsee in aller Ausführlichkeit beschrieben. Bei diesem Unternehmen ging es um Prospektion von Phosphatvorkommen. Nach dessen Abschluss wirkte Claessens bis zu seiner vergleichsweise milden Internierung 1914 durch die australischen Behörden in der Lloydvertretung in Sydney. Auch dieser L Abschnitt beleuchtet ein wichtiges, aber in der Betrachtung nicht selten vernachlässigtes Fahrtgebiet des NDL.

Die unpräntiösen Schilderungen des Vf., aber auch die schon erwähnten Beigaben in Form der Illustrationen und textlichen Ergänzungen lassen in großer Plastizität ein vergangenes Zeitalter wiederauferstehen. Neben der einschlägigen Geschichte des Lloyd findet sich viel Aufschlussreiches zur Mentalitäts- und Sozialgeschichte des kaiserlichen Deutschlands sowie zur Reisekultur einer Zeit, als die Ferne tatsächlich noch Ferne bedeutete, mit allem exotischen Touch. Claessens' Biographie spiegelt auch in anderer Hinsicht Charakteristisches wider. Die häufige Erwähnung Hamburgs macht deutlich, wie eng verflochten die Schifffahrt beider Hansestädte auch schon damals war, was bis heute ein gewisses Genre heimattümelnder Schiffsbücher nicht zur Kenntnis nehmen will.

1920 startete der Vf. eine zweite Karriere, als er in die Betriebsleitung der Bremer Straßenbahn AG (BSAG) wechselte, wo er bis 1952 wirkte. Dieser sicherlich auch sehr prägende Lebensabschnitt wird allerdings nur sehr kurz abgehandelt (S. 267–277), wobei eine Beschreibung des mühseligen Neubeginns der BSAG (1945) wohl den für die Interessenten historischer Straßenbahnen ergiebigsten Teil darstellt. Genauso lang (S. 279–289) ist die Schilderung einer Reise mit dem NDL-Frachter NECKARSTEIN nach Australien im Winter 1954/55, wodurch sich wiederum ein Kreis schließt und der maritime Schwerpunkt des Buches unterstrichen wird. Das von den Herausgebern verfasste abschließende Kapitel (S. 291–293) beschäftigt sich mit der Entstehungsgeschichte des Buches und setzt sich in fairer sowie ausgewogener Art und Weise mit dem Leben des Vf. auseinander. Ein paar Ungenauigkeiten bei Reederei- und Werftnamen (S. 53, 69, 235, 282) stören nicht den insgesamt sehr positiven Eindruck einer sorgfältigen Präsentation eines lohnenden Quellentextes.

Christian Ostersehlte

Cordes, Hermann; Huesmann, Johannes; Rehder-Plümpe, Johannes; Wagener, Heiko und Wulf, Friedrich (Hrsg.): Borgfeld-Lexikon. Von Aalfang bis Zur Waldschänke. Bremen: Temmen 2012. 265 S.

Trotz Internet und Wikipedia ist ein Bedarf an gedruckten Nachschlagewerken auch im Bereich der Orts- und Regionalgeschichte offenbar ungemindert vorhanden. Namentlich historische und biographische Ortslexika erfreuen sich trotz der digitalen Konkurrenz großer Beliebtheit. Aber auch wenn gedruckte Nachschlagewerke damit noch nicht vom Buchmarkt verdrängt worden sind, so ist doch auch ihre Erscheinung vom technischen Fortschritt nicht unberührt geblieben. Wo früher Einzelwerke für Jahrzehnte unverändert gültige Standards setzten, folgen heute verbesserte und erweiterte Auflagen zügig auf die Erstausgaben – Herbert Schwarzwälders Klassiker »Das Große Bremen-Lexikon« ist hierfür ein bekanntes Beispiel.

Auf der Ebene der Ortsteile ist nun für Borgfeld im Verlag Temmen mit dem Borgfeld-Lexikon ein Buch erschienen, das schwerlich das oben genannte Vorbild verleugnen kann. Vergleichbar sind Borgfeld- und Bremen-Lexikon jedoch nicht, dies sei eingangs festgestellt, auch um nicht mit falscher Elle zu messen. Die Akribie und systematische Geschlossenheit des Schwarzwälderschen Großwerks, das die Summe von jahrzehntelanger Forschungstätigkeit ist, kann der lokale Ableger schon allein deshalb nicht erreichen, weil er von einem Autorengespann verfasst wurde, in dem sich zudem vor allem Laien zusammengefunden haben. Eine Arbeitsgruppe aus fünf Herren, die sich in Archiv des Heimatvereins Borgfeld regelmäßig zu Sitzungen traf, hatte anlässlich des Ortsjubiläums von Borgfeld im Jahr 2010 (775 Jahre Ersterwähnung von 1235) das Projekt eines Lexikons angegangen, um alteingesessenen Borgfeldern, aber auch den nicht wenigen Neubürgern in dem wachsenden Stadtteil ein modernes Nachschlagewerk an die Hand zu geben.

Die beiden Urkunden von 1235 aus dem Klosterfonds Lilienthal mit der Ersterwähnung Borgfelds bilden daher auch den Auftakt des Buches, ihr Abdruck wird im lateinischen Originaltext und in einer deutschen Übersetzung dem Lexikonteil vorangestellt. Unverständlich ist, warum für den Druck der prominenten Stücke auf das lange vergriffene Bremer Urkundenbuch von 1875 und nicht auf die moderne Edition im Lilienthaler Urkundenbuch von 2002 von Horst-Rüdiger Jarck verwiesen wird, zumal die Urkunden dort in ihrem Fondszusammenhang gedruckt sind. Auch wäre angesichts der opulenten Bebilderung des Lexikons die Abbildung wenigstens eines der für Borgfeld so zentralen Dokumente sicher gerechtfertigt gewesen.

Der daran anschließende Lexikonteil umfasst fast 200 Seiten, eindrucksvoller Beleg für systematische Recherchen zu zahlreichen Begriffen und Personen in und um Borgfeld. Zu letzteren ist die Grundsatzfrage der Aufnahme lebender Personen zu entscheiden, die natürlich jedem Herausgeber frei steht. Manches spricht dafür, nur nicht mehr lebende Mitbürger in ein Ortslexikon aufzunehmen, denn dies bietet die beste Gewähr, dass nach nachhaltiger Wirksamkeit und nicht nach aktueller Wichtigkeit ausgewählt wird. Nachvollziehbar ist natürlich der Wunsch von Herausgebern, möglichst viele »bedeutende« Mitbürger in ein Lexikon aufzunehmen, darunter ggf. auch Lebende. Dass man auch dann noch eine Auswahl treffen kann, liegt auf der Hand, wurde aber beim vorliegenden Lexikon sehr großzügig gehandhabt. So ist es selbstverständlich, dass dem Bremer Bürgermeister Wilhelm Kaisen und seiner Frau und Familie, deren Lebensmittelpunkt das ländliche Borgfeld seit den 30er Jahren war und an die Dokumentationsstätte und Denkmal im Ort erinnern, mehrere Artikel gewidmet sind. Aber ist es nötig, Detailwissen aus den lokalen Parteikarrieren jüngerer Zeitgenossen mitzuteilen oder gar die Komplettvita von Professoren der Bremer Uni, die zeitweilig in Borgfeld einmal Haus oder Wohnung hatten? Ausführliche

Würdigung erfahren auch Personen, deren direkter Borgfeld-Bezug dunkel bleibt («... hat auch Borgfelder Vereine finanziell unterstützt»). Um es deutlich zu sagen: Die Vielzahl von textlich und bildlich aufgenommenen Borgfelder Zeitgenossen aus Parteien, Vereinen, Wirtschaft und Verbänden hat dem Buch mehr zu Umfang, weniger zu Gewicht verholfen. Manchem sachlichen Stichwort hätte man mehr Zeilen gewünscht als einigen der Personenartikel. Doch ist dies der einzige grundsätzliche Kritikpunkt an dem gelungenen Buch, an dem positiv die Vielzahl der schönen Abbildungen und Fotos sowie vor allem der Karten und Pläne von Borgfeld und Umgebung hervorzuheben ist. Nicht weniger nützlich für die Leser sind die Zusammenstellungen und Listen zur Ortsgeschichte im Lexikonteil und im Anhang. Zu nennen sind die Zeittafel, die erläuterten Listen zu den Straßen und Wegen in Borgfeld sowie die Liste der Einwohner und Bürger in Borgfeld und Umgebung (1798), die Liste der Pfarrer und der Flurnamen. Auch hier wäre stellenweise wohl weniger mehr gewesen, denn wer braucht eine Liste der Fahrten des Bürgervereins mit Zielorten 1988–2011 oder in einem Buch den bildlichen Abdruck von historischen Hinweistafeln aus Borgfeld?

Abgesehen von solchen dem Übereifer geschuldeten Monita wird das Borgfeld-Lexikon auf ortsgeschichtlich Interessierte in anderen Bremer Stadtteilen sicher vorbildlich wirken und dort wohl auch zur vielfachen Nachahmung anregen (ein Horn-Lehe-Lexikon in ähnlicher Aufmachung ist bereits angekündigt), womit das Große Bremen-Lexikon jeweils um lokale Expertisen ergänzt werden wird.

In Borgfeld und Umgebung wird das ansprechend gestaltete und durchgehend farbig gedruckte Buch sicher eine zahlreiche und dankbare Leserschaft finden. Allen Beteiligten am Zustandekommen dieses Lexikons, das fast ein Heimatbuch geworden ist, ist für den langen Atem bei der mühevollen Recherche und der Zusammenstellung des Werkes zu danken.

Konrad Elmshäuser

Deggim, Christina (Bearb.): Archivalische Quellen zum Seeverkehr und den damit zusammenhängenden Waren- und Kulturströmen an der deutschen Nordseeküste vom 16. bis zum 19. Jahrhundert. Teil 1: Archive im Elbe-Weser-Raum, hrsg. von Bernd Kappelhoff (Veröffentlichungen der Niedersächsischen Archivverwaltung. Bd. 63), Vandenhoeck & Ruprecht: Göttingen 2011. 648 S.

Sachthematische Inventare sind nützliche Bücher – zu wichtigen Themen vermitteln sie einen bestands- und im vorliegenden Fall sogar archivübergreifenden Zugang zur Überlieferung und erleichtern damit allen Benutzern die Orientierung, noch vor dem ersten Archivbesuch. Das zu besprechende Werk widmet sich dem Seeverkehr an der deutschen Nordseeküste und behandelt als erster von vier Bänden erschöpfend die Quellen, die dazu in den Archiven im Elbe-Weser-Raum eingesehen werden können. Dem Herausgeber Bernd Kappelhoff, der eine instruktive Einleitung beigesteuert hat, und Christina Deggim als Bearbeiterin geht es darum, für serielle Quellen des Handels und Verkehrs zur See die Frage zu beantworten: »Was liegt wo für welchen Zeitraum, und welche Art von Informationen sind daraus zu gewinnen?« (S. XIII f.) Denn – hier greift Kappelhoff die von Dietrich Schäfer schon 1909 erhobene Forderung auf – nur durch die Auswertung einer Vielzahl der Waren-, Zoll- und sonstigen Verkehrsregister lasse sich der Seeverkehr der Frühen Neuzeit möglichst genau und vollständig rekonstruieren.

Seinem Anspruch, einen Überblick über die Überlieferungslage zu dieser Quellengattung zu geben, wird das Inventar voll und ganz gerecht. In manchen Fällen

geht Deggims Buch mit bemerkenswerter Erschließungs- und Analysetiefe erheblich über die Angaben hinaus, die in den Enthält-Vermerken der entsprechenden archivischen Findbücher ausgeworfen sind. In anderen Fällen wurden die Verzeichnungstitel präzisiert oder Enthält-Vermerke gekürzt oder weggelassen. Ausschlaggebend hierfür war das in der Einleitung genannte Erkenntnisinteresse: So listet das Inventar zu jeder Archivalie die darin enthaltenen Register und zu den einzelnen Registern die Bezeichnungen aller Spalten auf, weswegen sich der Leser schnell über Inhalt, Struktur und Laufzeit der Quellen informieren und ihren Wert für sein Forschungsvorhaben abschätzen kann. En passant unterrichtet das Inventar auch über die Überlieferung zu der Rechtsordnung, der technischen Entwicklung und der Sozialgeschichte des Seeverkehrs, ohne hierauf den Schwerpunkt zu legen. Ihr Material organisiert die Bearbeiterin in Kapiteln zu jedem einzelnen Archiv; für die umfangreichen Überlieferungen der Staatsarchive Bremen und Stade wäre eine genauere Unterteilung zweckmäßig gewesen, zumal eine solche provenienzmäßige Gliederung ohnehin in die Kolumnentitel eingearbeitet wurde. Als hilfreich erweisen sich dagegen das Register und eine beigelegte Karte, die die in den Aktenstücken genannten Orte des Elbe-Weser-Dreiecks herausstellt. Der eine oder andere Schifffahrtshistoriker hätte sich sicherlich eine umfangreichere Auflistung der Namen von Schiffen und Kapitänen im Textteil und im Index gewünscht. Doch nicht nur die Intention des Erschließungsprojekts ist eine andere, auch der Umfang des Materials wäre nicht mehr zu bewältigen gewesen.

Die für Untersuchungen zur bremischen Handels- und Schifffahrtsgeschichte zu erwartende Dividende ist beträchtlich: Das Inventar verzeichnet die Register zum Warenverkehr, die neben den der Forschung schon lange bekannten Schlachteangabebüchern und Bodmereirechnungen vorliegen, und verbessert damit entscheidend die Kenntnisse über die Überlieferungssituation. Auch widmet sich die Verfasserin den noch schlecht erschlossenen Teilen des Ratsarchivs, und das Buch informiert solide über die Überlieferung des Archivs der Handelskammer, von der Aufschlüsse insbesondere über die Exporte Bremens und die Fahrtgebiete des bremischen Seeverkehrs vor 1800 zu erwarten sind. Der Leser kann sich auch über die Überlieferung zum Elsflether Weserzoll informieren, aus der weitere Hinweise für den bremischen Seeverkehr zu gewinnen sind. So steht der handels- und schifffahrtsgeschichtlichen Forschung nun ein Vademecum zur Verfügung, um mit Quelleneditionen, Monographien und Aufsätzen eine Forschungslinie der statistisch arbeitenden Wirtschaftsgeschichte wieder aufzunehmen, die Dietrich Schäfer, Walther Vogel, Hermann Wätjen und andere Historiker um 1900 begründet haben. Ob die Wissenschaft dieses Potential zur deskriptiven Grundlagenarbeit ausschöpfen wird und ob Forscher die damit zusammenhängende Quellenarbeit auf sich nehmen möchten, muss die Zukunft zeigen. Lohnenswert scheint dies allemal; für Schifffahrtsgebiete wie die Ostsee oder das Mittelmeer liegen entsprechende Informationen bereits im Internet vor.

Jörn Brinkhus

Fischer, Norbert: Der wilde und der gezähmte Fluss. Zur Geschichte der Deiche an der Oste (Schriftenreihe des Landschaftsverbandes der ehemaligen Herzogtümer Bremen und Verden. Band 37 = Geschichte der Deiche an Elbe und Weser. Band V). Stade: Landschaftsverband 2011. 361 S.

Mit der Deichgeschichte der Marschen an der Oste schließt der Verfasser die Lücke zwischen den von ihm selbst bearbeiteten Deichgeschichten der Länder Kehdingen und Hadeln. Zwar ist der Elbdeichabschnitt im Einzugsgebiet der Ostemarschen (bei Belum) nur kurz, doch säumt ein breiter Marschengürtel die Oste und ihren Zufluss, die Aue. Die Wirkung der Tide und die Bedeichung reichen heute 70 km flussaufwärts bis nach Bremervörde. Etwa auf zwei Dritteln der Strecke sind nicht nur die Fluren, sondern auch die alten Siedlungen auf Deichschutz angewiesen, und entsprechend lange gibt es hier Deiche und Entwässerungsanlagen.

Aufgrund von Akten des 17. – 20. Jahrhunderts im Staatsarchiv Stade und im Gutsarchiv in Hechthausen, Zeitzeugenberichten, alten Karten und zum Teil selbst aufgenommenen Fotos gibt der Verfasser eine detailreiche Schilderung vom Deichbau, von Deichverbänden, Sturmfluten, von Uferschutz, Entwässerung und modernem Küstenschutz an der Oste bis über den Sperrwerksbau an der Ostemündung 1968 hinaus. Die Sturmflutkatastrophen von 1717, 1825 und 1962 in ihren Auswirkungen an der Oste werden ausführlich beschrieben. Das Ringen der Marschenbewohner mit dem Wasser, das Wirken der Deichgräfen und Deichgeschworenen, der Wasserbaubeamten und der Techniker wird an vielen Beispielen gewürdigt.

Leider ist die mittelalterliche Geschichte aus der Darstellung fast ganz ausgeklammert. Denn dazu lässt sich mehr sagen, als dass »die Existenz von Siedlungen in der niedrigen Marsch im hohen Mittelalter ... auf Deichschutz« hindeutet (S. 40). Die Ostemarsch wurde im 12. und 13. Jahrhundert von der Hollerkolonisation erfasst. Die Kirchspiele Horst, Osten, Bülkau, Cadenberge und Oppeln galten als Wohngebiete von Holländern. Erzbischof Siegfried von Bremen (1180–1184) überließ seinem Domkapitel den Neubruchzehnten an der Oste, Erzbischof Hartwig II. (1185–1207) den Zehnten in Cadenberge. Um 1200 waren also Entwässerung und Deichbau zumindest in Osten und Cadewisch in vollem Gang. Das adlige Deichgericht in Hechthausen findet 1356 Erwähnung. Die nachweisbare Sturmflutgeschichte beginnt nicht erst 1570 (S. 89), sondern das Vörder Register aus der Zeit um 1500 belegt bereits Deichbrüche, Wüstungserscheinungen und Wiedereindeichungen in Basbeck im 15. Jahrhundert. Kleinwörden stand noch um 1500 unter Wasser. Zur Mentalität der Marschenbewohner gehört sicher auch ihr Freiheitsstreben, das sich besonders im Kampf gegen den erzbischöflichen Burgenbau an der Ostemündung vom 14. bis Anfang des 16. Jahrhunderts manifestierte, erst dann mussten sie sich mit dem Amt Neuhaus abfinden.

Die Deichgeschichte der Oste in der Neuzeit ist dagegen in all ihren Facetten reich illustriert dargelegt, sowohl die des »wilden« Flusses, wo Deiche fehlten und Sturmfluten ihn über die Ufer treten ließen, als auch die des durch jahrhundertelange Anstrengungen »gezähmten« Flusses.

Mit diesem 5. Band des ambitionierten Projektes des Landschaftsverbandes in Stade »Geschichte der Deiche an Elbe und Weser« ist die Geschichte der Deiche am linken Ufer der Niederelbe abgeschlossen, die in Angriff genommenen Folgebände gelten den Deichen an der Weser und dürften damit in Bremen auf besonderes Interesse stoßen.

Adolf E. Hofmeister

Fuchs, Robert (hrsg. i. A. des Arbeitskreises zur Aufarbeitung der Heimerziehung im Land Bremen): »Und keiner hat sich gekümmert!«. Dokumentation zur Geschichte der Bremer Heimerziehung 1945–1975. Bremen: Selbstverlag 2012. 128 S.

Der bundesweit eingerichtete »Runde Tisch Heimerziehung in den 50er und 60er Jahren« forderte in seinem Abschlussbericht an den Deutschen Bundestag die Länder dazu auf, sich an der Aufarbeitung des Themas zu beteiligen. Bereits zuvor hatte sich der »Arbeitskreis ehemaliger Heimkinder« an die Bremische Bürgerschaft gewandt. Daraufhin bildete das Landesjugendamt für Bremen einen Arbeitskreis zur Aufarbeitung der Heimerziehung im Land Bremen, an dem sich neben den zuständigen Behörden auch die Träger der Heimerziehung beteiligten. Die hier vorgestellte Dokumentation ging aus der Tätigkeit dieses Arbeitskreises hervor.

Der Arbeitskreis rief zunächst ehemalige Heimkinder auf, sich bei Interesse an der Aufarbeitung zu beteiligen, beim Amt für Soziale Dienste wurden eine Telefon-Hotline und eine Mailadresse angelegt. Die Anrufenden wurden gebeten, ihre Erfahrungen für die Dokumentation zur Verfügung zu stellen. Zu diesem Zweck wurden ausführliche Interviews mit den Betroffenen geführt. Zudem wurde die Literatur gesichtet und die über die Heime vorhandenen Archivalien ausgewertet.

Nach den einleitenden Texten beschäftigt sich ein Kapitel mit den Rahmenbedingungen der Heimerziehung – gesellschaftlichen Strukturen, gesetzlichen Grundlagen, pädagogischen Konzepten und allgemeinen Ordnungsvorstellungen. In der Nachkriegszeit führte der wirtschaftliche und gesellschaftliche Zusammenbruch dazu, dass die Not einer großen Zahl verwaister oder entwurzelter Kinder und Jugendlicher nicht bewältigt wurde. Bis in die 1970er Jahre hinein wurde die Einweisung in Heime dann wie eine Strafmaßnahme bei Verhaltensauffälligkeiten gehandhabt. Zudem entstanden nur sehr langsam professionelle Standards für das Personal, das in der Regel aus anderen Berufen kam und mit der Betreuung der häufig schwierigen Kinder in den Heimen völlig überfordert war.

Die Praxis der Heimerziehung wird zunächst anhand der von den Interview-Partnern, den betroffenen Heimkindern, geäußerten Erfahrungen beleuchtet. Insgesamt haben 70 Personen über ihre Erfahrungen in der Heimerziehung gesprochen, 14 von ihnen wünschten konkrete Hilfe in Form einer Entschädigung oder Unterstützung. Die meisten wollten dagegen die Gelegenheit nutzen, ihre Erfahrungen zu äußern und dadurch aufzuarbeiten oder aber Informationen über die eigene Vergangenheit und Herkunft zu bekommen. Anderen war an einer formellen Entschuldigung der Institutionen gelegen oder daran, die Verantwortlichen zur Rechenschaft zu ziehen. Einige äußerten sogar sehr positive Erfahrungen mit dem Heim- oder Pflegeaufenthalt. Aus diesen Betroffenenberichten sind Äußerungen zu wichtigen, als besonders prägend empfundenen Aspekten der Heimerziehung zusammengestellt worden. Viele berichten über lieblose und ablehnende Behandlung, verweigerte Selbständigkeit, verweigerte Förderung, fehlenden Schutz, über harte Strafen und sexuelle Übergriffe. Besonders in der frühen Zeit gab es generell nur schlechte Bildungs- und Ausbildungsmöglichkeiten für Heimkinder.

Anschließend werden die Institutionen der Heimerziehung dargestellt. Hier findet sich ein gelungener chronologischer Überblick über die Entwicklung der Jugendhilfe in Bremen 1945 bis ca. 1980, in dem die Quellen und die Literatur gründlich ausgewertet worden sind. Darüber hinaus könnte man sich allenfalls noch eine eingehendere Erörterung der öffentlichen Diskussionen wünschen – bereits in den 1970er Jahren wurden Heime geschlossen, nachdem es zu schweren Konflikten gekommen war. Es wäre interessant gewesen, den Verlauf eines solchen Konflikts

am Beispiel des Erziehungsheims für Mädchen, das Isenbergheim, näher zu beleuchten.

Abschließend werden die Konsequenzen benannt, die der umfassenden Modernisierung der Institutionen der Jugendhilfe seit den 1970er Jahren zugrunde liegen. In der Heimerziehung wird auf Professionalisierung und Kontrolle eines hohen Qualitätsstandards gesetzt, während gleichzeitig versucht wird, die Familien soweit zu unterstützen, dass Kinder dort verbleiben können. Doch weiterhin müssen manche Kinder und Jugendliche die bittere Erfahrung von Vernachlässigung und Ablehnung durchleben.

Bettina Schleier

Gräfin, Birte: *Tradition Reform. Die Universität Bremen 1971–2011*. Bremen: Donat 2012. 320 S.

Meyer-Hüsing, Peter: *Universität Bremen. 40 Jahre Bewegung*. Bremen: Temmen 2011. 271 S.

Es ist gut 100 Jahre her, dass Max Lenz die Geschichte der Universität Berlin verfasste und damit einer neu zu schreibenden Sparte der Geschichtswissenschaft Profil und Ansehen verlieh.¹ Drei Faktoren kamen zusammen, dass eine Universitätsgeschichte Konturen erhielt: Ein ausgewiesener Historiker, ein säkulares Ereignis, nämlich die Gründung der Universität im Jahre 1810, und nicht zuletzt die beispiellose Erfolgsgeschichte einer Bildungsinstitution, die über Deutschland hinaus weltweit als vorbildlich angesehen wurde. Die Sparte hat dann nach dem Zweiten Weltkrieg vor allem im Zusammenhang mit den großen runden Geburtstagen der etablierten Universitäten weitere Facetten erhalten: 250 Jahre Göttingen im Jahre 1987, 500 Jahre Tübingen 1977, 600 Jahre Heidelberg 1986, 550 Jahre Köln 1988, 550 Jahre Freiburg 2007.² Es war dann vor allem die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus, die zu einer kritischen Analyse der traditionellen Hochschulen im Dritten Reich führte,³ eine vielfach schmerzliche Auseinandersetzung, die den in den 60er und 70er Jahren neu gegründeten Universitäten weitgehend erspart blieb. Sie waren mit anderen Sorgen, anderen Anfangsschwierigkeiten behaftet, die aber auch der historischen, vor allem der vergleichenden Analyse bedürfen. Ihr dient das von R. vom Bruch seit 1998 herausgegebene *Jahrbuch für Universitätsgeschichte* und die Reihe *Pallas Athene*, Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte,

1 Max Lenz, *Geschichte der Kgl. Friedrich-Wilhelm-Universität zu Berlin I–IV*, Halle 1910–1918. Zur 200-Jahr-Feier 2010 ist im Erscheinen begriffen: R. vom Bruch, H. E. Tenorth, Hgg., *Geschichte der Universität Unter den Linden 1810–2010, I–VI*, Berlin 2010 ff.

2 Zu Göttingen: B. Möller, Hg., *Stationen der Göttinger Universitätsgeschichte*, Göttingen 1988; zu Tübingen: W. Jens, *Eine deutsche Universität, 500 Jahre Tübinger Gelehrtenrepublik*, München 1977³; zu Heidelberg: E. Wolgast, Hg., *Heidelberg 1386–1986, Semper apertus I–VI*, Heidelberg 1986; zu Köln: E. Meuthen, Hg. u. a., *Kölner Universitätsgeschichte I–III*, Köln-Wien 1988; zu Freiburg: 550 Jahre Albert-Ludwigs-Universität Freiburg I–V, Freiburg-München 2007.

3 Vgl. H. Becker u. a., Hgg., *Die Universität Göttingen unter dem Nationalsozialismus*, München 1988²; H. Eberle, *Die Martin-Luther-Universität (Halle) in der Zeit des Nationalsozialismus 1933–1945*, Halle 2002; H. U. Thamer, u. a., Hgg., *Die Universität Münster im Nationalsozialismus I–II*, Münster 2012.

Wiesbaden 2000 ff. Die 2006 gegründete *Hamburger Bibliothek für Universitätsgeschichte* versucht, alle einschlägigen Publikationen zur Bildungs- und Universitätsgeschichte zusammenzutragen, und bietet somit ein wichtiges Forum für die Forschung in Deutschland.

Man muss diese längere und umfassende historische Dimension ins Gedächtnis rufen, wenn man die beiden vorliegenden Würdigungen nach 40 Jahren Universität Bremen angemessen beurteilen will. Sie nehmen sich naturgemäß in allen Punkten bescheidener aus, wollen so etwas wie eine Bestandsaufnahme auf historischer Basis liefern, freilich in unterschiedlichem Zugriff, mit unterschiedlicher Tendenz und mit unterschiedlichem Ergebnis.

Meyer-Hüsings Analyse verbindet eine chronologische Dimension, die am Beginn steht (S. 11-167), mit einer darauf folgenden systematischen, die nacheinander die Studenten (S. 169-193), die Forschung (S. 195-211), internationale Kooperationen (S. 213-223), Kunst und Kultur (S. 225-235), schließlich den »Bau« (S. 237-255) als komplexe Größen thematisiert. Ein (entbehrlicher) Anhang listet die Professorinnen und Professoren auf und fügt den notwendigen Bildnachweis hinzu – ein Fingerzeig, dass die Illustrationen, die den Band anschaulich machen, eine wichtige Beweisfunktion übernehmen. Aber auch Bilder stellen Quellen dar, die der Deutung und der Kritik unterliegen, ebenso wie die vielen Interviews, die Stellungnahmen der Politiker und Hochschullehrer, welche nicht darauf aus sind zu zeigen, wie es eigentlich gewesen, sondern die eigene Erlebnisform und die eigene Befindlichkeit zur Sprache bringen. Dabei fehlt notwendigerweise der Rückgriff auf einschlägige Akten und Archivmaterial, für die Zeitungsberichte eintreten. So fügt der Vf. geschickt diverse Bild- und Schriftmaterialien zusammen, die einen lesenswerten und informativen Abriss von 40 Jahren Universitätsentwicklung ergeben.

Der Gründung der Universität im Oktober 1971 gingen, wie der Vf. deutlich macht (S. 11-41), eine längere parteipolitische und eine interne wissenschaftliche Auseinandersetzung voraus, die um das zukünftige Profil der Reformuniversität und um die Finanzierung durch Kommunen, Bund und Länder kreisten. Beide bleiben neuralgische Punkte über das erste Dezennium hinaus. Der Reformanspruch realisierte sich einerseits in der Absage an einen traditionellen Fächer-, Instituts- und Fakultätsaufbau, stellte dagegen Praxisbezug und gesellschaftliche Verantwortung, Interdisziplinarität und Projektstudium in den Mittelpunkt und favorisierte die sog. Drittelparität – alles Größen, die der Konkretisierung bedurften und um die in den Anfangsjahren heftig gerungen wurde. Der Vf. beschreibt die schwierige Entwicklung anschaulich als »wilde Jahre 1971-1980« (S. 50-85), getragen von einer bundesrepublikanischen Politik- und Bildungseuphorie in eben dieser Zeit. Sie ereilte mit Notwendigkeit der Prozess, den Max Weber »die Veralltäglichung des Charismas« genannt hatte, eine Verobjektivierung, die viele Ursachen besaß. Dazu trug die Integration der Pädagogischen Hochschule bei, die Einführung einer gestuften Verantwortlichkeit unter Beseitigung der Drittelparität (S. 62 f.) und eine stärkere Einflussnahme der Wissenschaftsbehörde, in der neben dem Senator H. W. Franke der spätere Leiter der Senatskanzlei Reinhard Hoffmann (S. 76 f.) und Rainer Köttgen, Staatsrat beim Senator für Bildung und Wissenschaft, für Solidität und Kontinuität standen.⁴ Mit dem Auslaufen

4 Der staatliche Einfluss auf die Universitätsentwicklung, insbesondere auf die Hochschullehrerberufung, war eher die Regel als die Ausnahme. Erinnerung sei an den mächtigen Ministerialdirektor in Preußen Friedrich Althoff (1839-1908), dem man einen »bürokratischen Cäsarismus« nachsagte, oder an den Kultusminister Carl Becker (1876-1933), der in der Weimarer Republik die überragende bildungspolitische Figur war.

der finanziellen Unterstützung durch die Länder (zuletzt 30 Mio. bei einem Gesamthaushalt von 100 Mio.) im Jahre 1981 stellte sich die Frage nach dem Profil und der weiteren Existenz der Universität mit großer Dringlichkeit. Die große Wende 1980–1990 (hier S. 85–112) wird gemeinhin an das Rektorat von Jürgen Timm geknüpft (Rektor 1983–2002); seine Leistungen bei der Konsolidierung und Erweiterung des Universitätsspektrums lassen sich nicht bezweifeln, ebenso wenig seine umsichtige und geschickte Politik im Umgang mit den universitären Gruppierungen, den politischen und wissenschaftlichen Gremien. Aber es waren hinter und neben dem Rektor auch eine effektive Verwaltung und eine zunehmende Zahl pragmatischer Hochschullehrer, welche die Umstrukturierung der 80er Jahre mittrugen, die eine stärkere Positionierung der Naturwissenschaften, die Beseitigung struktureller Schwierigkeiten in Lehre und Forschung, die Aufnahme in die DFG und die Einrichtung von Forschungsinstituten mit initiierten und trugen.

Das, was sich bei Meyer-Hüsing anschaulich als universitäre Erfolgsgeschichte liest, die in den Dekaden 1990–2000 (S. 112–137) und 2000–2010 (S. 137–167) kontinuierlich fortgeschrieben wurde, hatte durchaus mit diversen Widerständen innerhalb und außerhalb der Universität zu kämpfen. Die vorzeigbare Erfolgsgeschichte galt und gilt manchem altgedienten Hochschullehrer auch als eine Verlustgeschichte, in welcher der Charme der frühen Jahre auf der Strecke blieb und eine vorgeblich wirtschaftsgeleitete Forschungspolitik von der ursprünglichen Emanzipationsidee weit weg führte. Die systematischen Abschnitte gelten der Lage der Studenten (S. 169–194), fassen Forschungstendenzen und Kooperationsverträge zusammen, beleuchten dankenswerterweise Kunst und Kultur (S. 225–235) und widmen ein eigenes Kapitel der Architektur und dem Bau (S. 237–253), das mit einem Bild von einer geradezu erschreckenden Betonlandschaft aus dem Jahre 1971 abgeschlossen wird. Aber auch auf diesem Sektor hat man dazugelernt, wie die Neubauten zeigen, ob man an das Marum (Zentrum für Marine Umweltwissenschaften), das SFG (Seminar- und Forschungsverfügungsgebäude) oder an das Cartesium (speziell für den Studiengang Informatik errichtetes Technologiezentrum) denkt. Die flüssig geschriebene, gut gebildete, aner kennenswerte und im besten Sinne journalistische Erzählung ruht auf einem abwägenden, nüchternen Urteil, das auch die Negativa nicht verschweigt. Was freilich fehlt, ist eine über das Narrative hinaus reichende analytische Tiefenschärfe, die sich mit den ursprünglichen Prinzipien der Reformuniversität, der naturwissenschaftlichen Wende, den Leistungen in Forschung und Lehre, schließlich den Möglichkeiten und Grenzen von Auftragsforschung ernsthaft auseinandersetzt, um Beispiele zu geben.

Der Anspruch der zweiten Biographie geht einerseits über die Intention von Meyer-Hüsing hinaus, greift aber auf der anderen Seite wesentlich kürzer. Die Vf. zitiert fleißig aus den Beständen des Bremer Universitätsarchivs (BUA), den staatlichen Verordnungen, den Universitätsbeschlüssen, den Einlassungen der Presse, stützt sich also auf eine breitere Quellenbasis. Aus nicht ganz einsichtigen Gründen macht die Vf. dann aber mit dem Jahr 2002 Schluss und berührt die letzten zehn Jahre nur sporadisch, wodurch viele wichtige Entwicklungen unter den Tisch fallen. Das betrifft etwa die Ersetzung der alten Studiengänge durch den Bachelor- und Masterabschluss (hier kurz S. 176 f.), deren neue Justierung aufgrund schlechter Erfahrung (über Bremen hinaus) nötig geworden ist. Auch die Stellen der sog. Juniorprofessoren, die in einer ersten Phase vom Bund großzügig alimentiert wurden, mussten in einem finanziellen Kraftakt in den laufenden und zukünftigen Haushalt eingestellt werden; wie überhaupt der universitäre Finanzrahmen und seine Auswirkung auf das inhaltliche Profil der Universität nicht angemessen gewürdigt werden; das betrifft die Umstrukturierung nach dem Wegfall des Länderzuschusses von

1980 hin zu den Naturwissenschaften, die Kooperationen mit dem Alfred-Wegener-Institut, dem Max-Planck- und dem Fraunhofer-Institut, schließlich nach 2000 die verstärkte Gründung von An-Instituten, die eine Erweiterung des Forschungsspektrums und der Lehre, dazu eine wichtige Entlastung des Haushaltes erbrachten. Die angeworbenen Drittmittel erhöhten sich nach 2000 auf etwa 1/3 des Gesamthaushalts (2011: 90 Mio. bei 270 Mio. Gesamthaushalt). Der Prozess besitzt Auswirkungen auf die regionale Wirtschaft, auf das Verhältnis zur Stadt, und macht die Universität und ihre Umgebung zu einen wichtigen Standortfaktor – eine Entwicklung, die 2005 Bremen die Anerkennung als Stadt der Wissenschaft einbrachte. All diese Essentials liegen mehr oder weniger außerhalb der Betrachtungsweise der Vf. Sie vertraut den Angaben und den Deutungen, die sie in den Quellen des BUA findet, ohne sie kritisch zu befragen. Das betrifft etwa die gern zitierte Transparenz (S. 251 u. ö.), zu der die Gruppen-Kungeleien und die Geheimtreffen (ein erhellendes Beispiel: hier S. 66 f.) ebenso wenig passen wie die Abstimmungen zwischen Behörde und Hochschule, die von einer gemeinsamen Parteizugehörigkeit getragen wurden. Auch sind Zweifel erlaubt, ob die Rücktritte der ersten drei Rektoren (von der Vring 1974, Steinberg 1977, Wittkowsky 1982) ihre Hauptursache in der Zurücknahme der Hochschulreform besaßen (S. 156), die als Feigenblatt für andere Gründe herhalten mussten. Hier, wie an anderen Stellen, mangelt es an genauer Interpretation.

Wie auch bei Meyer-Hüsing gliedert die Vf. nach der Anfangsentwicklung die Geschichte nach den Amtszeiten der Rektoren (S. 51-178), ein Verfahren, das auf die Personen schaut und der Herrscherchronologie nachgebildet ist, damit die langfristigen Strukturen überdeckt. Sie kommen freilich, wenigstens teilweise zur Sprache in dem Abschnitt »Reform von Studium und Lehre« (S. 179 - 221), der ausführlich die Grundsätze des Bremer Modells beschreibt, die Drittelparität, das Tutorenprogramm, die gemeinsame Eingangsphase für die Lehrerbildung (IEL), schließlich das viel beschworene Projektstudium, das in seinem hohen Anspruch mit einer gewissen Notwendigkeit scheitern musste. Hier fehlt es nahezu überall an den negativen praktischen Erfahrungen, die zu vielfältigen Korrekturen führten. Dass sich in den 80er und 90er Jahren am Fach orientierte Institute bildeten, die Lehr- und zum Teil auch Forschungsaufgaben bündelten, ein Prozess, der alte und neue Universitäten wieder einander annäherte – ihn sucht man hier vergebens. Die gemeinsamen Anfangsschwierigkeiten wären über Konstanz und Bochum hinaus (S. 218 ff.), an Bielefeld und Kassel, an Regensburg und Oldenburg, an vielen anderen Neugründungen zu diskutieren. Sie machen trotz jeweiliger Eigenart sehr deutlich, dass Bremen in der Universitätslandschaft der Bundesrepublik kein Solitär gewächs darstellt, auch wenn die Hochschule bewusst und zunehmend eigene Akzente setzt.

Im Schlusskapitel »Die Universität als Teil der Stadt« (S. 222 - 247) geht es um die Bauplanung, um Hochschulsport, um Verflechtungen von Universität und Stadt, schließlich um die Rolle der Medien, die weit über Bremen hinaus das Image der Hochschule geprägt haben. Hier fehlt vieles Wichtige, angefangen von der Zentralbibliothek, die als Staatsbibliothek den wertvollen städtischen Altbestand integriert hat und allen Bürgerinnen und Bürgern offen steht; erinnert sei weiter an die Weiterbildung, die erfolgreich viele ältere Bürgerinnen und Bürger in die Universität führt, an die vielfältigen Veranstaltungen und Angebote (»Eine Uni für alle«), an das Haus der Wissenschaft, das von der Grundsteinlegung im Jahr der Wissenschaft 2005 an als Aushängeschild der Hochschulen dient; an die Aktivitäten der Freunde der Universität, schließlich an alle die Hochschullehrer, welche den Bogen zwischen Universität und der Stadt schlagen bzw. geschlagen haben: Der Bankdirektor und Senator Rolf Speckmann (1918–1995), der Präses der Handelskammer Friedo Berninghausen, der Konrektor und Präsident der Wittheit Christian Marzahn, der Vorsitz

(sic) der Historischen Gesellschaft Dieter Hägermann, die Gesundheitsexpertin Anne-lie Keil und der Meeresforscher Gerold Wefer, um nur wenige Beispiele zu nennen. Reiche Bildungsangebote an die Stadt und personelle Verpflichtungen haben die Universität zu einem wichtigen Bestandteil der städtischen Wirtschaft und Kultur gemacht (vgl. hier S. 252 f.), eine vorzeigbare Partnerschaft, die den Vergleich mit anderen Hochschulen nicht zu scheuen braucht.

Das Fazit (S. 249 ff.) spricht die Perspektiven an, die im Rückgriff auf die Standards einer seriösen Universitätsgeschichte einer künftigen Darstellung die Richtung weisen können. Dabei gilt es, die Bremer Neugründung von 1971, das Bremer Modell zu messen an den anderen Neugründungen in der Bundesrepublik, die sich ebenfalls von der Ordinarienuniversität verabschiedet haben und versuchten, in einem zeitgemäßen Zuschnitt eine Antwort auf die sog. Bildungskatastrophe (G. Picht) und die wachsenden Studentenzahlen zu finden; sie hatten ebenfalls mit einer wachsenden Politisierung gerade auch der Studentenschaft zu kämpfen⁵ und mussten ihren Platz in einer etablierten Lehr- und Forschungslandschaft finden. Die Dialektik von *Challenge und Response* trifft, wenn auch in geringerem Maße, ebenfalls auf die Universitäten alten Stils zu, die ihren eigenen Reformweg gingen. Dabei bilden die fragile Hochschulautonomie, ihre Abhängigkeit von Politik und Wirtschaft, die sich in der neuen Institution des Hochschulrates konkretisiert, und die mögliche Abwanderung der Forschung aus den Universitäten hin zu den Akademien⁶ zukünftige Baustellen quer durch alle Universitäten. Sie verstärken sich in Bremen durch eine unsichere Haushaltssituation und die Abgrenzung der Universität zu den anderen Hochschulen des Landes, die sich in dieser Breite und in der herkömmlichen Ausstattung der Stadtstaat in Zukunft nur schwer wird leisten können.

Universitätsgeschichte bedarf der umfassenden, der vergleichenden, der professionellen Analyse, welche das jeweilige Objekt unter den vorgegebenen Rahmenbedingungen in dem regionalen und überregionalen Rahmen zu verstehen versucht. Beide hier vorgestellten Arbeiten zeigen je auf ihre Art, was noch zu tun ist. Der Rückblick 2021 auf 50 Jahre Universität sollte die Chance bieten, die Alma mater Bremensis nach diffusen Anfängen, nach Konsolidierung und bewundernswürdigem Erfolg in der bundesdeutschen Exzellenzinitiative des Jahres 2012 angemessen zu würdigen, eines Erfolges, der sicher nicht nur Gewinner kennen wird. Dies alles verständnisvoll und kritisch darzustellen, bedeutet eine gewaltige Herausforderung, die wahrscheinlich das Vermögen eines Einzelnen übersteigt.

Hans Kloft

5 Vgl. A. Rostock, Von der »Ordinarienuniversität« zur »Revolutionszentrale«? Hochschulreform und Hochschulrevolte in Bayern und Hessen 1957–1986, München 2010, 155 ff. zur Politisierung der Studentenschaft; 378 ff. zum Schlagwort »Rote Kaderschmiede«, dazu die Ergänzungen und Korrekturen von R. Nicolaysen, Arch. für Sozialgeschichte (online) 52, 2012, 23.04.2012.

6 M. Grüttner, u. a., Hgg., Gebrochene Wirtschaftsstrukturen, Universität und Politik im 20. Jahrhundert, Göttingen 2010.

Hägermann, Dieter und Weidinger, Ulrich, in Zusammenarbeit mit Elmshäuser, Konrad: Bremische Kirchengeschichte im Mittelalter. Bremen: Hauschild 2012. 567 S.

Die Entstehung einer dreibändigen Kirchengeschichte Bremens geht zurück auf eine im Jubiläumsjahr 1987 geborene Idee, erstmals ein Handbuch der »Entwicklung der christlichen Kirche in Bremen von den Anfängen bis an die Schwelle der Gegenwart« (so das Vorwort zum 3. Band) auszuarbeiten, die von der Bremischen Evangelischen Kirche und dem Katholischen Gemeindeverband in Bremen gemeinsam getragen wurde. Als Herausgeber wurde damals der Bremer Archivar Andreas Röpcke gewonnen, der 1994 als Erstes den 3. Band, die »Bremische Kirchengeschichte im 19. und 20. Jahrhundert« als Gemeinschaftswerk mehrerer Autoren vorlegte (s. Brem. Jb. 76, 1997, S. 244 - 248).

Widrige Umstände verhinderten die geplante rasche Folge des 1. und 2. Bandes: Der Wechsel und Tod von Autoren und der Weggang des ersten Herausgebers aus Bremen verzögerten die Fertigstellung. Nachdem der 1. Abschnitt des 1. Bandes, der das Mittelalter darstellen sollte, von Dieter Hägermann bereits 1996 im Wesentlichen abgeschlossen war, bedurfte es für den 2. Abschnitt der Suche nach einem neuen Autor, der schließlich in Ulrich Weidinger gefunden wurde. Die Bearbeitung des von dem 2006 verstorbenen Hägermann hinterlassenen 1. Abschnittes und des Anhangs nebst der Bebilderung des Bandes übernahm Konrad Elmshäuser.

Mit diesem Band liegt erstmals eine das gesamte Mittelalter umfassende Kirchengeschichte Bremens vor. Die beiden Abschnitte, in die der Text zerfällt, haben als Grenze das Jahr 1223, in dem der Titel des Erzbischofs, der bis dahin zwischen Hamburg und Bremen schwankte, endgültig auf Bremen überging, und das Jahr 1229, in dem das Kirchspiel Unser Lieben Frauen, das bis dahin, abgesehen vom Stephanikirchspiel, die ganze Stadt und ihre Umgebung versorgte, auf drei Kirchspiele aufgeteilt wurde.

Die beiden Abschnitte sind grundverschieden aufgebaut. Hägermann gibt in traditioneller Weise einen souveränen chronologischen Überblick über die Geschichte der bremischen Bischöfe und Erzbischöfe von der Vorgeschichte der Erhebung Willehads zum Bischof im Jahre 787 bis zum Ende des Kapitelstreits zwischen Bremen und Hamburg unter Erzbischof Gerhard II. Eingehend werden die herausragenden Erzbischöfe Ansgar, Adalag, Adalbert und Liemar behandelt und ihre Leistungen für die nordische Mission und den Reichsdienst einschließlich der Italienfahrt gewürdigt. Das Problem der Gründung des Erzbistums im 9. Jahrhundert, die durch Fälschungen verschleiert ist, wird aufgrund früherer Forschungen so dargestellt, dass die Existenz eines Erzbistums Hamburg fiktiv sei (in der Tat fehlten feste Grenzen und Suffragane), dass aber Hamburg 831/32 »von Ansgar zum Ausgangspunkt seiner Mission bestimmt worden war« (S. 41) und dass Ansgar »wohl bald nach 832 zum Missionserzbischof bestellt« worden sei (S. 42). Die Einsetzung Ansgars in das Bistum Bremen 848/49 durch König Ludwig und seine Bestätigung als Erzbischof für die Dänen- und Schwedenmission mit Sitz in Bremen durch Papst Nikolaus I. 864 werden nicht in Frage gestellt. Den Auftrag zur nordischen Mission übernahm das aus dem Erzbistum Köln herausgelöste Bistum, jetzt Erzbistum Bremen mit Ansgar von Hamburg, so dass Jahrhunderte lang die eigenartige ideelle Konstruktion eines »gleichsam doppelköpfigen Erzbistums« (S. 15) bestand mit dem »primum officium« der Mission in Skandinavien bis hin nach Grönland und auch bei den Ostseeslaven. Die Errichtung des Erzbistums Lund 1104 machte der nordischen Mission allerdings ein Ende, auch wenn sich die Erzbischöfe damit

zunächst nicht abfinden wollten. Dafür konnte sich die Kirchenprovinz im 12. Jahrhundert nach Osten ausdehnen, kurzzeitig sogar, was knapp angedeutet ist, bis nach Livland (1188 – 1215).

Mit der Aufteilung des städtischen Kirchspiels Unser Lieben Frauen 1229 beginnt der zweite, umfangreichere von Ulrich Weidinger verfasste Abschnitt, verbunden mit einem Perspektivwechsel von den Erzbischöfen auf die kirchlichen Einrichtungen in der Stadt Bremen. Nicht mehr die Chronologie ist der Leitfaden, sondern es werden die Institutionen vom Dom über die Pfarrkirchen und Kapellen, Stifte und Klöster bis zu den Spitälern, Gast- und Armenhäusern abgehandelt. Der Abschnitt »Spätmittelalter« wird so zu einem Kompendium der kirchlichen Institutionen Bremens vor der Reformation, wie es das bisher nicht gegeben hat. Die Kirchen und Kapitel sind dabei sehr detailliert beschrieben: die Architektur, die innere Ausstattung, die Altäre und die Bauverwaltung, der Güterbesitz und das Personal mit den Ämtern und Vikaren. Ein knapper Überblick über die Abfolge der spätmittelalterlichen Erzbischöfe ist eingefügt (S. 216-228). Dem Verhältnis der Erzbischöfe zur Stadtgemeinde ist ein besonderes Kapitel gewidmet (S. 259-290), in dem auf die Stedingerkriege, auf den »Verrat« von 1366 und die Pfandschlosspolitik Bremens eingegangen wird. Das Verhältnis wird im Zeichen eines unter den Nachfolgern Erzbischof Gerhards II. einsetzenden »Autoritätsverfall der kirchlichen Macht« (S. 273) gesehen. Auf der anderen Seite haben aber Erzbischöfe wie Giselbert von Brunkhorst, Borchard Grelle, Balduin von Wenden durchaus ihre Verdienste bei der Festigung des weltlichen Territoriums, des Erzstifts, in dem die Stadt Bremen eine führende Rolle spielte. Heinrich von Schwarzburg, der allerdings mehr in Münster als in Bremen residierte, setzte sich nicht nur gegen den Grafen Gerd von Oldenburg durch, sondern betrieb auch Reichspolitik. Die Stadt Bremen konnte allerdings, nachdem sie den Überfall Erzbischof Alberts 1366 abgewehrt hatte, ihre Autonomie erweitern, so dass sich das Kräfteverhältnis zwischen Erzbischof und Stadt relativ verschob. Was die Kirche angeht, so schildert Weidinger eingehend und zutreffend ihren Einfluss auf das städtische Leben in den Bruderschaften, im Heiligen- und Reliquienkult, durch Prozessionen und Wallfahrten, im Stiftungswesen und Totengedächtnis. Erst im 15. Jahrhundert wuchs die Kritik an Exkommunikation und Interdikt, an Pfründenakkumulation und Provisionswesen, an der Lebensführung der Geistlichen und ihrer Steuerfreiheit sowie am Ablasswesen, deren Auswirkungen in Bremen eingehend geschildert werden. Warum die Stadt Bremen (einschließlich der Geistlichkeit) nach 1367 ein Interdikt lange missachtete (S. 486-488), wird allerdings erst verständlich, wenn man den Lebenswandel des Klägers, des ehemaligen Dompropstes Heinrich (eigentlich Hinrich Biskop), kennt.

Knapp auf einer Seite (S. 497) wird auf das jüdische Leben in der Stadt eingegangen. In der Tat sind die Nachrichten dazu spärlich, aber nicht so spärlich wie es scheint. Immerhin ernannte der Rat 1435 einen Prokurator in Judenangelegenheiten, die er mit dem Reichserbkämmerer zu verhandeln hatte.

Am Schluss berechnet Weidinger den Anteil der Kleriker an der Stadtbevölkerung um 1500. Er kommt auf eine Zahl von über 300 Klerikern, nicht gerechnet das laikale Dienstpersonal bei den Kirchen, oder ca. 2,5 % der Gesamtbevölkerung, die mit 15.000 niedrig angesetzt ist.

Der Anhang enthält Personallisten der Bischöfe und Erzbischöfe sowie der Vorsteher der Stifte und Klöster einschließlich der Dekane, ferner Personen- und Ortsregister. Auf der beigegebenen Karte der Kirchenprovinz aus einem älteren Lexikon fehlen die bis 1104 zum Erzbistum gehörigen Suffragane und das Territorium des Erzstifts ist zu klein geraten. Der Text ist durch zahlreiche Abbildungen illustriert, von denen man sich manche farbig wünschte. Die Bischöfe des 9. bis 11. Jahrhunderts

werden in Ermangelung zeitgenössischer Porträts durch Zeichnungen aus einer Chronik vom Anfang des 16. Jahrhunderts dargestellt.

Zur Konzeption des Gesamtwerkes gehört es, auf Anmerkungen zu verzichten und dafür abschnittsweise Literaturhinweise zu geben. Immerhin gestatten die genauen Jahres- und Personenangaben oft das Quellenstudium nach den Regesten der Erzbischöfe von Bremen und dem Bremischen Urkundenbuch.

Trotz der unterschiedlichen Herangehensweise der beiden Autoren an die Kirchengeschichte in ihren Teilabschnitten gibt der Band einen guten Einstieg in das Thema mit dem Gewicht zunächst auf die überregionale Bedeutung der bremischen Kirche bis in das 13. Jahrhundert und dann auf die Kirchenverfassung der Stadt Bremen bis zur Reformation mit reichen, zum tieferen Einstieg geeigneten Literaturhinweisen.

Adolf E. Hofmeister

Hannemann, Tilmann (hrsg. im Auftrag des BBKR): Bremer Religionsgeschichten. Kontinuitäten und Wandel zwischen Religion und Gesellschaft. Bremen: Edition Lumière 2012. 171 S.

Unter dem Titel »Bremer Religionsgeschichten« vereinigt ein im Auftrag des Bremer Büros für Kultur- und Religionsgeschichte e.V. herausgegebener Band acht Arbeiten zur Bremer Religionsgeschichte, die nach Auskunft des Bearbeiters Tilman Hannemann v. a. im Umfeld des Rahmenprogramms zum Deutschen Evangelischen Kirchentag in Bremen im Jahr 2009 entstanden sind. Sie sollen vom Frühmittelalter bis heute interdisziplinär »Geschichten erzählen« und Schlaglichter auf Epochen der Bremer Geschichte werfen.

Da die Auswahl dem Zufall des Zustandekommens und weniger systematischer Entscheidung zu verdanken ist, haben sich Schwerpunkte ergeben, die v. a. in den Epochen, die unbehandelt blieben, spürbar ungleichgewichtig sind. So finden sich trotz des ursprünglichen Zusammenhangs Evangelischer Kirchentag weder Reformation noch sog. Zweite Reformation behandelt: zwischen Spätmittelalter und 19. Jahrhundert klafft eine Lücke, die den Herausgebern bewusst und ihnen daher auch nicht anzulasten ist.

Ein Blick auf die Beiträge zur mittelalterlichen Geschichte lässt auch diese als Kompositum Mixtum erkennen: Die biographische Skizze zu Bremens erstem Erzbischof Ansgar, in der Uta Halle zu Ansgars von Flandern bis Schweden reichenden Lebens- und Wirkungsstationen die jeweiligen archäologischen Grabungs- und Forschungsbefunde zusammenführt, war als FS-Beitrag für den schwedischen Archäologen Johann Callmer gedacht und stiftet nun in Bremen Nutzen.

Den Ausführungen von Christoph Auffahrt zum Apokalypsenkommentar des hochmittelalterlichen Franziskanermönchs Alexander Minoritas (gest. 1271, genannt von Bremen) sind zwar Bemerkungen zur Krisensymptomatik auch unserer Tage und zur stadtbremischen Geschichte vorangestellt, doch verbinden sie eigentlich nicht das Werk des Minoriten mit der Bremer Geschichte – wahrscheinlich, weil dessen biographischer Bezug zu Bremen offenbar im Dunkeln liegt bzw. unklar ist.

Hans Klofts Arbeit zum Reliquienkult und zu spätmittelalterlicher Frömmigkeit in Bremen fußt – wie vom Verfasser angegeben – auf einem älteren Beitrag zum Thema (*Hospitium Ecclesiae* 19, 1993, S. 7-62), erweitert diesen aber um nicht unwesentliche Aspekte nicht nur zu den Bremer »Hauptheiligen« Cosmas und Damian.

Geschlossener sind daher die Beiträge zum 19. und 20. Jahrhundert, in denen neben theologischen Klassikern wie Bürgermeister Johann Smidt und Pastor Albert Kalthoff auch Unbekanntes behandelt wird.

Heilgeschichtliche Vorstellungen im Umfeld der Befreiungskriege und der Auseinandersetzung mit Napoleon Bonaparte bei dem bekannten Bremer Theologen Johann Heinrich Bernhard Dräseke untersucht Frank Eisermann, für den Dräseke ein bürgerlicher Modernisierer war, der jedoch mit seinen Vorstellungen und Ideen in Bremen nicht zuletzt auch aufgrund auswärtiger Protestnoten nicht durchdrang.

Nahe am Ursprungsanlass des Bandes sind Regine Villingers Ausführungen zum Bremer Kirchentag von 1852, in denen sie anhand der Protokolle des Kirchentags aber auch anderer Quellen wie der Presse die Auseinandersetzungen um eine Einheitskirche im Gefolge der 1848er Revolution und der religionspolitischen Zersplitterung in der Mitte des 19. Jahrhunderts zeichnet.

Spannend zu lesen ist auch Tilman Hannemanns Arbeit zur Kirchenpolitik und Säkularisierung bei Johann Smidt »Das Gamaliel-Syndrom«, die ausgehend von einer Streitschrift wegen der Besetzung einer Pastorenstelle – ein in Bremen notorischer Anlass für öffentlichen Disput – die staats- und religionspolitischen Vorstellungen Johann Smidts analysiert und in den historischen und lokalen Kontext stellt.

Während Thomas Auwärter sich mit dem Pastor an St. Martini Albert Kalthoff einen der exponiertesten und bekanntesten Vertreter der Bremer »linken« Geistlichkeit in der Zeit um 1900 zum Gegenstand gewählt hat und das Bremer »Enfant terrible im Talar« als Vertreter einer sozialen und religiösen Moderne versteht, beschreibt der spannende Beitrag von Marcus Meyer in der kurzen, aber enorm wichtigen Phase der Weimarer Republik den Bremer religiösen Mikrokosmos bereits als zwischen zwei unterschiedlich konservativ orientierten Lagern zerrissen, die sich nach 1933 z.T. in Bekennender Kirche und Deutschen Christen wiederfanden, aber unter denen sich schon vor 1933 »kaum ein Anhänger der Demokratie von Weimar finden lässt«.

Beschlossen wird der Band mit einer Literaturliste zu Primärquellen und Sekundärliteratur, die aber kaum das zusammenführt, was nebeneinander steht. Damit bleibt ein bunter Reigen von Beiträgen anzuzeigen, der aber eine aktive und lebendige religionshistorische Forschungsszene in Bremen belegt. Zu fragen bleibt hingegen, ob die Integration solcher Arbeiten in vorhandene Publikationsorte (Hospitium Ecclesiae) bestehende Kräfte nicht besser bündelt als ihre Alleinstellung in einem »Büro«.

Konrad Elmshäuser

Kiedel, Klaus-Peter: Schiffe, Helgen, Docks und Kaje. Mit dem Fotografen Karl Schemkes in den Bremerhavener Häfen 1950 – 1965 (Schriften des Deutschen Schiffahrtsmuseums, Bd. 82 und Schifffahrt und Fotografie, Bd. 2). Wiefelstede: Oceanum Verlag 2011, 96 S.

Der Autor Klaus-Peter Kiedel ist seit 1979 am Deutschen Schiffahrtsmuseum (DSM) in Bremerhaven als wissenschaftlicher Archivar tätig und hat sich in seinem Schrifttum vor allem auf den Gebieten der Küstenschifffahrt sowie der maritimen Fotografie hervorgetan. Der vorliegende zweite Band der von ihm 2010 begründeten Reihe mit dem programmatischen Titel »Schifffahrt und Fotografie« besitzt einen Bremerhavener Schwerpunkt. Im Jahr der Eröffnung des DSM (1975) war das Archiv des aus Duisburg gebürtigen, seit 1919 in der Unterweserstadt ansässigen Fotografen

Karl Schemkes (1890–1994) aus rund 3500 Glasplattennegativen ins Haus gekommen. Der zeitliche Schwerpunkt der Sammlung liegt in der Nachkriegszeit, weil beim verheerenden Bombenangriff auf Bremerhaven am 18. September 1944 der Betrieb von Schemkes mitsamt den Negativen zerstört wurde. Angesichts dieses unwiederbringlichen Verlusts tritt uns der Fotograf in diesem Buch als Bildchronist der Nachkriegszeit entgegen.

Hier wird eine immer ferner rückende Epoche dokumentiert, die durch den Nachkriegsboom der 1950er und 1960er Jahre geprägt war, als Bremerhaven noch von seiner im 19. Jahrhundert entstandenen Wirtschaftsstruktur auskömmlich leben konnte. Die scharfen Zäsuren nach etwa 1970 – mit dem neudeutschen Wort Strukturwandel nur ungenügend umschrieben – sind beim Anblick dieser Fotos kaum zu erahnen. Die meist schwarz-weißen, selten farbigen Fotos spiegeln einen Hafenbetrieb wider, der noch vom konventionellen Stückgutumschlag mit einer heute verschwundenen Arbeitswelt, vor Einführung der alles umwälzenden »Containerisierung«, geprägt war. Vor allem bei Schleppern und anderen Hafenschiffen, Fischereifahrzeugen und kleineren Frachtern hielt sich noch der bewährte Dampfantrieb, auch wenn der Dieselmotor auf dem Vormarsch war. Die damals noch eindrucksvolle örtliche Werftindustrie verzeichnete volle (gelegentlich auch nicht so volle) Auftragsbücher und stellte Schiffstypen her, die es heutzutage nicht mehr gibt oder zumeist in Fernost gefertigt werden. Die Fotos zeigen anschaulich, dass der Bremerhavener Schiffbau damals noch eine Breitenindustrie war, von der eine ganze Region lebte und nicht, wie heutzutage, eine hoch spezialisierte Nischenbranche im scharfen Wind der Konkurrenz durch einstige schiffbauliche Nobodys in den Schwellenländern. Dasselbe gilt für die Fischereiflotte, die damals den Fischereihafen – *nomen est omen*) – optisch und wirtschaftlich dominierte, ehe ab 1976 die von den nationalen Küstenwachen kontrollierten 200-Seemeilen-Zonen und die damit verbundene »neue Landnahme« (Michael Salewski) dem deutschen Hochseefang ein Ende bereitere, von der heutigen Überfischung der Meere ganz zu schweigen. Schließlich findet sich in diesem Buch das besonders in Bremerhaven augenfällige deutsch-amerikanische Tableau, hier in Gestalt des zu Ende gehenden transatlantischen Passagierverkehrs, von dem wir heute wissen, wie schwierig sich schon damals dessen Rentabilität gestaltete. Beim Stichwort USA vermisst man übrigens einige Aufnahmen von Truppentransportern und anderen US-Kriegsschiffen, die nicht unbeträchtlich das damalige Bild in den Bremerhavener Häfen mitprägten.

Abschließend seien die überzeugenden Stilmittel gewürdigt, mit denen Schemkes geschickt die Stimmung jener Jahre festgehalten hat: Unter gekonnter Ausnutzung verschiedenster Lichteffekte, aber Vermeidung eines zu krassem Hell-Dunkel-Kontrasts, wurde eine vielfältige, dem Motiv stets angemessene Auswahl der Perspektive und des Bildausschnitts bei großer Detailschärfe vorgenommen, die keine Monotonie bei der Betrachtung aufkommen lässt. Sachkundig kommentiert präsentiert Kiedel »seine« im Museumsarchiv schlummernden Schätze.

Christian Ostersehlte

Körner, Irmela: Sendesaal Bremen. Die Rettung eines Klangjuwels. Bremen: Temmen 2011. 108 S.

Etwa ein Jahr nachdem der Verein der Freunde des Sendesaals für seine erfolgreiche Arbeit den Bremer Preis für Denkmalpflege 2010 erhalten hat, erschien diese Publikation.

Die Autorin, die Journalistin und Historikerin Irmela Körner, hat die Protagonisten der mühevollen Erhaltungsgeschichte des Sendesaals in den Mittelpunkt ihres Buches gestellt. Fünf kleine Kapitel porträtieren jeweils Hans-Günther Oesterreich, der Radio Bremen in der unmittelbaren Nachkriegszeit geprägt hat, Hans Otte, der als Pianist und Komponist die große Zeit der Experimente mit neuer und alter Musik bei Radio Bremen in den 1960er Jahren gestaltete, Klaus Bernbacher, der als ehemaliger Musikredakteur auf der Ebene der Politik für den Erhalt des Sendesaals kämpfte, Klaus Hübötter, der als erfolgreicher Immobilienkaufmann ein wirtschaftliches Konzept für den Erhalt des Sendesaals bereitstellte, und abschließend Peter Schulze, ebenfalls ein ehemaliger Musikredakteur von Radio Bremen, der für die Erhaltung des Sendesaals erfolgreich Konzerte organisierte und organisiert.

Beginnend mit einem Einstiegstext über das Richtfest der Reha-Klinik am Sendesaal, deren Betrieb als wirtschaftliches Fundament des Sendesaals dient, stellen zwischen den Porträts sieben Kapitel in lockerer Folge die Geschichte des Sendesaals vor. Jedes Kapitel erhält wie ein Motto ein Zitat oder ein kurzes Gedicht, häufig durchaus schräg oder auch von den Beteiligten selbst verfasst. Auch die Fotos, die verwendeten Interview-Äußerungen und die Hinweise in der Literaturliste zeigen die enge Zusammenarbeit der Autorin mit den Freunden des Sendesaals.

Ein kleines Kapitel behandelt die frühe Geschichte des Radios bis zum Bau des Sendesaals, der im Dezember 1952 eingeweiht wurde. Das Gebäude selbst wird in seiner Funktion beschrieben, hier finden sich Fotos von herausragenden Musikproduktionen der 1960er und 70er Jahre. Es folgen Darstellungen der Medienpolitik – insbesondere die wachsende Bedeutung des Fernsehens führte für die kleine Rundfunkanstalt zu Verwerfungen. Die angespannte finanzielle Situation des Senders, Konflikte mit der lokalen Politik und interne Auseinandersetzungen führten in eine Situation, in der radikale Schritte gefordert wurden.

Die Umzugspläne von Radio Bremen führten dann in eine Situation, in der die Aufgabe und gewinnbringende Vermarktung des Geländes und seiner Gebäude einschließlich des Sendesaals unausweichlich erschienen. Die spannende Geschichte dieses Konflikts wird unter dem Kapiteltitel Tatort Bremen dargestellt. Die Investoren waren lediglich an einem von Gebäuden frei geräumten Grundstück interessiert, während der Sender die Fläche der genutzten Räumlichkeiten stark reduzieren wollte. Die Situation änderte sich erst, als Erfahrungen mit der erfolgreichen Nutzung bestehender Gebäude gewonnen waren – inzwischen waren die Speicher I und XI in der Überseestadt in Büros umgewandelt, das Haus Vorwärts in der Sandstraße wird als Haus der Wissenschaft genutzt, das ehemalige Kaufhaus Bamberger wurde für die Volkshochschule umgebaut. Es zeigte sich, dass es meist wirtschaftlicher ist, bestehende Gebäude weiter zu nutzen, als sie abzureißen.

So blieb der Sendesaal als Denkmal erhalten, das einen bestimmten technischen Standard der Raumakustik vorbildlich dokumentiert. Sein Aussehen und sein leicht angestaubter Charme verweisen auf die große Zeit des Radios – auch wenn diese sicher vorbei ist, hat die Stadt Bremen nun einen ganz besonderen Kammermusiksaal zur Verfügung.

Bettina Schleier

Konukiewitz, Wolfgang und Weiser, Dieter (Hrsg.): *Die Findorff-Siedlungen im Teufelsmoor bei Worpswede. Ein Heimatbuch*. Bremen: Temmen 2012. 327 S.

Braucht man ein weiteres Buch zum Teufelsmoor und Worpswede? Nur wenige nordwestdeutsche Landschaften dürften so ausführlich besungen und beschrieben sein – von den Erzeugnissen der bildenden Kunst ganz zu schweigen – wie das Künstlerdorf und sein mooriges Umland.

Das sehen die Herausgeber und Mitautoren des vorliegenden Bandes naturgemäß anders. Dass es »keine informative Literatur zum Thema« gebe, sagen gar Wolfgang Konukiewitz und Dieter Weiser in ihrer Einleitung, in der sie aber auch auf zwei weitere und zweifellos triftige Beweggründe zur Abfassung ihres »Heimatbuch« genannten Werkes hinweisen: Die Bedrohung der Findorff-Siedlungen durch Überbauung und Entvölkerung und der Wunsch nach einer systematischen Auswertung des photographischen Archivs von Rudolf Dodenhoff (1917–1992) zur Geschichte Worpswedes und des Teufelsmoors.

Als Findorff-Siedlungen bezeichnet man die in der Folge des Landesausbaus des 18. und frühen 19. Jahrhunderts entstandenen Moordörfer, die ihre Existenz weitgehend dem Ingenium eines Mannes, des Moorkommissars Jürgen Christian Findorff (1720–1792) und einer planerischen Kraftanstrengung des kurhannoverschen Staates verdanken. Findorffs Lebenswerk setzte in unserer Region der vor genau 900 Jahren (1113) beginnenden Binnenkolonisation einen fulminanten Schlusspunkt – in Bremen erinnert an ihn der Name eines Stadtteils, in dem mit dem heute wieder touristisch aufgewerteten Torfhafen auch ein originales funktionales Element der hiesigen Torf- und Moowirtschaft erhalten geblieben ist.

Ein großes Thema also, doch der 342 Seiten umfassende Band wird ihm gerecht. In ihm reihen sich im besten Sinne eines Heimatbuches Beiträge zur Naturkunde und Geographie an solche zur Siedlungs- und Kulturgeschichte, aber auch zur aktuellen Situation in den Siedlungsgebieten und Naturflächen sowie zu den Zukunftsaussichten der Findorff-Siedlungen. Die übersichtliche Gestaltung des Buches zieht die inhaltlich unterschiedlichen Beiträge zu einem Ganzen zusammen: Karten, Skizzen, Originaldokumente und immer wieder die dokumentarisch anmutenden und doch auch sehr ästhetischen Schwarzweiß-Bilder der Sammlung Dodenhoff begleiten die Texte von immerhin zwölf Autorinnen und Autoren ganz unterschiedlicher Profession. Unter bremisch-landeshistorischen Gesichtspunkten ist besonders auf folgende Beiträge hinzuweisen:

Karsten Müller-Scheeßel führt als Fachmann souverän in die Geschichte der Moornutzung und in die Entstehung der Findorff-Siedlungen ein. Landwirtschaft und Torfhandel als die wirtschaftlichen Grundlagen der Siedlungen im 18. und 19. Jahrhundert werden ausführlich unter den harten Bedingungen der kurhannoverschen Moorkolonisation dargestellt und mit einer im Staatsarchiv Stade aufgefundenen und bislang unveröffentlichten Handschrift Findorffs, die Grundlage des später gedruckten »Moorkatechismus«, um den Abdruck eines archivischen Kerndokuments ergänzt.

Johannes Rehder-Plümpes Ausführungen zu Struktur und Gebäuden der Findorff-Siedlungen sind nicht weniger instruktiv und anschaulich verfasst: Bild, Karte und Skizze gehen auch hier Hand in Hand mit dem Text. Beiträge zur Kirchengeschichte (Brigitta Rehage) und zur Landwirtschafts- und Verkehrstechnik namentlich der Lebensader des Teufelsmoors, der Eisenbahn Bremervörde–Osterholz (Dieter-Theodor Bohlmann) und zum neuen Moorexpress (Wolfgang Konukiewitz) belegen eindrücklich die spätere Verzahnung des Verkehrs- und Wirtschaftsraumes der Findorff-Siedlungen im Teufelsmoor mit der Freien Hansestadt Bremen, ihrem

größtstädtischen Bezugsrahmen. Natürlich fehlen auch die Landschaftsmalerei und Kunstgeschichte sowie die Literatur (beide Beiträge Gudrun Scabell) nicht im Reigen der Themen.

Diese alle zu nennen, ist hier nicht der Ort, es sei noch auf das ordentliche Register und eine Einsteckkarte mit zwei Findorff'schen Karten des 18. Jahrhunderts (leider beidseitig bedruckt) hingewiesen sowie auf einen kleinen kartographischen Schatz im hinteren Einband: Die »Wassersport-Karte Hamme-Wümm« des Bremer Kanu Clubs (o.D., vor 1926) verdeutlicht die Verluste an Wasserwegen und -flächen durch die Trockenlegungen v. a. der Nachkriegsjahrzehnte und die Eigenart und Verletzbarkeit unserer nordwestdeutschen Niederungslandschaft.

Mit dem Erscheinen dieses gut gestalteten und verarbeiteten Buches wird es zukünftig schwer möglich sein zu behaupten, dass es informative Literatur zum Teufelsmoor nicht gebe.

Konrad Elmhäuser

Kurze, Peter: Auf Borgwards Spuren in Hastedt (Carl B. Auto-Geschichte(n). Band 1). Bremen: Kurze 2012. 64 S.

Kaack, Ulf: Borgward: Sprüche, Weisheiten und Anekdoten (Carl B. Auto-Geschichte(n). Band 2). Bremen: Kurze 2012. 64 S.

Wer heute von der BAB A1 kommend über die Abfahrt Hemelingen nach Bremen fährt, passiert auf Höhe der Pfalzburger Straße einen Gewerbekomplex, der mit Autohäusern, Möbel- und Einkaufsmärkten dem gesichtslosen Mittelmaß unserer großstädtischen Vorortwüsten entspricht, die kaum geeignet sind, Interesse auf sich zu ziehen. Dass dort einst ein großer Teil des industriellen Herzens der Freien Hansestadt Bremen angesiedelt war, dass dort einst Waggons, Automobile, Lastkraftwagen und auch Rüstungsgüter entstanden, daran erinnert heute nur noch wenig.

Mit dem ersten Band einer kleinformatigen und als Broschur gebundenen Reihe »Auto-Geschichte(n)« hat der Bremer Technik- und Automobilautor Peter Kurze nun eine Publikation vorgelegt, die auf kleinem Raum intensiv auf Spurensuche in Hastedt geht und diesen hochinteressanten Teil Bremens von 1907 bis heute vorstellt. Orientiert an der Vita des unvermeidlichen Übervaters der Bremer Automobilgeschichte Carl F. W. Borgward bietet das Bändchen auf nur 64 Seiten mehr als die übliche Aneinanderreihung von Bildern und automobilen Werbemotiven. Die kurze Einleitung führt straff durch die wechselhafte Geschichte von Industrieansiedlung, Übernahmen, Kriegswirtschaft, Zwangsarbeit und Wiederaufbau im Wirtschaftswunder und folgt dann den verschiedenen Werksgeländen des Hastedter Industriegebiets, die eingangs kartographisch vorgestellt werden. Die Autofabriken von NAMAG, Hansa und Goliath-Borgward stehen im Vordergrund, so wie auch den automobilen Produkten aus Hastedt eine lange Bildstrecke gewidmet wird. Spannend für den mit der Ortstopographie Vertrauten ist der Spaziergang zu den steinernen Zeugen: Reste der einst stolzen Fabriken sind nur noch entfremdet erhalten, oft nur in Mauerteilen fast industriearchäologisch zu fassen. Dass eine biographische Skizze zu Carl Borgward die Bremer Redewendung vom »unnötigen« Konkurs aufnimmt, ist in diesem Zusammenhang gerne hinnehmbar.

Naturgemäß enger an der Person von Carl F. W. Borgward orientiert ist der zweite Band der Reihe, in dem Ulf Kaack »Sprüche, Weisheiten und Anekdoten« des Bremer Industriellen wiedergibt. Tatsächlich finden hier wohl eher die eingeschworenen Anhänger des Konstrukteurs und seiner Produkte Lesenswertes. Als »chronologisches

Porträt (...) in seinen eigenen Worten« vermag das Bändchen zu seinem Anspruch, die verborgene Persönlichkeit Borgwards zu erhellen, aber eher wenig beizutragen, was nicht bereits bekannt wäre. Launigen Worten und Zitaten werden je ein Erläuterungstext und Fotos zugestellt – Quellenhinweise zu den Zitaten sucht der Leser vergeblich.

Mit der Reihe, zu der bereits ein dritter Band (Borgwards Heimkehr. Ein Hansa 2400 kommt zurück) gehört, wird das Spektrum der Bremer Automobil- und Borgwardliteratur somit um ein preiswertes Kleinformat erweitert, das seine Leser finden wird und in dem hoffentlich Band 1 die inhaltliche Leitlinie vorgeben wird.

Konrad Elmshäuser

Meyer-Braun, Renate: Frau Bürgermeister Annemarie Mevissen. Eine Biografie.
Bremen: Hauschild 2011. 326 S.

Der »einzige Mann« im Senat sei sie, hieß es zu ihren aktiven Lebzeiten. Als »Ausnahmefrau« hat sie Hans Koschnick bezeichnet. Für die Autorin ist sie »meine Heldin«. Im »politischen Dschungel der Männerwelt« übte sie 23 Jahre lang als einzige Frau im Senat das Amt einer Senatorin aus. Als Bürgermeisterin neben Hans Koschnick bestand sie stets auf der Anrede »Frau Bürgermeister«. Im September 2005 verlieh ihr der Senat das Ehrenbürgerrecht der Stadt Bremen. Gemeint ist Annemarie Mevissen, der Renate Meyer-Braun eine umfangreiche Biografie gewidmet hat. Die Autorin ist Historikerin, gehörte als Mitglied im Unterbezirksvorstand der gleichen Partei an, der auch Annemarie Mevissen angehört hatte, und schreibt, was sie keineswegs verschweigt, aus einem klar definierten feministischen Ansatz heraus. »Die Tatsache, dass es sich um eine Frau handelt,..., war vielleicht das ausschlaggebende Motiv für die Verfasserin, sich an die Arbeit zu machen«, schreibt sie selbst in der Einleitung zu ihrem Buch. Mit »Empathie« gehe sie an ihre »Heldin« heran, »auch wenn Distanz und Kritik durchaus deutlich werden«, heißt es im Weiteren dort. Dass ihr dies gelungen ist, sei schon hier gesagt.

In neun Kapiteln zeichnet die Autorin das Leben Annemarie Mevissens nach. Es sind sehr unterschiedliche Kapitel, die insgesamt ein umfassendes Bild des politischen Lebens Annemarie Mevissens zeichnen und darüber hinaus ein Stück bremischer Zeit- und Politikgeschichte darstellen. Die Zeit vor Eintritt in die Politik und der Beginn ihrer politischen Tätigkeit stehen am Anfang: Ihre Prägung durch Elternhaus und Arbeiterjugendbewegung, die Bürgerschaftsabgeordnete und der Neuling in der Senatsrunde, Senatorin und doch nicht ganz Senatorin, ihr problematisches Verhältnis zu Bürgermeister Wilhelm Kaisen, traumatisch und verletzend für die junge Frau und Politikerin. Es folgend die Kapitel über Annemarie Mevissens politische Arbeit als Jugend-, Sport- und Sozialsenatorin, fachlich breit angelegt und überaus informativ. In Kapitel VI unterbricht die Autorin die bisher chronologische Struktur ihrer Biografie und fragt nach der Rolle Annemarie Mevissens als Frau in Politik und Familie. Eine Kämpferin für die Rechte der Frau sei diese nicht gewesen, keine Alice Schwarzer. Doch sei ihr die Bedeutung des Geschlechterfaktors in der noch weitgehend von Männern beherrschten Welt der Politik durchaus bewusst gewesen. Spannend sind die Ausführungen der Autorin zur damals wie heute noch aktuellen Frage: »Hausfrau, Mutter und aktive Politikerin – geht das denn?«. Diese wie andere, in das private Leben Annemarie Mevissens reichende Aspekte kommen in der Biografie leider zu kurz. Auf die Frage nach ihrem Leben als Mutter, Ehefrau und erfüllter Frau weiß die Autorin, wie sie in der Einleitung selbst zugibt, oftmals keine

schlüssigen Antworten. Das liegt unter anderem daran, dass trotz eines Nachlasses im Staatsarchiv Bremen, private Unterlagen, Briefe und persönliche Reflektionen zu ihrer Privat- und Familiensphäre weitgehend fehlen.

In einem besonderen Kapitel werden die Auseinandersetzungen Annemarie Mevissens mit der 68er Bewegung und deren Folgen für eine neue sich verändernde Jugendarbeit behandelt. Spektakulärer Höhepunkt dabei die Schüler- und Straßenbahnunruhen, in deren Verlauf die Bürgermeisterin am 19. Januar 1968 vor dem Rathaus zu den demonstrierenden Schülermassen spricht. Probleme entstehen mit dem Landesjugendring, Jugendliche besetzen Häuser und richten »Selbst-Organisierte Jugendzentren« ein. Den neuen sozialen Bewegungen, Kinderläden und anderen Bürgerbewegungen steht Annemarie Mevissen ambivalent, wenn nicht sogar ablehnend gegenüber. Das antiautoritäre Denken einer neuen Generation ist ihr eher wesensfremd.

Ein umfangreiches Kapitel widmet die Autorin dem Ausscheiden Annemarie Mevissens aus der Politik. Fast schon zu detailliert, wohl weil selbst erlebt, werden die Flügelkämpfe in der SPD geschildert, der Streit um die Kandidatenliste zur Bürgerschaftswahl 1975 analysiert, beides Vorgänge, die letztlich Annemarie Mevissens Rücktrittserklärung am 14. Januar 1975 auslösten. Relativ schnell geht es dann zu »Ruhestand und Lebensabend«, zur Hundeliebhaberin und zur Malerin mit ihren Aquarellen von den Wallanlagen, dem Bürgerpark oder solchen aus Südfrankreich, wo sie manchen Sommer verbrachte, und schließlich zur Verleihung des Ehrenbürgerrechts ein Jahr vor ihrem Tod.

Renate Meyer-Braun hat eine wichtige, faktenreiche und engagierte Biografie geschrieben, als Frau für eine Frau. Es gelingt ihr, Annemarie Mevissen den ihr gebührenden Platz in der Geschichte Bremens zu verschaffen und damit gleichzeitig eine von vielen als schmerzhaft oder auch ärgerlich empfundene Lücke in der Reihe der jüngeren Bremensien zu schließen. Reich bebildert und dokumentiert entsteht das Porträt einer Frau, das sich auch für Männer lohnt zu lesen.

Hartmut Müller

Mörchen, Stefan: Schwarzer Markt. Kriminalität, Ordnung und Moral in Bremen 1939 – 1949. Frankfurt am Main: Campus 2011. 516 S.

Mit Stefan Mörchens Buch über den Schwarzen Markt liegt eine weitere Untersuchung zu einem Aspekt der unmittelbaren Nachkriegszeit Bremens vor. Dabei handelt es sich um keine Lokalstudie im klassischen Sinne. Vielmehr verdeutlicht der Autor am Beispiel Bremens das spannungsreiche Verhältnis zwischen »Kriminalität, Ordnung und Moral« (so der Untertitel der Studie) von 1939 bis 1949, und so verzahnt das Buch die Darstellung von Alltagsdelinquenz und ihrer Bekämpfung mit den sozialen Deutungs- und Erklärungsmustern, die für die deutsche Nachkriegsgesellschaft prägend waren. Dabei legt der Autor den Schwerpunkt auf eine Alltags- und Kulturgeschichte des Schwarzmarkts. Ob hierfür Michel Foucaults Terminologie nötig ist oder ob nicht auch der relativ offene sozialkonstruktivistische Ansatz der Kriminologie ausreichend gewesen wäre – diese Frage soll hier nicht weiter vertieft werden. Mörchen orientiert sich damit an einer methodisch ähnlich operierenden Studie über den Berliner Schwarzmarkt, die Malte Zierenberg 2008 veröffentlicht hat, ohne dass der Verfasser indes die Möglichkeit voll ausschöpft (S. 152 f.), durch einen Vergleich die Besonderheiten des Untersuchungsgegenstands Bremen scharf zu konturieren.

Auch interessiert den Autor die wirtschaftsgeschichtliche Rahmung seines Themas nur wenig, was der Darstellung an einigen Stellen nicht zum Vorteil gereicht. Ein Beispiel: In konsequenter Anwendung seiner Untersuchungsmethode begnügt sich Mörchen damit, die Währungsreform als Entkriminalisierung zu charakterisieren (S. 201, S. 449-451). Diese finanz- und wirtschaftspolitische Entscheidung erlangte ihre Schubkraft aber, weil die Umstellung von der inflationszerrütteten Reichsmark zur stabilen Deutschen Mark mit einer Freigabe der Preise vieler Güter verkoppelt wurde. Quasi über Nacht ließen beide Maßnahmen in ihrer Verschränkung den Schwarzen Markt als Alltagsphänomen verschwinden; die kriminalpolitische Kurskorrektur war nur eine Auswirkung davon. Somit löste sich der Gegenstand der Untersuchung wegen eines ordnungspolitischen Strukturbruchs auf, der sich zwar auch, aber nur mittelbar und stark verkürzend als die abrupte Änderung eines »Kriminalitätsdispositivs« (so Mörchen) beschreiben lässt und besser, weil analytisch tiefgreifender hätte mit originär wirtschaftsgeschichtlichen Kategorien charakterisiert werden sollen.

Ungeachtet dieser konzeptionellen Schieflage informiert die Arbeit den Leser kompetent über die Entwicklung des Schwarzen Marktes. Sie setzt zu Recht in der NS-Zeit an, denn schon seit Mitte der 30er-Jahre bewegten die Preiskontrollen und das Bewirtschaftungsregime Konsumenten, Handel und Produzenten dazu, Waren und Geld auf illegalem Wege gegeneinander zu tauschen. Auf die Ambivalenzen der juristischen, administrativen und polizeilichen Bekämpfung des Schwarz- und Schleichhandels weist Mörchen zu Recht hin: Ähnlich wie bei Bekämpfung der grassierenden Korruption wollte das NS-Regime seine Handlungsfähigkeit demonstrieren, ohne breite Teile der Bevölkerung unter Verdacht zu stellen oder tatsächlich zu verfolgen. Demonstrative Durchsetzung von Verteilungssicherheit und ein Zurückweichen vor eigensinnigem Alltagshandeln charakterisierten gleichermaßen das Verhalten des Regimes gegenüber dem Schwarzen Markt. Deswegen entziehen sich die vielschichtigen Handlungen, Wahrnehmungen und Wertungen der Bevölkerung einer vorschnellen Einordnung in das mittlerweile populäre Interpretationschema der »Volksgemeinschaft«, ohne freilich als Widerstand gegen das NS-Regime auslegbar zu sein.

Vom »Dritten Reich« zieht sich manche Kontinuitätslinie der Bekämpfung des Schwarzen Markts sowie der damit im Zusammenhang stehenden Eigentumsdelinquenz in die Nachkriegszeit. Weil der Schwarz- und Schleichhandel an Umfang und Präsenz zunahm, erhöhte sich die Bedeutung des Problems für Politik, Justiz und Verwaltung. Dabei bildeten die Gerichte, die Kriminalpolizei und die Bewirtschaftungsbehörden sowie die US-Besatzungstruppen keine einheitliche Phalanx, wie sich am gescheiterten Versuch zeigt, die zahllosen Eigentums-, Zoll- und Schwarzhandelsdelikte im Hafengebiet durch ein Schnellgericht zu lösen, das eine pragmatische Konfliktlösung gegenüber langwierigen juristischen Verfahren favorisierte. Gleichzeitig waren die offiziellen Akteure in dem Widerspruch gefangen, die Existenz des Schwarzmarkts einerseits dem Tätertypus des »Berufsverbrechers« zuzuschreiben, andererseits aber die um sich greifende und immer stärker zu Normalität werdende Alltagsdelinquenz zu akzeptieren und einen flexiblen Umgang mit ihr zu finden, der das im Werden begriffene Gemeinwesen nicht über Gebühr belastete. Dabei betont die Studie zu Recht, dass die Ablehnung des berufsmäßigen Schwarzhandels alle Bremer Parteien verband. Bei der zeitgenössischen Analyse der Ursachen (für die sich Mörchen freilich wenig interessiert) unterschieden sich die bremischen Vertreter von SPD, KPD, CDU und Deutscher Partei dagegen erheblich, wobei sie sich an den jeweiligen ordnungspolitischen Vorstellungen ihrer Parteien orientierten.

Diesem Reden und Handeln von offizieller Seite stand ein ebenso mehrschichtiges Agieren der Bevölkerung gegenüber. Situative Grenzüberschreitungen, sogar in Form von Eigentumsdelikten, gestatteten sich viele, gegenüber berufsmäßiger Tätigkeit auf dem Schwarzen Markt grenzte man sich aber ab. Sehr erhellend rekonstruiert der Autor in diesem Zusammenhang die Tradition von Eigentumsdelinquenz unter Hafenarbeitern. Auch in der öffentlichen Bewertung spiegeln sich Ambivalenzen wider: Gegen hauptberufliche Schwarzmarkthändler wurden strenge Maßnahmen gefordert, gleichzeitig aber Verständnis für das alltägliche »Beschaffen« signalisiert. Die Untersuchung differenziert diese Ergebnisse aus, indem sie die Verknüpfungen des Schwarzen Markts mit verschiedenen Tätertypen (»Kriminelle DP«, »Berufsverbrecher«, »Schieber« usw.) aufzeigt. Im Weiteren geht die Studie auf die Örtlichkeiten des Schwarzen Markts ein, insbesondere auf die »Versammlungsöffentlichkeit« am Bahnhof – freilich ohne darauf hinzuweisen, dass an diesem Ort die Früchte der eigentlich in breiten Kreisen abgelehnten berufsmäßigen Kriminalität durch den Verkauf ihre Abnehmer fanden, eben weil jedermann dort einkaufen konnte und ein erheblicher Teil der Bevölkerung dies auch tat.

Mörchens Studie bietet genau das, was sie verspricht: eine Alltags- und Kulturgeschichte des Schwarzen Markts im Zweiten Weltkrieg und im Nachkriegsdeutschland am Beispiel Bremens. Vielleicht wird mancher Leser die Darstellung der Ergebnisse etwas langatmig finden. Auch gelingt es dem Autor nicht immer, Doppelungen und Redundanzen zu vermeiden. Ebenso ist ärgerlich, dass im Literaturverzeichnis einige der zitierten Titel fehlen.

Jörn Brinkhus

Reischauer, Peter.-A.: Wer bringt den Bürgermeister ins Bett? Ein Bremer Protokollchef erinnert sich. Bremen: Temmen 2012. 134 S.

Erinnerungsliteratur hat im Umfeld der Zeitgeschichte zweifellos Konjunktur. Die Erinnerungen bedeutender Zeitgenossen – der Macher und Lenker – dienen den Protagonisten als Rechtfertigungsschriften, dem Publikum als Einblick in Seelenleben und Handlungszusammenhänge und den Historikern als – wenn auch kritisch zu wertende – Quellensammlungen.

Doch so groß der Wunsch nach Informationen über Hintergründe auch sein mag, den Personen aus dem Hintergrund wird selten zugehört. Noch seltener dürfte es sein, dass sich ein Akteur äußert, der nicht nur stets im Hintergrund gewirkt hat, sondern dessen Tun vor allem der Diskretion verbunden war. Mit den Erinnerungen des ehemaligen Protokollchefs des Bremer Rathauses Peter-A. Reischauer, der bis zum Jahr 2003 über mehrere Jahrzehnte an leitender Stelle in der Senatskanzlei und in der Protokollabteilung tätig war, liegt nun für Bremen ein solch seltenes Stück Erinnerungsliteratur vor.

Um es vorwegzunehmen: Schon der Titel lässt ahnen, dass man hier freundliche Erinnerungen an eine erfüllte und erfüllende berufliche Aufgabe und keineswegs Enthüllungs- oder gar Skandalgeschichten vor sich hat. Nichts was der Autor aus seinen Berufserfahrungen hinter den Kulissen verrät, muss jemandem Schweißperlen auf die Stirn treiben, solche hat eher der Protokollchef selbst in manchen kniffligen Situationen ertragen müssen – meist mit Professionalität, Menschenkenntnis und dem Gespür für die richtige Lösung, oft auch mit Humor.

Unter drei Bremer Bürgermeistern diente Reischauer in der o. a. Funktion. Hans Koschnick, Klaus Wedemeier und Henning Scherf konnten sich auf ihn verlassen –

ersterer über 17 Jahre lang. Dennoch vermeidet Reischauer, seine Erinnerungen mit den Namen von Bürgermeistern und Senatoren zu spicken, nur selten nennt er überhaupt Namen – zumeist die von auswärtigen Gästen oder Gesprächspartnern – sondern lässt auch höchste Bremer Akteure ungenannt, weil es ihm jeweils nicht um deren Person »sondern vielmehr um sein hohes Amt« gehe. Dieses und das Land Bremen vorteilhaft bei Gästen im Rathaus und bei Delegationsreisen im Ausland in Szene zu setzen, Veranstaltung am (unsichtbaren) Schnürchen ablaufen zu lassen, Misstöne stets zu vermeiden, mit anderen Worten kaum wahrnehmbar die Dinge in die richtigen Bahnen zu lenken, war dabei die zentrale Herausforderung.

Was können derartige Erinnerungen abgesehen von Reiz des zweifellos vorhandenen Anekdotenschatzes den an der Bremer Zeitgeschichte Interessierten bieten? Zunächst scheinbar nicht viel, doch bieten sie einen ungewöhnlichen Einblick in das Selbstverständnis und auch in die Außenwahrnehmung des kleinsten Bundeslandes. Erstaunlich ist dabei, dass im Zeitraum von immerhin rund 30 Jahren nur wenige Besuche – fast ausschließlich die gekrönten oder gefürsteter Häupter oder der Bundespräsidenten – Eingang in das Büchlein fanden, vorweg natürlich der legendäre Besuch von Königin Elisabeth II. 1978 in Bremen und Bremerhaven. Bei den Auslandsbesuchen stehen natürlich Ostasien und Nordamerika, die traditionellen Interessensräume der Bremer Außenhandels- und Hafenwirtschaft im Mittelpunkt. Hier geben zahlreiche Empfänge, Geschenke, Smalltalk, nationale Urteile und Vorurteile den Hintergrund für manche interessante Geschichte und Beobachtung ab.

Auch wenn hier viel von Höhepunkten und weniger von Alltagsproblemen die Rede ist, stellt sich bei der Lektüre doch schleichend die Befürchtung ein, dass gemessen an der heutigen Bremer Realität die Erinnerungen an die ca. 30 Jahre seit den 70ern ein stetig an Glanz und Bedeutung einbüßendes Bundesland spiegeln. Gewiss wird man nicht alle Delegationsreisen der 70er und 80er Jahre als wichtig und erfolgreich verbuchen müssen, vor allem im Bereich der Städtepartnerschaften leistete man sich nach anfänglicher Zurückhaltung bald auch Kurioses (Corinto, Nicaragua).

Doch war vor allem die Präsenz eines Hans Koschnick als Botschafter seines Landes unübersehbar und sein Wort auch außerhalb Bremens hörbar und nicht selten auch gefordert. Dies beschränkte sich nicht nur auf die engeren Kreise der Politik. Selbst aus der Perspektive des Protokolls wird deutlich, dass seinerzeit die Vertretung der Interessen des Landes auch als Wirtschafts- und Hafenstandort zum Selbstverständnis der politischen Akteure gehörte, die stets versuchten, Bremen und seine Häfen für wirtschaftlich attraktive Waren und Geschäftsfelder zu öffnen, anstatt sie für tagespolitisch ungeliebte Waren (Atomtransporte) symbolisch zu sperren.

Deshalb muss man nicht wehmütig auf die jüngere Vergangenheit blicken, deutlich wahrnehmbar sind die Paradigmenwechsel aber doch.

Konrad Elmsläuser

Rierner, Dieter und Lissau, Uwe: Vom Leher Vogt zum Amtsgerichtspräsidenten. Gerichtsvorstände in Bremerhaven-Lehe vom Mittelalter bis heute (Schriftenreihe des Amtsgerichts Bremerhaven. Band 3). Bremerhaven: Wirtschaftsverlag NW 2011. 180 S.

Eine eindrucksvolle Justiz- und Personalgeschichte aus Bremerhaven-Lehe an der Wesermündung aus der Feder des dortigen promovierten Historikers, Rechtsanwalts und Notars Dr. Dieter Rierner sowie des derzeitigen Amtsgerichtspräsidenten

Uwe Lissau aus Schiffdorf, der bereits 2002 und 2006 Schriften zu seinem Gericht herausgab.

Die Entwicklung des Gerichts Lehe mit den benachbarten Kirchdörfern Weddewarden, Wulsdorf, Geestendorf und ab 1827 mit der bremischen Hafensiedlung bis hin zu den Großstädten Wesermünde bzw. Bremerhaven wird über sechs Jahrhunderte im Spiegel der Rechtsprechung zurückverfolgt. Seit 1414 bremische, seit 1654 schwedische, seit 1712 dänische, seit 1715 hannoversche, seit 1866 preußische und seit 1947 wieder bremische Richter werden als Vertreter ihrer Epochen anschaulich vorgestellt. Dabei überrascht, wie viele Details erforscht und dargestellt werden konnten. Immerhin sind maßgebliche Unterlagen des Hauptstaatsarchivs in Hannover 1943 verbrannt.

So liest man (S. 31–33), dass der 1665 in Lehe nach seinem Vorgänger Dr. jur. Eberhard Graffe von der schwedischen Regierung in Stade ernannte Landrichter, Rat und Diplomat Johann v. Besser († 18. 8. 1690) 1670 Justizrat in Stade, 1679 Resident und Etatsrat in Bremen, 1682 Minister, 1688 geadelt und sogar Statthalter von Bremen wurde (s. auch: Die Gräber im Bremer St. Petri Dom, Heft 32, Bremen 2007). Als kurhannoversche Richter in Lehe sind bearbeitet: Hans Hinrich Lange (1712–25), Eide Siade Johans (1725–60), Johann Friedrich Mathias Postels (1760–72), Hermann Christian Friedrich v. Issendorf (1772–74), Carl v. Wersebe (1774–94), Claus Hinrich v. Lütcken (1794–97, 1811–13) und Dr. August Wilhelm Carl Georg Ribbentrop (1797–1809).

Nach der Franzosenzeit folgen als königl. hannoversche Richter und Amts-Verwalter in Lehe: die Amtsassessoren Ernst Friedrich Haltermann (1813–26), Carl August Bernhard Biedenweg (1826–27), Eberhard Christian Compe (1827–28), Johann Gerhard Telting (1828–36), Friedrich Wilhelm Strücker (1831–36) und die Amtmänner Caspar Christian Friedrich Friedrichs (1836–49), Friedrich Ernst Ostermeyer (1849–52) und Caspar Friedrich William v. Schulte aus Estebrügge (1852–59, s. Deutsches Geschlechterbuch 167, 1974, S. 430; Friedrich Gerdes: Chronik des Kirchspiels an der Este in Estebrügge, Rotenburg/Wümme 1969, S. 86, 89) sowie die Amtsrichter Wilhelm Bernhard Conring (1859–61) und Heinrich August Ulex (1859–73). Als preußische Richter in Lehe erscheinen unter anderen: Leopold v. Hassel (1873–75), Dr. August Thöl (1876–77), Johannes Rodewyk (1878–1906), Dr. Felix Oppenheim (1907–26), Georg Bethe (1926–32), Bernhard Behrens (1933–42) und Ernst Plate (1943–45).

Das in seiner Art einzigartige Buch berichtet auch über weitere Nachkriegsrichter, über die alten und neuen Gerichtsbauten bis zum modernen Justizzentrum und vielerlei anderes Wissenswertes, z. B. mit einem Zeitungsartikel vom 30. 4. 1927 über das Amtsgericht Bremerhaven mit vielen Namen und Funktionen damaliger Persönlichkeiten (S. 74–78).

Eine Literaturlauswahl (S. 159–161) verweist anstelle von fehlenden Quellenangaben in Anmerkungen zum laufenden Text auf bisheriges Schrifttum. Ein Personenregister beschließt den sehr ansprechend gestalteten und illustrierten Band, der als Vorbild für ähnliche Projekte gelten kann.

Hans-Cord Sarnighausen

Schneider, Karl: »Auswärts eingesetzt.« Bremer Polizeibataillone und der Holocaust.
Essen: Klartext Verlag 2011. 812 S.

Mit dieser voluminösen Studie legt Karl Schneider, ausgewiesener Experte auf dem Gebiet der Bremer Polizeigeschichte, die Summe langjähriger Recherchen vor und widmet sich dabei zwei Themen: Erstens behandelt er ausführlich die in Bremen beheimateten Polizeibataillone 105 und 303 und deren Beteiligung am Zweiten Weltkrieg, namentlich an der Vernichtung des europäischen Judentums und an der Terrorisierung der Zivilbevölkerung in den von der Wehrmacht besetzten Gebieten. Zweitens liefert der Verfasser Elemente einer Geschichte der Bremer Polizei von der Weimarer Republik bis in die unmittelbare Nachkriegszeit. Im Kern beschäftigt sich Schneider aber mit den beiden Polizeieinheiten, deren Weg er von der Aufstellung 1939 bis zum Kriegsende verfolgt und um eine Analyse der juristischen Aufarbeitung der Verbrechen nach 1945 ergänzt.

Zunächst beteiligte sich das Polizeibataillon 105 an der deutschen Besatzungsverwaltung in Norwegen, bevor es nach dem Angriff auf die Sowjetunion im Juni 1941 der Sicherungsdivision 207 der Wehrmacht unterstellt wurde. Zusammen mit der Heeresgruppe Nord rückte es durch die baltischen Länder bis zum Belagerungsring um Leningrad vor und verübte, während es seinem Sicherungsauftrag nachging, vielfach Kriegsverbrechen an sowjetischen Soldaten und vermeintlichen Partisanen. Aus den Treibjagden auf Juden hielt die Einheit sich auf Weisung ihres Kommandeurs heraus, wohingegen einzelne Angehörige die Mordtaten des SD und der Einsatzgruppen begrüßten. Bei der Rekonstruktion der Haltung dieser einzelnen Polizisten zum Holocaust macht es sich positiv bemerkbar, dass der Verfasser in erheblichem Umfang Selbstzeugnisse der Beteiligten gesammelt und ausgewertet sowie Zeitzeugeninterviews geführt hat. Von Abwehrkämpfen im Winter 1941/42 stark dezimiert, wurde die Einheit schließlich in die Niederlande versetzt, wo das Polizeibataillon 105 an der Deportation der holländischen Juden in die Arbeits- und Vernichtungslager mitwirkte, eine Stütze der deutschen Besatzherrschaft bildete und schließlich in kanadische Kriegsgefangenschaft geriet. Auch das Polizeibataillon 303 war seit seiner Aufstellung Teil des nationalsozialistischen Gewaltapparats. Nach einem Einsatz als Wacheinheit im besetzten Polen, wurde das Bataillon 1941 mit anderen Einheiten zum Polizeiregiment 10 zusammengefügt, das dem Höheren SS- und Polizeiführer in Russland-Süd unterstellt war, in enger Abstimmung mit der vom wichtigen SS-Funktionär Otto Ohlendorf geleiteten Einsatzgruppe D in der Süd-Ukraine agierte und unter dem Signum der »Bandenbekämpfung« die einheimische Bevölkerung terrorisierte. Dabei gelang es dem Bataillonskommandeur Heinrich Hannibal, nie seine gesamte Einheit für Erschießungen von Juden abstellen und diese Mordtaten persönlich kommandieren zu müssen, sondern er überließ solche Aufgaben willfähigen Kompanieführern und Mannschaftsdienstgraden. Freilich leistete die Polizeiformation Hilfestellung für die Mordtaten in Form von Streifen und Posten, durch Ordnerdienste usw. Auch beim Massaker in der Schlucht von Babi Jar nahe Kiew spielte das Polizeibataillon 303 eine solche unrühmliche Rolle, bevor es in der Südukraine bis 1944 wieder blutig und ohne Rücksicht auf die Zivilbevölkerung gegen Partisanen kämpfte sowie auf Jagd nach Zwangsarbeitern ging. In Abwehrkämpfen deutlich geschwächt, wurde die Einheit schließlich an die Adria verlegt, wo sie auch das Kriegsende erlebte.

Den einzelnen Verbrechen und Tatbeteiligungen der Polizeieinheiten sowie ihrer Angehörigen gilt das Hauptaugenmerk des Verfassers, sie werden von ihm detailliert und akribisch genau rekonstruiert. Über den Alltag dieser Polizeieinheiten erfährt der Leser hingegen relativ wenig – hierüber muss das von Stefan Klemp verfasste

Handbuch zur Geschichte der Polizeibataillone herangezogen werden. Auch ergänzt der Autor die anschauliche und umso bedrückendere Beschreibung der vielen Mordtaten und sonstigen Verbrechen der Polizeibataillone nicht um eine Synthese, die das Einsatzgeschehen mit seinen barbarisch-blutigen Auswirkungen auf prägnante Begriffe bringt oder seine Forschungsergebnisse zu Thesen verdichtet. Ebenso wird auf einen eigentlich nahe liegenden Vergleich der beiden Polizeieinheiten 105 und 303 miteinander verzichtet. Die von Christopher Browning, Daniel Goldhagen, Harald Welzer u. a. maßgeblich geprägte Täterforschung nutzt Schneider somit analytisch nicht, daher fehlt eine ausführliche Sozialstrukturanalyse der Offiziers- und Mannschaftsdienstgrade. Auch werden die Ergebnisse nicht in die mittlerweile sehr gute Literatur zur Besatzungsherrschaft in der Sowjet-Union und zur Geschichte der Wehrmacht eingebettet, die entsprechenden Titel tauchen folgerichtig nicht im Literaturverzeichnis auf. Kritisch muss angemerkt werden, dass zur Geschichte der beiden Polizeieinheiten zur Verfügung stehende Quellen der voluminösen Publikation entgangen sind können, weil darauf verzichtet wurde, alle relevanten Archive aufzusuchen. Dies mag zum Teil nicht ins Gewicht fallen, beispielsweise bei den in der Wehrmachtsauskunftsstelle aufbewahrten Verlustmeldungen des Polizeibataillons 105. Anders verhält es sich bei der Frage, ob das Verhalten des Kommandeurs des Polizeibataillons 303 angesichts der Judenerschießungen als Befehlsverweigerung zu verstehen ist oder ob Heinrich Hannibal vielmehr einen Weg fand, wie er den Ansprüchen des Regimes Genüge tun konnte, ohne persönlich gegen Kriegs- und Strafrecht zu verstoßen. Hierzu hätten die in der Stasiunterlagenbehörde, dem Bundesarchiv Koblenz und dem Staatsarchiv Münster vorhandenen Dokumente (deren Existenz der Forschung durch Klemp bekannt sind) mit der vom Autor schwerpunktmäßig ausgewerteten Überlieferung abgeglichen werden können.

Die Arbeit behandelt nicht nur das Einsatz- und Vernichtungsgeschehen in (vielleicht zu) großer Ausführlichkeit, sie ordnet es auch in die landesgeschichtlichen Zusammenhänge ein. Die Bremer Räterepublik wirkte wie ein Schlüsselerlebnis, das die Bremer Polizei- und Sicherheitspolitik der Weimarer Republik nachhaltig prägte und die Akteure veranlasste, geschlossene Polizeieinheiten zur Aufstandsbekämpfung aufzubauen, die sich erheblich von der ebenso uniformierten Schutzpolizei unterschieden, wenig zur Bekämpfung der Straßen- und Alltagskriminalität beitrugen und in der Bevölkerung keinen guten Ruf hatten. Allen Organisations- und Namensänderungen (von der Regierungsschutztruppe über die Sicherheitspolizei bis zur Ordnungspolizei) zum Trotz bestanden personelle Kontinuitäten seit dem Freikorps Caspari ebenso fort wie das Konzept einer kasernierten Polizei mit militärischer Ausbildung unverändert blieb. So wird man sich die Polizei im »Dritten Reich« nicht nur als Teil des SS-Staats vorstellen, sondern hinsichtlich ihrer Ausbildung, Organisation und ihren Einsatzmöglichkeiten auch die Orientierung an den Streitkräften betonen müssen. Folgerichtig wurden Teile der uniformierten Bremer Polizei schon vor Kriegsausbruch in das Infanterieregiment 65 übernommen. Der Autor ergänzt diese Organisationsgeschichte durch eine Reihe von Lebensgeschichten bedeutender Akteure der Bremer Polizeigeschichte, die zwar manches schon an anderer Stelle Gesagte wiederholen mögen, aber durch die biographische Struktur einen eigenen Zugang zum Thema geben. Eigentlich erhellen sich die personellen Kontinuitäten vom Kaiserreich bis in die junge Bundesrepublik so besser und klarer, als es jede sozialstatistische Untersuchung leisten könnte, zumal der Verfasser auf Beziehungen und Netzwerke zwischen den Protagonisten eingeht, die gerade in der Zeit nach 1945 so manche zweifelhafte Wieder- und Weiterbeschäftigung ermöglichten.

Somit besteht dieses Buch aus vier Elementen (einer Organisationsgeschichte der Bremer Polizei, zwei Geschichten von Polizeieinheiten und den prosopographischen Analysen), in denen der Autor zahlreiche durch ihn gut gesicherte, neue Erkenntnisse zu Tage fördert. Nimmt man die Untersuchungen Patrick Wagners zur Kriminalpolizei hinzu (die Schneider in seinen Biographien thematisiert), so verfügt die Forschung nun über einen guten Wissensstand zur Bremer Polizeigeschichte. Sicher hätte Schneiders Buch von einer grundlegenden Forschungsfrage, die nicht nur die Gliederung begründet, sondern auch das Material analytisch fruchtbarer aufbereitet hätte, profitiert. So bietet z.B. Edward B. Westermanns *Hitler's Police Battalions* mit seinem *organizational culture*-Ansatz ein Analyseinstrument, welches auch dieser Studie genutzt hätte, um zu verdichteten Thesen zu gelangen. Denn Westermann unternimmt das theoretisch reflektiert (nämlich die Einbettung von Vernichtung und Terror in eine Strukturgeschichte der Ordnungspolizei und ihrer Vorläufer), was Schneiders Studie dem Leser deskriptiv liefert.

Doch sind dies systematisch-analytische Anmerkungen, hinter denen der zweifellose Gewinn dieser ungewöhnlich materialreichen Arbeit nicht zurückstehen darf: Der Verfasser hat für die bremische Geschichte eine umfangreiche und kenntnisgesättigte Studie zu einem wichtigen und bislang gänzlich unbearbeiteten Thema der jüngeren Zeitgeschichte vorgelegt, das durch die Problematik der Nachkriegskarrieren über die NS-Zeit hinaus von Relevanz ist. Er hat dieses nicht nur umfassend bearbeitet, sondern in jahrelanger Recherche eigenständig Quellen aus Privathand und Zeitzeugeninterviews zum Thema erschlossen, die ohne ihn mit Sicherheit der Forschung verloren gegangen wären. Diese erweitern unseren Kenntnisstand erheblich und werden nun auch für zukünftige Arbeiten zum Thema zur Verfügung stehen.

Jörn Brinkhus

Tiedemann, Kirsten: Bremens Kaisenhäuser – Mehr als nur ein Dach über dem Kopf (Schriftenreihe des Bremer Zentrums für Baukultur. Band 16). Bremen: Verlag Bremer Tageszeitungen AG 2012. 135 S.

Es erscheint paradox: Einerseits dürfte es schwer fallen, der Person Wilhelm Kaisens noch neue Aspekte abringen zu wollen. Andererseits ist es umso erstaunlicher, dass ein Thema, mit dem viele der heutigen Einwohner Bremens den Namen Kaisen verbinden, wissenschaftlich lange Jahre nahezu unberücksichtigt blieb. Die Rede ist von den sogenannten »Kaisenhäusern«, jenen in den Bremer Kleingartengebieten zu Wohnzwecken ausgebauten Parzellenunterkünften, die meist in den frühen Nachkriegsjahren entstanden und sich im Laufe der Jahrzehnte zu ansehnlichen Eigenheimen im Grünen entwickelten.

Die Veröffentlichung basiert auf langjährigen Recherchen der Autorin Kirsten Tiedemann, die nicht nur archivalische Quellen auswertete, sondern auch über 30 Zeitzeugen unterschiedlicher Interessensgruppen befragte, zum Abriss vorgesehene Kaisenhäuser vor Ort aufsuchte, dokumentierte und dabei einen großen Fundus an Wissen und (bislang unveröffentlichtem) Material zusammentrug, was nicht zuletzt den Charme der reich bebilderten Publikation ausmacht. Obwohl der Band Teil einer architekturgeschichtlichen Schriftenreihe ist, liegt der inhaltliche Schwerpunkt in der Sozialgeschichte. Der spannende theoretische Ansatz von einer »Baukultur aus erster Hand«, einer Architektur ohne Architekten und ihren globalen Ausprägungen wird leider in der Einleitung von Sunke Herlyn nur angedeutet. Der vorwiegend

chronologisch gegliederte Hauptteil liefert im Anschluss jedoch einen guten Überblick über 60 Jahre Bau-, Wohn- und Konfliktkultur am Beispiel der Bremer Kaisenhäuser.

Es war eine der ersten Amtshandlungen des Nachkriegsbürgermeisters Wilhelm Kaisen, der im August 1945 als Reaktion auf die massive Wohnungsnot einen Erlass verfügte, der den vorübergehenden und räumlich eingeschränkten Ausbau der Lauben und Unterkünfte in den Parzellengebieten zu Wohnzwecken ermöglichte. Damit stand Bremen nicht alleine. In nahezu allen deutschen Großstädten, die stark von Kriegszerstörungen betroffen waren, wurde in den Kleingartengebieten ungenehmigt, aber mit behördlicher Duldung gebaut und gewohnt. Zuvor hatten bereits die Nationalsozialisten ab 1943 durch einen Erlass des Winterhilfswerks und als Reaktion auf die Folgen des Luftkriegs es den Besitzern von Landbuden gestattet, diese provisorisch zu bewohnen. Die Geschichte lässt sich sogar noch weiter zurückverfolgen. Ende der 1920er Jahre ging man von 1000 illegal bewohnten Lauben in den Bremer Parzellengebieten aus. Der damals zuständige Senator für das Wohlfahrtswesen sprach sich gegen eine Räumung dieser Notbauten aus, sein Name: Wilhelm Kaisen.

Die Vorbehalte, die nach 1945 von Seiten der Baubehörde und der Kleingartenvereine gegen die Bewohnung von Parzellengebieten angeführt wurden, ließen bereits 1949 die Verhängung eines Baustopps folgen. Da gleichzeitig Zuwiderhandlungen kaum geahndet wurden, nahm die Besiedelung der Kleingartenanlagen weiter zu. Manche Behelfsunterkunft entwickelte sich durch Eigenausbau und Nachbarschaftshilfe in Rekordzeit zum schmucken Häuschen. Als Baumaterialien kamen dabei zum Beispiel die symbolträchtig »doppelt gebrannten« Trümmersteine aus dem 1944 zerstörten Bremer Westen zu Einsatz. Auch die alten Solidargemeinschaften der Arbeiterbewegung erfuhren hier eine Neuaufgabe, was wiederum die emotionale Verbundenheit der Bewohner mit ihrem Haus und ihrer Umgebung verstärkte. Wohl auch deshalb hielt – wie später regelmäßig von den Bewohnern ins Feld geführt wurde – Bürgermeister Kaisen persönlich seine schützende Hand über diese städtebaulich eher kontraproduktive Entwicklung. »Es ist nicht der schlechteste Teil der Bevölkerung, der sich durch Selbsthilfe Wohnraum schafft,« soll Kaisen über die Parzellenbewohner gesagt haben und brachte damit seine eigene Verbundenheit mit den Menschen und ihren Tugenden (Eigeninitiative, Fleiß, Sparsamkeit) zum Ausdruck. Längerfristig setzte Kaisen wohl auf eine Lösung des Problems durch genügend günstig zur Verfügung stehenden Wohnraum. Vorübergehend befürwortete er eine Aufteilung in reine Kleingartengebiete und Gartenheimsiedlungen aus besonders dicht bewohnten Kleingartenanlagen. Dabei erfährt man eine handfeste Überraschung. Denn den oft kolportierten Kaisen-Erlass als schriftlich garantierte Zusage des Wohnrechts auf Lebenszeit hat es allenfalls als mündliche Zusage gegeben. Erst 1974 sicherten Bürgermeister Koschnick und Bausenator Seifriz per Dienstanweisung einer eng definierten Gruppe ein lebenslanges »Auswohnrecht« zu. Der Kaisen-Erlass war also eher ein Kaisen-Koschnick-Seifriz-Erlass.

Eine der Stärken der Publikation ist, dass sie sich nicht auf die Kaisenbewohner der ersten Generation und ihre Geschichte beschränkt, sondern auch jüngere und weniger bekannte Entwicklungen mitbeleuchtet. So entdeckten seit Mitte der 1970er Jahre neue soziale Gruppen die Vorteile dieser günstigen, unreglementierten und zugleich stadt- und naturnahen Wohnform für sich und übernahmen die Kaisenhäuser der alten Generation. Durch die mediale Berichterstattung dürften vielen noch die Auseinandersetzungen zwischen Polizei, Besetzern, Bewohnern, Beirat und Kleingärtnern im universitätsnah gelegenen Parzellengebiet Weidedamm in Erinnerung

sein. Weniger bekannt sind dagegen Alternativkonzepte oder zeitlich früher zu datierende Beispiele aus der Vahr oder Kattenturm, in denen die Stadt Gartenheimgebiete auswies und zur Bebauung durch die Bewohner freigab. Diese Umwidmung war dem flächenmäßig größten und am dichtesten bewohnten Parzellengebiet, der Waller Feldmark, nicht vergönnt. Nach jahrelangen Protesten beschloss 2002 ein vom Senat eingesetzter sogenannter Runder Tisch (mit den Stimmen von SPD und Grünen) das Aus für die Bremer Kaisenhäuser. Einigen wenigen Bewohnern wurde aus Alters- oder sozialen Gründen ein lebenslanges Wohnrecht zugesprochen, der Großteil der Kaisenhäuser ist seitdem dem Verfall überlassen bzw. wurde zum Abriss freigegeben. Ein Haus wurde allerdings vom Verein Kaisenhäuser konserviert und in diesem Jahr als »Kleinstmuseum« eröffnet.

Die Publikation »Mehr als ein Dach über dem Kopf« ist – wie der Titel schon andeutet – ein mit Detailinformationen gespickter und mit viel Sympathie zum Untersuchungsgegenstand geschriebener Band, der sich mit einer regionalhistorischen Thematik befasst ohne sich davon einschränken zu lassen.

Eva Determann

Wilhelm, Frauke: »Die Taschen waren voller Geld.« *Hafen- und Rotlichtgeschichten von der Bremer »Küste« in den 50er und 60er Jahren.* Bremen: Temmen 2011. 176 S.

Das Backcover verkündet: »Schiffe, Mädchen, Alkohol (...) Beim Landgang wurde bis zum Umfallen gesoffen und gehurt, so dass von der Heuer nicht viel übrig blieb. (...) Wer plietsch war, machte gute Geschäfte, denn das Geld wurde mit vollen Händen ausgegeben.« Dazu zeigt das Frontcover die Schwarz-Weiß-Aufnahme eines sichtlich betrunkenen Mannes, der am Dekolleté einer Frau herumnestelt. Ihren Lesern präsentieren Frauke Wilhelm (studierte Musikerin, Autorin eines Buches über die DDG Hansa und seit vielen Jahren im Bremer Kulturleben engagiert) und die Edition Temmen also das pralle Leben, wie es im dem Überseehafen benachbarten Vergnügungs- und Ausgeviertel in den 50er und 60er-Jahren tobte und der Kreuzung Nordstraße/Leutweinstraße die Bezeichnung »Klein Sankt Pauli« oder auch »Bremer Küste« einbrachte.

Inhaltlich behandelt die Verfasserin als Exposition die unmittelbare Nachkriegszeit in Walle sowie das Hafenleben, das insbesondere durch einen händischen Umschlag von Stück- und Sackgut und lange Liegezeiten geprägt war, während derer sich die Besatzungsmitglieder ausgiebig vergnügten. Diese Kapitel sind aussagekräftig. Weit weniger gut gelungen ist das »historische Sittengemälde«, das Frau Wilhelm liefern möchte. Hier kontrastieren längliche Passagen über die (angebliche) konservative Spießigkeit der Adenauerjahre sowie den (tatsächlichen) geschlechterpolitischen Roll-Back mit deftigen Zeitzeugenaussagen. Auch ist die These schräg, dass es sich bei der damaligen Prostitution an der Nordstraße um »selbstbewusste Sexarbeit« ohne Zuhälterei handelte; sie wird von der Autorin ohnedies nur mager begründet. Daneben ist die Entscheidung, sich zu prostituieren, weniger als emanzipatives Verhalten zu verstehen, sondern vielmehr aus der wirtschaftlichen Not und der sozialen Entwurzelung der Nachkriegszeit erklärbar, wovon auch die ärmlichen Wohnverhältnisse zeugen, die im Buch immer wieder zu Sprache kommen. Aber diesen Zusammenhang lässt die Autorin lieber hinter schwammigen Zeitzeugenaussagen über Prostitution als ein einträgliches Geschäft verschwinden. Eine ähnliche Romantisierung erfährt die Kriminalität, deren Protagonisten als »große Familie« und

»verschworene Gemeinschaft« präsentiert werden, in der jeder viel auf seine »Ganovenehre« hielt. Der abgedruckte Polizeibericht (S. 118 f.) spricht mit seiner Übersicht zu Einsätzen wegen Messerstecherei, Körperverletzung und Schlägereien eine etwas andere Sprache. Von rauer Herzlichkeit kann wohl kaum die Rede sein, vielmehr waren die Leutwein- und die Nordstraße ein Kriminalitätsschwerpunkt und Orte brutaler Gewalt im Bremen der Wirtschaftswunderjahre. Und auch die in Artikeln im *Weser-Kurier* (S. 112, 122) immer wieder erwähnten Organisations- und Ordnungsstrukturen des Milieus kümmern die Verfasserin nicht. Mit seinem sozial- und kriminalitätsgeschichtlichen Desinteresse fällt dieses Buch weit hinter das Niveau der Forschungsliteratur zur Geschichte der Prostitution in Bremen zwischen der Einrichtung der Helenenstraße 1878 und 1945 zurück.

Stattdessen verlässt die Veröffentlichung sich leider auf ihr Bildmaterial und die Zeitzeugeninterviews. Das Fotomaterial ist zwar üppig, aber zeigt, gerade in der zweiten Hälfte des Buchs, hauptsächlich feiernde Menschen, namentlich stark alkoholisierte Männer und weniger betrunkene Frauen, die einander körperlich zugetan waren. Diese stereotypen Motive sind dem Entstehungszusammenhang geschuldet, denn die Verfasserin wertet den Nachlass einer Fotografin aus, die auf dem Trottoir und in den Kaschemmen seit dem Jahr 1949 Erinnerungsfotos der Zecher und ihrer Begleiterinnen schoss. Diese Bildauswahl ist zu dürftig und auf Dauer auch ziemlich langweilig; außerdem hat sich die Autorin bei den Bildunterschriften keine Mühe gegeben. Noch verheerender ist aber ihr Umgang mit den Zeitzeugenaussagen. Die Vulgarität der Themen und der Sprache sowie der Fäkalhumor werden dem einen oder anderen zartbesaiteten Leser vielleicht die Schamesröte in sein Gesicht treiben. Den Rezensenten stört etwas Anderes: Die einzelnen Aussagen sind aus dem Interviewzusammenhang herausgerissen und schlaglichthaft montiert worden, auch fehlen die Interviewfragen. Auf Grund dieser Collagetechnik ist der Band als Oral history-Quelle eigentlich wertlos und kommt als eine Aneinanderreihung zotiger Anekdoten und doppeldeutiger Sprüche daher. Das informative und gelungene Kapitel über die geplante Verlegung des Vergnügungsviertels in den Bereich des Gleisdreiecks kann diese Mängel nicht ausgleichen.

Diese schlüpf- und seichte Bremensie wird sicherlich ihre Abnehmer finden und jedem Leser, der sich seinen spät-pubertären Humor erhalten hat, einen vergnüglichen Abend bereiten. Darüber hinaus ist der Ertrag der Publikation allerdings dünn.

Jörn Brinkhus

Denkmalpflege in Bremen

(Schriftenreihe des Landesamtes für Denkmalpflege Bremen)

Aus: Heft 9, 2012

(Unterwegs in Zwischenräumen. Stadt, Garten, Denkmalpflege. 79. Tag für Denkmalpflege und Jahrestagung der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger der Bundesrepublik Deutschland in Bremen, 5.-8. Juni 2011)

Klaus von Krosigk, Das gartenkulturelle Erbe Berlins. Erhaltung, Schutz und Pflege. Eine städtebau-denkmalpflegerische Herausforderung, S. 18-24. – Hubertus Fischer, »In jenem Garten, wo ich früher war ...« – Gärten der Dichtung, S. 25-33. – Hansjörg Küster, Kulturlandschaft als altes neues Thema, S. 34-40. – Frank Glaß / Uta Müller-Glaß, Denkmalpflege in ehemals privaten Gartenanlagen – die Kunst des Möglichen, S. 41-53. – Werner Domke, Der Bremer Bürgerpark, S. 54-61. – Margita M. Meyer, Vom Dilettantismus zur Professionalisierung? Gartendenkmalpflege in Deutschland, S. 71-82. – Erika Schmidt, Die Charta von Florenz nach dreißig Jahren kritisch betrachtet, S. 83-91. – Rainer Schomann, Garten kann jeder? – Reflexionen über Gartendenkmalpflege vor dem Hintergrund eines alten Vorurteils, S. 92-101. – Rolf Kirsch, Historische Gärten und ihre Pflege in Bremen, S. 102-109. – Volkmar Eidloth, Städtebauliche Denkmalpflege – Denkmalpflege der besonderen Art, S. 110-120. – Thomas Gunzelmann, Denkmalpflege und Kulturlandschaft – Versuch einer Bilanz, S. 121-131. – Bernd Euler-Rolle, Gartendenkmalpflege, Kulturlandschaftspflege und Ensembleschutz in Österreich – theoretische Entdeckung und praktische Bilanz, S. 132-139. – Giulio Marano, Aufgabe und Beitrag der Monitoring-Gruppe von ICOMOS bei den deutschen Welterbestätten, 140-145. – Georg Peter Karn, Der Mainzer Stadtpark und die Konkurrenz der Zeitschichten im Gartendenkmal, S. 146-153. – Cord Panning, Umgang mit Zeitschichten und Fragmentierungen im Muskauer Park im Kontext der Restaurierung des Gesamtensembles, S. 154-161. – Martin Baumann, Siedlungsfreiräume – schneller Wandel vs. Denkmalpflege?, S. 162-169. – Alexandra Fink, Pflege stadträumlicher Situationen. Platzanlagen der 1960er-Jahre, S. 170-178. – Klaus Lingenauber, Gendarmenmarkt in Berlin – Gestaltungskonzepte im Spannungsfeld von DDR-Erbe, älteren Denkmalschichten und heutiger Nutzung, S. 179-185. – Rolf-Dieter Blumer, Durch Rost geschützt? Die Instandsetzung der Treillage-Gitteranlage am Zirkel im Schwetzingen Schlossgarten, S. 186-191. – Andreas Dix, Inventarisierung von Kulturlandschaften. Entwicklung und gegenwärtige Trends, S. 192-201. – Petra M. Martin, Gartendenkmalpflege in der Stadtplanung. Der Rahmenplan Historische Alleen der Stadt Ludwigsburg, S. 202-209. – Heike Mortell, Das Gartenreich Dessau-Wörlitz im Kontext von Städtebau und Gartendenkmalpflege, S. 210-218. – Ingo Kowarik, Naturschutz und Denkmalschutz in historischen Parkanlagen, S. 218-224. – Axel Vos und Susanne Schöß, Die Gartenstadt Vahr und die Neue Vahr: fortschrittlicher sozialer Wohnungsbau im Bremen der Nachkriegszeit, S. 225-234. – Norbert Baron, Denkmalpflege in großräumigen Strukturen im Rahmen des integrierten Stadtentwicklungskonzeptes (SEKO), S. 235-236. – Kathrin Franz, Vom Umgang mit historischen Küchengärten. Probleme und Lösungsansätze, S. 237-244. – Martin Venne, Nachhaltige Strategien für die Nutzung und Erhaltung städtischer Friedhofsflächen, S. 245-251. – Kerstin Wittmann-Englert, »Das Gesicht der Stadt ist unser Spiegelbild.« Zur Frage der Bedeutung nachkriegsmoderner Kirchen im heutigen Städtebau, S. 252-259. – Gabriele Horn, Die Nutzung oder Übernutzung historischer Gärten am Beispiel der Stiftung Preußischer Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg, S. 260-265. – Georg Skalecki, Hafenkonversion in der Bremer Überseestadt, S. 266-270. – Sid Auffarth, Das Denkmal »Nordwolle« – 30 Jahre nach der Stilllegung: Hoffnungen, Enttäuschungen, Erfolge. Ein Resümee, S. 271-276. – Werner

Bratner, Bild und Original in der Gartendenkmalpflege, S. 277-282. – Clemens Kieser, Unterwegs in Zwischenräumen: (Großräumige) Denkmale – Konstrukt und Paradox, S. 283-295. – Alexander Krauß, City Nord in Hamburg: Bild und Substanz in der praktischen Denkmalpflege, S. 296-302. – Sigrid Brandt, Stadt. Grund. Bild. Zur Reparatur der Altstadt von Salzburg nach 1945, S. 303-311. – Werner Konold, Die funktionale, ideengeschichtliche und sozialhistorische Substanz von Kulturlandschaften, S. 312-322. – Roswitha Kaiser, Wie viel Energieeffizienz erträgt ein Denkmal?, S. 323-328. – Michael Rohde, Strategien zur Einhaltung von Umgebungsschutz und denkmalgerechter Nutzung am Beispiel der Berlin-Potsdamer Kulturlandschaft, S. 329-330. – Adrian von Buttlar, Rekonstruktion in der Gartendenkmalpflege, S. 331-339. – Hans-Rudolf Meier, Stadtbild – StadtDenkmal – Stadtreparatur, S. 340-348.

Arbeiterbewegung und Sozialgeschichte

Aus: Heft 26, 2012

Heinz-Gerd Hofschien: Eine Polizei-Karriere. Vom Stabsoffizier beim Höheren SS- und Polizeiführer Oberitalien-West zum Chef der Bremer Bereitschaftspolizei, S. 5-20. – Peter Lutz Kalmbach: Überlebt. Ein Bremer in den Fängen der Militärjustiz, S. 21-30. – Maria Hermes: Das Geschlecht des Krieges. Psychische Erkrankungen weiblicher Patienten und ihre ärztliche Einordnung im Ersten Weltkrieg am Beispiel des Bremer St. Jürgen-Asyls, S. 31-48. – Kai Artinger: »Germanisches Waldrind« und Rhododendren. Die Geschichte von Bremens bekanntester Freiplastik und des Rhododendronparks im Nationalsozialismus, S. 49-78. – Arndt Frommann: Die Eiswette von 1829 in Bremen zwischen den Weltkriegen. Vom Biedermeier zur Haupt- und Staatsaktion, S. 79-114. – Philipp Vergin: Karl Wastl (1889-1963). Kupferschied, Kommunist, Antifaschist und Gewerkschaftssekretär in Vegesack, S. 115-136.

Zeitschrift für Lübeckische Geschichte

Aus: Band 91, 2011

Heinrich Dormeier: Gründung und Frühgeschichte des Lübecker St. Annenklosters im Spiegel der testamentarischen Überlieferung, S. 29-88. – Antjekathrin Graßmann: Eine Art evangelisches weibliches Mönchtum? Das St. Johannis-Jungfrauenkloster in nachreformatorischer Zeit, S. 89-122. – Magnus Ressel: Der Freikauf Lübecker Seeleute aus Nordafrika und die Gründung der Lübecker Sklavenkasse (1580-1640), S. 123-160. – Peter Oestmann: ein Schmutzgeleiprozeß vor dem Oberappellationsgericht der vier freien Städte Deutschlands, S. 199-216. – Jörg Fligge: Rückblick auf die Verhandlungen über die »kriegsbedingt verlagerten« Lübecker Bibliotheksbestände und die erfolgten Rückgaben aus der UdSSR, Georgien und Armenien in den Jahren 1987-1998, S. 281-304. – Carsten Jahnke: Koggen und kein Ende. Anmerkungen zu den Thesen von Reinhard Paulsen und Detlev Ellmers, S. 305-320.

Jahrbuch der Männer vom Morgenstern

Aus: Band 89, 2010.

Johannes Göhler: Aspekte der frühmittelalterlichen Kirchengeschichte von Wulsdorf und den Orten an der Geestemündung, S. 27-40. – Hans-Cord Sarnighausen: Hannoverische Amtsjuristen von 1675 bis 1859 in Bederkesa, S. 41-62. – Ernst Beplate: Levi

Lefmann (Goldberg) aus Scharmbeck und seine Kinder. Ein Fall der jüdischen Armenfürsorge im 19. Jahrhundert, S. 63-80. – Peter Dittrich: Es hieß: der IMPERATOR und der COLUMBUS. Eigenheiten der deutschen Sprache im Umgang mit Schiffsnamen, S. 107-120. – Harald Focke: Heimkehr aus Kanada. Als Rückwanderer-Kind mit der BERLIN von New York nach Bremerhaven, S. 157-172. – Ulrich Euent: Die ehemalige katholische Kirche St. Nikolaus in Bremerhaven-Wulsdorf. Zum Abriss einer Bremerhavener Kirche, S. 173-194. – Christian Ostersehlte: 175 Rickmers. Eine Firmengruppe im Spiegel aktueller Historiographie, S. 195-224.

Aus: Band 90, 2011

Kurt Arthur Eckert: Ein Plädoyer gegen kulturellen Kahlschlag. Der »Kulturring Kreis Wesermünde« 1946–1949, S. 37-56. – Harald Focke: Vom Rostocker Kombilogger auf den Atlantik-Liner. Arbeitserfahrungen eines Ingenieur-Assistenten auf der BERLIN des Norddeutschen Lloyd, S. 57-86. – Horst Rössler: Königliche Hütte im »Wilden Moor«. Glashüttenwerk und Glasmacher am Fahrenberg im Amt Bremervörde, S. 115-170. – Hans-Cord Sarnighausen: Hannoversche Amtsjuristen von 1719 bis 1866 in Hagen im Bremischen, S. 171-188.

Stader Jahrbuch (Stader Archiv NF)

Aus: Band 101, 2011 (50 Jahre Sturmflut 1962.

Ereignis – Geschichte – Gedenken)

Michael Ehrhardt: »... die Leute in großer Angst gesessen und ihre Angstthänen erbärmlich vergossen ...«. Zur Geschichte der Sturmfluten an der Niederelbe, S. 17-46. Norbert Fischer: Sturmflutkatastrophe von 1962. Eine Pressedokumentation, S. 47-52. [Folgen Einzelbeiträge zur Sturmflut von 1962 im Alten Land, im Land Kehdingen, an der Oste und im Land Hadeln] – Norbert Fischer: Sturmflutkatastrophe und regionale Identität. Zur maritimen Gedächtnislandschaft an der Niederelbe, S. 157-170.

Oldenburger Jahrbuch

Aus: Band 111, 2011

Almuth Salomon: Hexenprozesse im Jeverland im 16. Jahrhundert, S. 9-24. – Margarethe Pauly: Sophie Eleonore von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Beck, die Prinzessin in der Rasteder Krypta, S. 25-54. – Matthias Bollmeyer: Gottfried Victor Moehring. Ein Gelehrtenleben im Barockzeitalter, S. 55-82. – Dieter Rüdebusch: Die Oldenburger Schulinspektion 1811, S. 83-92. – Jürgen Pilch: Albert Dietrich (1829–1908). (K)ein Oldenburger Kapellmeister, S. 93-116. – Reinhard Rittner: Rudolf Bultmann und seine Verbindungen ins Oldenburger Land, S. 117-138.

Hansische Geschichtsblätter

Aus: Band 129, 2011

Volker Henn, Hugo Stehkämper (1929–2010), S. V-VII. – Carsten Jahnke, »Homines imperii« und »osterlinge«. Selbst- und Fremdbezeichnungen hansischer Kaufleute im Ausland am Beispiel Englands, Flanderns und des Ostseeraums im 12. und 13.

Jahrhundert, S. 1-57. – Stefan Pajung und Bjørn Poulsen, Handel und Kaufmannsnetzwerke in Norddeutschland und Dänemark. Der Flensburger Kaufmann Namen Jansen und sein Kaufmannsbuch 1528–1549, S. 59-89. – Heide Lore Böcker, Reichs- und Landstände in ihrem Verhältnis zur Hanse, S. 91-136. – Joachim Deeters, Reichs- und Hansestage – eine vergleichende Betrachtung, S. 137-152. – Rainer Poste, Späte Hanse und Altes Reich, S. 153-169. – Matthias Puhle, Hanse und Reich. Rezeptionsgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert, S. 171-191. – Jörg Bracker, Rughe-norde, ein Umschlagplatz der Hansezeit im heutigen Friedrichskoog, S. 193-212. – Angela Huang und Ulla Kypta, Ein neues Haus auf altem Fundament. Neue Trends in der Hanseforschung und die Nutzbarkeit von Rezessionseditionen, S. 213-229. – Dagmar Hemmie, Der langwierige Verkauf des Hanseatischen Hauses zu Antwerpen. Einblick in die neuerschlossenen »Batavica«-Akten des Archivs der Hansestadt Lübeck, S. 231-246. – Karl-Erik Frandsen, Neue Entwicklungen mit altem Material. Die Öresund-Zollisten und die Möglichkeiten moderner Technik: Das STR-online-Projekt, S. 247-254.

Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte

Hrsg. von der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen

Aus: Band 82, 2010

100 Jahre Historische Kommission für Niedersachsen und Bremen – Personen, Geschichtsbilder, Forschungsfelder, Netzwerke 1910–2010. Vorträge auf der Jahrestagung der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen in Hannover vom 28. bis 29. Mai 2010: Thomas Vogtherr: Landesgeschichte und Politik. Georg Schnath und die Begründung des Landes Niedersachsen, S. 1-14. – Heinrich Schmidt: Die Gründung der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen, S. 15-32. – Arnd Reitemeier: Karl Brandi (1868–1946): Universitätsprofessor und erster Vorsitzender der Historischen Kommission, S. 33-50. – Wilfried Reininghaus, Karl Lamprecht und die Historischen Kommissionen in Deutschland vor 1914. Zur »Konferenz der landesgeschichtlichen Publikationsorgane« während der Deutschen Historikertage, S. 51-74. – Dietmar von Reeken, Erstrebte Kontinuität und erzwungener Wandel? Die Historische Kommission in den Modernisierungsprozessen des 20. Jahrhunderts, S. 75-92. – Carl-Hans Hauptmeyer, Die Historische Kommission und der Niedersächsische Heimatbund, S. 93-116. Weitere Aufsätze: Harald Lönnecker, »Erfinder« des regionalen Selbstbewusstseins? Studentenverbindungen als Vorreiter, S. 263-278. – Hans-Werner Niemann, Wie »krank« war die hannoversche Wirtschaft in den Weimarer Jahren? S. 279-303.

Weitere Neuerscheinungen zur bremischen Geschichte und Landeskunde

(Vollständigkeit im Sinne einer Bibliographie wird nicht angestrebt.

Besprechungen bleiben vorbehalten.)

50 Jahre Raumfahrt in Bremen: von ERNO bis Astrium 1961–2011 / *Autorenteam des Raumfahrt-historischen Archivs Bremen e.V.* (Schriftenreihe des Raumfahrt-historischen Archivs Bremen. 12). Lemwerder: Stedinger Verlag 2011. 264 S.

75 Jahre Freiwillige Feuerwehr Bremen-Osterholz. 10 Jahre Jugendfeuerwehr Bremen-Osterholz 1936–2011. Ein Rückblick. Bremen 2011. 24 S.

Artinger, Kai: Die Kunsthalle Bremen im Dritten Reich. Eine historische Aufarbeitung. Saarbrücken: VDM Verl. Dr. Müller 2010. 170 S.

Bandel, Wolfgang: Kindheit eines Gröpelner Jung: wie ich als Kind und Jugendlicher den Zweiten Weltkrieg im Bremer Westen (üb)erlebte. Erinnerungen. Bremen 2011. 173 S.

Berth, Christiane: Biographien und Netzwerke im Kaffeehandel zwischen Deutschland und Zentralamerika, 1920–1959. Hamburg, Univ. Diss. 2010. 412 S..

Blumenthaler Turnverein von 1862: 150 Jahre Blumenthaler Turnverein von 1862 e.V. 1862–2012. Bremen 2012. 60 S.

Brandhuber, Klaus: Borgward Automobil-Werke: Aufbau, Wirtschaftswunder und Konkurs – Hintergründe und Details. Bearb. von Peter Kurze. Bremen: Kurze 2012. 127 S. Teilw. zugl. Köln, Univ. Diss. 1988.

Cournoyer, Sabina G.: Konsul Juan Gildemeister: ein hanseatischer Kaufmann im Peru des 19. Jahrhunderts. Bremen: Hauschild 2011. 152 S.

Detlefsen, Gert Uwe: Schiffahrt im Bild: Schiffe des Norddeutschen Lloyd. Bremen: Hauschild 2011. 120 S.

Die Findorffbrüder. Johann Dietrich, Hofmaler in Mecklenburg-Schwerin; Jürgen Christian, Moorkommissar. Hrsg.: Lilienthaler Kunststiftung Monika und Hans Adolf Cordes. Bremen: Bremer Tageszeitungen 2012. 133 S.

Gross, Detlev G.: Vom Barock zum Bauhaus: Bemerkungen zu dem Bremer Architekten und Regierungsbaumeister a.D. Carl Krahn. Bremen: [Verf.] 2012. 21 S., 30 Bl.

Heinrich Vogeler: Künstler – Träumer – Visionär [Katalog Barkenhoff – Große Kunstschau – Haus im Schluh – Worpsweder Kunsthalle, 26. Mai – 30. September 2012]. Hrsg. von Sabine Schlenker [u.a.]. München: Hirmer 2012. 240 S.

Hoffmann, Reinhard: Infrastrukturfinanzierung des Bundes. Denkanstoß zu den Hafenlasten in den Bund-Länder-Beziehungen (Schriften zum Öffentlichen Recht. 1178). Berlin: Duncker & Humblot 2011. 344 S.

Hoffmann, Wiebke: Ein alter Afrikaner: der Kaufmann Johann Karl Vietor zwischen Bremen und Afrika (Volkskunde & Historische Anthropologie. 14). Bremen: Universität 2012. XII und 172 S.

Horstkotte, Elisabeth: »Vergessene Kinder« – Kinder psychisch kranker Eltern – Aufwachsen ohne Netz und doppelten Boden. Hrsg.: Gesundheitsamt Bremen. Bremen 2011. 52 S.

Kaack, Ulf: Industrie in Bremen. Ein Wegweiser zu Denkmälern der Technik und Kultur. Gudensberg-Gleichen: Wartberg Verlag 2011. 71 S.

- Kalthoff, Horst*: Illustrierte Geschichte der Bremer Kalthoff-Familie. 3. überarb. u. erw. Aufl. Berlin 2011. 133 S.
- Kleingärtnerverein Harmonie Bremen: 100 Jahre Kleingärtnerverein Harmonie e.V.: ... über den Verein und seine Geschichte. Hrsg.: Kleingärtnerverein Harmonie e.V., Red.: Hans-Ulrich Helms. Bremen [2011]. 27 S., zahlr. Illustrationen.
- Kunze, Svenja*: Jacobs Kaffee ... wunderbar. Eine Bremer Kaffeegeschichte. Bremen: Temmen 2012. 232 S.
- Liedloff, Helmut*: Briefe zwischen Deutschland und Amerika: Eine Lebens- und Zeitgeschichte. Kommentiert von Christian Groh. Berlin: Frieling 2011. 536 S.
- Lohße, Jakob*: Die Vergessenen Opfer. Der Bremer Härtefonds zur Entschädigung von »vergessenen NS-Opfern«. Hrsg.: Beirat des Bremer Härtefonds für NS-Opfer, Bremer Landesamt für Wiedergutmachung. Bremen 2010. 31 S.
- Matzner, Rudolf*: Der Bremer Klosterochsenzug: Bremer Kloster- und Kirchengeschichten; Interessantes, Unbekanntes, Kurioses. Bremen: Selbstverl. 2011. 88 S.
- Mühlhausen, Walter*: Bremen als Wirkungsstätte: Friedrich Ebert und Wilhelm Kaisen – zwei Staatsmänner des 20. Jahrhunderts (Kleine Schriften Stiftung Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte. 34). Heidelberg: Stiftung Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte 2011. 99 S.
- Orte für die Ewigkeit. Bestattungen und Gräber auf städtischen Friedhöfen in Bremen. Umweltbetrieb Bremen: Bremen 2011. 30 S.
- Prager, Hans Georg*: Schulschiff Deutschland – Weißer Schwan der Unterweser. Bremen: Hauschild 2010. 168 S.
- Schmidt, Jens U.*: Wassertürme in Bremen und Hamburg. Hansestädtische Wassertürme. Archiv Deutscher Wassertürme. Cottbus: Regia Verlag 2011. 240 S.
- Schnieder, Annemarie*: Alt-Kattenturm und Kattenesch. Ein Streifzug durch die Geschichte 1870–1970. Hrsg.: Arbeitskreis Arster Geschichte(n) e.V.. Bremen 2011. 247 S.
- Thiel, Reinhold*: Focke-Wulf Flugzeugbau. Bremen: Hauschild 2011. 392 S.
- Thiel, Reinhold*: Ivers & Arlt Preussenlinie. Bremen: Hauschild 2012. 112 S.
- Von Marx zu Darwin. Universität Bremen – eine Zeitreise. Ein Film von Michael Wolff. Bremen: Temmen [u. a.] 2011. DVD-Video (PAL, 98 Min.)
- Wessels, Arend*: Die Steingutfabrik Witteburg. Heimatverein Rekum e.V.: Bremen 2010. 27 S.
- Willer, Albrecht*: Die Korrespondenz des Amtsmanns Castendyk mit den Bremer Behörden 1827–1830. Bremerhaven: Wirtschaftsverlag NW, Verl. für neue Wissenschaft 2011. 536 S.

HISTORISCHE GESELLSCHAFT BREMEN

148. Jahresbericht (2011)

Mitgliederversammlung

Die ordentliche Mitgliederversammlung fand am 3. Mai 2011 im Vortragssaal des Staatsarchivs Bremen statt.

Der Vorsitz Dr. Elmshäuser begrüßte die erschienenen Teilnehmer der Mitgliederversammlung, stellte die fristgemäße Einladung fest und erstattete satzungsgemäß den Jahresbericht.

Die Mitgliederzahl der Historischen Gesellschaft Bremen (HG) entwickelte sich leicht negativ. Es gab mehr Eintritte als Austritte, aber im Berichtsjahr verstarben leider auch einige Mitglieder. Am 31. 12. 2011 hatte die Historische Gesellschaft 569 Mitglieder.

Die anwesenden Mitglieder erhoben sich anschließend, um wie in den Vorjahren der vom Vorsitz namentlich verlesenen Verstorbenen zu gedenken.

Der Vorsitz teilte mit, dass das Jahr mit Vorträgen, Publikationen und Exkursionen sowie kleineren Veranstaltungen dank des erfreulichen Interesses an Geschichte erfolgreich verlaufe. Die Historische Gesellschaft Bremen und ihre Aktivitäten werden auch außerhalb des Mitgliederkreises wahrgenommen und sie sei insgesamt gut mit anderen Vereinen (z.B. Bremer Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte, Freunde der Antike) und Institutionen (z.B. StuUB) vernetzt. Die Zusammenarbeit verlaufe produktiv. Auch die Kooperation bei Reisedurchführungen mit dem Oldenburger Verein Lebendiges Museum habe sich bewährt.

Unter den wichtigen wissenschaftlichen Aktivitäten verweist der Vorsitz auf das digitale Portal der Staats- und Universitätsbibliothek, in dem das Bremische Jahrbuch mit allen Bänden als Publikation der Historischen Gesellschaft eingestellt wurde. Es steht somit mit weiteren wichtigen Titeln zur bremischen Landesgeschichte frei recherchierbar zur Verfügung! Die Freischaltung des Portals ist am 30. März 2011 durch Bürgermeister Jens Böhrnsen erfolgt.

Zu den weiteren inhaltlichen Höhepunkten des laufenden Jahres wies der Vorsitz auf die Ausrichtung der Jahrestagung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine als Dachverband der deutschen Geschichtsvereine und auf den Tag der Landesgeschichte am 23. und 24. September 2011 in Bremen hin. Diese werden auf Einladung der Historischen Gesellschaft Bremen erstmals in der Hansestadt stattfinden. Da die Tagung direkt an den Deutschen Archivtag in Bremen anschließt, steht die Kooperation von Landesgeschichtsforschung und Archiven in Deutschland und anderen Ländern thematisch im Mittelpunkt. Den Festvortrag am 23. September im Festsaal des Bremer Rathauses wird Prof. Dr. Franklin Kopitzsch zum Thema »Landesgeschichte, Archive und Kulturlandschaft: Das Beispiel Norddeutschland« halten. Ein Senatsempfang wird sich anschließen.

Der Zuschuss der Sparkasse Bremen für das Bremische Jahrbuch wurde erneut, allerdings in diesem Jahr in reduziertem Umfang, gewährt.

Herr Salzer stellte die Jahresbilanz vor und erläuterte die Zahlen. Er verwies auf eine insgesamt positive Bilanz. Herr Hofmann stellte als Rechnungsprüfer die ordnungsgemäße Führung der Kasse fest und beantragte die Entlastung des Vorstandes, woraufhin die Mitgliederversammlung den Vorstand bei Enthaltung des Vorstands einstimmig entlastete. Erneut zu Rechnungsprüfern gewählt wurden Herr Hofmann und Herr Worgull.

In Vorbereitung der Feiern zum 150-jährigen Bestehen der Historischen Gesellschaft Bremen im kommenden Jahr 2012 wurde ein Festausschuss ins Leben gerufen. Zum Jubiläumsjahr sind geplant:

Eine Festveranstaltung im Bremer Rathaus am historischen Gründungsdatum (19. März), eine Ausstellung zu 150 Jahren Vereinsgeschichte, die Herausgabe des Bremischen Jahrbuchs 2012 in der Form einer Jubiläums-Festschrift sowie die Erstedition des ältesten Bremer Bürgerbuches.

An die Mitgliederversammlung schloss sich eine Präsentation von Dr. Thomas Elsmann zum digitalen Portal der Staats- und Universitätsbibliothek (s.o.) an.

Vorstand

Frau Prof. Dr. Cordula Nolte und Herr Johann Christian Bosse wurden in der Mitgliederversammlung erneut im Vorstand wiedergewählt. Der Vorstand besteht demnach aus folgenden Mitgliedern:

Prof. Dr. Konrad Elmshäuser (Vorsitzer); Dr. Gabriele Hoffmann (Stellvertretende Vorsitzerin); Heinz Salzer (Schatzmeister); Johann Christian Bosse (Stellvertretender Schatzmeister); Dr. Ina Grünjes (Schriftführerin), Dr. Thomas Elsmann (stellvertretender Schriftführer); Dr. Dieter Bishop, Uwe Bölts M.A., Prof. Dr. Franklin Kopitzsch, Prof. Dr. Cordula Nolte, Prof. Dr. Georg Skalecki, Dr. Peter Ulrich (Beisitzer).

Mitgliederbewegung

Im Jahr 2011 traten 20 Personen der Gesellschaft bei, 17 Austritte aus Alters- oder anderen erklärten Beweggründen waren zu verzeichnen, 9 Mitglieder sind verstorben, 2 Mitglieder mussten wegen wiederholt säumiger Beitragszahlungen ausgeschlossen werden. Am 31. Dezember 2011 hatte die Historische Gesellschaft 569 Mitglieder.

Veröffentlichungen

Band 90 des Bremischen Jahrbuchs ist am 6. Dezember 2011 erschienen. Das Jahrbuch wurde bis zum Jahresende 2011 zur Abholung in der Geschäftsstelle ausgelegt und ab 2012 postalisch versandt.

Vorträge

Auf Einladung der Historischen Gesellschaft Bremen und in Zusammenarbeit mit anderen wissenschaftlichen Vereinen und Institutionen fanden im Berichtsjahr 2011 u. a. folgende Vorträge statt:

1. Dr. Annegret Schlegelmilch (Bremen): Aus den Jugendjahren Kaiser Karls V. – Studien zur Erziehung und Lebenswelt des burgundischen Prinzen (20. Januar 2011)
2. Harald Klingebiel (Bremen): Franz Ernst Schütte zum 100. Todestag. Seine Bedeutung für die Entstehung von Osterdeich und Peterswerder (15. Februar 2011, der Vortrag wurde wegen der großen Nachfrage am 2. März im Staatsarchiv wiederholt.)
3. Prof. Dr. Marita Krauss (Augsburg): Mäzenatentum und Bürgertum im 19. Jahrhundert. Zum 100. Todestag von Franz Schütte (22. Februar 2011)
4. Prof. Dr. Cord Meckseper (Hannover): Der Magdeburger Dom im Schnittpunkt von Antike und Mittelalter (3. März 2011)
5. Prof. Dr. Thomas Vogtherr (Osnabrück): Das europäische Mittelalter der drei Religionen: Fakt oder Fiktion? (8. März 2011)
6. Dr. Dieter Bischof (Bremen): Neue Grabungsergebnisse aus der Bremer Innenstadt von Bredenplatz bis Liebfrauenkirchhof (10. März 2011)
7. Dr. Christian Ostersehlte (Bremen): Die Terminalanlagen des Norddeutschen Lloyd in Hoboken bei New York (15. März 2011)
8. Dr. Jobst Reller (Hamburg): Die Gründung der Norddeutschen Missionsgesellschaft (22. März 2011)
9. Prof. Gilbert Ansre (Accra/Ghana): Geschichte und Erbe der Norddeutschen Mission in Ghana und Togo (12. April 2011)
10. Dr. Anna Maria Pedron (Berlin): Der Ton der Straße: Deutsch-Amerikanische Alltagskontakte während der Besatzungszeit (8. September 2011)
11. Prof. Dr. Franklin Kopitzsch (Hamburg): Landesgeschichte, Archive und Kulturlandschaft: Das Beispiel Norddeutschland. Festvortrag anlässlich des 38. Tages der Landesgeschichte in Bremen (23. September 2011)
12. Dr. des. Maria Hermes (Bremen): Seelenleben, Psychiatrie und Krieg: Das Bremer St. Jürgen-Asyl im Ersten Weltkrieg (1. November 2011)
13. Prof. Dr. Stefan Weinfurter (Heidelberg): Canossa, Moral und Politik im Mittelalter (15. November 2011)
14. Dr. Dieter Bischof (Bremen): Aktuelle Grabungsergebnisse der Landesarchäologie in Bremen (14. Dezember 2011)

Gesprächsabende, Führungen und sonstige Veranstaltungen

Die Verleihung des Bremer Preis für Heimatforschung der Wittheit zu Bremen fand am 13. April 2011 mit reger Beteiligung durch die Mitglieder unseres Vereins im Staatsarchiv Bremen statt.

Am 12. Mai 2011 referierte unser Vorstandsmitglied Prof. Dr. Franklin Kopitzsch im Rahmen der Kaisen-Lesung 2011 zum Thema »Freiheitliche Tradition und Chance der Selbstentwicklung – Bundespräsident Theodor Heuss und Bürgermeister Wilhelm Kaisen«.

Am 17. Mai 2011 fand eine Führung durch die Ausstellung »PolizeiGewalt – Bremens Polizei im Nationalsozialismus« statt. Durch die Sonderausstellung führte Dr. Hans Wrobel, der die Ausstellung kuratierte.

Der winterliche Gesprächsabend bei Rotwein und Gebäck musste aus terminlichen Gründen in den Januar 2012 verschoben werden.

Tagesfahrten

18. Februar 2011: Ausstellungsbesuch »Lawrence von Arabien. Genese eines Mythos« in Oldenburg (Leitung und Führung: Prof. Dr. Konrad Elmshäuser, Dr. Ina Grünjes)

30. April 2011: Osnabrück: Bistumssitz und Friedensstadt zwischen Niedersachsen und Westfalen (Leitung und Führung: Prof. Dr. Konrad Elmshäuser, Uwe Bölts, Prof. Dr. Thomas Vogtherr)

20. August 2011: Königslutter, Süpplingenburg und Helmstedt – sächsische Romanik (Leitung: Uwe Bölts)

Mehrtagesfahrten

7. Mai bis 15. Mai 2011: Schlösser der Loire – von Angers bis Blois durch den Garten Frankreichs (Leitung: Uwe Bölts)

29. August bis 4. September 2011: Die Oberlausitz – Görlitz, Bautzen, Zittau mit sächsischer Landesausstellung »Via Regia« in Görlitz (Leitung: Prof. Dr. Franklin Kopitzsch und Uwe Bölts)

Rechnungsbericht der Historischen Gesellschaft zum 31. Dezember 2011

Bilanz zum 31. Dezember 2011

Aktiva	Euro	Euro
A. Anlagevermögen		275,00
B. Umlaufvermögen		
I. Forderungen und sonstige Vermögensgegenstände		
1. Forderungen aus Lieferungen und Leistungen	0,00	
2. sonstige Vermögensgegenstände	0,00	0,00
II. Kassenbestand, Guthaben bei Kreditinstituten		61.813,61
C. Rechnungsabgrenzungsposten		0,00
		<u>62.088,61</u>

Passiva

A. Kapital

1. Anfangskapital	46.212,23	
2. Überschuss	<u>- 1.213,12</u>	44.999,11

B. Rückstellungen

1. sonstige Rückstellungen		9.952,00
----------------------------	--	----------

C. Verbindlichkeiten

1. sonstige Verbindlichkeiten		0,00
-------------------------------	--	------

D. Rechnungsabgrenzungsposten		<u>7.137,50</u>
		<u>62.088,61</u>

Erträge und Aufwendungen im Jahr 2011

Erträge	Euro	Euro
Beiträge	11.581,62	
Spenden	7.820,32	
Zinsen	184,11	
Erlöse aus Buchverkauf	750,00	
Erlöse Porto	<u>10,00</u>	20.346,05
Aufwendungen		
Abgänge Sachanlage Buchwert	0,00	
Löhne und Gehälter	3.992,80	
Sozialabgaben etc.	951,96	
Abschreibung Sammelposten	235,00	
Sonstige betriebliche Aufwendungen	<u>16.379,41</u>	<u>21.559,17</u>
Verlust		<u>- 1.213,12</u>

Gez. Heinz Salzer
Schatzmeister

Geprüft am 26. April 2012:

Gez. Karl-Heinz Hofmann
Lars Worgull
Rechnungsprüfer

Anschriften der Autoren und Rezensenten

- Klaus Auf dem Garten*, Sonnenstraße 14, 28203 Bremen
Prof. Dr. Karl Marten Barfuß, Keplerstraße 25, 28203 Bremen
Dr. Jörn Brinkhus, Neuenburger Straße 16, 28219 Bremen
Eva Determann, Euckenstraße 3, 20201 Bremen
Dr. Bärbel Ehrmann-Köpcke, Helldiek 39, 27211 Bassum
Prof. Dr. Konrad Elmhäuser, Barbarossastraße 20, 28329 Bremen
Dr. Thomas Elsmann, Staats- und Universitätsbibliothek Bremen,
Bibliothekstraße, 28359 Bremen
Harald Focke, Ernst-Wöhlke-Ring 6, 27211 Bassum
Dr. Maria Hermes, Hegelstraße 34/36, 28201 Bremen
Sven Felix Kellerhoff, Die Welt, Redaktion Zeit- und Kulturgeschichte,
Axel-Springer-Straße 65, 10888 Berlin
Prof. Dr. Hans Kloft, Wernigeroder Straße 36, 28205 Bremen
Dr. Hans Hermann Meyer, Oberneulander Landstraße 62, 28355 Bremen
Dr. Hartmut Müller, Neuer Weg 57, 28816 Stuhr
Dr. Lydia Niehoff, Scheideweg 206, 26127 Oldenburg
Dr. Christian Ostersehlte, Tettenbornstraße 4 a, 28211 Bremen
Olaf Rennebeck, Neue Reihe 31, 27472 Cuxhaven
Dr. Horst Roessler, Harzburger Straße 6, 28205 Bremen
Dr. Andreas Röpcke, Richard-Wagner-Str. 36, 19059 Schwerin
Dr. Hans-Cord Sarnighausen, Röntgenstraße 57, 21335 Lüneburg
Dr. Bettina Schleier, Kornstraße 193, 28201 Bremen
Prof. Dr. Georg Skalecki, Nedderland 6, 28359 Bremenn
PD Dr. Helmut Stubbe da Luz, Bredenbekstieg 6, 22397 Hamburg-Ohlstedt
Dr. Peter Ulrich, Sandstraße 13, 28195 Bremen
Dr. Ingrid Weibezahn, Feldstraße 23, 28832 Achim
Dr. Hans Wrobel, Katzbachstraße 8, 28211 Bremen

VERÖFFENTLICHUNGEN AUS DEM
STAATSARCHIV DER FREIEN HANSESTADT BREMEN

Die »Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen« mit Beiträgen zur Geschichte Bremens erscheinen seit 1928. Nachfolgend eine Auswahl lieferbarer Bände. Erhältlich über das Staatsarchiv Bremen, Am Staatsarchiv 1, 28203 Bremen (0421-361-6228) und den Buchhandel.

Bd. 56	Karl H. Schwebel: Salz im alten Bremen. 1988. 104 S.	8,00 €
Bd. 59	Karl H. Schwebel: Bremer Kaufleute in den Freihäfen der Karibik. Von den Anfängen des Bremer Überseehandels bis 1815. 1995. 460 S.	30,00 €
Bd. 60	Klaus Schwarz: Die Pest in Bremen. Epidemien und freier Handel in einer deutschen Hafenstadt 1350 – 1713. 1996. 288 S.	16,50 €
Bd. 61	Uwe Weiher: Flüchtlingssituation und Flüchtlingspolitik. Untersuchungen zur Eingliederung der Flüchtlinge in Bremen 1945 – 1961.	16,50 €
Bd. 62	Beiträge zur bremischen Geschichte. Festschrift für Hartmut Müller. Hrsg. von Adolf E. Hofmeister. 1998. 248 S.	19,00 €
Bd. 63	Karl-Ludwig Sommer: Humanitäre Auslandshilfe als Brücke zu atlantischer Partnerschaft. CARE und CRALOG und die Entwicklung der deutsch-amerikanischen Beziehungen nach Ende des Zweiten Weltkriegs. 1999. 400 S.	22,50 €
Bd. 64	Reinhard Patemann: Bremische Chronik 1981 – 1986. 2001. 396 S.	23,00 €
Bd. 65	Thomas Siemon: Ausbüxen, Vorwärtskommen, Pflicht erfüllen. Bremer Seeleute am Ende der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus 1930 – 1939. 2002. 600 S.	39,00 €
Bd. 66	700 Jahre Bremer Recht. 1303 – 2003. Hrsg. von Konrad Elmshäuser und Adolf E. Hofmeister. 2003. 376 S.	38,00 €
Bd. 67	Hans Hesse: Konstruktionen der Unschuld. Die Entnazifizierung am Beispiel von Bremen und Bremerhaven 1945 – 1953. 2005. 520 S.	30,00 €
Bd. 68	Karolin Bubke: Die Bremer Stadtmauer. Schriftliche Überlieferung und archäologische Befunde eines mittelalterlichen Befestigungsbauwerks. 2007. 320 S.	20,00 €
Bd. 69	Nicola Wurthmann: Senatoren, Freunde und Familie. Herrschaftsstrukturen und Selbstverständnis der Bremer Elite zwischen Tradition und Moderne (1813-1848). 2008. 624 S.	35,00 €
Bd. 70	Anna Maria Pedron: Amerikaner vor Ort. Besatzer und Besetzte in der Enklave Bremen nach dem Zweiten Weltkrieg. 2010. 404 S.	20,00 €

BREMISCHES JAHRBUCH

Die 1863 begründete und damit älteste Zeitschrift der Freien Hansestadt wird vom Staatsarchiv Bremen in Verbindung mit der Historischen Gesellschaft herausgegeben. Sie enthält Beiträge zur bremischen und nordwestdeutschen Geschichte und Landeskunde sowie Rezensionen von Neuerscheinungen auf diesem Gebiet. – ISSN 0341-9622.

Band 53	1975	311 S.	22,50 €
Band 54	1976	369 S.	30,00 €
Band 55	1977	435 S.	35,00 €
Band 56	1978	345 S.	26,00 €
Band 57	1979	395 S.	32,50 €
Band 58	1980	379 S.	32,00 €
Band 59	1981	251 S.	27,50 €
Band 60/61	1982/83	337 S.	23,50 €
Band 62	1984	229 S.	23,50 €
Band 63	1985	241 S.	29,50 €
Band 64	1986	337 S.	25,00 €
Band 65	1987	228 S.	18,50 €
Band 66	1988	475 S.	40,00 €
Band 67	1989	279 S.	30,00 €
Band 68	1990	(Register zu Bd. 1 – 67) 87 S.	8,50 €
Band 69	1990	383 S.	43,00 €
Band 70	1991	279 S.	34,50 €
Band 71	1992	367 S.	46,00 €
Band 72	1993	287 S.	12,00 €
Band 73	1994	375 S.	18,50 €
Band 74/75	1995/96	376 S.	19,00 €
Band 76	1997	300 S.	19,50 €
Band 77	1998	360 S.	24,50 €
Band 78	1999	299 S.	23,00 €
Band 79	2000	320 S.	23,00 €
Band 80	2001	275 S.	23,00 €
Band 81	2002	266 S.	23,00 €
Band 82	2003	310 S.	23,00 €
Band 83	2004	264 S.	23,00 €
Band 84	2005	304 S.	23,00 €
Band 85	2006	296 S.	23,00 €
Band 86	2007	392 S.	25,00 €
Band 87	2008	352 S.	25,00 €
Band 88	2009	304 S.	25,00 €
Band 89	2010	360 S.	25,00 €
Band 90	2011	328 S.	25,00 €

Auslieferung durch das Staatsarchiv Bremen, Am Staatsarchiv 1, 28203 Bremen, Tel. (0421) 361 6228, Fax 361 10 247 und durch den Buchhandel.

KLEINE SCHRIFTEN DES STAATSARCHIVS BREMEN

In der Reihe der Kleinen Schriften sind Veröffentlichungen zusammengefasst, die vom Staatsarchiv aus unterschiedlichen Anlässen herausgegeben worden sind. Nachfolgend eine Auswahl lieferbarer Bände. Erhältlich über das Staatsarchiv Bremen, Am Staatsarchiv 1, 28203 Bremen (0421-361-6228) und den Buchhandel.

- | | | |
|---------|---|---------|
| Heft 34 | Nachlass Johann Smidt (1773–1857), Bürgermeister der Freien Hansestadt Bremen (Staatsarchiv Bremen Bestand 7,20). Bearbeitet von Monika M. Schulte und Nicola Wurthmann. 2004. 475 S. | 19,80 € |
| Heft 36 | »... sind Sie für den geschlossenen Arbeitseinsatz vorgesehen«. »Judendeportationen« von Bremerinnen und Bremern während der Zeit der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft. Bearb. von Günther Rohdenburg. 2006. 367 S. | 10,00 € |
| Heft 37 | Günther Rohdenburg, Karl-Ludwig Sommer: Erinnerungsbuch für die als Juden verfolgten Einwohner Bremens, die während der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft wegen ihrer Zugehörigkeit zur jüdischen Glaubensgemeinschaft oder nach Kriterien der nationalsozialistischen Rassegesetzgebung als Juden verfolgt wurden. [2006]. 399 S. | 15,00 € |
| Heft 38 | Lydia Niehoff: 1806–2006. 200 Jahre Niederländisches Konsulat in Bremen. Hrsg.: Konsulat der Niederlande in Bremen. [2006]. 56 S. | 10,00 € |
| Heft 39 | Occupation – Enclave – State. Die Wiederbegründung des Landes Bremen nach dem Zweiten Weltkrieg. Dokumente zu Politik und Alltag. Hrsg. vom Staatsarchiv Bremen. 2007. 191 S. | 12,00 |
| Heft 40 | Vergessene Opfer. Die Erinnerungsarbeit des Vereins Walerian Wróbel Verein Zwangsarbeit e.V. Bremen. Redaktion: Eva Determann, Otto Fichtner, Helge Meier, Hartmut Müller, Günther Rohdenburg. Hrsg.: Verein Walerian Wróbel Verein Zwangsarbeit e.V. 2007. 237 S. | 10,00 € |
| Heft 41 | Hasso Kliese: Bremische Chronik 1987–1995. Redaktion: Günther Rohdenburg. Teil 1: Text. 2011. 494 S. – Teil 2: Register. 2011. 197 S. | 19,50 € |
| Heft 42 | Hasso Kliese: Bremische Chronik 1996–2004. Redaktion: Brigitta Nimz, Günther Rohdenburg. Teil 1: Text. 2008. 521 S. – Teil 2: Register. 2008. 213 S. | 19,50 € |
| Heft 45 | Andree Brumshagen: Das Bremer Stadtmilitär im 17. und 18. Jahrhundert. Eine Untersuchung zum Militärwesen in einer Hansestadt. 2010. 299 S. | 12,00 € |
| Heft 46 | Eva Determann (Hrsg.): Von Mensch zu Mensch. Die Deutsche Bruderhilfe. Eine Bremer Initiative im geteilten Deutschland. 2010. 176 S. | 12,50 € |

